

Gebrüder Paetel, Berlin W.

Anfang September d. J. erscheinen in unserem Verlage:

Aus Leben und Praxis.

Ernste und heitere Erzählungen

von

Hans Blum.

Octav. Geheftet 5 Mark, elegant gebunden 6 Mark 50 Pf.

Hans Blum bietet in diesem Bande eine neue Reihe seiner allgemein geschätzten und beliebten kürzeren Erzählungen, in deren Vortrag er Meister ist. Seine Kunst, Erlebnisse aus seiner Juristenpraxis spannend und ohne sensationelle Mittelchen fortreissend darzustellen, bewährt er, wie in seinen früheren Erzählungen aus dem Rechtsleben, auch hier wieder glänzend; in der Entfaltung köstlichen Humors bei Schilderungen origineller Gestalten, denen er auf seinem Lebenswege begegnet ist, zeigt er von Neuem seine liebenswürdige Gabe, Menschen und Dingen ihre komische Seite abzugewinnen. Immer bricht persönliches Erlebniss in diesen Erzählungen durch, und sie gewinnen dadurch einen unmittelbaren Reiz von Frische und Ungezwungenheit, der ihre Lectüre wahrhaft erquickend macht.

Aretin und sein Haus.

Roman

von

Rudolf von Gottschall.

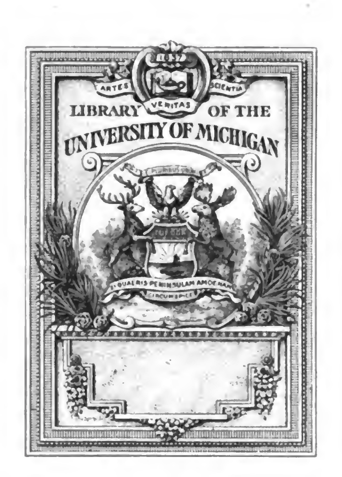
Octav. Geheftet 5 Mark, elegant gebunden 6 Mark 50 Pf.

Mit grosser Meisterschaft rollt Rudolf von Gottschall in seinem neuen Romane Lebensschicksale aus der Zeit der italienischen Renaissance auf. Das Kunst- und Gesellschaftsleben der Tage Karl's V. und Tizian's, in denen ein Dichter vom Range Pietro Aretin's der gefeierte Liebling des Hofes und des Volkes werden konnte, wird in seinem bunt schillernden Glanze überaus reizvoll geschildert, und mit geschickter Steigerung werden von ihm die leidenschaftlichen Kämpfe reiner, poetischer Naturen abgehoben und zu tragischem Ende geführt. Der Roman weckt, zumal einzelne Kapitel aus ihm in feine Beziehung zu gegenwärtiger Zeit und ihren Kunstan-
...s zum Schlusse
...vollendetsten
...ühmten Dich-

Deutsche Rundschau

...er Paetel.

...andlungen des
In- und Auslandes.


ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE

Deutsche Rundschau.

Herausgegeben

von

Julius Rodenberg.

Band LXXXVIII.

(Juli — August — September 1896.)

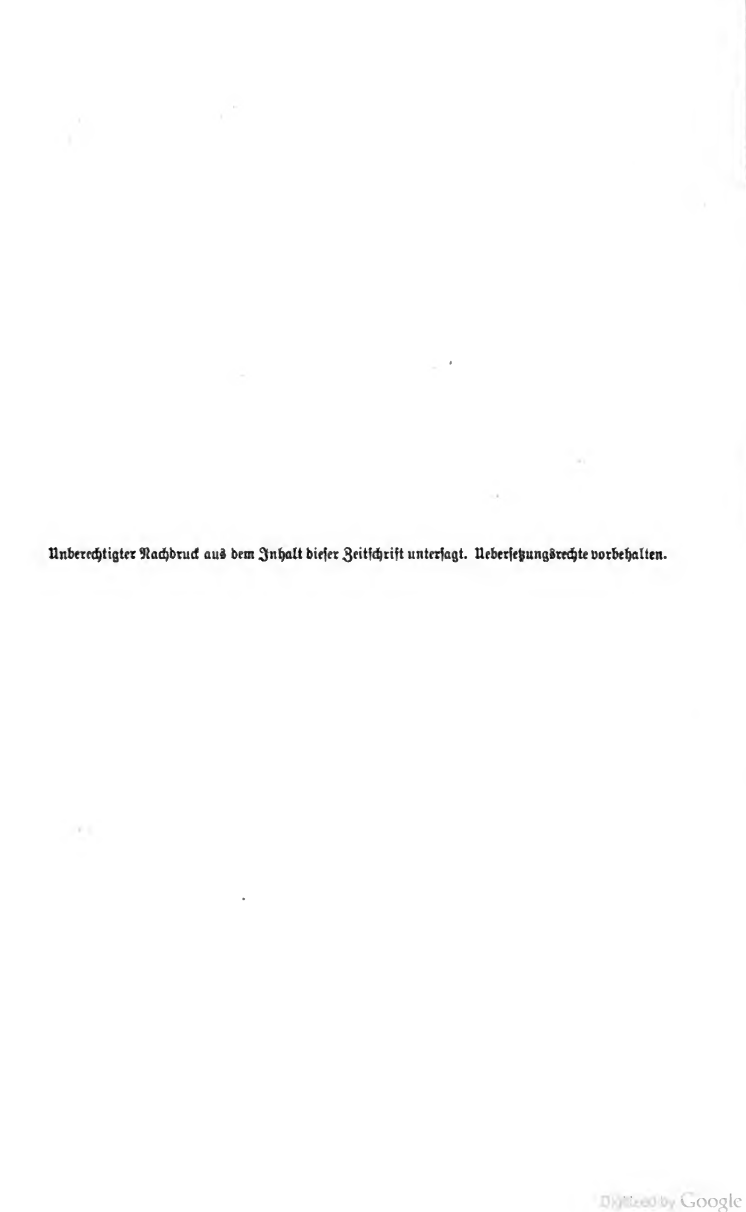


Berlin.

Verlag von Gebrüder Paetel.

(Elwin Paetel.)

Alexandrien, F. Hoffmann. — **Amsterdam**, Seyffardt'sche Buchhandlung. — **Athen**, C. Beck. — **Basel**, Georg & Co. Louis Jenke's Buchhandlung. — **Boston**, Carl Schoenhof. — **Budapest**, C. Grill's Hofbuchhandlung. Friedr. Kilian's kgl. ung. Univ.-Buchhandl. — **Buenos-Aires**, Jacobsen Libreria. — **Bukarest**, Sotschek & Co. — **Chicago**, Koelling & Klappenbach. — **Christiania**, Cammermeyers boghandel. — **Cincinnati**, The A. E. Wilde Co. — **Dorpat**, Theodor Hoppe. E. J. Karow's Univ.-Buchhandlung. — **Kapstadt**, Herm. Michaelis. — **Konstantinopel**, Otto Keil. — **Kopenhagen**, Andr. Fred. Hoest & Sohn, Hofbuchhandlung. Wilh. Prior's Hofbuchhandlung. — **Liverpool**, Charles Scholl. — **London**, Dulau & Co. D. Nutt. A. Siegle. Paul (Kegan). Trench, Trübner & Co., Limited. Williams & Norgate. — **Luzern**, Doleschal's Buchhandl. — **Lyon**, H. Georg. — **Mailand**, Ulrico Hoepli, Hofbuchhandlung. — **Montevideo**, L. Jacobsen & Co. — **Moskau**, J. Deubner. Alexander Lang. Sutthoff'sche Buchhandlung. — **Neapel**, Heinrich Detken, Hofbuchhandlung. F. Furchheim. — **New-York**, Gustav E. Stechert. E. Steiger & Co. B. Westermann & Co. S. Zickel. — **Odessa**, Emil Berndt's Buchhandlung. — **Paris**, G. Fischbacher. Haar & Steinert. F. Vieweg. — **Petersburg**, Aug. Deubner. Carl Ricker. H. Schmitzdorff's Hofbuchhandlung. — **Philadelphia**, E. Schaefer & Koradi. — **Pisa**, Ulrico Hoepli's Filiale. — **Porto-Alegre**, A. Mazeron. — **Reval**, Kluge & Ströhm. Ferdinand Wassermann. — **Riga**, J. Deubner. N. Kymmel's Buchhandlung. — **Rio de Janeiro**, Laemmert & Co. — **Rom**, Loescher & Co., Hofbuchhandlung. — **Rotterdam**, W. J. van Hengel. — **San Francisco**, Fr. Wilhelm Barkhaus. — **Santiago**, Carlos Brandt. — **Stockholm**, Samson & Wallin. — **Tanunda** (Süd-Australien), F. Basedow. — **Tiflis**, G. Baerenstamm Wwe. — **Valparaiso**, C. F. Niemeyer. — **Warschau**, E. Wende & Co. — **Wien**, Wilhelm Braumüller & Sohn, Hof- u. Universitäts-Buchhandl. Wilhelm Frick, Hofbuchhandl. Manz'sche k. k. Hofverlags- u. Universitäts-Buchhandlung. — **Yokohama**, H. Ahrens & Co. Nachf. — **Zürich**, C. M. Ebell. Meyer & Zeller. Albert Müller (Nachf. von Orell Füßli & Co. Sortiment).



Inhalts-Verzeichniß

zum

Achtundachtzigsten Bande (Juli — September 1896).

Seite

(Fortsetzung umstehend.)

Eine Vision.

Von
Marie von Ebner-Eschenbach.

Zwei geschlossene Miethwagen vor dem Thor des evangelischen Gotteshauses, die Kirchenbänke leer, ein Brautpaar in Reisekleidern an den Stufen des Altars. Er, ein großer, blonder Mensch, eine wahre Arminsgestalt, sie, das Widerspiel einer Thusnelda. Nicht mehr jung, kaum mehr hübsch, feingliedrig, mit schmalem Gesichte, überzarten Zügen, und fast übergroßen braunen Augen.

Trauzeugen sind ein Beamter und ein greiser Diener des Bräutigams, die Braut ist von ihrer Kammerfrau begleitet.

„Denn es steht fest Gottes Zusage," beendet der Pastor seine Rede. „Ich will dich nicht verlassen, noch versäumen; rufe mich an in der Noth, so will ich dich erretten und du sollst mich preisen; fürchte dich nicht, ich bin mit dir!"

Der Bräutigam hatte das bindende „Ja" gesprochen, der Priester wandte sich an die Braut.

„Willst Du Diesen als Deinen Ehegemahl nach Gottes Wort und Willen haben und halten, ihn lieben und ehren, ihm unterthan sein in dem Herrn, in Freud und Leid ihn nicht verlassen, und den Bund der Ehe mit ihm heilig und unverbrüchlich halten, bis daß der Tod Euch scheidet? Ist solches Deines Herzens redlicher Entschluß, so sprich: Ja."

Tiefe Bläße hatte die Wangen der Braut überzogen, die gesenkten Augenlider zuckten, ein ergreifender Schmerzenszug bildete sich um den kleinen Mund, dessen Lippen das feierliche Gelöbniß flüsterten.

An diesem Altare war sie schon einmal gestanden, als junges, hoffnungsfreudiges Geschöpf, umringt von den Ihren, von einer festlich geschmückten Menge, glücklich gepriesen und beneidet. Sie hatte den Schwur der Treue schon einmal von einem Andern empfangen und einem Andern geleistet, und s i e hatte ihn gehalten, hatte Treue bewahrt — aber nicht erfahren.

Die heilige Handlung war vollzogen; der Neuvermählte hob seine Frau in den Wagen, und im raschen Tempo zweier flinker Traber fuhren sie dem Südbahnhofe zu.

Eisig wehte die Luft an diesem Aprilmorgen; ein scharfer Nord wirbelte schwere, gelbe Staubwolken auf. Grell leuchtend stieg die Sonne am Horizont empor und nicht der kleinste Dunststreifen trübte den einförmigen Glanz seines hellen, kalten Blau.

Die Reisenden kamen sehr früh; der Schalter, an den der Mann sich begab, war eben erst geöffnet worden, nur wenige Passagiere zeigten sich. Die Frau ging voraus in den Wartesaal und fand ihn noch leer. Sie setzte sich in einen Fauteuil, lehnte den Kopf zurück und schloß die Augen. Sie war müde, müde. Ach, so müde sein, und ein neues Leben beginnen, welche Thorheit, welche Vermessenheit! Nie und nimmer wäre sie begangen worden, hätte nicht ein fremder, starker Wille den der schwachen Frau besiegt.

Allerlei Fuhrwerke waren indessen an den Bahnhof heran gerollt; zwischen sie schlängelte sich, eins ums andere überholend, ein von Meisterhand gelenktes Viergespann; edle, feurige Thiere. Ihr geschorenes Fell hatte den matten Schimmer des Sammets, ihre schlanken Hälse bogen sich stolz, ihre rothen Nüstern rauchten. Vor dem Perron hielt ihr Führer an, reichte dem Kutscher auf dem Rücksitz die Zügel, stieg ab und trat in die Bahnhofshalle.

Er war kein „schöner Mann“ nach landläufigen Begriffen, aber eine adelige, gewinnende Erscheinung. Mittelgroß, schlank, mit kleinem Kopf und unregelmäßigen Zügen, lebhaften, klugen Augen, deren kühner, oft harter Blick im Widerspruch stand zu dem weichen Ernst, der den Mund umlagerte; eine gewollte äußere Ruhe, hinter der ein steter Kampf sich verbarg, der Kampf, in dem die Gegensätze lagen, die sich zu unlösbarem Bunde in diesem Menschenkinde zusammen gefunden hatten. Heute felsenfesten Willens, morgen ein Diener seiner Impulse, energisch und lässig, mitleidsvoll und grausam, reich begabt, fähig Hohes zu erreichen, und oft mit den Ketten der Leidenschaft an das Niedrige gefesselt — das war der Mann, der jetzt in den Wartesaal kam, um die Neuvermählten vor ihrer Abreise zu grüßen.

Sie hatten jeden Anderen eher erwartet.

„Rainer!“ rief der Blonde, der beschäftigt gewesen war, die vorausgeschickten Reiseeffecten vom Portier zu übernehmen. Rasch entließ er ihn, eilte auf seine Frau zu und legte die Rechte auf ihre Schulter. Sie war zusammengefahren und erbebte noch leise unter der sanften und beschützenden Berührung der treuen Freundeshand.

Aber wie der Andere jetzt vor ihr stand und sie scheu zu ihm aufblickte, da kam es ihr befreiend und erlösend zum Bewußtsein: Es ist aus. Seine Macht ist gebrochen. Er hat den Glauben und die Hoffnung in ihr getödtet, und endlich auch — was sie für undenkbar gehalten, endlich auch — die Liebe.

„Ich will Euch nur Lebewohl sagen,“ sprach Rainer — es klang wie eine Entschuldigung. „Euch gute Reise wünschen, Kinder, und glückliche Heimkehr. Morgen um die Zeit seid Ihr in Venedig. Ihr sehnlicher Wunsch,“ fügte er, auf die Frau deutend, hinzu.

Er hatte ihr ihn nicht erfüllt. Und welchen denn in all' den Jahren? Welchen noch so bescheidenen und berechtigten Wunsch? Längst keinen mehr…

Aus Laune? Aus Lust am Quälen? Aus Rache dafür, daß er sie zu seiner Frau hatte machen müssen, um sie zu erringen?

Eine Weile redeten die Drei von gleichgültigen Dingen — nicht gleichgültig; jedes Wort wurde sorgfältig gewogen und überwacht. Nur nichts sagen, das treffen und verletzen, nur ja nichts, das wie eine Anspielung klingen könnte!

Mühsam schleppte das unbehagliche Gespräch sich weiter. —

Endlich das erste Glockenzeichen. Die Frau stand auf und murmelte ein Lebewohl, das Rainer unbefangen erwiderte. Die Herren geleiteten sie zu dem bestellten Coupé und gingen dann noch miteinander neben dem Zuge hin und her. Plötzlich blieb der Blonde stehen und ließ einen langen, warmen Blick auf dem Mann an seiner Seite ruhen. Die alte Freundschaft, die alte Liebe meldete sich wieder.

„Du schenkst mir mein ganzes, großes Glück," sprach er, „ich danke Dir."

„Ich — Dir!" erwiderte der Andere. „Dafür, daß Du wahr gegen mich gewesen bist, daß Du mich nicht betrügen wolltest . . ."

„Wollte sie es denn? Hätte ich ihr einen Verrath zumuthen dürfen, dieser . . ."

„Ich weiß, ich weiß! Du brauchst ihr Lob nicht singen," unterbrach ihn Rainer ungeduldig, fuhr aber sogleich wieder in der früheren herzlichen Weise fort: „Ich danke Dir, daß Du mich von dem Bewußtsein befreist, das ganze Leben einer Schuldlosen zerstört zu haben, dafür, daß Du mir den Weg gezeigt hast, auf dem sie ein neues Glück finden kann — finden wird! Das hab' ich Dir sagen müssen, deshalb bin ich gekommen. Leb' wohl."

Sie schüttelten einander die Hände.

Einige Augenblicke später brauste der Zug aus der Halle. Der Zurückgebliebene blickte ihm nach. Ein Gefühl, mit dem er glaubte für immer abgerechnet zu haben, regte sich in ihm: Wehmuth, Erinnerungen, mit denen er nichts mehr zu thun haben wollte, tauchten auf, ergriffen ihn, und er ließ sich in sie versinken.

Die jetzt für immer von ihm geschieden war, wie leidenschaftlich hatte er sie geliebt und vergöttert, und wie kurz war der Rausch gewesen, wie bald war Abneigung an die Stelle der Liebe getreten und Grausamkeit an die Stelle der Zärtlichkeit.

Seine Frau hatte die plötzliche Wandlung nicht begriffen und doch Alles verziehen und um ihr Glück gekämpft mit den Waffen ihrer Langmuth, ihrer Güte.

Hätte sie doch nicht gekämpft, hätte sie sich ins Unabänderliche gefügt, wie viele Leiden würde sie sich erspart haben und dem Manne, der sie liebte, und es nicht verbarg und offen und ehrlich um die Verschmähte warb.

Sie hatte lang widerstanden und ihn noch in der entscheidenden Stunde gewarnt: „Ich werde nie wieder lieben, wie ich ihn geliebt habe. Wenn ich mich von ihm scheide, ihm seine Freiheit, die er so heiß ersehnt, wieder gebe, ist das vielleicht nur ein letzter, schmerzlicher Liebesbeweis."

Das Alles hatte er gewußt; es war spurlos an ihm abgeprallt wie an einem Marmorblock, und jetzt . . .

Eine liebliche Stimme, eine Stimme voll Wohllaut weckte ihn aus seinen Gedanken: „Ob ich's nicht gewußt habe, wo man ihn heute suchen muß," rief sie. „Treuloser Mensch, da haben wir die Stunde, die nie kommen sollte, die erste, in der ich vergessen war."

Die schöne Frau, das Teufelsweib, wie er sie nannte, weil sie verstand, was noch keine verstanden hatte: ihn zu fesseln, nahm seinen Arm; zärtlich und spöttisch suchte ihr Blick den seinen; die frischen, rosigen Lippen streiften sein Ohr und flüsterten: „Hast Du Dich geweidet an ihrem Schmerz? Ist das die Großmuth, die ich an Dir liebe? Die Großmuth? — Geflunker! Ich liebe Dich, wie Du bist, und liebe Alles, was zu Dir gehört. Ich würde wohl auch das Gegentheil der Großmuth lieben, wenn es zu Dir gehörte . . . O, weh mir Armen, ich bin unrettbar verloren an Dich! . . ."

Sie schmeichelte, sie lockte, und rang ihm bloß ein zerstreutes Lächeln ab. Er schritt neben ihr hin und hörte nicht, was sie sprach, und war sich ihrer Nähe nicht bewußt.

Der Gegenwart entrückt, starrte er ins Weite. Ein Bereich, in das er nie geschaut hatte, öffnete sich ihm. Es wob und wirbelte vor seinen Augen; das eigenthümliche Licht, das durch die bestaubte Glasdecke der Halle fiel, schien auf einen Punkt zusammen zu strömen, aus schimmernden Nebelschleiern hob sich ein liebliches Bild. Er sah es allein, ihm allein offenbarte eine lautlose Sprache: Du siehst die Zukunft.

Ein Garten voll Vogelgezwitscher und Blumenduft, über den ein milder Sommerabend seine ersten Schatten gleiten läßt, herrliche Bäume spreizen die Aeste, wiegen die Wipfel, alle Gebüsche stehen in Blüthe. Auf einem breiten Kieswege wandeln heitere, friedliche Menschen — der einst Blonde mit seinen schönen Kindern und seiner Frau. Auch auf ihren Scheitel ist der Reif des Alters gefallen, aber noch erhellt ein Schimmer jugendlichen Glanzes die feinen Züge, und rasch und leicht schreitet sie am Arm ihres Sohnes. Sie *hat* gelitten — die Spuren des Leidens hat die Zeit nicht verwischt, sie liegen auf dem stillen Gesichte, nicht entstellend — verklärend. Sie *hat* gelitten, sie ist genesen vom Zweifel zum Vertrauen, vom Schmerz zum Glück.

Mit seligem Stolze blickt sie zu ihrem Sohne hinauf, bleibt stehen, wendet sich nach dem Manne und der Tochter um. Sie lächeln, sie eilen auf sie zu . . .

Ein Blitz — die Gestalten sind verschwunden, der Hintergrund verdichtet sich, die reich verzierten Wände eines saalartigen Gelasses werden sichtbar. Köstliche Gemälde, Alterthümer, Bildwerke schmücken den hohen, wohlbekannten Raum. In einem Lehnsessel am Marmorkamin ruht ein alter Mann und sinnt verrauschten Freuden nach. Sein Blick gleitet stumpf über all' das Schöne hin, das ihn umgibt. Todt — Alles todt! Das Kunstwerk ist todt für ein müdes Auge, ein erkaltetes Herz. Den Alten fröstelt. Nicht denken! Nicht denken . . . Die Vergangenheit ödet ihn an, die Gegenwart heißt Seelen-einsamkeit, und vor dem, was noch kommt — kommen muß, graut ihm.

Die Thür wird geöffnet; eine Frau tritt ein, sie, die stärker war als er, die sogar der Uebersättigung Trotz geboten hat. Da ist sie, so wunderbar, so berückend wie je — gekleidet. Ihr angeborenes Talent, sich zu putzen, wie hat sie's ausgebildet! Und ihr Talent zur Lüge dazu! ... Das ganze Geschöpf eine Lüge. Lüge diese schimmernde Haut und die nachtdunkle Farbe der Haare, und das immer noch kindliche Lächeln der bemalten Lippen und die liebkosenden Worte, die ihnen entströmen. Längst durchschaute und doch unüberwindliche Lüge ... Das Haupt des alten Mannes beugt sich in Scham und Verzweiflung. Das Bild verschwindet.

Rainer und seine Gefährtin sind am Ausgange angelangt: „Sterben," spricht er halblaut und wie erwachend.

Die lebensprühende Schönheit an seinem Arme sieht ihn groß an: „Wer?"

„Du und ich. Das Alter ist trostlos und häßlich für solche, wie Du und ich."

Sie lacht übermüthig: Alter, Tod, was weiß sie und was will sie von ihnen wissen? „Wie langweilig und geschmacklos Du heute bist, mein vielgeliebter, mein bester Freund," erwidert sie, macht sich frei und eilt ihm voran, die Stufen des Bahnhofes hinab.

Neue Züge werden zur Abfahrt bereit gemacht, viele Menschen fluthen herein.

Aus einem offenen Wagen sind drei junge Herren gestiegen; sie haben das kleine Coupé bemerkt, dessen Kutscher in der Nähe von Rainer's Phaeton Aufstellung genommen hat.

„Ah, Victoire!"

„Wo?"

„Da! —"

Man begrüßt einander wie vertraute Kameraden.

„Guten Morgen, Pietro, Max, Allain. Wohin denn?"

„Nach Monte Carlo."

„Und wann kommt Ihr wieder?"

„Wann Sie befehlen," antwortet der, den sie Max genannt hat, und verschlingt sie mit den Augen.

„Nicht zu viel versprechen. Wenn mir's einfiele, Sie beim Wort zu nehmen, was dann?"

Er begleitet sie und öffnet den Schlag des Wagens vor ihr, sie hüpft hinein, beugt sich aus dem Fenster und winkt ihm zu.

Rainer hat auf der Treppe, in der Menge verborgen, dem Vorgang zugesehen. Ein schöner Mensch, dieser Max, und er liebt sie. Mit dem wird sie ihren „besten Freund" betrügen ... Hat ihn schon betrogen? ... Noch einmal, im Fluge, taucht das Zukunftsbild vor ihm auf. Er zuckt die Achseln, seinen Mund umspielt ein trotzig resignirtes Lächeln: „Wer kann helfen?"

Das blinkende Gefährt fliegt wieder dahin. Die Kohlfüchse greifen aus mit wegverschlingenden Hufen, eine Lust, ihnen zuzusehen. Sie jagen, sie stürmen dem kleinen Coupé nach, das sie einholen müssen.

Der Thurm von Bevano.

Eine Reiseerinnerung
von
J. V. Widmann.

[Nachdruck untersagt.]

„Ah! Signori! Fahren wir in die Pineta, in unsere große Pineta, wo Dante und Lord Byron einst Arm in Arm spazieren gingen und über die Liebe disputirten. Avanti! andiamo alla Pineta!"

Es war ein Miethkutscher aus Ravenna, der uns diese kühne Rede hielt. Er hatte uns zu der einsam draußen in den Feldern liegenden alten Basilica San Apollinaris in classe hinaus gefahren und wünschte nun, daß wir den Wagen für den ganzen Nachmittag behalten und den berühmten Pinienwald am Meere besuchen möchten.

Der alte Herr aus Genf und seine rothblonde Tochter — ich war mit ihnen schon in Ferrara zusammen getroffen und jetzt wieder im Albergo in Ravenna — warfen einen fragenden Blick auf den Lohndiener, den sie aus der Stadt als Cicerone mitgenommen hatten. Was er von dem Ausflug in die Pineta hielt?

Es war ein grauköpfiges Männchen in ärmlicher schwarzer Kleidung, wie man seinesgleichen in ganz Italien hundert und hundert an den Pforten der Kathedralen und Museen herumlungern und auf Inglesi warten sieht. Zudringlich, wie es das Gewerbe des Fremdenführers mit sich bringt, sind sie meistens von geschmeidigster Artigkeit, sobald man sie wirklich angenommen hat. Und mancher von ihnen weist sich bei näherem Verkehr als wohl unterrichtet und unterhaltend aus. Von dieser besseren Art war auch Don Angelo.

„Oh miseria!" wandte er sich an den Genfer, „was für ein Vieh ist dieser Kutscher! Keine Historie, keine Mythologie, keine Literatur! Läßt Dante und den englischen Lord Arm in Arm in der Pineta spazieren gehen! Aber, Eccellenza! Recht hat er. Sie dürfen nicht von Ravenna fort, ohne die Pineta gesehen zu haben."

Eine kurze Berathung fand statt; auch ich stimmte für den Ausflug. Es war noch früh am Nachmittag und im Mai, wo die Tage lang sind. Was

konnte es Köstlicheres geben als eine Fahrt in das freie Land gegen die Küste hinaus, jenem uralten Pinienwalde zu, der sich stundenweit am Meere hinzieht? Eine Meile vor uns sahen wir ihn am Horizont wie eine ungeheuere schwarze Raupe.

Wir stiegen also in den viersitzigen Wagen, eine leichte niedere Ponyequipage; der Lohndiener kletterte auf den Bock zum Kutscher, der die vorhin ihm zu Theil gewordene Titulatur leicht zu verschmerzen schien, da Don Angelo ihm in der Hauptsache zugestimmt hatte. Die kleinen mageren, aber lebhaften Pferdchen setzten sich in einen munteren Trab, und fort ging's dem fernen Walde zu.

Es war ein warmer Tag mit bedecktem Himmel. Blauer Duft lag weich über der weiten Ebene; nicht in der Art nordischer Nebel, sondern als ein feiner durchsichtiger Dunst, vielleicht durch die Nähe des Meeres erzeugt. Mademoiselle Félicie war zufrieden, ihr Sonnenschirmchen nicht aufspannen zu müssen; sie nahm sogar ihren kleinen Hut mit dem blauen Schleier ab und überließ die rothgoldenen Spirale ihres Stirnhaares dem leisen Luftzug, den das schnelle Fahren erregte. Ich saß ihr gegenüber und freute mich des heiteren Ausdrucks ihrer sanften, gutartigen Züge. Es war ein ehrliches, einfaches Gesicht, dessen schöne Regelmäßigkeit die äußerlich gewordene Offenbarung einer durch und durch wahren Natur zu sein schien. Ein eben so sympathischer Reisegefährte war mir ihr Vater, den die Leute im Hôtel und auf der Eisenbahn für einen alten Obersten zu halten pflegten, da er einen auffallend starken Schnurrbart trug, zwei fuchsrothe Eichhornschwänzchen, die an den Enden allerdings silberweiß blinkten. Auch seine Augen, von noch tieferem Blau als die seiner Tochter, hatten den Ausdruck heiterer Zufriedenheit. Ich konnte mir Glück wünschen, mit diesem Paar zusammen getroffen zu sein, um so mehr als Vater und Tochter ganz ordentlich italienisch verstanden und ich somit jeder Mühe, den Dolmetscher zu spielen, überhoben war. Der „Oberst" hatte seine kaufmännischen Lehrjahre in Genua und Florenz zugebracht; jetzt, im Alter, unternahm er alljährlich im Frühling zum Vergnügen einen kleineren oder größeren Ausflug nach Italien, und so war auch Mademoiselle Félicie nicht zum ersten Male jenseits der Alpen.

Unsere Fahrt ging zunächst auf guter Landstraße rasch von statten; doch gab es in dem flachen Einerlei der uns umgebenden Aecker und Felder nichts zu sehen, was uns sonderlich fesseln konnte. Nur unterhalb einer Brücke, über die unser Wagen in langsamerem Tempo fuhr, trafen wir Männer und Frauen und Mädchen, mit Erdarbeiten an einem Canaldamme beschäftigt, alle ohne Schuhe und Strümpfe. Eigenthümlich war der Anblick der von Sonne und Wind röthlich, ja broncefarbig gewordenen nackten Glieder, und Mr. Veille, der sich als Liebhaber mit Malerei beschäftigte, seit er sich vom Handel zurückgezogen hatte, machte die Bemerkung, hier finde man jene natürliche Hautfarbe der Bilder altitalienischer Meister wieder, während die Pariser Schule, wenn sie nacktes Fleisch male, meistens einen weißen Ton anwende, dem man ansehe, daß solches Fleisch gewöhnlich mit Kleidern bedeckt ist. Félicie veranlaßte ihren Vater, sich bei Don Angelo zu erkundigen, was wohl der Tagelohn dieser

arbeitenden Frauen und Mädchen sei. „Una lira, Eccellenza!“ sagte der Lohndiener und schien diese Bezahlung der höchst anstrengenden und gleichförmigen Arbeit des Karrenschiebens für eine reichliche zu halten.

„Ich wünsche oft,“ bemerkte Félicie nachdenklich, „wir erführen auf unsern Reisen in Italien mehr, wie das Volk von heute lebt und denkt und fühlt, statt daß uns die Reisebücher immer nur über die Renaissance alle erdenkliche Auskunft geben.“

„Sei froh, daß Du nicht zu viel davon siehst und weißt,“ sagte ihr Vater; „das Reisen in Italien würde viel von seiner Harmlosigkeit, von seinem Glanze verlieren, wenn wir uns tiefer mit den Angelegenheiten des Volkes beschäftigen sollten; denn — ma foi — sie sind traurig.“

Dieser trüben Auffassung der Zustände Italiens begegnete ich mit dem Hinweise, daß in allen Ländern Europa's Klagen über die socialen Verhältnisse laut würden, daß aber in Italien doch wenigstens das mildere Klima und dann namentlich auch das Temperament der Leute manche Erleichterung mit sich bringe. Die erhöhte Lebensenergie, die in diesem Volke stecke, helfe ihm gewiß über manche Leiden hinweg, und es komme mir vor, als ob auch der schlichteste robuste Straßenarbeiter nicht leicht mit dem reichen Lord tauschen möchte, wenn er an dessen Millionen die eigene frohe, frische Gemüthsart hingeben und dafür den dumpferen, weniger genußfähigen Sinn des Nordländers annehmen müßte.

Das Gespräch wurde beendigt, indem unser Wagen jetzt von der Landstraße abbog. Einem Canal entlang fuhren wir auf grasüberwachsenem Feldweg der nun ganz nahen Pineta zu, und bald befanden wir uns in der dämmerigen Dunkelheit dieses einzig-artigen Waldes. Nicht wie bei unsern heimischen Wäldern war hier das Laubdach zu einer einzigen grünen Masse verschmolzen, sondern, da die einzelnen Stämme der Pinien bis zur Höhe der fächerartig sich verbreitenden Kronen ganz ohne Aeste waren, fand sich das Auge durch nichts gehindert, in endloser Perspective hundert und tausend solcher hinter einander befindlicher Pinienkronen auf einmal wahrzunehmen, was einen höchst eigenthümlichen Eindruck machte. Es war, als ob von Waldesriesen unzählige schwarze, gewölbte Schilde gen Himmel gehalten würden.

„Ecco la Pineta!“ rief der Kutscher mit einem gewissen patriotischen Stolz, indem er mit der Peitsche in die hohen Kronen hinaufdeutete. Don Angelo war vom Bock herunter geklettert und ging neben dem Wagen her, denn jetzt konnte nur noch im Schritt gefahren werden, indem wucherndes Wachholdergesträuch den Fahrweg öfter versperrte. Natürlich benutzte der Cicerone die Gelegenheit, all' sein Wissen über die Pineta ins glänzendste Licht zu setzen. Hier hatten alle die fremden Kriegsvölker gelagert, welche jemals Ravenna belagerten. Mit Ostgothen, Longobarden, mit den Truppen Gaston's de Foix belebte das grauhaarige, im Gesicht schmutzig-gelbe Männchen diese hehre Waldeseinsamkeit. Freilich war die Pineta in alten Zeiten unendlich viel größer gewesen; ja, noch aus seinen Knabenjahren hatte Don Angelo sie dichter, dunkler in Erinnerung. Irgend ein kalter Winter der letzten Jahrzehnte hatte viele Stämme vernichtet; der Frost habe sie wie Glas bersten

gemacht. Immerhin dehne der Wald sich noch zehn Stunden weit aus, bis gegen Rimini hinab. Und jetzt, mit emporquellendem Stolze, begann er die Verse zu citiren, in denen Dante von dem Rauschen spricht, das in Ravennas Pinienhain anhebt, „wenn Aeolus dem Südwind löst die Schwingen".

„Horch!" sagte das Fräulein plötzlich und hob die Hand wie zur Abwehr jedes anderen Geräusches. „Ist das nicht das Rauschen, von dem Dante spricht?" Wir schwiegen Alle. Aus der Ferne ließ sich ein dumpfes, gleichmäßiges Brausen vernehmen, das allerdings Aehnlichkeit hatte mit dem Rauschen des Windes; aber die Zweige uns zu Häupten blieben ruhig. „È il mare!" sagte Don Angelo. Das Meer! Der Zauber, der in diesem Worte namentlich für Bewohner des Binnenlandes liegt, die selten Gelegenheit haben, die freie Meeresküste zu sehen, bewährte sich auch an uns. Fräulein Félicie machte sofort den Vorschlag, hinzufahren, wenn dies möglich sei. Ihr Vater hatte dagegen nur das Eine einzuwenden, daß er sich nach einem Tropfen Wein sehne, da ihm das schwüle Wetter einigermaßen zusetze. Und dort am Strande, in dieser Wildniß, werde schwerlich ein Wirthshaus stehen. Die Beiden hatten französisch mit einander gesprochen. Der alte Lohndiener, der dieser Sprache nicht mächtig war, hatte nur um so aufmerksamer zugehört und vermöge seiner natürlichen Klugheit doch begriffen, um was es sich handle. Ein Albergo sei freilich nicht dort, sagte er; aber Wein und einen Bissen Brot könne man gleichwohl bekommen. Es befinde sich am Strande ein Wachtthurm, „La torre di Bevano", ein Posten von Zollwächtern, welchen die Aufgabe gestellt sei, nach allen Barken zu spähen, die sich der Küste nähern, und diejenigen auf Schmuggel zu untersuchen, die in einen der Kanäle einlaufen. Der alte Pietro, mit dem er sogar ein wenig verwandt sei, werde uns gewiß einen Tropfen rothen Rimini oder San Marino nicht verweigern. Und um das Meer zu genießen, könne man sich keinen besseren Standpunkt wünschen, als den Thurm, der von seiner obersten Zinne einen herrlichen Ausblick gewähre.

Wir bedeuteten also dem Kutscher, uns zur Torre di Bevano zu fahren. Das war nun freilich leichter gesagt als gethan. Denn die Waldwege dorthin waren, selbst für eine so leichte Carosse wie die unsrige, beschwerlich. Bei den Stößen, die wir auf dem unebenen, mit Aesten und alten Pinienzapfen bestreuten Boden erlitten, gedachten wir mit einem gewissen Neide Lord Byron's, der diese Wildniß auf seinem Reitpferde durchstreift hatte. Zuletzt stiegen wir aus und gingen zu Fuß hinter dem Wagen her, während der redegewandte Don Angelo uns Byron's Roman mit der zwanzigjährigen Gräfin Teresa Guiccioli so haarklein erzählte, als ob er bei Allem dabei gewesen wäre. Dieser alte Bursche mit der typischen langen Sacristannase, in die er zuweilen ein braunes Pulver stopfte, hatte etwas vom Talent eines Improvisatore. Später im Gasthof erfuhren wir, daß er in seiner Jugend in einem Priesterseminar für den geistlichen Stand sich vorbereitet hatte; daher das „Don," das er seinem Namen voransetzte. Was ihn später aus jener Laufbahn herausschleuderte — vielleicht eine Liebschaft, vielleicht seine Begeisterung für Garibaldi, dessen geliebte Gattin Annita in Ravenna begraben

liegt — ist uns nicht bekannt geworden. Jedenfalls lebte Don Angelo jetzt in sehr dürftigen Umständen, was unter Anderem seine so arg vernachlässigte Kleidung kund that. Das bißchen Schnupftabak mochte wohl der einzige Luxus sein, den er sich gönnte. Aber die natürliche Lebhaftigkeit seines Geistes hielt ihn in all' seiner Armuth über den Wassern der Trübsal. Und vollends heute, da die Inglesi ihn für den ganzen Tag gemiethet hatten und ihn großmüthig mitnahmen in die Pineta, war er bester Laune und zum Erzählen ganz besonders aufgelegt.

Jetzt aber lichtete sich der Wald, und plötzlich wurden wir des Thurmes ansichtig. Er lag auf einer höheren Erdwelle, dicht über einem der Kanäle, die dort gegen das Meer sich erstrecken und theilweise zu Teichen oder Sümpfen sich erweitern. In einem tüchtigen Umkreise waren die Bäume hier abgeholzt; nur niederes Wachholdergestrüpp und der eben jetzt gelb blühende Ginster bedeckten die Waldesblöße um den Thurm herum.

Hunde schlugen an mit wüthendem Gebell. Ueberhaupt erzeugte die Ankunft eines zweispännigen Wagens und einer ganzen kleinen Gesellschaft bei den Bewohnern des Thurmes keine geringe Aufregung. Vielleicht dachten sie, es stehe ihnen die unvermuthete Inspection eines ihrer Vorgesetzten bevor; wir sahen eine Gruppe von ihnen vor die Thür des Thurmes eilen; einige beschwichtigten die Hunde und nahmen sie an die Leine. Zwei der wetterfesten, hübschen Burschen, in der bekannten grünen Uniform der Doganieri, ihre kurzen Flinten über die Schulter geworfen, kamen uns entgegen. Als sie bemerkten, daß sie es nur mit neugierigen Forrestieri zu thun hatten und daß sogar eine junge, hübsche Dame von der Gesellschaft war, begrüßten sie uns aufs Artigste und versicherten auf unsere Frage, ob wir den Thurm betreten dürften, es werde ihnen eine Ehre und ein Vergnügen sein.

So langten wir am Fuße des Thurmes an. Unser Kutscher band den Pferden die Futtersäcke vor, während wir vor Allem das Meer zu schauen begehrten, dessen Wogenrauschen hier näher und gewaltiger klang als vorhin im Walde. Aber es war auch von hier noch nicht zu erblicken, weil allerlei Gestrüpp die Aussicht wehrte. Da nun der alte Pietro, von dem Don Angelo vorhin gesprochen, herbei kam, die Fremden zu begrüßen, erbaten wir uns von ihm, als dem eigentlichen Hauswart, neuerdings die Erlaubniß, den Thurm zu besteigen, um von droben die Aussicht auf die Adriatica zu gewinnen. Der Alte hatte in seinem Wesen etwas Bärbeißiges, Brummiges und schien über unsern Besuch nicht sonderlich erbaut zu sein. Auch aus seinem Verwandten, Don Angelo, der ihn mit merklicher Achtung begrüßte, machte er sich nicht viel; doch gewährte er die Erlaubniß zur Besteigung des Thurmes mit einer höflichen Handbewegung und erklärte sich auch bereit, uns etwas Wein und Brot herbeizuschaffen.

Als die Zollwächter, zwölf an der Zahl und alles junge, schmucke Männer, sahen, daß sich das Fräulein zu einem Besuch des Thurmes anschickte, liefen einige von ihnen eilends die enge Wendeltreppe vorauf, um in den oberen Gemächern ein wenig aufzuräumen. Sie hatten vor unserer Ankunft, obschon es bereits später Nachmittag war, Alle auf ihren eisernen Feldbetten gelegen,

was verzeihlich erscheint, wenn man bedenkt, daß sie Nachts an der Küste umherstreifen müssen. Wir folgten ihnen langsam. In jedem Stockwerk — es waren ihrer vier oder fünf — sah man durch offene Thüren in die Schlafräume der Wächter. Auf einem der Betten lag eine Mandoline, auf einem anderen eine Flinte, auf einem dritten ein in der Hast hingeworfenes Kartenspiel. Schon vom zweiten Stockwerk aus erblickten wir durch die Thurmfensterchen die weite, dunkelgrüne Fläche des Meeres, auf der die Fluthwellen mit hohen weißen Kämmen dahergezogen kamen. Am schönsten aber war der Anblick von der freien, obersten Thurmzinne. Dort, an die Brüstung der Mauerkrone gelehnt, konnten wir, südlich schauend, Rimini im Nebelduft wenigstens ahnen, wenn nicht deutlich unterscheiden, während der Blick nach der landeinwärts auf einem Bergkegel liegenden kleinen Republik San Marino schon etwas deutlicher war. Freilich würden wir an einem sonnenhellen Tage viel mehr gesehen haben; aber dafür stimmte dieser blaue Duft, der über dem Meer und über der stillen Fläche des Landes lag, zum ernsten Schwarz des hinter uns sich hinziehenden Pinienhains und auch zu diesem einsamen Wachtthurm, an dessen Fuß die Männer flüsternd beisammen standen, während die im Grase liegenden, allmälig doch beruhigten Hunde — große, auf den Mann dressirte Doggen — mit Mißtrauen unsere Carozza betrachteten. Eben jetzt trug Pietro drunten einen Krug heraus sammt Gläsern, einer der Doganieri folgte mit Brot. So trennten wir uns von der Aussicht und stiegen die Wendeltreppe hinab, um uns der Gastlichkeit dieses seltsamen Ortes zu freuen.

Es war ein guter dunkelrother Landwein, den Don Angelo aus Pietro's Krug in unsere Gläser goß; auch das weiße venetianische Brot war nicht zu verachten. Als wir beides lobten, wurden die etwas mürrischen Züge Pietro's freundlicher. Den günstigen Augenblick wollte ich benutzen, ihn ins Gespräch zu ziehen. Indem ich auf Fräulein Félicie hinwies, sagte ich, es sei wohl selten vorgekommen, oder ganz unerhört, daß der Fuß eines jungen Mädchens den Thurm betreten habe, der mir eine Art weltlichen Männerklosters zu sein scheine. Als ich zu sprechen begann, zwinkerte mir unser hinter Pietro stehender Cicerone auf eigenthümliche Weise zu und schien mich abhalten zu wollen, meine Rede zu vollenden. Ehe ich aber begriff, was er meinte, zeigte mir das Verhalten Pietro's, daß ich irgend einen wunden Punkt mußte berührt haben. Der Alte wurde im Gesicht dunkelroth, warf mir einen unverkennbaren Zornesblick zu, wandte sich schweigend von uns ab und ging in den Thurm. Wir waren Alle nicht wenig betroffen von dieser Wirkung meiner ahnungslosen Worte. Fragend blickte ich zu Don Angelo hinüber. „Più tardi!" (Später!) flüsterte er uns zu; er wollte hier, wo Pietro oder einer der umherstehenden Zöllwächter ihn hören konnte, mehr nicht sagen.

Unter diesen Umständen schien es uns passend, bald aufzubrechen. Aber wir wünschten doch, für die genossene Erquickung zu danken und womöglich sie auch zu bezahlen. Herr Veille übernahm es, den Alten im Thurm aufzusuchen und sich in unser Aller Namen von ihm zu verabschieden. Er kam nach wenigen Minuten wieder heraus und wandte sich an mich in französischer Sprache: „Sie müssen," sagte er, „unserem Castellan unwissentlich etwas Unangenehmes

in Erinnerung gerufen haben. Er ist sichtlich verstimmt. Aber ein braver Bursche ist er auf alle Fälle. Für die Bewirthung wollte er erst gar nichts annehmen. Als ich in ihn drang, uns seine Rechnung zu machen, verlangte er endlich — vierunddreißig Centesimi. Und es hat mich Mühe genug gekostet, ihm einen halben Franc aufzudrängen."

So mußten wir uns begnügen, uns wenigstens von den Doganieri in aller Form zu verabschieden. Der Kutscher, der auch sein Glas Wein bekommen hatte, fuhr mit dem leeren Wagen einstweilen behutsam voran; wir folgten zu Fuß. Wo die Waldeslichtung ihr Ende hatte und wieder die eigentliche Pineta begann, wandten wir uns noch einmal um, einen letzten Blick auf den einsamen Thurm zu werfen. Die Gruppe der Zollwächter stand noch dort am Thurmpförtchen und blickte uns nach. Einer spielte mit den Hunden, die an ihm emporsprangen; Pietro ließ sich nicht sehen.

„Was war nun das?" fragte ich Don Angelo, sobald der Wald sich zwischen uns und den Thurm geschoben hatte.

„Oh! è tutta una storia!" (O, es ist eine ganze Geschichte!) gab er zur Antwort, und es war ihm wohl anzumerken, daß er darauf brannte, uns diese Geschichte zu erzählen; doch wünschte er, darum gebeten zu werden. Wir thaten ihm den Gefallen, und es war nicht bloß gespielte Neugier, die wir dabei zeigten. „Storia d'amore!" sagte er mit einem ausdrucksvollen Seitenblicke auf das Fräulein, „ma onesta!" (aber anständig) setzte er hinzu, als ich ihn etwas bedenklich und fragend ansah. Dann seufzte er und gab zu verstehen, eigentlich verbiete ihm sein Gewissen, diese Geschichte auszubringen, denn er sei doch — wie er immer wieder gern betonte — verwandt mit Pietro. Aber schließlich, wir seien Fremde, Zugvögel, die morgen schon — Gott und alle Heiligen mögen wissen wohin — fortfliegen würden. Da könne es der schönen Amalasunta nichts schaden, wenn wir ihre Geschichte erführen.

„Amalasunta hieß sie?" fragte Fräulein Félicie erstaunt. „Das war doch eine dieser gothischen Fürstinnen Ravenna's?"

„Figlia del gran Teodoro!" ergänzte Don Angelo. „Die Amalasunta meiner Geschichte ist aber nur die Tochter des alten Pietro, den die Herrschaften gesehen haben. Und — per dire il vero — sie ist nicht auf den barbarischen Namen getauft worden, sondern auf den gut katholischen Assunta. Aber später — ich weiß selbst nicht wie — kam der gothische Name in Gebrauch, vielleicht zuerst nur im Scherz; bald blieb er ihr im Ernst."

„Mit allen diesen Erörterungen gelangen wir nicht zur eigentlichen Geschichte," bemerkte Herr Veille.

„Subito, Eccellenza!" beeilte sich Don Angelo zu versichern. „Wir sind schon mitten drin. Sie kennen das Local — die Torre di Bevano — Sie kennen den Vater, Sie werden auch die Tochter sogleich kennen lernen. Und ich hoffe, Sie werden mit meiner Geschichte zufrieden sein. Denn sie hat ihre Moral. Sie beweist, daß die Liebe — und besonders die Liebe eines Mädchens — con permesso Suo, Signorina, wählerisch ist und eigen und launisch, wie nichts auf der Welt. Jener alte König, welcher Danae in den einsamen Thurm

sperrte, wo sie doch von Jupiter's goldenem Regen heimgesucht wurde, hätte mit ihr sieben junge, schöne, feurige Liebhaber einsperren mögen; wenn sie ihr nicht gefielen, würde sie alle sieben doch mit einem achten betrogen haben. So machte es Amalasunta, Pietro's Töchterlein."

Don Angelo hielt einen Augenblick inne, sich zu vergewissern, ob wir dieses Präludium im Stil älterer Novellisten seines Landes und die mythologische Anspielung zu würdigen wüßten. Dann fuhr er fort:

„Pietro ist jetzt über siebzig. Als er Lucia, die Stieftochter meiner Tante heirathete, hatte — wie man zu sagen pflegt — La merla passato il Pò (die Drossel den Po überschritten), das heißt, er war kein liebegirrender Jüngling mehr, aber gleichwohl kein marito dormalfuoco (am Herdfeuer schlafender Ehemann), sondern ein energischer Gatte und Hausvater. Das Seilerhandwerk trieb er, und Alles ging in der einfachen Haushaltung recht gut. Da auf einmal hieß es: ‚Nido fatto gazza morta‘ (als das Nest gemacht war, starb die Elster). Lucia gebar ein Töchterchen, und der zur Erde kommenden Seele des Kindes begegnete die zum Himmel steigende der Mutter in dem finsteren Durchgang zwischen Leben und Tod. Pietro empfand die Zerstörung seines Eheglücks wie einen Peitschenschlag des Schicksals. Daß er nicht einer der Geduldigsten und Sanftmüthigsten ist, haben die Herrschaften selbst bemerkt. Er verkaufte sein Seilergewerbe sammt Häuschen und Garten und gab die kleine Assunta — noch hieß sie so — meiner Tante gegen Kostgeld. Und nun ging er auf seine älteren Tage noch in die Welt. Auf Korfu, in der Levante trieb er sich herum. Als die kleine Assunta vier Jahre alt war, erschien er plötzlich wieder und forderte das Kind, das ihn noch nie mit Bewußtsein gesehen hatte und sich anfänglich vor ihm fürchtete. Wir gaben ihm die Kleine nicht gern, indessen doch lieber, als wir hörten, er wolle sie nicht etwa mit fort nehmen in die Welt hinaus, sondern nur in den Thurm von Bevano, wo er den Posten eines Hauswartes, der für die Bedürfnisse der kleinen Besatzung zu sorgen hat, bekommen hatte. Er dankte ihn wohl irgend einer auf seinen Reisen gemachten einflußreichen Bekanntschaft; auch mochte in Betracht fallen, daß er in seiner Jugend als Soldat mit Auszeichnung gedient hatte.

„So kam denn das kleine Mädchen mit vier Jahren in die einsame Behausung, wo außer ihrem Vater nur die zehn bis zwölf Zollwächter, Mannschaften, die natürlich zuweilen abgelöst wurden, in der Wildniß zwischen der Pineta und dem Meere wohnten, die Sie nun kennen.

„Als wir die Kleine eines Sonntags besuchten — es war im Mai, wie jetzt, aber ein sonniger Tag — fanden wir sie wie ein Engelsbild auf Goldgrund; denn sie saß mitten in den gelben, blühenden Ginstersträuchen, welche die ganze Haide bedeckten. Ein Hemdchen, ihre einzige Bekleidung, verhüllte wenig von den wundervoll gedrechselten runden Armen und Beinen des schönen Kindes, das den kleinsten Mund hatte, den Sie je gesehen haben, und die größten Augen, wahre Sonnenräder, aus denen der Uebermuth, die Gesundheit und Kraft sprühte. Daß sie nicht übel verbrannt war, können Sie glauben. Aber die bräunliche Hautfarbe stand ihr gut, und das Roth der Wangen glänzte darauf wie der Purpur der Reife auf einem Apfel."

„Im Hause war sie schon recht anstellig, half dem Vater bei mancher Verrichtung. Denn er besorgte die Küche der Soldaten. Daß die Letzteren das Kind vergötterten, versteht sich von selbst. Doch paßte der alte Pietro auf und duldete in diesem Verkehr gleich von Anfang an nichts Zutäppisches. Wer dem Kinde ungebührlich begegne, hatte er den Soldaten gelegentlich erklärt, den schieße er nieder, und wenn er sofort aufs Blutgerüste steigen müßte.

„Das ging nun so in die nächsten Jahre ganz friedlich und glatt weiter. Assunta wuchs freilich auf wie eine kleine Heidin, aber es schlug ihr gut an, körperlich und sogar geistig. Ich liebe die Bücher und ich ehre die Wissenschaften; doch muß ich fast glauben, daß auch die Haide, wie sie im Herbst abdorrt, im Winter manchmal mit einer Schneedecke sich überzieht, im Frühling aber sich wieder begrünt und in hellen Farben blüht, eine Sprache zum Geiste des Menschen redet. Und nicht minder Wind und Meeresbrausen; ja, der größte Redner ist vielleicht der schweigende Wald. Höchstens alle Jahre einmal kam ich hinaus zur Torre; jedesmal aber mußte ich mich verwundern, wie klug das Kind sprach, das doch nur eine Schar ungelehrter Männer zur Gesellschaft hatte. Lesen freilich konnte sie auch mit neun Jahren noch nicht, geschweige schreiben. Aber von jedem Segel, das draußen im Meer auftauchte, erkannte sie, was für ein Schiff nahe, ob eine dalmatinische Barke, oder ein englischer Handelskutter, und wie diese Fahrzeuge alle heißen mögen.

„Wie nun aber Assunta in ihr zehntes Jahr ging, da däuchte es dem Vater doch bedenklich, das Kind noch länger so in dem Soldatenthurm zu belassen. Manche Mädchen erscheinen schon im zarten Alter wie von Aphrodite auserlesene Geschöpfe. Die griechische Helena, lange bevor Menelaos ihr Gatte, Paris ihr Liebhaber wurde, war als zwölfjähriges Mädchen von dem alternden Theseus entführt worden. Unserer Amalasunta hatten die würzigen Kelche der Haide und der Salzschaum des Meeres, dem einst die Schönheitsgöttin entstieg, eine für ihre Jahre ungewöhnliche Reife und verlockenden Jugendreiz gegeben. Da mochte ihr Vater des sprichwörtlichen Verses sich erinnern:

Uomo e donna in stretto luogo
Sembra paglia apresso il fuoco.
(Mann und Weib zu eng beisammen
Gleichen Stroh an offnen Flammen.)

Pietro, wenn er was im Kopfe hatte, zögerte nicht lange mit der Ausführung. Eines Morgens nahm er sein Töchterchen bei der Hand, in der andern trug er ihre Kleidchen und ein wenig Reiseproviant zu einem Bündel geschnürt. Auf die Frage des Mädchens, wohin es gehe, antwortete er nur kurz: „Zur Nonna!“ Damit war die Stiefgroßmutter des Kindes gemeint, meine Tante. Die lebte aber nicht mehr in Ravenna, sondern war auf ihre alten Tage in das Nest auf dem Berge, in die Republik San Marino hinaufgezogen, weil sie eigentlich von dort gebürtig war und alte Leute sich sehnen, da zu sterben, wo sie als Kinder gelebt haben. Auch meinte sie, es würde mit ihren Brustkrämpfen auf dem Berge besser werden als hier in der Ebene. Zu ihr, die dort ganz einsam unter den Briefmarken-Republikanern wohnte, brachte also Pietro das zehnjährige Mädchen. Und daß die Greisin ihre blühende Enkelin — wenn es

schon eigentlich das Kind einer Stieftochter war — mit Freuden aufnahm, können die Herrschaften sich leicht vorstellen."

Hier wurde Don Angelo in seiner Erzählung dadurch unterbrochen, daß der Wagen die schlechteren Stellen des Weges zurückgelegt hatte und zum Einsteigen unser harrte. Es ließ sich nicht wohl anders einrichten, als daß der Lohndiener sich wieder neben den Kutscher setzte; denn bei uns im Wagen Platz zu nehmen und so in Ravenna einzufahren, dazu würde er selbst sich niemals entschlossen haben. Er mußte für seinen Ruf als bescheidener Fremdenführer Sorge tragen. Wir sahen das Alles ohne jede Erörterung ein. Daher sagte Herr Veille: „Wie schade, daß wir die Fortsetzung Ihrer Geschichte erst nach der Abendtafel hören können. Aber wir lassen sie uns nicht entgehen. Sie haben doch Zeit, Don Angelo? Schön! So besuchen Sie uns auf Nr. 3 und Sie, mein Herr" — er wandte sich an mich — „geben mir doch auch die Ehre, den schwarzen Kaffee auf meinem Zimmer zu trinken, das ein ganz artiger Salon ist?"

Wir fuhren nach der Stadt zurück, Alle ziemlich schweigsam, indem die an diesem Nachmittag aufgenommenen Bilder uns beschäftigten. Wenigstens kann ich von mir behaupten, daß meine Gedanken unablässig bei dem alten Thurme weilten, wo jedoch zu den Gestalten, die wir dort gesehen hatten, auch eine kam, die nur durch die Phantasie dorthin zu bannen war.

Von den weiteren Vorgängen des Abends ist mir noch das gelinde Grausen in Erinnerung geblieben, das mich befiel, als an der Wirthstafel beim Nachtisch eine Engländerin ihre Orange mit der Gabel anspießte und mit dem Messer klein schnitt.

Eine Viertelstunde später saßen wir im Zimmer des „Obersten" — des Signor Colonello, wie Herr Veille im Hôtel genannt wurde — bei Kaffee und geschmuggelten Cigarren. Fräulein Félicie machte anmuthig die Wirthin. Ein schüchternes Klopfen meldete uns Don Angelo. Er wurde von Herrn Veille artig willkommen geheißen, zum Sitzen eingeladen und mit einer Tasse Kaffee bedacht, die er mit verschämter Bescheidenheit Anfangs ausschlug, dann gerührt annahm. Die Cigarre bat er, einstecken zu dürfen. Zum Erzählen würde er sie doch nicht rauchen können, meinte er. Und sogleich zog er ein Fetzchen von einer Nummer des ‚Secolo' hervor, wickelte die Importirte sorglich ein und barg sie in der Brusttasche seines fadenscheinigen schwarzen Rockes.

„Wir haben Amalasunta in San Marino gelassen," hob er hierauf an. „Es war ein guter Punkt, stehen zu bleiben. Denn die Geschichte überspringt acht Jahre, von denen nichts Anderes zu melden ist, als daß Winter und Frühling nirgends näher beisammen wohnten als in dem Häuschen, wo die Greisin und das junge Mädchen lebten, das in der kleinen Stadt auf dem hohen Felsen ebenso frisch gedieh, wie vorher in der Pineta am Meere. Uebrigens lernte sie dort etwas weniges Lesen und Schreiben unter Anleitung der Nonna und eines alten Prete, der manchmal zum Abendsitz sich einfand. Natürlich erfuhr sie nun auch, was das Leben unter Menschen ist; denn in der Pineta hatte sie doch wahrlich nicht viel mehr davon gesehen als jene heiligen Jungfrauen, die einst in der thebaischen Wüste neben wildfrommen

Anachoreten wohnten. Es konnte dabei nicht fehlen, indem sie nun ihre Knospe immer schöner aufthat, daß die jungen Burschen ihr nachgingen und sie mit Huldigungen und Anträgen verfolgten. Ich habe seither vernommen, daß sogar der eine der beiden Capitani der Republik — sie regieren abwechselnd jeder sechs Monate — ein Auge auf die schöne Haideblume geworfen habe. Aber es scheint, daß alle diese Bewerber sie kalt ließen, was man gut begreift, wenn man die ungehobelten Umgangsformen dieser in ihren Felsen eigensinnig vernarrten San Marinesen kennt.

„Eines Tages aber stand sie zur größten Ueberraschung ihres Vaters vor dem Thurm in der Pineta. Es war zu Anfang September vorigen Jahres. Allein war sie gekommen; ihre wenigen Habseligkeiten brachte anderen Tages ein Esel, den ein kleiner Bursche ritt. Was hatte sich begeben? Nichts Außerordentliches. Der Lauf der Natur hatte sich erfüllt, die greise Nonna war gestorben. Gestorben und schon begraben. In San Marino nun länger zu bleiben, allein — das ging nicht wohl an. Hatten sich doch sogar, als die Todte noch im Hause lag, ein paar Burschen nicht abhalten lassen, der unbeschützten Schönen eine ziemlich zudringliche Serenade zu bringen. Am nächsten Morgen hatte sie sich früh aufgemacht. Und nun war sie da. Und ihr Vater mochte die Sache drehen wie er wollte, für einmal mußte er sie behalten.

„So theilte er denn seine eigene Stube durch ein aufgespanntes Seil und ein Stück Segelleinwand in zwei Hälften, von denen die eine das Schlafgemach Amalasunta's wurde. Und dann zeigte er ihr, wie sie in der Küche ihm die Arbeit abnehmen könne. Langer Anweisung bedurfte es übrigens nicht; bei der Nonna war sie gewohnt gewesen, tüchtig zuzugreifen; sie hatte namentlich zuletzt alle Arbeit für die Greisin gethan.

„Unnöthig zu sagen, wie nun die einfachen Speisen — Polenta, Maccaroni — der kleinen Garnison des Thurmes auf einmal ganz anders schmeckten, als da Pietro sie gekocht hatte. Und erstlich waren sie wirklich besser zubereitet, sodann aber wurden sie von der Liebe gewürzt, von der Liebe derjenigen, denen Amalasunta die Speisen auftrug.

„Es war nicht anders möglich, als daß die sieben jungen Männer — die Besatzung war in jenem Zeitpunkt zufällig weniger zahlreich als gewöhnlich — sich in das prachtvolle Geschöpf verliebten. Der lose Verfasser des „Decamerone“ hat uns die Geschichte nicht vorenthalten, wie einst im Nonnenkloster alle Nönnlein, die Aebtissin nicht ausgenommen, sich in einen schönen Gärtnerburschen verliebten. Sollten sieben Doganieri, zwischen zwanzig und dreißig Jahren stehend, frische Burschen mit weißen Zähnen und schwellenden Muskeln, frommer sein als jene Bräute Jesu? Erinnern Sie sich der Einsamkeit, der Weltverlorenheit des Ortes, der tödtlichen Langeweile an langen Tagen, an denen nichts sich begibt, auch die Pflicht keine Thätigkeit fordert? Unter diesen Umständen wäre auch ein nur leidlich hübsches weibliches Wesen von einer solchen in die Wildniß verbannten Truppe für eine Göttin gehalten worden. Nun vollends solch' ein Mädchen.

„Und doch wurden diese Zöllner keine Sünder. Das verhinderte nicht nur Amalasunta's Ehrbarkeit und die drohende Strenge Pietro's, sondern vor

Allem auch die Eifersucht der sieben Liebhaber, die einander mit Argusaugen bewachten und nicht duldeten, daß einer in der Gunst des Mädchens in Vorsprung kam.

„Daher war diese siebenfache Liebeswerbung eine Art stiller Musik. Da gab es weder eine offene Erklärung in Worten noch gar eine handgreifliche Zudringlichkeit, sondern Blicke der Bewunderung, Blicke, die freilich wie eine liebkosende Hand über die ganze Gestalt hinstrichen, hie und da ein recht aus tiefster Brust geholtes: „Ah! Dio!" und eine Menge kleiner eiliger Dienstleistungen, im Belauern jedes leisesten Wunsches in ihren Augen und ein hastiges Erfüllen desselben — das waren die hauptsächlichen Zeichen, in denen die Werbung der sieben verliebten Strandwächter sich kund gab.

„Und wie nahm denn Amalasunta diese Huldigung auf? Nun — sie hätte kein Mädchen sein müssen, wenn es ihr nicht Vergnügen gemacht hätte. Bitte tausendmal um Vergebung, Signorina! ich wollte sagen: sie hätte kein italienisches Mädchen sein müssen. Was weiß ich armer Teufel von den donne Inglesi? Aber die Mädchen unseres Landes sind so. Auch wo sie selbst nicht daran denken, Liebe zu gewähren, bereitet es ihnen Freude, sich von Liebhabern umworben zu sehen.

„Sie residirte in dem Thurm also wie eine kleine Königin mit ihrem Hofstaat. Daß die Königin für diesen Hofstaat selbst kochte und manchmal auch an einer Jacke gnädigst etwas ausbesserte, that ihrer Herrscherhoheit keinen Abbruch. Der Ton, in dem sie mit ihren sieben Liebhabern verkehrte, war ein unbefangen heiterer. Ein junges Mädchen, das jeden Morgen wie die Sonne aus dem Meere sich im Strahlenschmuck der eigenen Schönheit erhebt, hat Ursache genug, guter Laune zu sein. Und wenn das Spiegelchen, vor dem sie ihr prachtvolles dunkles Haar ordnete, allerdings nicht viel breiter als eine Manneshand war, so wurde es durch vierzehn Spiegel ergänzt, die beim Frühmahl die Wirkung der jungen Schönheit mit ausdrucksvollem Glanz wiedergaben. Ich kann mir denken, daß die göttliche Zauberin Circe, wenn sie am Morgen vor die Menagerie ihrer verwandelten Liebhaber trat, die zu ihren Füßen sich drängenden wedelnden und zärtlich grunzenden Thiere mit einem Blicke befriedigten Machtgefühls streifte, in dem sich ein klein wenig Mitleid, hauptsächlich aber Belustigung mischte darüber, daß verliebte Männer so leicht zu regieren und zu Allem zu bringen sind, was der Wille des Weibes ihnen auferlegt. Amalasunta wußte wohl nichts von Circe; aber sie scheint im Hinblick auf ihre Verehrer ähnlich empfunden zu haben wie jene schöne griechische Hexe.

„Die sieben Burschen waren alle nicht aus unserer Gegend. Es ist System darin, daß man die Zollwächter aus entfernten Provinzen wählt, damit sie weniger in Versuchung kommen, mit den Einheimischen Nachsicht zu üben oder gar deren Schmuggel zu begünstigen. Drei waren Piemontesen, einer, der einzige Ungeschlachte von allen, ein Bergamaske, zwei aus Lucca; der siebente war ein Sicilianer. Diesen griff die Liebe am heftigsten an. Vor der Ankunft Amalasunta's war er der Spaßmacher der kleinen Colonie gewesen. Er war unerschöpflich in Liedern, die er zur Mandoline vortrug, und fast jede Nach-

mittagsfiesta hatte er mit einem canto grasso, irgend einem frivolen Gassenliede, wie sie von Napoli aus über ganz Italien sich verbreiten, unterhaltend zu machen gewußt. Auch besaß er eine besondere Stärke, den plumpen Bergamasken zu necken und mit ihm ganze kleine Komödien aufzuführen. Als jedoch der Thurm die unerwartete Bewohnerin erhielt, verfiel Sebastiano — so hieß der Sicilianer — in ein würdevolles, gesetztes Benehmen, das gegen seine bisherige Aufführung gewaltig abstach. Theils war es die Melancholie der unerwiderten Leidenschaft, die an ihm zehrte und ihn ernst stimmte, theils aber war es auch Absicht, indem er sich, wahrscheinlich nicht mit Unrecht, einbildete, Frauen seien wohl geneigt, über einen Lustigmacher zu lachen, selten aber ihn zu lieben. Ich meine, einst im Herodot eine Geschichte gelesen zu haben von einem Spartaner, der durch den Groteskanz, den er in Gegenwart seiner Braut aufführte, deren Liebe verlor und die Hochzeit verscherzte. Sebastiano hatte den natürlichen Instinct, eine solche Gefahr zu meiden. Das Einzige, was er von seiner bisherigen Lebensweise beibehielt, war das Mandolinenspiel und der Gesang. Aber jetzt waren es empfindsame Canzonen, die er mit einer vor Aufregung bebenden Stimme vornehmlich des Abends sang. Und diesen Gesängen lauschte Amalasunta gern, obschon sie es sich nicht merken ließ. Verborgen saß sie am Fenster ihrer Thurmkammer und schaute träumend auf die Nachts zuweilen geheimnißvoll blinkende Fläche des Meeres hinaus. Aus einem anderen Stockwerke drangen die sanften Saitentöne zu ihr und dazu Worte schöner Leidenschaft, von denen jeder Hauch demselben Gotte opferte, dessen Bildsäulen schon im alten Rom am liebsten bekränzt wurden. Und die Lauscherin lernte aus diesen Gesängen, daß die Liebe das Höchste, das Beseligendste sei, was Menschen von Menschen empfangen können. Nichts in ihrer Brust widersprach dieser Belehrung; im Gegentheil! Ein Bedürfniß, den Athem tief herauszuholen, schwoll in ihr empor zu beängstigender und doch wohlthuender Beklemmung, die sich dann in einem Seufzer löste.

„Seltsamer Weise jedoch ward sie darüber dem Sicilianer nicht in anderer Weise gut, als wie wir einem Künstler gut sind, wenn er durch seine Kunst uns erfreut, einem Redner, wenn er in wohlgesetzten Worten spricht“ . . .

„Wir sind Ihnen gut!“ unterbrach hier Fräulein Félicie mit huldvollem Lächeln den Erzähler. Das graue Gesicht des armen alten Menschen leuchtete einen Augenblick in dunklem Purpur, und er verneigte sich tief. Dann sagte er: „Obschon mich dieses Lob aus solchem Munde höchlich entzücken müßte, darf ich es doch nicht ruhig einstreichen. Denn ich fühle, daß es unter den artigsten Blumen einen Dorn verbirgt, den ich nur zu sehr verdiene, die Mahnung nämlich, mich nicht in eitle Wohlrednerei zu verlieren, sondern das Tempo meiner Geschichte zu beschleunigen und Sorge zu tragen, daß sie nicht bloß aus Worten, auch aus Thaten bestehe. Wie sagt das Sprichwort? I fatti son maschi, le parole femine. (Die Thaten sind Männer, die Worte Weiber.) Indessen ganz ohne Worte würde man die Thaten nicht recht verständlich machen können, wie auch die Männer nicht ohne die Frauen zu denken sind. Doch — ich schweife schon wieder ab. Verzeihung! Und zur Sache!

„Also die Gesänge und das Mandolinenspiel Sebastiano's bewegten zwar Amalasunta's Herz, aber nicht für den Sicilianer, obschon er ihr um seiner Kunst willen werther war als die sechs Andern. Ihr Betragen blieb dasselbe gegen ihn und alle; doch wurde sie im Ganzen stiller, nachdenklicher und begann, von einem der großen Wolfshunde begleitet, einsame Streifereien in der Umgegend des Thurmes. Da sie über denselben ihre Hausfrauenpflichten niemals vernachlässigte, hatte der Vater darauf weiter nicht Acht. Auch begann er sich nach einem Monat an die ihm anfänglich ungeheuerlich erschienene Thatsache zu gewöhnen, seine schöne erwachsene Tochter in dieser kleinen Kaserne als einziges weibliches Wesen schalten und walten zu sehen. Freilich half zu dieser Angewöhnung die Ueberlegung, er wüßte wahrhaftig nicht, wohin mit ihr sonst in der Welt. In den Dienst zu einer Herrschaft in der Stadt? Nun ja, das ließ sich vielleicht auf den Winter einrichten. Wer konnte sich aber verbürgen, daß Amalasunta in einer solchen Stellung besser behütet war als jetzt, wo acht Männer, Einer aus väterlichem Pflichtgefühl, die anderen sieben aus Eifersucht, sie überwachten?

„Der Eifrigste von ihnen war natürlich Sebastiano. Er war es daher auch, den die Spaziergänge des Mädchens zu beunruhigen begannen. Ihr geradezu zu folgen, wagte er doch nicht; sie hätte es ihm übel deuten können; auch hätte die Ordnung des Dienstes dies manchmal nicht zugelassen. Aber mit den Augen folgte er ihr immer, so lange sie sichtbar blieb, und merkte sich genau die Stelle, wo sie in der Pineta oder in dem Gestrüpp gegen das Meer hinab verschwunden war. Und wenn es nach ihrer Rückkehr irgendwie anging, rannte er unter einem Vorwand an eben diese Stelle und folgte der Spur ihrer Füße und der des Hundes, um — er wußte selbst nicht was — zu suchen. Einmal aber wußte er plötzlich, was er gesucht hatte, damals nämlich, als er es fand. Im feuchten Meeressand zeigte sich nahe dem Abdruck der Holzsandalen, deren Amalasunta sich bediente, der Abdruck eines größeren stärkeren Schuhes, der nur einem Manne angehören konnte. Zwar — neben einander schienen diese Füße nicht gestanden zu haben; die Spur des Mädchens lief mehr landeinwärts, diejenige des Mannes dicht am Meere hin. Die beiden mochten einander zufällig begegnet sein; nichts ließ mit Sicherheit darauf schließen, daß sie auch mit einander gesprochen oder sonst verkehrt hätten. Dennoch war ein eiskalter Schauer dem Sicilianer ins Herz gefahren, als er die Entdeckung machte. Und gleich darauf war die heiße Begier in ihm aufgelodert, den unbekannten Eindringling vor seinen Flintenlauf zu bekommen. Mit einer gewissen wilden Freude vergegenwärtigte er sich, daß das, was glühende Eifersucht ihm eingebe, unter Umständen sogar Erfüllung einer Dienstpflicht sein könne. Und der Beruf des Strandwächters war ihm noch nie so schön erschienen, wie in diesem Augenblick.

„Er machte denn auch dem Corporal der kleinen Schar, einem der Piemontesen, Meldung von der verdächtigen Spur am Strande, ohne jedoch des Mädchens mit einer Silbe zu erwähnen. Dagegen ließ er vor dem alten Pietro die Bemerkung fallen, wie frühzeitig es nun schon dunkel werde — man war im October — und wie sich um diese Jahreszeit manchmal allerlei Bettelvolk im

Walde umhertreibe. Letzteres war richtig, indem arme Leute die nun reifen Pinienzapfen einzusammeln sich einfanden. Man roch zuweilen, wenn der Wind vom Lande her wehte, im Thurm den Rauch der kleinen Feuer, an denen sie die grünen Früchte langsam sich auseinander legen ließen, um die in den schönen natürlichen Holztellerchen liegenden Kerne mühelos zu gewinnen. Gefährliche Leute waren es nicht, die diesem Geschäft oblagen, das wußte Pietro; dennoch hielt er es für passend, seiner Tochter die einsamen Streifereien zu untersagen. Und sie fügte sich ohne Gegenrede.

„Auffallend war immerhin jene Spur am Strande. Dort, in der gänzlich öden Wildniß, wo keine Pinien, überhaupt keine Bäume standen, nur niederes Haidekraut und dürftiges Schilfgras, oft vom Salzschaum des Meeres genetzt, elend fortkam, hatte Niemand etwas zu suchen; es wäre denn, daß ein verwegener Geselle die Canalmündungen studiren wollte, um für irgend eine finstere Nacht Vorbereitungen zum Ausladen von Contrebande zu treffen. Es geschieht dies in der Weise, daß das größere Schiff, welches die Schmugglerwaare birgt, sich dem Lande so weit als möglich nähert, natürlich unter dem Schutze der Dunkelheit und aller Deckung, die das Ufer gestattet. Der am Lande stehende Verbündete gibt nun seinerseits ein Signal, z. B. mit einer kleinen Laterne, deren Schein nur vom Meere aus kann wahrgenommen werden. Hierauf stößt von dem großen Fahrzeug ein bereits vorher gerüstetes Boot mit den Waaren ab, fährt an die Stelle, welche ihm durch das Licht bezeichnet wird und versucht in das Netz von Canälen und Sümpfen zu gelangen, daß zwischen dem Meere und unserer Stadt sich ausbreitet. Natürlich meidet es den Hauptcanal, der, wie die Herrschaften wissen, es ermöglicht, Waaren bis an den Bahnhof auf Barken zu bringen. Vielmehr bleibt es über Tag ruhig liegen in irgend einem Neste von Schilf und setzt in der folgenden Nacht die Weiterfahrt fort, wenn nicht gar die mit Schmuggel sich befassenden Leute der Umgegend schon dort, wo es liegt, die Ladung in Empfang nehmen und in Tragkörben an den Bestimmungsort schaffen. Je nach dem Werthe dieser Waaren können so mit Schmuggel Tausende von Franken verdient werden, was nicht zu viel scheint, wenn man bedenkt, daß die Leute, die sich mit diesem Gewerbe abgeben, ihr Leben aufs Spiel setzen. Denn unsere Doganieri sind dafür bekannt, daß sie im Ernstfalle nicht lange spaßen, vielmehr sofort von ihren Waffen Gebrauch machen, und selbst für offenbaren Mißbrauch derselben nicht leicht jemals getadelt werden.

„Sebastiano entwickelte in Folge seiner Entdeckung einen gewaltigen Diensteifer. Und richtig! Am vierten Abend seit Amalasunta's letztem Ausgange wurde von ihm und dem breitschultrigen Bergamasken im Dickicht am Canal, gar nicht weit vom Thurme entfernt, ein junger Mann dingfest gemacht, der, als er die beiden Carabiner auf seine Brust gerichtet sah, sich ohne jede Gegenwehr ergab und in den Thurm führen ließ. Hätte die herbstliche Dunkelheit es nicht verwehrt, seine Mienen zu beobachten, so würden die Zollwächter an ihrem Gefangenen sogar ein gewisses zufriedenes Lächeln wahrgenommen haben, das dem kleinen stolzen Munde des stattlichen Burschen einen Zug liebenswürdiger Ueberlegenheit gab.

„Als er vor den Corporal gebracht wurde und sich ausweisen sollte über den Grund seines verdächtigen Umherschleichens, zog er aus einer Seitentasche seiner kurzen blauen Seemannsjacke eine kleine Sumpfschildkröte hervor und sagte, er habe es für einen Professor in Padua übernommen, solche Tartarugen und anderes Gewürm zu sammeln, wozu jetzt höchste Zeit sei, da sie nun bald zum Winterschlaf sich eingrüben. Auf den Vorhalt, daß es schon am Zunachten gewesen sei, als er dort überrascht wurde, und man doch bei der Finsterniß keine Schildkröten fangen könne, gab er einfach zu, sich etwas verspätet zu haben. Und es sei überhaupt ein ungünstiger Tag gewesen; er habe nur dieses eine Exemplar erwischt, und Jedermann wisse, daß man bei unergiebiger Jagd länger als gewöhnlich durch die Hoffnung festgehalten werde, zuletzt doch noch einen guten Fang zu thun. Nun sei er aber selber die Tartaruga, die man überfallen habe.

„Dies Alles brachte er mit so anständigem Freimuth vor, und zu dem Schluß seiner Rede lächelte er so heiter und herzgewinnend, daß der Corporal, obwohl er fast darauf schwören wollte, die Geschichte mit den Schildkröten und dem Professor von Padua sei eine große Lüge, sehr geneigt war, den Burschen laufen zu lassen. So groß ist die Macht einer einnehmenden Persönlichkeit. Antonio — das war der Name des Gefangenen — gehörte zu jenen Sonnenkindern der Erde, denen Alles, was sie thun und sprechen, gefällig von statten geht, und die wirklich auf den Goldgrund des Lebens gemalt zu sein scheinen wie die Kaiserin Theodora und ihr Gefolge im Chor von St. Vitale auf die goldene Mosaik. Er war der Typus freier, kühner, unbesorgter Männlichkeit. Die kleinen schwarzen Ringeln seines Krauskopfes, die großen munteren Augen, die feine, etwas gebogene Nase, der leichte Schnurrbart, die gesunde Farbe des wettergebräunten Halses, den er nach Seemannsart frei trug, das Alles stimmte vortrefflich zusammen, seine Erscheinung zu einer überaus einnehmenden zu machen.

„Der Sicilianer jedoch nahm den Corporal bei Seite und redete ihm ein, daß es doch wohl richtiger wäre, den auf so verdächtigem Herumschleichen betroffenen Burschen, der in Rimini zu Hause zu sein vorgab, einstweilen in sicherem Gewahrsam zu behalten und sich zu erkundigen, ob seine Angaben glaubwürdig seien. Man könne sich ja die Adresse jenes Professors in Padua geben lassen und an ihn und auch an den Sindaco in Rimini schreiben. Dann werde man schon erfahren, was es mit diesem Herumschleicher auf sich habe.

„Der Corporal ließ sich überreden und verfügte, daß Antonio, zunächst jedenfalls für diese Nacht, in eine der leerstehenden Doganieri-Stuben gebracht werde. Als er dies dem jungen Manne mittheilte, begnügte sich dieser mit der Antwort, il Signor Caporale werde wohl selbst am besten wissen, ob er mit der Einsperrung eines Mannes, dem man durchaus keine Verletzung der Gesetze zur Last legen könne, nicht seine Competenz überschreite. Dann ließ er sich abführen. Auf der engen Wendeltreppe begegnete er Amalasunta und zwar so nahe, daß sie einander berührten, während sie an ihm vorüberglitt. Wenn die Beiden sich vielleicht schon kannten und sich etwas zuzuraunen, oder durch einen heimlichen Händedruck sich ein Zeichen zu geben wünschten,

so konnte die Begegnung nicht geschickter eingerichtet sein, als sie hier, anscheinend durch bloßen Zufall, stattfand. Aber den Teller Maccaroni mußte später der Bergamaske dem im Thurmgemach Eingeschlossenen bringen; dafür sorgte der Sicilianer, der wahrscheinlich jetzt schon bereute, den Fremden in den Thurm gebracht zu haben.

„Er schlug denn auch am nächsten Tage vor, Antonio nach Ravenna an den dortigen Hauptposten abzuliefern. Dieser Meinung war jedoch der Corporal keineswegs. Wenn die Verhaftung ein Mißgriff gewesen war, so erhielt er dafür von seinem Vorgesetzten eine Nase und konnte wieder ein Jahr länger auf Beförderung warten. Viel besser schien es, ohne Verzug an den chiarissimo Professore Dottore Anselmo Bianchi in Padova zu schreiben. In drei, vier Tagen konnte die Antwort eintreffen, aus der es sich dann erkennen ließ, ob die Angaben des Gefangenen mit der Wahrheit übereinstimmten. War letzteres der Fall, so machte man ihm höfliche Entschuldigungen und setzte ihn in aller Stille in Freiheit, ohne ihm für Kost und Logis einen Soldo abzunehmen. Daß er selbst Klage einreichen würde, war nicht anzunehmen. Einfache Leute aus dem Volke, zu denen Antonio doch sicherlich gehörte, besinnen sich in unserem gesegneten Italien hundertmal, bevor sie gegen eine Behörde klagend auftreten; denn die Erfahrung zeigt, daß sie damit selten oder nie etwas ausrichten und bei eigener Unschuld meistens nur Auslagen und allerlei Nachtheile davon haben.

„Bei diesem Entscheid blieb es. Der Corporal setzte nicht ohne Mühe ein Briefchen auf an den Schildkrötenprofessor in Padua und sandte Sebastiano damit nach Ravenna, es in den Nachmittagsschnellzug zu werfen. Der Sicilianer ging ungern, aber es herrschte in der kleinen Garnison militärische Subordination, und so mußte er sich fügen.

„Wie die nächsten Tage in der Torre di Bevano verliefen, auf welche Weise der Gefangene sich die Zeit vertrieb, ob ihm das Essen mundete und wie er schlief — das Alles weiß ich nicht zu sagen. Das aber ist gewiß, daß, als eines Vormittags ein Expresser der Post in Ravenna den Brief des Corporals an den Professor Anselmo Bianchi mit der postalischen Bemerkung: „non esiste in Padova“ (kein solcher in Padua) als unbestellbar zurückbrachte und der Corporal, mit Zornesflammen im Gesicht, im Thurmgemach des Gefangenen eintrat, er den Vogel ausgeflogen fand, obschon die Thür von außen verschlossen gewesen. Als man dann weiter suchte, fand man unten im Gras, an der dem Meere zu gelegenen Thurmseite, ein zusammengerolltes Wäscheseil liegen. Aber der Entflohene hätte ein Engel mit Flügeln, oder der reine Teufel sein müssen, um an diesem Seil, das bei Weitem nicht die nöthige Länge hatte und zudem viel zu schwach schien, um das Gewicht eines Mannes zu tragen, seine Flucht zu bewerkstelligen. Gleichwohl blieb nichts übrig, als anzunehmen, der Tollkühne habe dieses Wagniß versucht, und allem Anscheine nach war es ihm geglückt. Doch blieb ein unaufgeklärter Punkt, wie das Seil in das Thurmgemach gekommen war. Hatte es anfänglich unbemerkt unter der eisernen Bettstelle gelegen und war es dort von dem Gefangenen zufällig entdeckt worden? Amalasunta, von ihrem Vater darüber befragt, wußte sich an

nichts zu erinnern und nahm die Sache sehr gleichgültig auf, mit sichtlich gelangweilter Miene Bescheid gebend.

„Der Sicilianer hatte über die Flucht seine eigenen Gedanken. Obschon Antonio offenbar Seemann und als solcher verwegen und geschickt im Klettern am schwankenden Seil war, schien es Sebastiano unglaublich, daß der Vogel auf diese Weise das Weite gesucht habe. Dann aber blieb keine andere Möglichkeit, als daß ihm Jemand die Thür seines Kerkers geöffnet hatte. Aber wer? Die Schlüssel alle, auch der große Hausschlüssel des Thurmpförtchens, hingen zu Häupten der Bettstelle Pietro's, der, als alter Mann, des Morgens immer am frühesten wach war. Wenn Antonio vermittelst der Schlüssel aus seinem Gefängnisse befreit worden war, so konnte nur Amalasunta die Befreierin gewesen sein. Und mit der doppelten Qual der Eifersucht und der brennenden Begier stellte sich der phantastische Sicilianer vor, wie sie Nachts aus ihrem Bette geschlüpft, auf bloßen Füßen zum Lager des Alten geschlichen sei, vorsichtig sich überbeugend nach den Schlüsseln gegriffen habe und dann... ja dann! Das Weitere mochte er nicht ausdenken. Er sah roth vor den Augen, und es wirbelte ihm im Kopf, wenn er sich sagte, daß das schöne Mädchen so bei dem Gefangenen eingetreten sei, an der Hand ihn fassend, ihn so hinabbegleitet habe. Wie wild, wie leidenschaftlich, wie zärtlich, wie lang mochte die Umarmung gewesen sein, mit der er schied!

„Indem solche Vorstellungen sein Blut ins Wallen brachten und ihn Tag und Nacht nicht mehr verließen, war er zuletzt nur noch darauf bedacht, auch einmal diesen jungen, warmen Leib in seinen Armen zu halten, sollte es auch nur für einen Augenblick sein und er diesen Augenblick der Wonne nachher noch so theuer zu bezahlen haben.

„Amalasunta merkte an den Blicken, mit denen Sebastiano sie verschlang, daß er etwas im Schilde führte; sie nahm sich folglich in Acht, mit ihm allein zu sein. Aber eines Abends konnte sie es doch nicht hindern, daß er sie auf der Wendeltreppe unvermuthet überfiel, seine Arme um sie schlang, sie wüthend an sich riß und wilde Küsse auf ihren Nacken, ihren Hals, ihr Ohr drückte, wo er nur hintraf. Sie schrie nicht, doch rang sie mit ihm, und wenig fehlte, daß sie beide über die steilen Stufen gestürzt wären. Da ihre Kraft der seinigen wenig nachgab, gelang es ihr, sich zuletzt von dem durch seine eigene Leidenschaft Geschwächten loszumachen. Und nun ersah sie ihren Vortheil. Zornbebend gab sie dem Angreifer einen Stoß vor die Brust, der ihn ins Taumeln und Stolpern brachte. In einem Nu war es geschehen; Sebastiano lag unten an der Treppe mit einer so schweren Verstauchung des linken Fußes, daß er sich nicht mehr aufraffen konnte, sondern von den Kameraden in sein Zimmer und auf sein Bett getragen werden mußte. Seiner Angabe nach war er im Dunkeln zufällig ausgeglitten. Auch Amalasunta verschwieg den Anlaß des Unfalles; ihr genügte es, den gefährlichen Liebhaber einstweilen zu weiteren Angriffen unfähig zu wissen.

„Der alte Pietro aber, als ob er eine Ahnung gehabt hätte, daß es allmälig an der Zeit sein dürfte, seine Tochter aus diesem Soldatenthurm wegzubringen, machte sich am Tage nach dieser Begebenheit auf, um sich in der

Stadt nach einer Stelle für Amalasunta umzusehen. Er besuchte mich damals und trug mir auf, mich der Sache anzunehmen. Es wäre ihm lieb, meinte er, wenn das Mädchen noch vor Wintersanfang in einen guten Dienst käme. Vielleicht könnte ich es fremden Herrschaften empfehlen, was ihm unter Umständen auch passen würde. Ich versprach, mein Bestes zu thun, und ahnte, als er sich von mir verabschiedete, nichts von dem Abenteuer, das ihm auf dem Heimwege zustoßen sollte.

„Schon am Saume der Pineta nämlich, unfern der Landstraße, wurde der alte Mann unvermuthet mit einem „Buona sera" begrüßt. Und als er erstaunt aufblickte, stand, wie aus der Erde gewachsen, Antonio vor ihm. Die erste Bewegung Pietro's war nach dem Seitengewehr, das er, gleich den Doganieri, an einem Ledergurt trug. Und zugleich entfuhr ihm ein zorniges, erstauntes: „„Ah! birbante!"" (Ah, Schurke.)

„„Laßt Euer Messer nur stecken!"" sagte Antonio, „„und spart auch die Beschimpfung. Beides paßt nicht zwischen uns, Herr Schwiegervater.""

„„Schwiegervater!"" fuhr der Alte auf. „Der Teufel ist Dein Schwiegervater!"

„„Nicht, daß ich wüßte!"" entgegnete Antonio ruhig. „„Denn dann müßte ich seine Tochter geheirathet haben, und ich schwöre, daß ich sie nicht einmal dem Namen nach kenne. Eure Tochter hingegen . . . zwar, meine Frau ist sie leider auch noch nicht. Aber sie soll's werden, wie ich hoffe.""

„„Die Frau eines Lügners und Betrügers!"" rief Pietro wüthend. „„Wie war es mit den Schildkröten? Wie mit dem Professor?""

„„Nun ja!"" lachte Antonio. „„Das waren freilich Spiegelfechtereien. Aber da mich Eure Leute gefangen hatten, — sollte ich etwa dem Caporale und den Doganieri erklären, daß ich Eurer Tochter zu Liebe mich dort unten am Canal einfand, um nachzusehen, warum sie ihre Spaziergänge plötzlich eingestellt habe?""

„„So ist sie mit Dir im Einverständniß?"" keuchte der Alte.

„„Ein wenig!"" tönte es an seiner Seite; sie schritten nämlich während ihres Gesprächs tiefer hinein in den Wald, und Antonio hielt sich immer dicht neben Pietro.

„„Wenn sie es ist, die Dir zur Flucht verhalf, so . . .""

„„Keine übereilten Gelübde, Schwiegervater! Ich sage nicht, daß sie es gethan hat; aber warum sollte die Verlobte ihrem künftigen Gatten nicht eine kleine Gefälligkeit erweisen dürfen?""

„„Ich schlage ihr den Schädel ein, wenn sie es war.""

„„Ihr würdet das größte capo lavoro (Meisterwerk) zerstören, das Ihr jemals hervorgebracht habt. Bedenkt Euch besser. Ich bin Besitzer einer hübschen Segelbarke auf dem Adriatischen Meer, und wenn mein Haus auch nur ein schwimmendes, schaukelndes ist, so pflegt ohnehin jeder junge Ehestand eine schaukelnde Wiege in Aussicht zu nehmen.""

„„Ein Schmuggler bist Du!"" rief Pietro. „Ich hörte es heute in Ravenna; man kennt Dich wohl.""

„„Hat man mich jemals erwischt? Kann man mir ein einziges Schmuggelgeschäft beweisen? Wäre ich es aber bisher gewesen, so würde ich es vielleicht nicht mehr sein, wenn der Wärter des Zollthurms von Bevano mein Schwiegervater würde.““

„„Das wird er nie!““ rief Pietro mit einem rauhen Fluche.

„„Ihr redet garstige Worte!““ begütigte ihn der junge Mann. „„Flüche sind keine Verse. Ich will Euch aber ein Verslein sagen, das ich bei meinem neulichen Besuch in Venedig auf der Straße hörte:

Fior di pepe!
Se la vostra figlia non mi date,
Jo la ruberò, e voi piangerete!

(Pfefferblüthe!
Wenn Ihr mir Eure Tochter nicht wollt geben,
So raub' ich sie! Euch brennt's dann im Gemüthe.)

„„Vielleicht sollte ich sie Dir geben, daß Du mit ihr gestraft wärst!““ sagte der Alte, der immerwährend vor Zorn zitterte. „„Hat sie den Vater betrogen, so wird sie auch den Ehemann betrügen. Und das wäre meine Rache an Dir. Vorerst aber will ich sie selbst vor kriegen. Ob sie Dir noch gefallen wird, wenn ich sie unter Händen gehabt, das magst Du morgen sehen.““

Dem wüthenden alten Mann war das Schlimmste zuzutrauen. Dies mochte auch Antonio überlegt haben. Denn plötzlich packte er von hinten die beiden Arme Pietro's, zog mit wunderbarer Schnelligkeit einen festen Strick mit Schlinge hindurch und verwandelte in kürzerer Zeit, als man braucht es zu erzählen, seinen „Schwiegervater“ in einen hülflosen Gefangenen. Zwar hatte Pietro einen Schrei ausgestoßen, der jedoch in der Wildniß ungehört verhallte; die Entfernung zum Thurm betrug von der Stelle, wo die beiden standen, reichlich eine halbe Stunde.

„„Es thut mir leid, daß Ihr es so gewollt habt,““ sagte Antonio, indem er den Gefangenen zwang, die Richtung des Weges zu ändern. „„Aber Ihr seid wirklich nicht in der Stimmung, Eurer Tochter den väterlichen Segen zu geben. Und macht Ihr ferner einen Versuch, um Hülfe zu rufen, so muß ich Euch einen Knebel in den Mund stecken, während ich nicht das Geringste einzuwenden habe, wenn Ihr Euch mit mir weiter über unsere Familienverhältnisse in artiger, nicht allzu lauter Rede unterhalten wollt. Für diese Nacht muß ich Euch nun allerdings in festen Gewahrsam bringen. Es soll Euch aber daselbst so wenig ein Leid geschehen, als mir ein solches bei Euch widerfuhr. Freilich mit einer so schönen Gefangenwärterin, wie in der Torre di Bevano, habe ich einstweilen nicht aufzuwarten. Aber gebt Acht, ich mache sie Euch abspenstig.““

„Nach einigen vergeblichen Versuchen, seine Arme frei zu bekommen und das Seitengewehr zu fassen, ergab sich Pietro in sein Schicksal. Daß er die leichtfertigen und übermüthigen Reden Antonio's unerwidert ließ, versteht sich bei seiner mürrischen Gemüthsanlage von selbst. Uebrigens dauerte die gemeinsame Wanderung nicht mehr lange. Wohin aber Pietro gebracht wurde, das vermochte er nachmals nie genau anzugeben. Denn vor dem Austritt aus

der Pineta hatte ihm Antonio die Augen verbunden und ihn nachher wohl noch absichtlich im Kreise herumgeführt. Nach einiger Zeit wurden nebenher flüsternde Stimmen laut; es schien, daß Antonio mit ihm vertrauten Leuten sprach. Diese wurden zu Hütern des Alten bestellt, und mit einem fröhlichen „Buona notte, suócero!“ (Gute Nacht, Schwiegervater!) schied der kecke Werber von dem ergrimmten Vater Amalasunta's.

„Diese Begebenheiten hatten sich alle am späten Nachmittag zugetragen, die letzten im tiefen Dunkel des frühen Herbstabends. Zwei Stunden später wurde einer der Zollwächter, der zufällig einen Blick in die Nacht hinauswarf, durch ein plötzlich aufflackerndes und sofort wieder erlöschendes Feuer draußen in der Haide nicht wenig überrascht. Als er den Kameraden von seiner Wahrnehmung Witterung machte, flammte vor Aller Augen wieder ein solches Feuer auf, aber in einer anderen Himmelsrichtung. Nach einigen Minuten glänzte dasselbe Zeichen jenseits der Sümpfe. Die Leute kamen in Alarm. Was konnte das sein? Jetzt wurde auch Pietro's spätes Ausbleiben bemerkt. Sollten Schmuggler einen Handstreich beabsichtigen? Oder ihn bereits ausgeführt haben? Auf jeden Fall blieb nichts Anderes übrig, als sofort den Wald, die Haide, den Meeresstrand zu durchstreifen. Wenn man nur überall zu gleicher Zeit hätte sein können! Diese vielen Lichter an so verschiedenen Punkten machten es nothwendig, daß man sich vertheilte, und daß das ganze Commando ausrückte, natürlich mit Ausnahme des zum Gehen unfähigen Sebastiano, der mit unförmlich geschwollenem Fuß auf seinem Bette lag und Muße genug hatte, die Süßigkeit jener ertrotzten Umarmung sich immer wieder aufs Neue vorzustellen; er fand sie durch sein gegenwärtiges Leiden nicht zu theuer bezahlt.

„Die sechs Zollwächter, von allen Hunden begleitet, rückten aus und vertheilten sich in drei Streifcorps von je zwei Mann, indem sie nach den Punkten marschirten, wo jene räthselhaften Lichterscheinungen sich gezeigt hatten. Amalasunta aber stieg auf die oberste, offene Zinne des Thurmes, weil sie das heimliche Lachen, das in ihrem Herzen war, unter den freien Himmel tragen mußte. Jene lodernden Flammen — waren es nicht ihre Hochzeitsfackeln? Sie wußte, wie Alles zusammenhing. An recht entfernten Stellen, drüben in den Sümpfen und am Waldesrand, hatte ihr Geliebter kleine Pulverminen vorbereitet, die in die Höhe gingen, als der glimmende Funke der Zündschnur sie erreichte, ohne daß Jemand dabei zu sein brauchte. Wenn die Zollwächter an jene Stellen gelangten, war dort nichts zu finden; höchstens daß in der feuchten Herbstluft ein schwefeliges Düftlein schweben mochte. O! er war so klug als schön, er, dem sie gut war; er, den sie liebte, sieben anderen jungen Männern zum Trotz, die alle Tage mit verliebten Blicken um sie warben. — Es mochte nicht gut abgelaufen sein, als Antonio beim Vater offen um ihre Hand anhielt; er hatte ihr versprochen gehabt, es heute Abend zu thun. Und wenn es nicht gelungen sei, den Vater zum Jawort zu bewegen, so würde er sie noch diese Nacht abholen. Diesen Morgen hatte sie Gelegenheit gefunden, da der Vater in der Stadt, der lästige Aufpasser Sebastiano aufs Lager hin-

gestreckt war, mit Antonio einen Augenblick im Röhricht, unfern vom Thurm, zusammenzutreffen. Dort hatte er ihr den ganzen Kriegsplan enthüllt.

„Und doch hätte er noch im letzten Moment beinahe fehlgeschlagen. Als nämlich ihr durch das Leben in der Wildniß ungewöhnlich geschärftes Ohr den leisen Schlag eines Ruders vernahm, in einem der nahe am Thurm sich vorüberziehenden Canäle, und zwei Minuten später ihr Name von unten mit Vorsicht gerufen wurde, flüsterte sie ein bebendes „vengo“ (ich komme) in die Tiefe und eilte die Wendeltreppe hinab. Da tönte ihr, als sie den ersten Stock erreichte, ein rauhes: „Dove andate?“ (wohin) entgegen. Die Kammer, in welcher Sebastiano lag, öffnete sich dort auf den Flur. Und zu ihrem Entsetzen stand er selbst auf der Treppe, den Durchgang weigernd. Sein Gesicht war von der Leidenschaft und von den furchtbaren Schmerzen, die es ihm bereitete, auf dem kranken Fuße zu stehen, bis zur Unkenntlichkeit verzerrt. In den Händen hielt er — zum Zeichen, daß er zu Allem fähig und entschlossen sei — die Flinte mit gespanntem Hahn. Aber Amalasunta war nicht aus dem Teig jener Mädchen gemacht, die vor Schrecken in die Kniee sinken. „Il padre ritorna alfine“ (der Vater kommt endlich zurück), sprach sie in voller Geistesgegenwart so ruhig, daß Sebastiano einen Augenblick zweifelte. Es war doch auch das Wahrscheinlichste, das Natürlichste, was sie da sagte. Diese Zögerung seines Nachdenkens rettete ihr Leben. Im Nu war sie so dicht neben ihm, daß er von seiner Flinte keinen Gebrauch zu machen vermocht hätte. Aber an ihm vorüber zu eilen, wagte sie nicht, da er im nächsten Moment den Betrug merken und den Schuß ihr nachsenden konnte. Daher umschlang sie ihn mit beiden Armen so heftig, wie er es gestern in seiner verliebten Raserei mit ihr gethan hatte. Und dann rief sie, so laut sie konnte: „A me! Antonio! a me!“ (Zu mir, Antonio, zu mir!) Der Sicilianer knirschte in ohnmächtiger Wuth, als er sich getäuscht und seine schlimmste Ahnung zur Wahrheit geworden sah. Und hätte er festen Stand gehabt, wie in gesunden Tagen, so würde er doch wohl mit dem Mädchen fertig geworden sein, bevor die Hülfe kam. Auch so gab er sich in verzweifeltem Ringen alle Mühe, die Waffe, deren Mündung nach oben gerichtet war, in eine geeignete Lage zu bringen, um seinen Gegner und Nebenbuhler mit einem Schusse zu treffen, sobald er, von unten kommend, auftauchen würde. Aber es gelang ihm nicht. Als er die feste Hand des Andern im Genick spürte, konnte er nur noch auf Gerathewohl losdrücken. Der Schuß fuhr ins Treppenhaus empor, ohne anderen Schaden anzurichten, als daß er vielleicht die Zollwächter, wenn sie merkten, woher der Schall kam, zu schleuniger Rückkehr veranlaßte. Antonio begriff sofort diese Gefahr; den athemlosen Sebastiano schleuderte er mit gewaltigem Stoß in das Gemach zurück, das er hinter ihm abschloß. Dann eilten die Liebenden hinab vor den Thurm und zu der Stelle, wo Antonio's kleines Boot im Canal lag. Schon hörten sie in der Ferne die Hunde bellen und Zurufe der Doganieri. Aber lautlos und schnell glitt das Boot in der Finsterniß dahin. Und als der erste Trupp der Strandwächter im Thurm anlangte und von dem wie rasend sich gebärdenden Sicilianer erfuhr, was geschehen sei, hatten die Flüchtlinge die See bereits erreicht und das dort ihrer

harrende Schiff Antonio's bestiegen, das mit einem am Mast befestigten blauen Signallicht ihnen die Richtung gewiesen hatte.

Ohne Verzug breitete die Barke, in der außer Antonio nur noch ein alter Schiffer und ein halbwüchsiger Junge die Bemannung bildeten, die Segel und zog bei einem warmen und kräftigen Südwest dem Strande entlang. An einer gewissen Stelle, gleich zu Anfang der Fahrt, ließ Antonio die Signallaterne dreimal vom Mast niedergleiten und wieder emporsteigen. Das war für jene Leute am Lande, in deren Obhut er Pietro gegeben hatte, das verabredete Zeichen, den Alten in Freiheit zu setzen. Sie vollzogen den Auftrag unter Beobachtung aller Vorsichtsmaßregeln, so daß der Alte bis auf den heutigen Tag nicht weiß, in wessen Händen er in jener Nacht für einige Stunden ein Gefangener war. Doch vermuthet er, es seien Leute gewesen, welche bei den Schmuggellandungen Antonio's die Abnehmer oder Hehler der ans Land geschafften Waaren machten. Daran nämlich, daß Antonio seine Barke hauptsächlich in den Dienst des Schleichhandels gestellt hat, zweifelt Pietro keinen Augenblick, und es ist dies, abgesehen von der räuberischen Art dieser Brautwerbung, ein Hauptgrund, warum man ihm nicht davon sprechen darf, sich mit dem jungen Paare auszusöhnen. Ich fürchte, er irre nicht mit seiner Vermuthung. Aber — meine Herrschaften — wollen wir die Scheinheiligen machen? Wer hat sich niemals mit Contrebande befaßt? Ich lege die Hand aufs Herz und — nein! Eccellenza! auf die Cigarre, die ich in der Brusttasche spüre, wollte ich nicht anspielen. Das wäre schnödester Undank. Ich wollte nur feierlich aussprechen, daß zu viele Gebote, zu viele Gesetze, auch zu viele Uebertretungen herausfordern, und daß der Versuch, auf Kosten staatspächterischer Gesellschaften oder der Regie gewisse nöthige Nahrungs- und Genußmittel in unser von Zollschranken verschnürtes Italien einzuführen, nirgends, von den Alpen bis zur Meerenge bei Messina, als etwas Schändliches betrachtet wird; nur thut man allerdings gut, sich dabei niemals erwischen zu lassen, wie das Antonio so meisterlich verstand. Und allerdings ist's just nicht das geeignetste Handwerk, um sich bei einem Schwiegervater einzuschmeicheln, der einer Garnison Zollwächter die Haushaltung führt.

„Ich bin zu Ende, meine Herrschaften. Sie verstehen nun, warum der alte Pietro nicht gern danach gefragt werden wollte, ob auch schon ein weibliches Wesen auf dem Thurm von Bevano gewaltet habe. O ja! ein weibliches Wesen! ein Naturkind, wenn Sie wollen, und doch schlau genug, einen Vater und sieben verliebte Männer hinters Licht zu führen, und wählerisch genug, gerade den Einen zu nehmen, den sie am wenigsten hätte lieben dürfen. Bei alledem ist es ihr bis jetzt gut gegangen, was freilich nicht viel sagen will. Denn nur dieser Winter liegt zwischen heute und jener ereignißreichen Flucht. Aber sie ist mit Antonio glücklich verheirathet, einstweilen freilich nur kirchlich, aber die bürgerliche Trauung wird schon auch noch erfolgen. Wenn die Herrschaften auf ihrer Rückreise nach Venedig kommen, sehen Sie vielleicht die „Amalasunta“ — so heißt nun Antonio's Schiff — an der Riva degli Schiavoni liegen, wo die vielen Dalmatiner Barken mit ihren bunten Segeln sich drängen. Auf dem Deck hält ein gelbrothes Hündchen,

von jener Rasse, die wir lupetto romano nennen, scharfe Wache. Sollten Sie die schöne junge Capitänsfrau zufällig zu sehen bekommen und ihr die Ehre geben, mit ihr zu sprechen, so bringen Sie ihr den Gruß des alten Don Angelo von Ravenna und dazu die Mahnung, sie solle sich in all' ihrem Eheglück nicht zu leicht über das hinwegsetzen, was sie ihrem Vater angethan. Denn ob er gleich ein rauher Vater war und in jener Nacht, wenn Antonio es ihm nicht gewehrt hätte, sie in seinem Zorn vermuthlich übel würde zugerichtet haben, so bringt es Kindern doch keinen Segen, den Vater unversöhnt in die Grube steigen zu lassen."

Mit diesen ernsteren Worten brachte Don Angelo seine Erzählung zu Ende und erhob sich sogleich, um uns nicht einen Augenblick länger lästig zu fallen, vielleicht auch, um den Eindruck seiner Geschichte durch keine weiteren banalen Zusätze verwischen zu lassen. Wir dankten ihm herzlich und waren voll Rühmens, wie gut er zu sprechen wisse. Ich glaube wahrhaftig, daß ihn diese ernstlich gemeinten Beifallsbezeugungen noch mehr freuten, als der ansehnliche Geldbetrag, den wir nach seinem Weggang zusammenlegten und ihm andern Tages vor unserer Abreise noch zukommen ließen. Am meisten aber hatte ihn beglückt, daß ihn an jenem Abend die beiden forestieri und die junge Dame wie ihresgleichen behandelt hatten. Nicht der Lohndiener war er gewesen, sondern der gesellschaftsfähige Abbate mit poetischen Allüren, der einen ganzen Cirkel durch seine Unterhaltung beherrschte. Er dankte uns dafür noch aufs Lebhafteste, als er sich an der offenen Wagenthür Tags darauf von uns verabschiedete. Daß es sein eigenes Verdienst war, schien er nicht in Betracht zu ziehen. Und während er die „gentilezza" der Fremden pries, bedachten wir im Stillen, auf was für nette Menschen in Italien man auch in der unteren Volksclasse zuweilen trifft.

Zwei asiatische Staatsmänner.

Von

M. von Brandt.

[Nachdruck untersagt.]

II. Li Hung Chang.

Es war im April 1875, daß ich die Bekanntschaft des schon damals berühmten chinesischen Staatsmannes machte, und als er 1893 dem Feste beiwohnte, das mir bei dem Scheiden von meinem Posten unsere deutschen Landsleute in Tientsin gaben, konnte er mit Recht sagen, wenn wir auch manchmal verschiedener Ansicht gewesen und bei unseren Discussionen die Geister nicht selten auf einander geplatzt seien, so hätten doch stets die besten Beziehungen zwischen uns bestanden und wären auch durch die Vertretung sich widerstrebender Interessen nicht beeinträchtigt worden. Ich hatte, ehe ich ihn sah, viel von Li gehört, aber ich war doch überrascht, als bei meinem ersten Besuche mir in dem inneren Thor seines Yamen die stattliche Figur, die mich fast um eines Kopfes Länge überragte — und ich gehöre nicht zu den Kleinsten — entgegentrat, und die klugen Augen in dem fein geschnittenen, energischen Gesicht mich prüfend anschauten. „Sie sehen ganz wie einer unserer Generalgouverneure aus," waren seine ersten Worte, aber das Compliment prallte an mir ab, denn ich hatte es schon im Tsungli Yamen in Peking gehört und wußte, daß ich es ausschließlich meinem langen, weißen Barte verdankte. Dagegen kam Li's zweite Aeußerung, die er machte, sobald wir Platz genommen hatten, mir doch etwas überraschend. „Man hat Ihnen einen Consul in Japan ermordet, und Sie haben keine Geldentschädigung verlangt; das war recht, und Sie sind mein Mann," begann er die Unterhaltung. Trotz der Anerkennung meiner Handlungsweise, die in diesen Worten lag, schien es mir doch, im Hinblick auf weitere Möglichkeiten, wünschenswerth, meinen Standpunkt klar zu stellen, und ich erwiderte: „Ja, weil es sich um einen Mord handelte, an dem die japanische Regierung keine Schuld trug, und weil sie im vollsten Maße ihre Pflicht gethan, den Mörder ergriffen und bestraft hat. Unter den Verhältnissen lag kein Grund vor, ihr eine Strafe in Form einer Geldentschädigung aufzuerlegen." — „Eine Strafe?"

fragte Li. — „Ja, Strafe," fuhr ich fort, „für die Nichterfüllung der Verpflichtung, die jede Regierung hat, ein begangenes Verbrechen zu ahnden, und ich hoffe, nie in die Lage zu kommen, eine solche Forderung an die chinesische Regierung richten zu müssen." — Li sah mich groß an und wechselte den Gegenstand des Gesprächs, aber wir sind seit der Zeit stets gute Freunde gewesen, und ich habe bei ihm nie Widerstand gegen die Durchführung der Ansicht getroffen, die ich ihm am ersten Tage unserer Bekanntschaft ausgesprochen hatte. Glücklicherweise habe ich diese Ansicht nur einmal der chinesischen Regierung gegenüber vertreten müssen.

Li wurde 1822 in der Provinz Anhui geboren, in einer Literaten-Familie, die sich aber weder durch Vermögen noch durch Einfluß auszeichnete. Schon in jungen Jahren bestand er die drei vorgeschriebenen Prüfungen und wurde, nach Ablegung der letzten, höchsten, Mitglied des „Pinselwaldes" des Haulin-Collegiums. Aber seine Laufbahn sollte während der ersten Jahre seiner amtlichen Thätigkeit eine fast ausschließlich militärische sein, wenn man den Ausdruck für einen Führer gebrauchen kann, der aus sicherer Entfernung die Bewegungen seiner Truppen leitet und selten oder nie in die Lage kommt, einen Feind auf dem Schlachtfelde zu sehen.

Die Taiping-Rebellen waren von ihrem ursprünglichen Sitze in Kwangtung und Kwangsi bis an den Yangtze vorgedrungen und hatten 1853 Nanking erobert; die kaiserlichen Behörden und Truppen erwiesen sich als durchaus unfähig, ihnen erfolgreichen Widerstand entgegenzusetzen, und das Yangtze-Thal würde für die Regierung verloren gewesen sein, wäre nicht eine Anzahl von Männern aufgestanden, die, wenigstens anfänglich, auf eigene Hand und mit eigenen Mitteln den Kampf aufnahmen und nach manchen wechselnden Erfolgen schließlich den Sieg davon trugen. Der bedeutendste dieser Männer war der 1807 in Hunau geborene Tsêng Kwoh Fau, der mit einer kleinen, aus Freiwilligen gebildeten Armee gegen die Taipings operirte; ihm schloß sich Li an, dem seine Erfolge 1859 den Rang als Taotai (Regierungspräsident, der zugleich an der Spitze der Militärverwaltung steht) und 1862 die Ernennung zum Gouverneur von Kiangsu brachten. In dieser letzteren Eigenschaft entriß er in Gemeinschaft mit Gordon, dem Befehlshaber der „immer siegreichen Armee", einer von europäischen Officieren disciplinirten und befehligten Truppe, den Rebellen Suchau, ihren Hauptstützpunkt in Kiangsu, und vertrieb sie schließlich ganz aus seiner Provinz. Li, wie mancher andere chinesische Staatsmann, hatte den Werth einer Unterstützung durch Fremde kennen gelernt, und er war bereit, sich derselben zu bedienen, so weit dies seiner Ansicht nach ohne Gefahr für das Reich und seine eigenen Interessen geschehen konnte. Nach dem unbotmäßigen Verhalten Burgevine's als Führers der disciplinirten Chinesen und dem Versuch Lay's und Osborne's, die von ihnen organisirte Flotille der Autorität der chinesischen Behörden zu entziehen, war diese Besorgniß nicht ganz unbegründet, was man nicht außer Acht lassen darf, wenn man das Verhältniß Li's zu Gordon richtig verstehen will. Letzterer sollte gegen die Rebellen benutzt werden, aber seine persönlichen Erfolge durften nicht groß genug sein, um diejenigen Li's in den Schatten

zu stellen; zugleich wurde die ihm anvertraute Truppenmacht in Grenzen gehalten, welche sie nicht als eine Gefahr für die Regierung erscheinen lassen konnte. Gordon besaß unzweifelhaft ein sehr tüchtiges organisatorisches Talent und hatte durch seine persönliche Tapferkeit, seine Geradheit und Gerechtigkeit einen bedeutenden Einfluß auf seine aus sehr verschiedenen Elementen zusammengesetzten Officiere und zum Theil aus früheren Rebellen bestehenden Soldaten erworben. Nebenbei jedoch war er nicht frei von einem gewissen Don-Quixotismus, der bei der Einnahme von Suchau zum Bruch zwischen ihm und Li und beinahe zu schlimmeren Folgen führte. Von den zehn Führern (sog. Wangs, d. h. Prinzen) der Rebellen hatte die Mehrzahl sich mit Gordon in Verbindung gesetzt und versprochen, die Stadt zu übergeben, wenn es ihnen gelänge, sich des Energischsten und Tapfersten unter ihnen, des Mu Wang, zu entledigen; dies sollte auf die Weise geschehen, daß ihm die Leitung eines Ausfalls anvertraut und, sowie er die Stadt verlassen, die Thore derselben hinter ihm geschlossen würden. Der Plan kam nicht zur Ausführung, weil der Mu Wang, der Argwohn geschöpft hotte, seine Mitführer zu einer Berathung zusammenberief, in deren Verlauf er von ihnen ermordet wurde. Die anderen Wangs öffneten dann die Thore der Stadt und begaben sich zu Li, der Gordon versprochen hatte, das Leben der Rebellen zu schonen. Statt dessen ließ Li die Führer ergreifen und hinrichten. Gordon war so entrüstet über den Bruch des mit ihm getroffenen Abkommens, daß er, ein Gewehr in der Hand, Li suchte, um ihn nieder zu schießen — ein Schicksal, dem sich dieser dadurch entzog, daß er sich vor Gordon verbarg. Letzterer erklärte, das Commando der Truppen nicht länger behalten zu wollen, und das Zerwürfniß zwischen den beiden Führern drohte einen um so ernsteren Ausgang zu nehmen, als sich unter den Gordon'schen Truppen, in Folge der gezwungenen Unthätigkeit, ein aufrührerischer Geist zu zeigen begann. Mr., jetzt Sir Robert Hart, General-Zollinspector der fremden Seezölle, gelang es, zwischen Li und Gordon eine Verständigung herbeizuführen, der eine Proclamation Li's als Grundlage diente. In dieser erklärte Li, daß Gordon den Vorfällen nach der Uebergabe von Suchau fern gestanden und er, Li, sich genöthigt gesehen habe, dem ursprünglichen Abkommen entgegen, die sofortige Hinrichtung der Rebellenführer anzuordnen, da sie in der frechsten Weise verlangt hätten, daß ihre Anhänger in ihrer bisherigen Formation in die Reihen der kaiserlichen Armee eingereiht und ihnen selbst höhere Commandostellen in derselben übertragen würden. Energische Maßregeln seien daher unumgänglich nothwendig gewesen, um weiteres Unglück zu vermeiden.

Diese Erklärung Li's entsprach wahrscheinlich den thatsächlichen Verhältnissen, wie denn auch zu seiner weiteren Entschuldigung angeführt werden kann, daß kurze Zeit vorher die Garnison einer von den Taipings besetzten Stadt sich ebenfalls ergeben und dann eine kaiserliche Truppenabtheilung meuchlings überfallen und niedergemacht hatte. Gordon hat sich bei ruhigerer Ueberlegung später selbst von der Richtigkeit dieser Auffassung überzeugt, denn er schied nach Beendigung seiner Thätigkeit in China als Freund von Li, wie er auch nicht zögerte, auf dessen Ruf 1880 nach China zurückzukehren, als die

Nichtratification des Vertrages von Livadia zu einem Conflict zwischen Rußland und China zu führen drohte.

Die Einnahme von Suchau brachte Li außer anderen Ehren die gelbe Jacke, die auch Gordon erhielt, als er einige Zeit später den chinesischen Dienst verließ. Da in der letzten Zeit so viel von der gelben Jacke die Rede gewesen ist, wird vielleicht nicht uninteressant sein, was Li an Gordon schrieb, als Letzterer sich bei ihm über diese Auszeichnung erkundigt hatte: „Die gelbe Jacke wurde zuerst unter der jetzigen Dynastie eingeführt, als eine Belohnung für Prinzen, Staatsmänner und berühmte Generäle; die Ersten, welche sie erhielten, waren die, die gegen die ‚drei Insurgenten‘ kämpften (die drei Generalgouverneure, die sich im Süden und Westen gegen die mandschureische Herrschaft erhoben hatten) und die aufständischen Districte wieder unterwarfen. Seit den Zeiten Hien Fung's (d. h. seit der Regierung des gewöhnlich so bezeichneten Kaisers 1851—1861) sind Derjenigen, welche diese Auszeichnung erhalten haben, sehr wenige, während von Denen aus westlichen Ländern, die China militärische Dienste geleistet haben, Sie allein für Ihre treuen und werthvollen Dienste der Empfänger dieses Zeichens höchster Gnade gewesen sind.“ —

Nach der Unterdrückung des Taiping-Aufstandes war Li mit der ihm eigenen Energie beschäftigt, die Wunden zu heilen, die die jahrelangen Kämpfe seiner Provinz geschlagen hatten; aber der Ausbruch der Nienföi-Rebellion in Nordchina war die Veranlassung, daß er bald dorthin an die Spitze der kaiserlichen Truppen berufen wurde. Hier war ihm das Glück indessen weniger günstig als in Kiangsu; die Rebellen, die er gehofft hatte auf der Shuntung-Halbinsel einzuschließen, bemächtigten sich einer Anzahl Dschunken und gelangten so in seinen Rücken und aus dem Bereich seiner Streitkräfte. Auch Li's spätere Operationen waren nicht von Erfolg gekrönt; er erhielt den Befehl, das Obercommando abzugeben und sich auf seinen neuen Posten — er war in der Zwischenzeit Generalgouverneur von Hunau und Hupei geworden — zu begeben; mit vieler Mühe gelang es ihm, diese Ungnade abzuwenden, aber das Schicksal blieb ihm auch ferner abhold; die ihm früher verliehene gelbe Jacke wurde ihm wieder abgenommen, die Censoren richteten die heftigsten Angriffe gegen das, was sie seine Trägheit und Nachlässigkeit nannten, und trotz seines Einflusses und Ansehens würde er diesen Anklagen voraussichtlich doch erlegen sein, wenn es ihm oder vielmehr seinen Unterbefehlshabern schließlich nicht gelungen wäre, den Nienföi eine entscheidende Niederlage beizubringen.

Auf seinem Posten in Wuchang ließ Li es sich angelegen sein, soweit dies angänglich war, die Errungenschaften der modernen Industrie auch für China nutzbringend zu machen, und es war wesentlich seiner Initiative zu verdanken, daß das Regierungsarsenal in Nanking eingerichtet und Dr. Macartney, der als Officier in der „immer siegreichen Armee“ gedient hatte und jetzt als Sir Halliday Macartney der englische Secretär der chinesischen Gesandtschaft in London ist, mit der Leitung desselben beauftragt wurde.

Die englischen Consularberichte aus der Zeit, in welcher Li Gouverneur von Kiangsu und Generalgouverneur der beiden Hu-Provinzen war, sprechen sich wenig günstig über ihn aus und bezeichnen ihn als den Fremden und fremden Interessen durchaus feindlich gesinnt. Trotzdem oder vielleicht gerade deswegen wurde er, als im Frühjahr 1870 der französische Consul, eine Anzahl französischer Geistlichen und Schwestern, andere Franzosen und mehrere Russen in Tientsin bei einem Pöbelaufstande ermordet worden waren, an Stelle des zum Generalgouverneur in Nanking ernannten Tseng Kwoh Fan's in gleicher Eigenschaft nach Chili berufen, wo es ihm gelang, mit den Vertretern Frankreichs und Rußlands zu einer Verständigung zu gelangen, die die eigentlichen Anstifter des Massacres, wie es gewöhnlich genannt wird, straflos ließ, aber von den betreffenden Regierungen als eine hinreichende Genugthuung angesehen und angenommen wurde. Wie die Geschichte der letzten fünfundzwanzig Jahre sich gestaltet haben würde, wenn die Nachricht von den Vorfällen des 21. Juni 1870 rechtzeitig genug nach Paris gelangt wäre, um eine französische Expedition gegen China an die Stelle des Krieges gegen Deutschland zu setzen, mag der Phantasie des Lesers überlassen bleiben.

Seit 1870 ist Li mit einer einzigen Unterbrechung im Jahre 1882, als er an das Todtenbett seiner Mutter geeilt war, Generalgouverneur der hauptstädtischen Provinz und in dieser Stellung berufen gewesen, in allen Fällen von einiger Bedeutung eine wichtige, wenn nicht die wichtigste Rolle zu spielen. Die Lage der ihm unterstellten Provinz zwischen dem Meere und der Hauptstadt brachte es mit sich, daß ihm bei dem Abschluß fast aller neuen Verträge wie bei allen Fragen, welche politische Verwicklungen herbeiführen und dadurch die Sicherheit der kaiserlichen Residenz bedrohen konnten, der Hauptantheil zufiel. Aber auch sonst wußte die Regierung in Peking ihm alle diejenigen Verhandlungen zuzuweisen, bei denen ein gewisser Muth dazu gehörte, der aufgeregten öffentlichen Meinung gegenüber die Verantwortung für eine den Wünschen derselben nicht entsprechende Lösung zu übernehmen. Nach der 1875 erfolgten Ermordung des englischen Dolmetschers Margary in Yünnan gelang es ihm, in dem darauf folgenden Jahre in Tschifu mit dem englischen Gesandten, Sir Thomas Wade, ein Abkommen abzuschließen, das alles Andere, nur keine Genugthuung für das begangene Verbrechen, enthielt und in vielen seiner Bestimmungen selbst der englischen Regierung so unbefriedigend erschien, daß es noch heute zum größten Theil unratificirt geblieben ist. Eine neue Gelegenheit, seinen Einfluß in maßgebender Weise geltend zu machen, bot Li 1878 die Kuldja-Frage. Während des Aufstandes der Dunganen im Tekke-Thale hatte General Kolpakowski, der Befehlshaber der russischen Streitkräfte an der Grenze des insurgirten Gebietes, es für nöthig gehalten, einen Theil desselben mit der Hauptstadt Kuldja zu besetzen; die russische Regierung hatte der chinesischen hiervon Mittheilung gemacht, mit dem Zusatz, daß sie nach Unterdrückung der Unruhen durch die Chinesen bereit sein werde, das nur zeitweilig zur Sicherung der eigenen Grenzen besetzte Gebiet an China zurückzugeben. Nach dem Tode Jakub Chan's und der Wiedereroberung der Kashgarei sandte die chinesische Regierung 1878 den Vorgänger Li's auf dem Posten als

Superintendent des nördlichen Handels, Chung Hou, der diese Stelle noch während des Massacres im Juni 1870 bekleidet hatte, nach Rußland, um die Verhandlungen über die Rückgabe des Gebietes zu führen. Chung Hou schloß den Vertrag von Livadia ab, der den wichtigsten Theil des Gebietes bei Rußland ließ, und kehrte dann nach China zurück, wo er sofort nach seiner Ankunft in der Hauptstadt in Anklagezustand versetzt und ins Gefängniß geworfen wurde, und zwar, echt chinesisch, nicht wegen seines wirklichen Vergehens, des Abschlusses eines ungünstigen und durch nichts zu rechtfertigenden Vertrages, sondern weil er seinen Posten ohne die Erlaubniß des Kaisers verlassen habe. Die Erbitterung gegen Chung Hou war allgemein in den Regierungskreisen, und er wurde zum Tode verurtheilt; vor der Ausführung des Urtheils rettete ihn indessen das Einschreiten der fremden diplomatischen Vertreter und die Ueberzeugung der Regierung, daß die Hinrichtung Chung Hou's zum Kriege mit Rußland führen müsse. Trotzdem blieb die Lage eine sehr gespannte. Rußland glaubte nicht mit Unrecht, sich beschweren zu können wegen der Verschleppung einer großen Anzahl von Klagen über Vertrags- und Grenzverletzungen, die seit Jahren unerledigt geblieben waren, und das Vorgehen der chinesischen Regierung gegen den seiner Zeit in Rußland mit großen Ehren empfangenen Chung Hou wie die Weigerung, den Vertrag von Livadia zu ratificiren, waren nicht geeignet, diese Mißstimmung zu bessern. Auf der anderen Seite drängte, wie das bei solchen Gelegenheiten der Fall zu sein pflegte, das ganze Heer Derer, die in China nichts von den auswärtigen Verhältnissen verstanden, zum Kriege mit Rußland.

Theils um diesen eine Art Genugthuung zu geben, theils um die Russen glauben zu machen, daß es den Chinesen Ernst mit ihren kriegerischen Velleitäten sei, forderte Li den damals als Privatsecretär des Vicekönigs, Lord Ripon, in Indien befindlichen Oberst Gordon auf, ihn in Tientsin zu besuchen. Gordon kam, entsprach aber wenig den Erwartungen Li's, da er von vornherein sowohl demselben wie dem Tsungli Yamen gegenüber jeden Widerstand gegen Rußland für unmöglich erklärte. Li war von diesem Verhalten Gordon's wenig erbaut und bat den Schreiber dieser Zeilen, der in Tientsin mit ihm die Grundlagen vereinbart hatte, auf denen einige Tage später die Wiederaufnahme der Verhandlungen zwischen Rußland und China stattfand, Gordon zu ersuchen, durch seine Abreise die chinesische Regierung nicht ganz kopfscheu zu machen. Gordon hatte indessen Peking schon verlassen, unsere Begegnung fand auf dem Peiho statt; eine zweistündige Unterredung an den Ufern desselben gab mir schon damals die Ueberzeugung, daß der Fatalismus Gordon's, wenn man den Glauben an eine persönliche Vorausbestimmung so nennen darf, ihn zu einem sehr gefährlichen Leiter jeder Unternehmung machen müsse — eine Ueberzeugung, die später durch die Unterlassung der einfachsten, bei der Belagerung Chartum's gebotenen Vorsichtsmaßregeln ihre Bestätigung gefunden hat. Trotz des ungünstigen Eindrucks, den Gordon auf das Tsungli Yamen machte, und unter dem Li doppelt zu leiden hatte, da Gordon die von ihm zum Schutz der Hauptstadt getroffenen Anstalten, wie z. B. die Befestigung der Peihomündung und die Armirung derselben mit schweren Geschützen, als

überflüssig und sogar nachtheilig bezeichnete, gelang es Li doch, eine friedliche Lösung des Zerwürfnisses mit Rußland anzubahnen. Die Verhandlungen endeten mit dem durch den Marquis Tsing abgeschlossenen Vertrage von St. Petersburg, der Kuldja gegen den Ersatz der Occupationskosten an China zurückgab. Bemerkt mag aber noch werden, daß Gordon, trotz seiner unzweifelhaften persönlichen Uneigennützigkeit, auch hier wieder als typischer Engländer für die Interessen seines Vaterlandes Propaganda machte, indem er den Chinesen rieth, zu überlegen, welche Macht am wahrscheinlichsten durch Dick und Dünn mit ihnen gehen würde (natürlich England), und diese dann zu ersuchen, an China die Officiere abzugeben, die dasselbe für seine Flotte brauche.

Der Ausbruch von Unruhen in Korea 1882, die in erster Linie gegen die japanische Gesandtschaft gerichtet waren, und als deren Anstifter der gewöhnlich unter dem Namen Tai yuankun bezeichnete Vater des Königs nicht mit Unrecht angesehen wurde, gab Li Veranlassung, seine Energie dem Ruhestörer gegenüber zu beweisen. Er wurde in das chinesische Lager gelockt, dort gefangen genommen und nach China gebracht, wo er während längerer Zeit in der Hauptstadt der Provinz Chili, Paotingfu, internirt blieb, bis er auf Bitten seines Sohnes, der übrigens nur durch die ceremoniellen Vorschriften der kindlichen Liebe, wie sie der Confucionismus anordnet, zu dieser Intervention bewogen wurde, die Erlaubniß erhielt, nach Korea zurückzukehren. Daß Li die Ertheilung dieser Erlaubniß befürwortete, war ein Fehler und hat sehr wesentlich zu dem Zustande der Dinge in Korea beigetragen, die als Vorwand für den Conflict zwischen China und Japan gedient haben; er verfuhr so, wahrscheinlich in der Voraussetzung in dem alten Ex-Regenten und Hauptintriganten eine zuverlässige Stütze wenigstens gegen die ehrgeizigen Pläne der Japaner zu finden, mit denen ein Zusammenstoß wegen Korea's damals schon als wahrscheinlich angenommen wurde. Ihn vorausgesehen, auf eine bessere Rüstung gegen diese Gefahr gedrungen und den Krieg doch länger als zehn Jahre vermieden zu haben, ist ein unzweifelhaftes Verdienst Li's; weniger anerkennend muß man sich allerdings darüber aussprechen, daß die Vorbereitungen, die er traf, um dem drohenden Ausbruch zu begegnen, doch durchaus ungenügender Natur waren und im Augenblick des Gebrauchs versagten. Auf die Gründe dieser Erscheinung wird später zurückzukommen sein.

Den schwersten Stand, wenn man die jüngsten Ereignisse ausnimmt, hatte Li in dem französisch-chinesischen Conflict, der 1883 dadurch herbeigeführt ward, daß Frankreich activ in Tongking vorging. Der zwischen Li und dem französischen Corvetten-Capitän Fournier 1884 abgeschlossene Vertrag, durch den China Tongking aufgab, kam deswegen nicht zur Ausführung, weil die französische Regierung nachträglich die schleunige Räumung Tongking's forderte, und diese Forderung entweder von dem französischen Unterhändler nicht mit der nöthigen Klarheit gestellt wurde, oder Li nicht wagte, dieselbe nach Peking, wo sich bereits eine heftige Opposition gegen das getroffene Abkommen geltend machte, zu übermitteln. Li's Haltung während der Dauer der Feindseligkeiten war eine solche, daß man in Paris glaubte, auf seine Mitwirkung zur Er-

zielung eines vortheilhaften Friedens rechnen zu können, und es war wohl zum Theil wenigstens dieser Erwägung zuzuschreiben, daß jede feindliche Unternehmung gegen die Li direct unterstehenden Gebietstheile unterblieb. Der schließlich durch ihn verhandelte und in Tientsin abgeschlossene definitive Frieden — wenn man von Frieden sprechen kann, wo kein Krieg bestanden —, dem die Unterzeichnung des durch Vermittlung Sir Robert Hart's herbeigeführten Pariser Protokolls vorausgegangen war, gab Frankreich nicht mehr als das Li-Fournier'sche Abkommen, dessen Ausführung es ohne die von ihm gebrachten Opfer an Geld und Menschen hätte haben können. Während der ganzen Dauer des französisch-chinesischen Conflicts war die Haltung Japan's eine Frage von der größten Bedeutung für China gewesen; trotz der wiederholt an Japan herangetretenen Aufforderungen, den französischen Operationen in einer oder der anderen Weise, besonders durch Gewährung einer Verproviantirungsbasis, Vorschub zu leisten, hatte die japanische Regierung eine strenge Neutralität beobachtet, und erst als die Friedensverhandlungen zwischen Paris und Peking bereits im Gange waren, sah sich die Regierung genöthigt, dem Drängen der Actionspartei nachzugeben und China gegenüber die koreanische Frage aufzunehmen. Graf Ito wurde mit der Führung der Verhandlungen beauftragt und schloß am 18. April 1885 in Tientsin mit Li die Convention ab, durch welche beide Staaten sich verpflichteten, ihre Truppen aus Korea zurückzuziehen und dem Könige von Korea zu empfehlen, sein eigenes Heer durch fremde, keinem der beiden vertragschließenden Theile angehörende Officiere ausbilden zu lassen, um selbst die Ruhe im Lande aufrecht erhalten zu können. Zugleich wurde vereinbart, daß, im Falle eine der beiden Mächte sich in Zukunft genöthigt sähe, Truppen nach Korea zu schicken, sie der anderen davon Mittheilung machen werde, die dann berechtigt sein solle, dies auch ihrerseits zu thun.

Daß diese letztere Klausel den Japanern 1894 zum Vorwand für die Invasion Korea's gedient hat, ist bekannt. Li war sich bei Abschluß des Vertrages entweder der Handhabe nicht bewußt, welche er dem japanischen Ehrgeize bot, oder er rechnete darauf, selbst nicht mehr in die Lage zu kommen, mit bewaffneter Hand in die Angelegenheiten Korea's eingreifen zu müssen; in Peking aber tröstete man sich damit, daß man das Abkommen, das in der That keine Bestimmung über eine eventuelle Ratification enthielt, als eine nur Li angehende, keine internationale Geltung besitzende persönliche Verpflichtung desselben ansah. Vor der Hand hatte das in seinen späteren Folgen so bedeutungsvolle Abkommen das Ergebniß, daß es zu einer Auseinandersetzung zwischen Rußland und China über die koreanische Frage führte, bei welcher das erstere erklärte, daß es seinerseits keine Aenderung im Besitzstande Korea's anstreben werde, solange China denselben nicht antaste. —

Neue Unruhen in Korea sollten China und mit ihm Li vor die Frage stellen, die ihren vorläufigen Abschluß durch den Frieden von Shimonoseki gefunden hat. Ueber die Ursachen der Niederlage China's ist viel geredet und geschrieben worden, meistens ohne tiefer auf den wahren Grund derselben einzugehen, überzeugt, daß das, was man als die Corruption des chinesischen

Beamtenthums bezeichnet, als solche anzusehen sei. Uns näher liegende Beispiele hätten die Kritiker überzeugen sollen, daß eine Corruption, ebenso groß, wenn nicht noch größer als die der Mandarinen, einen gewissen, keineswegs unbeträchtlichen oder zu verachtenden Grad militärischer Tüchtigkeit nicht ausschließe. Die Ursachen der militärischen Mißerfolge China's müssen also auf einem anderen Gebiete gesucht werden, und sie dürften sich — wie dies auch durch die Berichte eines Augenzeugen, des Herrn von Hanneken, in diesen Blättern bestätigt wird — in dem Mangel an Verständniß, in der Ueberhebung und der falschen Sparsamkeit finden, die den Grundzug im Wesen der neueren Chinesen bilden. Sie sind das würdige Vorbild aller Doctrinäre, denen über der Wahrung der theoretischen Bedeutsamkeit eines Princips die Möglichkeit der Beurtheilung der praktischen Anwendbarkeit desselben abhanden gekommen ist.

Ich habe schon früher an dieser Stelle darauf hingewiesen, einen wie großen Antheil daran, daß die Chinesen für den Kriegsfall unvorbereitet waren, die falsche Sparsamkeit gehabt hat, die auf ausdrücklichen Befehl von oben herab in allen Zweigen der Verwaltung der Armee und der Marine herrschte. Wenn es sich Seitens der Beamten nur um Durchstechereien und Erpressungen gehandelt hätte, so würden sie sich's unbedingt haben angelegen sein lassen, die durch ihre Hände gehenden Bestellungen an die fremde Industrie nach Zahl und Umfang möglichst zu vermehren; aber nichts der Art ist geschehen. Die Panzerschiffe hatten keine Torpedonetze, diese wurden vielmehr erst nach Ausbruch des Krieges bestellt; Munition war nur in durchaus ungenügender Menge vorhanden, namentlich in Betreff aller Arten von Geschossen, und als das Wenige verbraucht war, hat es nicht Wochen, sondern Monate gedauert, bis man sich zu Nachbestellungen entschloß. Die Truppen waren elend bewaffnet, wenigstens zum großen Theil, aber nicht, weil — wie namentlich von englischer Seite vielfach berichtet worden ist — für gutes Geld schlechte Waare gekauft, sondern weil die vorhandenen guten Gewehre an schlechter Behandlung und mangelhafter Aufsicht zu Grunde gegangen waren und, was überhaupt beschafft worden, für die später aus allen Theilen des Reichs zusammenströmenden Scharen von Rekruten bei Weitem nicht ausreichte und nicht ausreichen konnte. Für alles dies hat man Li Hung Chang verantwortlich gemacht, und es ist wohl unzweifelhaft, daß ein Theil dieser Verantwortlichkeit ihn in der That trifft; aber man würde Unrecht thun, diesen Theil zu schwer zu machen. Li ist so wenig ein Freund der Fremden, wie irgend ein der Literatenclasse angehöriger Chinese; doch die Verhältnisse haben ihn gezwungen, mit den Fremden mehr zu verkehren, als dies seinen Wünschen und Neigungen entsprochen haben dürfte, und er hat diesen ihm aufgezwungenen Verkehr benutzt, um von ihnen zu lernen und sie in seinem und des Landes Interesse nach Kräften auszunutzen. In China selbst ist ihm das sehr verdacht worden, und wenn er bei der großen Masse nicht nur der Literaten, sondern des Volkes überhaupt als Christen- und Fremdenfreund durchaus unpopulär ist, so ist dies in erster Linie dem ihm zum Vorwurf gemachten Umgang mit Fremden, der Aneignung fremder Ideen, Hülfsmittel und der Ordnung, die er in seiner Provinz gehalten, zuzuschreiben. Daß ein so von Argwohn und Haß umgebener und verfolgter Mann, ganz abgesehen von der ihm von oben

herab stets aufs Neue zur Pflicht gemachten, zum Theil durch die Geringfügigkeit der vorhandenen Mittel gebotenen Sparsamkeit, bei der Anwendung fremder Methoden und Hülfsmittel doppelt vorsichtig sein mußte, liegt auf der Hand. Trotzdem hat er in der Organisation von Truppen, der Schaffung des Nordgeschwaders, der Befestigung der Küsten Anerkennungswerthes geleistet. Wenn das Alles sich im Augenblick der Gefahr als ein zerbrochenes Rohr erwies, das die Hand verletzte, die sich darauf stützen wollte, so kommen dabei wieder zwei Gründe in Betracht, die von wohl- und übelwollenden Kritikern gleich wenig berücksichtigt worden sind. Die höheren Truppenführer waren meistens alte Kriegsgenossen Li's aus der Zeit seiner Kämpfe gegen die Taipings und die Nienfëi, denen gegenüber er ebenso wie die Centralregierung gewisse Rücksichten zu nehmen hatte und in der That auch nahm; dann herrschte in Armee und Flotte außer dem in ganz China und bei allen Chinesen so überaus mächtigen Protectionswesen, das nur die Interessen der Familie und des Geschlechts kennt und wahrnimmt, ein Provinzialgeist, der an Zähigkeit und Agressivität dem Clangeist in Japan nichts nachgab und viel schlimmere Folgen als dieser gehabt hat. In der Armee Li's waren es Anhui-Leute, die keinen Anderen neben sich aufkommen ließen, in der Flotte herrschte thatsächlich eine Clique von Fukien-, hauptsächlich Futchau-Leuten, die ebenso, wie sie den englischen Instructeur, Capitain Lang, angefeindet und vertrieben hatten, immer und überall, selbst in der Schlacht, dem Oberbefehlshaber, Admiral Ting, und den wenigen nicht aus Fukien gebürtigen Officieren gehässig begegneten und zu schaden suchten. Diesem Geiste gegenüber, der mit hundert Fäden bis in die höchsten Regierungskreise hinaufreichte, war selbst Li machtlos; er mußte mit unfähigen und zum großen Theil widerstrebenden Elementen arbeiten und ließ daher häufig die Sachen gehen, wie sie gingen, nur um weitere Reibungen zu vermeiden.

Li ist kein Soldat. Er hatte von vornherein das Gefühl, daß China auf dem Schlachtfelde militärisch und maritim Japan nicht gewachsen sei; er glaubte indessen, wie man dies auch in Peking that, daß Japan nicht wagen werde, China anzugreifen, und im schlimmsten Falle nach der Eroberung Korea's am Yalu Halt machen würde; dann hätte sich weiter reden und ein Mittel finden lassen, China's „Gesicht zu retten". Als aber diese Voraussetzung nicht eintraf, waren für Li nur zwei Punkte maßgebend: zu verhüten, daß er selbst bei dem allgemeinen Schiffbruch zu Schaden komme, und eine Intervention der fremden Mächte zu Gunsten China's herbeizuführen. Was den ersteren Punkt anbetraf, so suchte er einerseits die Bürde des militärischen Oberbefehls von sich abzuschütteln. Diejenigen, die in der Ernennung eines Anderen zum Generalissimus eine Niederlage Li's erblickten, irrten daher sehr; im Gegentheil wird er es sich ungezähltes Geld haben kosten lassen, um dies durchzusetzen. Andererseits wollte er die hauptstädtische Provinz vor einem directen Angriff und sich selbst vor persönlicher Verantwortlichkeit retten und trieb daher zum Frieden. In Betreff einer etwaigen Intervention der fremden Mächte war er bald zu der Ueberzeugung gelangt, daß eine solche während des Krieges nicht wahrscheinlich sei; er rieth also auch darum zum Frieden, weil er glaubte und hoffte, daß die übermäßigen Ansprüche der Japaner ein

Dazwischentreten der an dem Schicksal Ostasiens interessirten Mächte herbeiführen würden. Daß er selbst diese Ansprüche gesteigert habe, um desto sicherer seinen Zweck zu erreichen, ist wohl Legendenbildung neuester Zeit; dagegen hat er in weit größerem Maße, als dies bisher allgemein bekannt geworden, sich bemüht, die von ihm selbst den Japanern gemachten Zugeständnisse durch den Widerspruch dritter Mächte herabmindern oder ganz aufheben zu lassen.

In der vorstehenden Skizze der Laufbahn Li Hung Chang's ist seiner Thätigkeit als Generalgouverneur von Chili nicht gedacht worden; er hat auch bei einigen Unruhen in den zu seinem Verwaltungsgebiet gehörigen Theilen der Mongolei und den durch Heuschrecken, Dürre oder Ueberschwemmungen verursachten Theuerungen und Hungersnöthen sich als ein tüchtiger Administrator erwiesen und mehr als ein Anderer für die Hebung der Wohlfahrt in dem seiner Verwaltung unterstellten Gebiete gethan. Wenn die von ihm ins Leben gerufenen Einrichtungen, wie die chinesische Dampfschiffahrts-Gesellschaft der China Merchants Co., die Eisenbahn von Tientsin nach den Kohlenminen von Kaiping, deren Weiterführung bis Mukden in Aussicht genommen und bis Shan-hai-kuan durchgeführt worden war, die Bearbeitung dieser und anderer Minen nach fremdem Vorbilde und die Errichtung von Baumwollen-Spinnereien nicht den gewünschten finanziellen Erfolg gehabt haben, so lag und liegt dies an dem in China so mächtigen Familien- und Geschlechtsgeist, dem gegenüber auch Li machtlos ist. Jedenfalls hat er bewiesen, daß er an Weite des Blickes die meisten seiner Landsleute übertrifft, und es kann ihm daher kaum verdacht werden, wenn er, um die Unterstützung der Regierung und der maßgebenden Beamtenkreise für jene Unternehmungen zu erhalten, sie als Mittel zur Beschränkung des Einflusses der Fremden bezeichnete und empfahl.

Li zählt heute 74 Jahre; es ist daher kaum von ihm zu erwarten, daß er bei der absolut nothwendigen Reorganisation des Heeres, der Marine und der Finanzen China's eine sehr thätige Rolle spielen wird. Aber man wird annehmen können, daß er sich in Betreff der unvermeidlichen Aenderungen, soweit dieselben nicht die Sphäre seiner eigenen Macht berühren, entgegenkommender verhalten wird, als die Mehrzahl seiner Amtsgenossen. In jedem Falle ist er ein Factor, mit dem zu rechnen ist, und dessen oft verständiger, selten obstructiver Einfluß schwer vermißt werden wird, wenn er dereinst aus der Regierung des Reiches geschieden. Er hat nach einer Zeit glänzender Erfolge, der Niederwerfung der Taipings, der Nienfëi, der mohammedanischen Rebellen in Yünnan, Kansu und Turkestan den Beginn des Niederganges seines Landes und den Verlust von Annam und Tongking, den Liukiu-Inseln, Korea und Formosa erlebt, aber wenn er auch nicht von jeder Schuld an diesen Ereignissen freizusprechen, so wird ihm doch die Geschichte das Zeugniß ausstellen, daß es mehr anderen Umständen als seinem Eingreifen und Rath zuzuschreiben ist, wenn China sich der ihm gestellten Aufgabe nicht gewachsen gezeigt hat. Für mich aber wie für viele Andere, die ihn näher gekannt haben, wird Li Hung Chang eine interessante, hochbedeutende und sympathische Persönlichkeit bleiben.

Aus Königsberger Gelehrtenkreisen.

Von

L. Friedlaender.

[Nachdruck untersagt.]

Hans Prutz, Die königliche Albertus-Universität zu Königsberg i. Pr. im neunzehnten Jahrhundert. Zur Feier ihres 350jährigen Bestehens. Königsberg, Hartung'sche Buchdruckerei. 1894.

Arthur Ludwich, Ausgewählte Briefe von und an Chr. A. Lobeck und K. Lehrs nebst Tagebuchnotizen. Im Auftrage des Vereins für die Geschichte von Ost- und Westpreußen herausgegeben. Erster Theil 1802—1849. Zweiter Theil 1850—1878. Leipzig, Duncker & Humblot. 1894.

I.

Die nach ihrem Stifter, Herzog Albrecht von Preußen, Albertina genannte Universität in Königsberg ist durch ihre Lage zur Provinzialuniversität bestimmt. Nur wenn große Gebiete Deutschlands von Kriegsunruhen erfüllt waren, wurde die entlegene Hochschule auch aus weiter Ferne wie ein Asyl aufgesucht; so während des Erbfolgekrieges (1704 zählte man 1000 Studenten), am meisten während des dreißigjährigen. Ihre größte Frequenz hatte sie 1633—1652, während welcher Zeit jährlich an 400 Studenten immatriculirt wurden und 88 auswärtige Candidaten die Magisterwürde erwarben. Dagegen hat die Zahl der immatriculirten Studenten in der Zeit, wo Kant's Ruhm Europa erfüllte, die durchschnittliche nicht erheblich überstiegen [1]). Auch als in diesem Jahrhundert Königsberg leichter erreichbar geworden war, sind es immer nur Einzelne gewesen, die aus Süd- und Westdeutschland und der Schweiz die weite Reise machten, um den Unterricht der dortigen großen Lehrer der Astronomie, Mathematik und Physik zu genießen, zum Theil Solche, die ihre Studien auf anderen Universitäten schon beendet hatten. Der Wunsch, einen der beiden großen Philologen Lobeck und Lehrs zu hören, hat wohl niemals auch nur einen Einzigen aus der Ferne nach Königsberg gezogen. Uebrigens weiß jeder Kundige, daß in Deutschland überhaupt nur ein sehr kleiner Bruchtheil der Studenten bei der Wahl der zu beziehenden Universität sich durch das Ansehen ihrer Lehrer in der wissenschaftlichen Welt bestimmen läßt.

---

[1]) Die Zahl der Immatriculationen betrug 1743—1747 794, 1778—1782 906, 1783—1787 828.

Die Königsberger Studenten, deren Zahl in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts meist zwischen 300 und 400 schwankte und erst 1860 die letztere Ziffer zu übersteigen anfing, waren und sind größten Theils sehr arm. Bei der geringen Entwicklung der Industrie in Ostpreußen, bei dem lähmenden Einfluß, den die Absperrung des russischen Hinterlandes auf seinen Handel übt, galt und gilt das Universitätsstudium Allen, die aus Niedrigkeit und Dürftigkeit zu einer höheren Lebensstellung aufstreben, als der geeignetste Weg zum Ziele, und der Zudrang zur Albertina wird durch fabelhafte Vorstellungen von der Größe und Menge der dort zu erlangenden Unterstützungen noch gesteigert. Allerdings ist die (noch immer wachsende) Zahl der Stipendien und sonstigen akademischen Beneficien dort sehr groß, doch für das Bedürfniß auch nicht entfernt ausreichend, besonders da sie großen Theils in einer Zeit gestiftet sind, wo das Geld einen höheren Werth hatte als jetzt; es gibt dort sogar ein jährliches Stipendium von drei Thalern „für ein feines, nothleidendes Ingenium“ (aus dem Jahre 1645). Die meisten Studenten sind genöthigt, ihre Studien in möglichst kurzer Zeit zu beenden, sehr viele außerdem ihren Lebensunterhalt durch Ertheilen von Unterricht ganz oder theilweise zu erwerben. Alle, die in solcher Lage sind, können wahrlich nur durch zähe Ausdauer und strengen Idealismus davor bewahrt werden, zu erliegen, zu erlahmen oder in Banausie zu versinken. Die Collegieneinnahmen der Professoren sind also natürlich nicht groß und waren vor fünfzig Jahren noch viel kleiner; Rosenkranz sagt (1873), er habe es im Maximum das ganze Jahr hindurch nie über hundert Thaler gebracht[1]. Einige Professoren, die ihre sämmtlichen Collegien unentgeltlich lasen (z. B. Lobeck), erhielten einmal eine Art Verweis: das Ministerium sähe es lieber, wenn die Herren Professoren die Studierenden durch den Werth ihrer Vorlesungen anzögen als durch Erlaß des Honorars[2].

Bis über die Mitte dieses Jahrhunderts hinaus war die Ausstattung der Albertina eine überaus dürftige. Das alte, bis 1862 benutzte Universitätsgebäude erfreute sich zwar eines malerischen, stillen Hofes mit schönen, alten Bäumen, genügte aber auch den bescheidensten Ansprüchen nicht und zeigte überall Spuren der Vernachlässigung und des Verfalls. Die Bibliothek war äußerst mangelhaft. Die Zustände in den Gebäuden der medicinischen Institute waren kaum erträglich, mit dem Bau eines chemischen Laboratoriums wurde erst 1854 begonnen u. s. w.

Auch die Abgelegenheit der Stadt hatte manche, für Gelehrte besonders empfindliche Uebelstände zur Folge: die Erschwerung oder Unmöglichkeit der Benutzung von Hülfsmitteln anderer Anstalten, der Erwerbung unentbehrlicher Anschauungen, der Anregung und Belehrung durch öfteren Verkehr mit Fachgenossen. Eine Reise nach Berlin mit der damals so hoch gepriesenen Schnellpost dauerte 1840 sechzig Stunden, länger als jetzt eine Reise von Königsberg nach Rom; ein Brief nach Berlin kostete 90 Pfennige, und das Porto wuchs mit der Entfernung. Nach Königsberg, hieß es damals, kommt Alles fünfzig

[1]) Rosenkranz, Von Magdeburg nach Königsberg, S. 480.
[2]) K. F. v. Baer Selbstbiographie, S. 231.

Jahre später. Je seltener Ostpreußen (das ebenso wie Westpreußen noch nicht zum deutschen Bunde gehörte) von auswärts besucht wurde, desto länger erhielten sich sagenhafte Vorstellungen von seiner Uncultur selbst in Berlin, wo man die Provinz als ein Stück Halbasien betrachtete; hinter dem Alexanderplatz, sagte man dort, fängt Polen an. Das allerdings hochnordische Klima galt als ein sibirisches, und scherzhaft übertreibende Aeußerungen, wie die Lobeck's, daß man dort neun Monate Winter und drei Monate Mücken habe, wurden buchstäblich genommen.

Ein Ruf an die Albertina konnte also für Gelehrte westlicherer und südlicherer Gegenden nicht lockend sein; dennoch nahm dort seit der Zeit der Befreiungskriege die Zahl der von auswärts gekommenen Professoren je länger je mehr zu, und nicht Wenigen wurde Königsberg eine zweite Heimath, die mit bevorzugteren Orten zu vertauschen sie auch durch die ehrenvollsten und vortheilhaftesten Anerbietungen nicht bewogen werden konnten. Der Personenwechsel war an der Albertina früher so selten, als in den letzten Jahrzehnten häufig; bereits 1876 verglich sie Lehrs mit einem Taubenschlage. Das Leben war vor der Zeit der Eisenbahnen überhaupt viel stabiler. Die damalige Bedeutung der Entfernungen vermag die jetzige Generation kaum noch zu ermessen. „Wären wir doch nicht durch so viele Gebirge und so weite Sandsteppen getrennt," schreibt 1823 der nach Bonn übergesiedelte Hüllmann an Lobeck. Der Gedanke an einen mit so großen Schwierigkeiten und Unannehmlichkeiten verbundenen Umzug hatte für Viele etwas Abschreckendes. Da Reisen selten waren, hatte man wenig Gelegenheit, Vergleichungen des eigenen Wohnsitzes mit begünstigteren anzustellen. Dagegen lernte man bei längerem Aufenthalt in Königsberg gewisse Vorzüge des Ortes schätzen, die zum Theil gerade durch seine Abgelegenheit bedingt waren.

Die Isolirung Ostpreußens, die die Wirkungen fremder Einflüsse abschwächte oder ausschloß, begünstigte die Bildung einer scharf ausgeprägten Eigenart seiner Bevölkerung, die fremde Beobachter in der Regel nicht unsympathisch berührt hat. Am meisten ist E. M. Arndt ihres Lobes voll[1], der die Ostpreußen in der Zeit der glorreichen Erhebung (1813) kennen lernte, wo sie „Gelegenheit hatten, zu zeigen, weß Geistes und welcher Art sie sind". „Ein gewisser Stolz der Männlichkeit und Gradheit, eine eigenthümliche Freisinnigkeit in Antlitz und Rede und in Schritt und Tritt ausgeprägt, tritt einem hier fest entgegen. Auch in unserer jüngsten Zeit in Frankfurt und in der Volkskammer in Berlin treten uns die eigentlich preußischen Namen als Männer entgegen, welche die Zeit begriffen haben." „Ja, die Deutschheit hat in diesen sumpfreichen und waldreichen Nordrevieren zwischen Weichsel und Riemen recht feste, tiefe Wurzeln getrieben;" „der Mensch und das Land sind in Liebe und Treue so in einander verwachsen, daß der in Preußen geborene Mensch sein Land, sein rauhes und in mancher Hinsicht unschönes und unromantisches Land mit unendlicher Liebe festhält

[1] Meine Wanderungen und Wandlungen mit dem Reichsfreiherrn H. K. F. von Stein (1858), S. 156—159.

und lobt und preist." „Wirklich ist Preußen seiner Liebe eine Art Paradies geworden, in welchem fast Alles in der ersten Unschuld der Liebe erblickt wird. Was auf diesem Boden wächst und blüht, der Mensch und das Thier, das Roß und der Ochs, der Weizen und der Apfel — Alles wird von ihm schöner, stärker, voller, süßer gesehen und gepriesen, als was andere deutsche Länder tragen und erziehen. In der That, seine Heimath ist ihm das Land des Paradieses; hat ja auch ein vormaliger Doctor der Theologie Namens Hasse in seiner Erklärung des ersten Buches Mosis um Königsberg im Pregel und den in den Pregel hinein fallenden Flüssen und Bächen die fünf Ströme gefunden, die das Paradies umfließen. Wie oft habe ich über dieses Capitel des Paradieseslandes mit meinen Freunden Motherby und Schenkendorf streiten und doch über ihren preußischen Patriotismus mich freuen gemußt! Glücklich, wenn in allen Landen deutscher Zunge die Heimath von solchen Herzen geliebt und von solchen Köpfen und Fäusten vertheidigt und verherrlicht würde."

Auch den fremden Gelehrten sagte das Wesen der Ostpreußen in der Regel zu. F. K. von Baer (in Königsberg 1817—1834) erklärt, dem Urtheil Burdach's beizustimmen, daß das Altpreußenthum sich durch Biederkeit, Tüchtigkeit und sehr conservativen Sinn auszeichnete[1]). „Ich kann mich nicht enthalten," schreibt Hüllmann 1824 aus Bonn, „gegen Jeden, der aus Preußen kommt, unverhohlen zu äußern, daß allerdings die hiesige Natur große Reize hat und ich freilich nicht gesonnen bin, nach Norden zurückzukehren, daß mir aber die Menschen dort mehr zugesagt haben"[2]). P. v. Bohlen (in Königsberg 1825—1836), der in dem rauhen Klima einem frühen Ende entgegensiechte, sagt: „Königsberg wäre mir der Himmel auf Erden gewesen, wenn nur die Natur mit milden Lüften diesen Himmel hätte segnen wollen"[3]). „Diese Stadt," schreibt Rosenkranz nach einem vierzigjährigen Aufenthalt, „ist so sehr meine zweite Heimath geworden, daß ich mich nach ihr, wenn ich einmal längere Zeit von ihr entfernt war, immer wieder zurück sehnte. Die Freude an meinem Lehramt, die Anhänglichkeit meiner Zuhörer, die Liebe meiner Collegen und die Freundschaft so vieler ausgezeichneter Menschen haben mich die bekannten Unbilden der hiesigen Localität längst vergessen lassen"[4]).

Auch das Geistesleben der Provinz war ein autochthones. Die Ostpreußen sind im Allgemeinen kritisch veranlagt, und ihre Kritik leidet selten an einem Uebermaß von Wohlwollen. Als ihren Wahlspruch könnte man den (von Merimée zur Devise erwählten) Vers des Epicharmus bezeichnen: „Nüchtern sei und niemals trausam: das ist wahrer Weisheit Kern." Selbst gegen ihre eigenen Empfindungen, die sie wider Willen fortreißen könnten, sind sie stets auf der Hut. Vor Allem sind sie darauf bedacht, sich nicht bevormunden, nicht blenden und sich nicht imponiren zu lassen. Es war kein Zufall, daß Cagliostro (1779) in Königsberg kein Glück machte: der Kanzler von Korff erklärte ihn für einen verkleideten Bedienten, vielleicht einen Jesuitenmissionar; ein Graf sei er auf

[1]) Baer, Selbstbiographie (1866), S. 235.

[2]) Lobeck und Lehrs, Briefwechsel, S. 55.

[3]) v. Bohlen, Autobiographie (herausgegeben von J. Voigt 1841), S. 62.

[4]) Rosenkranz, Von Magdeburg nach Königsberg, S. V.

keinen Fall[1]). An ihren Ansichten, auf deren Selbständigkeit sie so großen Werth legen, halten die Ostpreußen nicht selten mit Eigensinn fest. Sie neigen zur Unbedingtheit des Urtheils und sind Vermittlungen und Compromissen abhold. Ihr Hang zum Zergliedern und Analysiren schließt aber die Productivität nicht aus. Der Antheil des kleinen, armen, sehr spät und sehr unvollkommen germanisirten Grenz- und Coloniallandes an der deutschen Literatur ist nicht bloß unverhältnißmäßig groß, sondern auch unverhältnißmäßig bedeutend. Schon im siebzehnten Jahrhundert besaß die Provinz in Simon Dach einen der sehr wenigen Dichter, von denen Einiges noch heute genießbar ist, und sie ist mit Recht stolz darauf, zu der so kleinen Schar führender Geister in der größten Zeit unseres Geisteslebens zwei gestellt zu haben, Kant und Herder. Auch das literarische Interesse ist in Ostpreußen sehr groß; vielleicht in keiner deutschen Stadt wird so viel gelesen, als in Königsberg, freilich ist auch der Winter nirgends so lang.

Gleichsam als nothwendiges Complement des Kriticismus macht immer von Neuem sich ein Trieb zur Phantastik, Mystik und Schwärmerei energisch geltend. Neben Kant stand Hamann, neben dem Verfasser der „Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft" der Magus des Nordens, für den die höchste Potenz der Vernunft der Glaube war[2]). Im Anfange dieses Jahrhunderts gewann F. A. Schönherr (1771—1826), ein Schwärmer von sehr lückenhafter Bildung, ein schöner Mann, dessen äußere Erscheinung schon den Propheten ankündigte, eine große Zahl von Gläubigen, auch aus gebildeten Kreisen für seine Lehren, obwohl darin manches Befremdliche vorkam, z. B. daß das Firmament ein festes Gewölbe mit unzähligen Löchern sei, die das von außen durchscheinende Urlicht uns als Sterne erscheinen lasse. Schönherr's System, das, wie er fest glaubte, auf einer ihm gewordenen speciellen Offenbarung beruhte, war ein dualistisches. Ein einziges Urwesen erklärte ihm nichts; die Principien alles Seins (Elohim) sind nach ihm zwei Grundwesen, ein thätiges männliches (das Feuer) und ein weibliches leidendes (das Wasser). Ihre gegenseitige Action ist Wort oder Ton, und Alles ist durch das Wort geschaffen. Die erste Descendenz des Urlichts und Urwassers war Lucifer; er war der Canal, durch den das Licht ausströmen und in weiteren Kreisen fortwirken sollte, aber er behielt die Lichtkräfte neidisch für sich und verführte später den Menschen, als dieser im Fortgange der Schöpfung in die Welt eingetreten war. Dadurch entstand eine allgemeine Verfinsterung; besonders ward das Blut verfinstert. Christus verbreitete in seinem vergossenen Blute die ursprüngliche Gerechtigkeit wieder durch das Ganze. Die Menschen zerfallen in Licht- und Finsternißnaturen, außerdem in Haupt- und Nebennaturen u. s. w. In Erwartung

[1]) Neuer Pitaval, Bd. VIII (1845), S. 33 ff.

[2]) Hamann's Bild hat der Cultusminister v. Bethmann-Hollweg an der Front des neuen Universitätsgebäudes als eines der (bis jetzt acht) Bilder berühmter Lehrer und Schüler der Albertina anbringen lassen. Vergeblich hatte dagegen das Generalconcil erinnert, daß nach des Ministers eigenem Ausdruck es sich darum handelte, „nicht allein das Andenken dieser Männer zu ehren, sondern auch zugleich den Geist der Universität zu kennzeichnen und gegenwärtige und künftige Lehrer zu mahnen, im Geiste dieser Vorgänger fortzuwirken." Prutz, S. 185.

einer Sündfluth baute Schönherr ein großes Schiff, das aber, wie Rosenkranz von einem Augenzeugen hörte, beim Stapellauf im Pregel sofort unterging. Der bedeutendste seiner Jünger, der Prediger Johannes Ebel (1784—1864) zerfiel zwar später mit ihm, weil Schönherr eine grobe und absurde Ascetik forderte, behielt aber den Inhalt seiner Lehre im Wesentlichen bei, und vertheidigte sie noch 1837 zusammen mit seinem Amtsgenossen Diestel in einer eigenen Schrift (Verstand und Vernunft im Bunde mit der Offenbarung Gottes). Die von Ebel gebildete Gemeinde bestand durch einige Jahrzehnte, Männer und Frauen der ersten Adelsfamilien gehörten ihr an. Der gegen diese „Mucker“ 1835—1839 mit großer Voreingenommenheit geführte Proceß hat ergeben, daß die gegen sie erhobenen Verdächtigungen grundlos waren; Ebel und Diestel sind nur wegen ihrer Irrlehren zur Amtsentsetzung verurtheilt worden. Für die Bildung religiöser Secten ist übrigens Ostpreußen nach wie vor ein sehr günstiger Boden geblieben. Eine ganz andere Richtung als jene pietistisch-theosophische nahm die dem Protestantismus je länger je mehr feindliche Mystik Zacharias Werner's, dessen Mutter in den Wahn verfallen war, sie sei die Jungfrau Maria und ihr Sohn der Weltheiland. Bekanntlich endete er als katholischer Priester; in seinen Dramen ist die Mystik zum Aberwitz ausgeartet. Dagegen war die Mystik Max von Schenkendorf's confessionslos. Eine Todtenfeier für die Königin Luise veranstaltete er in der katholischen Kirche und ließ sie durch katholischen Gottesdienst einleiten, und er, der Freund Jung-Stilling's und der Frau von Krüdener dichtete nicht nur Lieder auf die heilige Jungfrau und ein Gebet für Pius VII. ganz im katholischen Sinne, sondern feierte sogar den Führer des Bundes zur Ausrottung des Protestantismus, den Sieger in der Schlacht am weißen Berge, als den „festen treuen Max von Baiern“. Endlich sei hier an die Phantastik E. T. A. Hoffmann's erinnert, die in unserer ganzen Literatur nicht ihres Gleichen hat, und dessen Dichtungen gleichwohl in Frankreich als vorzugsweise charakteristische Erscheinungen der deutschen Poesie gegolten haben und vielleicht noch gelten.

Wenn also auch im Geistesleben Ostpreußens die Verstandesthätigkeit vorherrscht, so ist ihre Herrschaft doch keineswegs eine ausschließliche. Der gesellige Verkehr bot und bietet in Königsberg den Gelehrten reichere und mannigfachere Anregungen, als in den meisten anderen deutschen Universitätsstädten. Die Stadt (mit 70000 Einwohnern um 1840) ist der Sitz der obersten Gerichts- und Verwaltungsbehörden der Provinz, der Spitzen eines Armeecorps und einer Kaufmannschaft, deren Horizont durch überseeische Beziehungen erweitert ist, und in deren Kreisen Kant und Bessel gern verkehrten. „Kein Stand,“ sagt Rosenkranz, „kann hier zur Vorherrschaft vor den anderen gelangen“ [1]). Eine Spannung zwischen Militär und Civil, zwischen Adel und Bürgerthum trat erst in den vierziger Jahren ein und steigerte sich in dem Jahrzehnt von 1848—1858, vor 1840 aber bestand weder die eine noch die andere [2]). „Der Norden von Deutschland,“ sagt Bohlen, „zeichnet sich vielleicht

[1]) Rosenkranz, Königsberger Skizzen (1842), Bd. I, S. 113.
[2]) Baer a. a. O., S. 246.



in Folge der klimatischen Verhältnisse, welche ein engeres Anschließen bedingen, durch geselligen Umgang, durch gastfreies Entgegenkommen gegen Freunde und im Allgemeinen durch eine wohlwollende und biedere Herzlichkeit vor den südlichen Provinzen sehr bemerklich aus, und hier ragt in meinen Augen besonders Königsberg unter allen Städten, die ich kennen gelernt habe, vortheilhaft hervor. Eine gewisse Bildung, welche unbemerkt aus den gelehrten Anstalten, den vielen Landescollegien und mannigfachen Instituten ihre Nahrung zieht, hat alle Stände durchdrungen, und sie verschmelzen durch die ungezwungenste Geselligkeit und durch gemeinsamen Umgang in einander" [1]). Unter solchen Verhältnissen war „keine Zwingherrschaft der Professoren, wie in kleinen Universitätsstädten, namentlich Göttingen, keine Einbildung der Alleinweisheit möglich" [2]). Die Anregungen, die ein lebhafter Fremdenverkehr bietet, fehlten allerdings ganz, aber auch die damit verbundene Unruhe. Ueberhaupt pulsirte das Leben hier langsamer und gleichförmiger, als in den größten, und doch nicht so schläfrig, wie in den kleinen Städten. Die Gelehrten, die ganz ausschließlich ihrem Berufe zu leben wünschten, und den Mangel künstlerischer Genüsse nicht als Entbehrung empfanden, sagte die relative Stille und Gleichförmigkeit der Existenz in Königsberg zu, und auch Solche, die den größten und glänzendsten Centren der Wissenschaft zur Zierde gereicht haben würden, blieben lebenslänglich an der kleinen, abgelegenen und höchst stiefmütterlich behandelten Universität. Neben einer Anzahl von sehr namhaften Gelehrten besaß die Albertina um 1840 vier von auswärts gekommene Männer ersten Ranges: den Philologen Lobeck (1781—1860), den Astronom Bessel (1784—1846), den Physiker Franz Neumann (1798—1895) und den Mathematiker Jacobi (1804—1851), und der Letztere war der Einzige, der sein Leben nicht in Königsberg beschloß, da eine Krankheit ihn zwang, ein milderes Klima aufzusuchen.

II.

Die mittleren Jahrzehnte dieses Jahrhunderts waren in einer beispiellos reichen und großartigen Entwicklung fast aller Wissenschaften eine Periode des Uebergangs zu neuen Lebensformen. Die Erschließung neuer Gebiete, die Erweiterung der bereits gewonnenen, die immer zunehmende Intensität der Durchforschung aller, das Heranwachsen zahlreicher Theilgebiete zu selbständiger Existenz — alles dies hatte eine je länger je weiter gehende Arbeitstheilung und damit eine immer engere Begrenzung der Thätigkeit der einzelnen Forscher, eine immer größere Isolierung der einzelnen Forschungsgebiete zur nothwendigen Folge. Das gegen Ende des Mittelalters neu erwachende wissenschaftliche Leben hatte anfangs ganz und gar in den Trümmern des geistigen Erwerbs des Alterthums gewurzelt und aus diesem edeln Schutt seine einzige oder doch beste Nahrung gezogen. Allmälig entwuchs eine Wissenschaft nach der anderen diesem gemeinsamen Boden, und Zusammenhänge, die Jahrhunderte lang be-

[1]) v. Bohlen a. a. O., S. 65 f.
[2]) Rosenkranz a. a. O., Bd. II, S. 269.

standen hatten, lockerten und lösten sich. Schließlich fiel mit dem Aufgeben des Latein als allgemeiner Gelehrtensprache das letzte äußere Band, das die längst getrennten Einzelwissenschaften noch zusammenhielt. Gottfried Hermann († 1848) ist wohl der letzte Docent gewesen, der einen Theil seiner Vorlesungen lateinisch hielt, und es gab in den vierziger Jahren auch noch Mediciner, die auf ihr gutes Latein Werth legten. Wie immer haben die Anhänger der alten Traditionen noch dem Schwinden des Wesens den Schein zu erhalten gesucht. Für lateinisch geschriebene medicinische und naturwissenschaftliche Dissertationen haben selbst Philologen sich noch lange ereifert, obwohl durch eine schauderhafte (übrigens notorisch so gut wie nie von den Verfassern selbst herrührende) Mißhandlung der Sprache nur Elaborate zu Stande kamen, die für fachmännische Leser kaum verständlich waren. Als letzter fossiler Rest einer für immer untergegangenen wissenschaftlichen Periode bestehen an den meisten Universitäten lateinische Verzeichnisse der Vorlesungen noch fort [1]).

Daß es an Differenzen zwischen den Männern der zu Ende gehenden und der neu anbrechenden wissenschaftlichen Periode nicht fehlte, ist selbstverständlich. Namentlich waren die Ansichten über den Werth und Rang der verschiedenen Wissenschaften hier und dort sehr verschieden; die Vertreter der alten betrachteten die neuen mit Geringschätzung und umgekehrt. Die Zeit der Specialitäten war allerdings noch nicht gekommen. Vor fünfzig Jahren kannte man die Theilung der classischen Philologie in latinistische und gräcistische eben so wenig als die der Chemie in wissenschaftliche, pharmaceutische, medicinische und Agriculturchemie, der Anatomie in normale und pathologische; die Augenheilkunde gehörte noch zur Chirurgie. Es gab an der Albertina noch keine Lehrstühle für Sprachvergleichung, für deutsche, anglicanische und romanische Philologie, für Geographie und für deutsche Literatur. Dagegen gab es bereits besondere Lehrstühle für alle Naturwissenschaften, während in den ersten Jahrzehnten dieses Jahrhunderts noch ein einziger Professor, K. G. Hagen († 1829) über Chemie, Pharmacie, Physik, Mineralogie und Botanik gelesen und in diesen sämmtlichen Fächern auch selbständige Arbeiten geliefert hatte. Die an den früheren Traditionen festhaltenden Gelehrten wollten die jugendlich aufstrebenden Naturwissenschaften nicht als ebenbürtig, ja nicht als Wissenschaften anerkennen, während die von einem begreiflichen Selbstgefühl erfüllten Naturforscher die Disciplinen, die so lange eine dominirende Stellung eingenommen hatten, für überlebt erklärten. Lobeck ließ die

---

[1]) Im Sommer 1831 lautete in Königsberg die Anzeige einer Vorlesung von Neumann „Ueber die Fortpflanzung der Wärme in den Mineralien“ lateinisch: De vermium in corporibus solidis propagatione. Der Uebersetzer hatte Würmer für Wärme gelesen. „Machte man aber die Anzeige lateinisch, so wurde Wortkritik geübt, und man war nie ganz sicher, was daraus würde. Den Ausdruck in mineralibus hätte Lobeck als Redacteur des Lectionskatalogs schwerlich stehen lassen, aber ob Wärme oder Würmer sich in den Mineralien fortpflanzen, war ihm gleichgültig, da die Classiker sich um dergleichen nicht bekümmert hatten“ (Baer a. a. O., S. 261 f.). Die Königsberger Mediciner behaupteten später, daß ein Philologe, der gewöhnlich die Doctordissertationen in Latein übersetzte, statt America stets Africa schrieb, weil jenes den Alten unbekannt war.

naturhistorischen Studien allenfalls als eine unschädliche gelehrte Spielerei gelten [1]). Als Liszt 1842 Königsberg besuchte, erregte sein Spiel bei mehreren Professoren der philosophischen Facultät eine so große Begeisterung, daß sie ihn durch Verleihung der Doctorwürde zu ehren wünschten. Zu einer Ehrenpromotion ist aber ein einstimmiger Facultätsbeschluß erforderlich, und man erwartete Drumann's Einspruch, da es bekannt war, daß der berühmte Historiker die Musik für eine eines Mannes durchaus unwürdige Beschäftigung hielt. Als er aber gefragt wurde, ob er sich entschließen könne zuzustimmen, antwortete er: „Warum nicht? Man promovirt ja jetzt auch Chemiker.“ Dagegen sah Baer in der classischen Philologie nur eine antiquirte Wortklauberei [2]), und zu denen, die diese Ansicht theilten, gehörte auch Bessel, der keine Gymnasial- und Universitätsbildung gehabt hatte. Er erkannte nur die auf Mathematik begründete Naturforschung als wahre Wissenschaft an, und meinte ganz ernstlich, wer die „Mécanique céleste“ von Laplace nicht gelesen habe, könne sich nicht zu den gebildeten Menschen zählen [3]).

Mit der ungeheueren Erweiterung der wissenschaftlichen Gebiete und der Zerreißung ihres Zusammenhangs waren Aenderungen des Inhalts und Umfangs der allgemeinen Bildung nothwendig verbunden. Im Anfange dieses Jahrhunderts scheint noch ein gewisses Maß naturwissenschaftlicher Kenntnisse für jeden Gebildeten als unentbehrlich gegolten zu haben: eine Ansicht, die wohl ein letzter Ueberrest aus den Zeiten der Polyhistorie war. Jedenfalls wurden K. G. Hagen's Vorlesungen nicht bloß von Studierenden aller Facultäten besucht (auch Lehrs hat bei ihm Chemie gehört), sondern auch von Männern der verschiedensten Stände (Technikern, Cameralisten, Officieren u. s. w.) [4]. Sehr viel länger blieb der Glaube an die hohe bildende Kraft der Manifestationen des antiken Geistes unerschüttert, und wurde eine nicht zu geringe und oberflächliche Kenntniß der griechischen Literatur zu den werthvollsten geistigen Besitzthümern gezählt; Niemand durfte sich ohne sie zur Aristokratie des Geistes und der Bildung rechnen. Lobeck's Erklärungen griechischer Dichter, namentlich des Aristophanes und Theokrit, begleitet von geschmackvollen Uebersetzungen in den Versmaßen der Originale zogen in den dreißiger und selbst nach den ersten vierziger Jahren Studierende aller Facultäten an, und die Zahl derer, die von den Alten beim Abgange von der Schule nicht für immer Abschied nahmen, sondern sich von den großen Athenern durchs Leben begleiten ließen, war damals noch nicht gering. In unseren Tagen, wo auch der größte Mann Deutschlands erklärt hat, nicht einzusehen, wozu das Griechische gut sei, klingt dies fast schon wie „ein Märchen aus alten Zeiten“.

Durch wie viel bedeutendere und nachhaltiger wirkende Eindrücke und Erlebnisse die Bildung und Weltanschauung der zu Ende des vorigen oder zu Anfang dieses Jahrhunderts Geborenen bestimmt worden war als in der

---

[1]) Baer a. a. O., S. 237.
[2]) Baer, S. 243.
[3]) Poschinger, Erinnerungen aus dem Leben von H. V. v. Unruh, S. 29.
[4]) Prutz, S. 120.

nächsten Generation, ist allbekannt. Drei Königsberger Professoren waren Veteranen der Befreiungskriege. Der Historiker und Statistiker F. W. Schubert (1799—1868) war sechzehnjährig als freiwilliger Jäger in Paris eingezogen. Bei dem Botaniker Ernst Meyer (1791—1858) hatte das Schicksal seines Vaters, eines durch die französische Occupation zu Grunde gerichteten hannöverschen Beamten den Haß gegen die Franzosen zur Wuth entflammt; 1813 in ein freiwilliges Jägercorps eingetreten, war er bald Officier geworden, doch sein brennendes Verlangen, an einer Schlacht Theil zu nehmen, blieb unerfüllt[1]). Neumann, der am 23. Mai 1895 im 96. Lebensjahre als Excellenz und Ritter der Friedensclasse des Ordens pour le mérite starb, war in der Schlacht bei Ligny schwer verwundet worden. Er hatte zu jenen heroischen Knabenjünglingen gehört, die sich wie alte Soldaten schlugen, obwohl ihre noch nicht ausgereiften Körper den Entbehrungen und Strapazen des Dienstes fast erlagen. Franz Lieber, der in seinen Lebenserinnerungen seine Theilnahme an den Junischlachten des Jahres 1815 überaus anziehend geschildert hat, schlief oft mit Neumann in einem Bett und wurde später von ihm in der Mathematik zum Abiturientenexamen vorbereitet. Neumann bewahrte bis ins höchste Alter eine gewisse militärische Haltung, er machte den Eindruck eines hohen Officiers in Civil. In der Innigkeit und Wärme des Gefühls für König und Vaterland, das ihn in seiner Jugend beseelt hatte, blieb er (ebenso wie Meyer) sich immer gleich. Für seinen radicalen Freund Lehrs war sein Royalismus im Jahr 1849 eine merkwürdige psychologische Erscheinung. „Bei ihm," schreibt Lehrs an Rosenkranz, „quillt, wie mir nun klar ist, Alles aus einer wahren zärtlichen Liebe zum Herrscherhause — die doch eben wie jede Liebe ganz unantastbar ist — hervor. Nun dieser klare Strom, diese gleichmäßige Consequenz, dieser Scharfsinn in aller Rechtfertigung mit der durchbrechenden Herzlichkeit, dies aus dem bedeutungsvollen Kopf, mit dem wunderschönen Organ — es ist wie eine Vision."

In anderer Beziehung dagegen fühlte sich Lehrs mit Neumann durch gemeinsame Anschauungen und Erinnerungen verbunden. Die alternden Gelehrten standen in der Zeit des überhandnehmenden Specialistenthums einem anders denkenden Geschlecht gegenüber. Die frühere Zeit hatte überall aus dem Einzelnen zum Ganzen, aus dem Besonderen zum Allgemeinen gestrebt, den Wust der Thatsachen durch leitende Ideen zu beleben und zu gestalten gesucht; sie hatte immer den Zusammenhang der Wissenschaften, den Zusammenhang der Cultur wie einen Leitstern im Auge behalten. Die nun gewöhnlich gewordene zünftlerische Beschränkung auf die eigene Wissenschaft, die specialistische auf ein enges Gebiet derselben, vollends das Pochen auf den Specialismus als eine höhere Form der wissenschaftlichen Thätigkeit — alles dies konnte ihnen nur höchst antipathisch sein. Im Jahre 1859 schreibt Lehrs, er habe sich durch einen langen Besuch bei Neumann erquickt (hauptsächlich war von Humboldt's Kosmos die Rede gewesen, von dem Neumann, bei aller Verehrung für Humboldt, keine hohe Meinung hatte). Er sei „eigentlich noch der Einzige

[1]) Meyer's Selbstbiographie. Preußische Provinzialblätter XI, 1857, S. 201 ff.

aus der alten Zeit idealerer Bildung — es ist außerordentlich, was das vermittelt — und zugleich wissenschaftlicher Vollgediegenheit".

Der Zusammenhang dieser älteren Generation von Gelehrten mit unserer zweiten Renaissanceperiode war noch ein unmittelbarer. Der (1810 von W. v. Humboldt ernannte) Direktor des (einst von Kant und D. Ruhnken besuchten) Friedrichscollegiums (an dem bis 1845 Lehrs unterrichtete) F. A. Gotthold war ein Schüler F. A. Wolf's. Auf Ernst Meyer hatte die Metamorphose der Pflanzen „wie ein elektrischer Schlag" gewirkt; ein enthusiastischer Ausdruck seiner Ueberzeugung, daß dadurch der Grund zu einer neuen Morphologie der Pflanze gelegt sei, führte zu einem Briefwechsel mit Goethe, der sich bis an dessen Ende fortspann, „mir," sagt Meyer, „der ich ihn seit langen Jahren schwärmerisch verehrte, zu höchstem Gewinn und Lohn". Goethe nennt 1831 Meyer einen in Angelegenheit der Morphologie früh erworbenen Freund, dessen einstimmende Theilnahme ihn schon seit den ersten Jahren gefördert habe[1]). Der Physiologe K. F. Burdach (1776—1847) war durch die Schule der Schelling'schen Naturphilosophie gegangen, von deren Einflusse er sich nie ganz losmachen konnte. Sein Briefwechsel mit Goethe über Morphologie (ein von Burdach 1800 zuerst gebrauchtes Wort) hörte schon nach Goethe's zweitem Brief 1821 auf, den Burdach nicht beantwortete. Er nahm es übel, daß Goethe darin eine auch von ihm getheilte Ansicht für bornirt erklärte, obwohl Goethe für seinen „unfreundlichen Lakonismus" ausdrücklich um Verzeihung bat, und hinzufügte, nur deshalb sei er von seinem Grundsatz, kein unangenehmes Wort in die Ferne zu schicken, abgewichen, weil er sich nächstens über den Gegenstand öffentlich äußern müsse, und es unfreundlicher, ja tückisch ausgesehen hätte, wenn Burdach seine Mißbilligung erst öffentlich erfahren hätte. „Mir geschah ganz Recht," bemerkt dieser selbst, „als Goethe fünf Jahre später für mich nicht zu sprechen war."[2]) — Ein mit Recht vergessenes Epos von C. A. Hagen (1797—1880) „Olfried und Lisena" hatte Goethe einer ehrenvollen Anzeige gewürdigt, er spricht dem Dichter ein entschiedenes Talent zu und wünscht ihm vorzüglich Glück, daß er von Jugend auf ein Seeanwohner gewesen sei. Der jetzige Präsident der Goethegesellschaft, Simson (geb. 1810), war als ein „stattlicher Jüngling von achtzehn Jahren" und bereits Doctor juris, durch einen Brief Zelter's bei Goethe eingeführt worden und hatte später in Bonn zu Niebuhr's Füßen gesessen.

Die Generation, auf deren Jugend noch die letzte Abendröthe des goldenen Zeitalters unserer Literatur ihren Schein geworfen hatte, stand der Poesie näher als die später Geborenen. Lobeck's Jugendtraum, einst als Dichter zu glänzen, war allerdings früh und spurlos verflogen. Drumann (1786—1861) behielt die Gewohnheit, täglich einige Seiten im Shakespeare zu lesen, die manchen seiner Charakteristiken zu Gute gekommen ist, bis in sein Alter bei. Meyer hatte ein nicht gewöhnliches dichterisches Talent, ließ aber seine Gedichte nicht drucken, und Wenige ahnten, daß der etwas steife und förmliche Mann

[1]) Meyer, Selbstbiographie.

[2]) Burdach, Blicke ins Leben, Bd. IV, S. 328—332.

sich nie glücklicher fühlte, als wenn es ihm in guten Stunden gelang, Stimmungen und Eindrücke poetisch zu gestalten. E. A. Hagen, dessen Jugendgedichte längst verschollen sind, that mit seinen Künstlernovellen, besonders den „Norica“ (1827, 5. Auflage 1876) einen glücklichen Wurf; der treffliche, liebenswürdige und unendlich bescheidene Mann blieb lebenslänglich in den Banden einer unglücklichen Leidenschaft für die tragische Muse, die von allen unerwiderten Neigungen die unausrottbarste zu sein scheint; er dichtete unablässig Trauerspiele, die nicht gedruckt, geschweige denn aufgeführt wurden. Die Gedichte des Theologen Cäsar von Lengerke (1803—1855) erheben sich über das Durchschnittsniveau der Dilettantenpoesie (Gesammtausgabe 1843).

Die Bedeutung unserer Universitäten besteht darin, daß sie zugleich Unterrichtsanstalten und Stätten wissenschaftlicher Arbeit, ihre Lehrer in der Regel zugleich Forscher sind. Das gereicht dem Unterricht auch unmittelbar zum Vortheil und hebt ihn in eine höhere Sphäre; wer seine Schüler an eigener Geistesarbeit bis auf einen gewissen Grad Theil nehmen lassen kann, wird ganz andere und tiefer greifende Wirkungen hervorbringen, als wer nur fertige Ergebnisse fremder Arbeit überliefert. Nicht jeder große Gelehrte ist auch ein guter Lehrer, aber ein großer Lehrer kann Niemand sein, der sich nicht zur Lösung der Probleme mitberufen fühlt, die die in steter Fortentwicklung begriffene Wissenschaft gerade dem Lehrenden immer von Neuem stellt. Dem wahren Lehrer ist wissenschaftliche Arbeit ein unabweisbares Bedürfniß, und hoffentlich wird Ranke's Devise „labor ipse voluptas“ immer auch die der meisten deutschen Universitätsdocenten bleiben, und hoffentlich werden niemals Viele unter ihnen den Vorstellungen jenes Curators der Universität Charkow entsprechen, von dem Bernhardi erzählt: er habe an den Unterrichtsminister Uwarow berichtet, der neue Orientalist Dorn scheine seiner Stellung nicht gewachsen, er habe offenbar selbst noch sehr viel nachzuholen, denn er studiere sehr fleißig[1]). Nur zu oft lassen sich große Gelehrte von ihrem Schaffensdrange zu weit fortreißen und muthen sich ein Maß von Arbeit zu, das keine Kraft auf die Dauer erträgt. Die Untersuchungen K. E. von Baer's über Entwicklungsgeschichte der Säugethiere (in den ersten dreißiger Jahren) drängten sich nothwendig in den Frühling und Frühsommer zusammen. „So kam es, daß ich in einem Jahre mich in meinem Gehäuse eingesperrt hatte, als noch Schnee lag, und daß ich, zum ersten Male über den nur einige Schritte von mir entfernten Wall schreitend, das Korn (Roggen) in Aehren fand, die schon der Reife entgegen gingen. Da fiel ich hin auf den Boden und weinte bitterlich. Die Bildungsgesetze der Natur werden gefunden werden, sagte ich epikurisch oder mephistophelisch zu mir selbst; ob es durch dich oder durch Andere, ob es in diesem Jahre oder im künftigen geschieht, ist gleichgültig, und es ist Thorheit, des eigenen Daseins Freudigkeit, die Niemand ersetzen kann, zu opfern“[2]). An welches Arbeitsmaß Bessel gewöhnt war, weiß man aus seiner (nur die Jugendzeit umfassenden) Autobiographie. In dem Geschäft

[1]) Bernhardi, Geschichte Rußlands, Bd. II, S. 844.

[2]) Baer, Selbstbiographie, S. 389. Stieda, Karl Ernst von Baer, S. 88.

von Kulenkamp und Söhne in Bremen, dessen Angestellte (wie bei T. O. Schröter in Freytag's „Soll und Haben") im Hause des Principals wohnten und speisten, war er als Commis täglich von früh bis spät in Anspruch genommen. Er konnte sich Abends erst um halb neun oder neun auf sein Zimmer zurückziehen, und nun widmete er sich astronomischen Arbeiten (für die ja, wie er bemerkt, die Nacht die eigentliche Zeit ist) bis halb drei oder drei. Diese Lebensweise setzte er zwei Jahre fort: „mein Körper forderte, dem Zeugnisse ununterbrochenen Wohlbefindens zu Folge, nicht mehr als fünf Stunden Schlaf" [1]). Lobeck begann seine Arbeiten im Sommer um drei, im Winter um vier, so daß er seine Mittagsstunde um elf oder auch um zehn hielt. Jahrelang gönnte er sich kaum eine Stunde zu einem Spaziergange und wünschte oft, die Zeit kaufen zu können, die andere vergeudeten; dennoch äußerte er zu seiner Frau, er habe hin und wieder kostbare Stunden versäumt, was Schubert und Drumann gewiß nie gethan hätten. Als der Vater eines Studenten ihm über den Unfleiß seines Sohnes klagte, der oft den ganzen Tag müßig sei, fragte er zweifelnd: „Wirklich? einen ganzen Tag?" [2]) Als man anfing von „arbeitenden Classen" zu sprechen, sagte Drumann: „Die wahre arbeitende Classe sind wir."

Auf ihre Schüler haben wissenschaftliche Größen zu allen Zeiten noch mehr durch ihr Vorbild, als durch ihren Unterricht gewirkt. Die Universität Leyden wußte wohl, was sie that, als sie bei der Berufung Joseph Scaliger's ganz darauf verzichtete, ihm die Pflichten einer Professur zuzumuthen, sondern nur seine Anwesenheit verlangte. Auch die großen Lehrer der Albertina wirkten vor Allem durch das Beispiel ihres ganz der Wissenschaft geweihten Lebens. Ihnen gegenüber fühlte man sich zugleich zerknirscht und erhoben, man blickte zu einer unermeßlichen Höhe hinauf und fühlte doch den Muth, die eigenen Kräfte zu wagen. Ihre nachsichtige Theilnahme war ein Sporn, sich ihres Beifalls immer würdiger zu machen. Ihre Aussprüche bestimmten nicht selten die Richtung eines ganzen Lebens. Oft bildeten sich zwischen Lehrern und Schülern innige, lebenslänglich währende Verhältnisse.

Eine in ihrer Art einzige Wirksamkeit als Lehrer übte Karl Rosenkranz (1805—1879, in Königsberg seit 1833). Er wurde nicht bloß von Studierenden aller Facultäten, sondern auch von Männern aller Stände und Berufsarten gehört und las immer in den größten Auditorien; es gab auch kaum ein Gebiet der Wissenschaft und Literatur, das er in seinen Vorlesungen nicht berührte oder streifte. Die Hegel'sche Philosophie, die um 1840 im Zenith ihre Herrschaft stand, war freilich keine so unbedingt vertrauenswürdige Führerin, wie sie ihm erschien. Während nach Sokrates das Bewußtsein des Nichtwissens die nothwendige Voraussetzung aller Erkenntniß ist, erfüllte sie ihre überzeugten Anhänger nur zu leicht mit dem stolzen Gefühl einer Art von Allwissenheit. In der unfehlbaren Methode des Meisters glaubten sie den Schlüssel zu allen Räthseln der Natur und des Lebens zu besitzen, und

---

[1]) Briefwechsel zwischen Bessel und Olbers, Bd. I, S. XXX.

[2]) Lehrs, Populäre Aufsätze, S. 488.

die Gewöhnung an aprioristische Deductionen verführte sie, sich der Sachkenntniß überhoben zu glauben und sich über die Grenzen ihrer Erkenntniß und ihres Verständnisses zu täuschen. Mit Frau von Staël hätten sie sagen können: „je comprends tout ce qui mérite d'être compris, et ce que je ne comprends pas, ce n'est rien." Auch ein so geistvoller Mann, wie Rosenkranz, konnte sich doch zu Sätzen versteigen, wie, daß das Platina im Grunde nur eine Paradoxie des Silbers sei, schon die höchste Stufe der Metallität erreichen zu wollen;[1]) er konnte „der geliebten Dreizahl zu Liebe" in der Architekturmalerei neben der Darstellung der Gebäude von außen und ihrer inneren Räume als dritte Gattung die Bilder von Ruinen statuiren, wo man beides zugleich sieht; er ließ sich nur durch dringende Vorstellungen seines Freundes und Arztes G. Hirsch abhalten, ein Collegium über Geisteskrankheiten zu lesen; er hielt die Arbeiten der Schüler seines hochverehrten Freundes Neumann für zwecklose Spielereien eines übel angewendeten Scharfsinns, die Niemand außer den Verfassern verstehe, und auch diese nicht, wenn sie nicht mehr unter Neumann's Leitung arbeiteten. Wenn nun dergleichen auch belächelt wurde, that es doch seinem Ansehen und seiner Wirksamkeit als Lehrer durchaus keinen Eintrag. Die Anmuth und Beweglichkeit seines Geistes (ein Erbtheil von seiner Mutter, „einer echten Französin"), die erstaunliche Vielseitigkeit und der ungemeine Umfang seines Wissens, ein unversieglicher Gedankenreichthum, eine strömende, eindringliche, die Aufmerksamkeit erzwingende Beredtsamkeit — alles dies machte ihn ganz besonders geeignet zum Lehrer der Jugend eines an Anschauungen und Bildungsmitteln armen Landes, bei der es zunächst nicht um strenge philosophische Schulung, sondern auf Erweiterung des Horizonts, auf Eröffnung neuer Perspectiven ankommt. Wie wenige Universitätslehrer, vermochte er Geister zu wecken und in eine höhere Bildungssphäre zu heben. Wohl Hunderte konnten und können von sich sagen, was Gregorovius 1873 an Lehrs schreibt: auf der Universität habe er die bleibendsten und mächtig in ihm fortwirkenden Anregungen von dem Geist „unseres herrlichen Rosenkranz" empfangen. Aber er wirkte nicht nur bildend, sondern auch veredelnd durch den unwiderstehlichen Zauber seiner Persönlichkeit, durch die kindliche Reinheit seines goldenen Gemüths, den Adel und die Lauterkeit der Gesinnung, die Wärme einer aufrichtigen Begeisterung für alles Edle und Schöne. Von wie unermeßlichem Segen seine vierzigjährige Lehrthätigkeit für die Jugend Ostpreußens gewesen ist, wird man am besten daraus erkennen, daß ein Gelehrter wie Lehrs den Verkehr mit ihm zu dem Werthvollsten rechnete, was das Leben ihm geboten habe. Beide verband eine innige Freundschaft, „welche im Wandel der Zeiten auch die schwersten Prüfungen der (politischen) Meinungsverschiedenheit glücklich überstanden hat"[2]). Lehrs Briefe an Rosenkranz klingen manchmal wie die eines Liebenden. Auf einen ihm von diesem zum siebzigsten Geburtstag gesandten Glückwunsch in Distichen erwiderte er in demselben Versmaß:

---

[1]) System der Wissenschaft, § 475.

[2]) Rosenkranz, Von Magdeburg nach Königsberg (1873), S. 482.

Herrlicher Freund, wie hat der altbewährten Treue
Fröhliche Botschaft nun wieder das Herz mir erquickt!
Viele entführt uns die Zeit dorthin, wo Tullus und Ankus,
Durch der Natur Gesetz, durch das verhüllte Geschick.
Andere, ach! entfremdet die unbezwingliche Meinung,
Die durchs Leben den Mann stärker und starrer umfängt.
Doch wir überstanden der staatsumwälzenden Jahre
Sinnverwirrenden Streit: nahte die Eris, so war's
Jene friedliche nur, die in vielverschlung'nen Gespräches
Windungen trennend, uns nur fester und fester vereint.
Aber du warst der Gebende doch! Auf den Wegen der Weisheit
Hatte dein forschender Geist lösende Worte gespäht!
Darf ich's danken dem Gott, daß er mich zum Empfangenden stimmte,
So verdank' ich's mehr, daß er den Gebenden gab,
Und am Innigsten, daß er den Mann des liebenden Herzens,
Nicht den lehrenden nur, mir in die Nähe geführt.

Das Unglück einer mehrjährigen Blindheit in einem einsamen Alter ertrug Rosenkranz mit großartiger Ergebung.

Der Königsberger Philosoph hatte manche Aehnlichkeit mit dem Professor Raschke in Freytag's „Verlorener Handschrift", war aber weder so zerstreut noch so weltfremd. Doch einige der ganz in ihr Museum gebannten Gelehrten kamen vor fünfzig Jahren mit der Außenwelt noch seltener in Berührung als jetzt, und wußten wenig von dem, was außerhalb des Bereiches ihrer Studirstube lag. Als Drumann's Tochter Mathilde sich 1852 mit Werner Siemens verlobte[1]), war Drumann von düsteren Besorgnissen für ihre Zukunft erfüllt, da sein Schwiegersohn kein festes Einkommen habe, obwohl dessen 1847 mit Halske begründetes Etablissement bereits einen großen Aufschwung genommen hatte. Er würde glücklich sein, sagte er, wenn seine Tochter einen Gymnasiallehrer mit einem Gehalt von 600 Thalern heirathete, und lebenslänglich glaubte er für seine Enkel, die vielleicht einst Noth leiden würden, sparen zu müssen. Minder auffallend ist, daß der große Kenner der Zeit Cäsar's und Cicero's in seiner leidenschaftlichen Verehrung für Napoleon I. so weit ging, zu behaupten, Napoleon habe stets den Frieden gewollt und nur gezwungen Krieg geführt, was ja durch die „Memoiren von St. Helena" auch bestätigt werde. Auch unsere größten Propheten der Vergangenheit, Niebuhr und Ranke, sind doch nicht im Stande gewesen, die Erscheinungen ihrer eigenen Zeit unbefangen zu beurtheilen.

Die Lebensweise der meisten Königsberger Professoren in der Zeit vor 1848 war eine überaus einfache[2]). Namentlich Lobeck war so bedürfnißlos, daß Vieles, was den Meisten als unentbehrlich gilt, für ihn ein unbekannter oder unbegreiflicher Luxus war. Als ihm 1824 eine Professur in Leipzig angeboten wurde, schrieb er an G. Hermann: „ich würde doch unter drei Stuben

---

[1]) W. v. Siemens, Lebenserinnerungen, S. 101 f.

[2]) Baer, Selbstbiographie, S. 257: „Königsberg war ein ziemlich wohlfeiler Ort, und vor allen Dingen lebten die Professoren, nach der Sitte der deutschen Universitäten, sehr ökonomisch. Diese Sparsamkeit schien mir, als geborenen Esthländer, in mancher Beziehung zu weit getrieben."

nicht auskommen", und als ihm in Königsberg „Erleichterungen und Vortheile" in Aussicht gestellt wurden, falls er für Leipzig ablehne, 1825 an denselben: „Von den mir dargebotenen Vortheilen kann ich keinen einzigen annehmen, denn meine äußere Lage ist keiner Verbesserung fähig." Er fragt, ob er in Leipzig gezwungen sein würde, wenn die Reihe an ihn käme, Rector zu werden; dazu schicke er sich durchaus nicht, Collegia lesen, und Programme schreiben sei seine einzige Beschäftigung. Dieses Grauen vor allen geschäftlichen Dingen empfanden auch nicht wenige von Lobeck's Collegen; man war froh, in Schubert einen Mann zu besitzen, der sich darauf verstand und dem man sie stets gern überließ. Die damaligen Professoren fühlten sich als Gelehrte, nicht als Beamte; man darf bezweifeln, ob alle wußten, zu welcher Rathsclasse sie gehörten. Daß Lobeck den Charakter eines Geheimen Raths erhalten habe, erfuhr seine Frau erst nach einigen Tagen durch den Glückwunsch eines Collegen; einen neuen Orden wollte er in dem Glauben, er habe ihn bereits, nicht annehmen, er werde wohl für den ihm gegenüber wohnenden Schubert bestimmt sein, meinte er.

Die Gleichförmigkeit des Königsberger Gelehrtenlebens wurde in der Regel nur durch die (in Königsberg erst 1852 mit den Herbstferien zusammengezogenen) Sommerferien unterbrochen, die man in einem Fischerdorfe an der samländischen Ostseeküste zuzubringen pflegte. Diese Ufer sind an landschaftlichen Schönheiten sehr reich. Auch dort fehlt es nicht an jenen „tief beschatteten, zu schwermüthigem Nachdenken einladenden Einöden", von denen Kant gesprochen hat. Waldumkränzte Haiden (Palven) mit Wachholder(Kaddig)büschen und einer blühenden Vegetation von Federnelken, Thymian, Labkraut, blauen Glockenblumen und Eriken wechseln mit nackten Dünen von oft grotesker Bildung; kahle und bewaldete Schluchten öffnen sich auf die See; hier und da treten prachtvolle Waldungen mit uralten Bäumen bis an den Rand der Düne, auf deren Böschung die äußersten Stämme und Sträucher nach Unterwaschung ihres Bodens herabrutschen, ohne in ihrem Gedeihen beeinträchtigt zu werden, und zu dem Allen der ewig wechselnde, immer gleich unwiderstehlich anziehende Anblick des ruhigen oder bewegten Meeres. „Weltmüde wie ich bin," schreibt Rosenkranz (etwa 1855), „möchte ich mich auf ein Bauerngut des reizenden Samlandes zurückziehen. So wie ich nur über das Wäldchen des Eulenkruges hinaus komme und dem Warnicker Thal zufahre und die erste Brise reiner Seeluft fühle, kommt ein Friede über mich, als hörte alle meine Mitverantwortlichkeit für unsere abscheuliche Weltgeschichte auf." Aus dem Fischerdorf Rauschen an Hinrichs 1858: „Ich nehme ein Buch und eine Cigarre und gehe auf die Hochebene, die von unserem Berg aus zwischen dem See und Meer sich hinzieht, statte dem heiligen, himmlischen, entzückenden Meer meinen Morgenbesuch ab, wie es von Brüsterort, wo der Leuchtthurm steht, bis zum Vorgebirge von Wangenkrug mit seinen malerischen Buchten in bläulichem Sommerduft sich ausbreitet, mit seinen Schaumwellen an das Ufer brandet, in das Ohr den tausendstimmigen Chor seines Rauschens erschallen läßt und hinten, als erdumgürtender Okeanos den ernsten dunkelblauen Reifen zieht. Dann werfe ich mich zwischen Birken und Fichten auf das Moos oder Haide-

kraut, beobachte die Ameisen, Käfer, Bienen, Möven, Spechte, träume, lese, bete, wandere ein Streckchen, ruhe wieder und gerathe nahe an die neuplatonische Exstase. Ach, wer immer am Meere wohnen könnte"[1]). Gregorovius hat (1851) das weltentrückte, idyllische Dasein in diesen Stranddörfern mit liebenswürdigem Humor geschildert. „Es ist ein ergreifender Anblick, sich einen Professor an den Busen der Natur stürzen zu sehen . . . Wie oft belauschte ich nicht den hochseligen Wagner (Faust's Famulus) als l'amore pensoso, bibel- oder pandektenvergessend an einem Rosmarinbusch niedergestreckt, die Augen träumerisch zu den Wölkchen erhoben, die er aus dem ‚Kosmos' noch obenein mit Cirrus richtig zu bezeichnen vermag"[2]).

Zu den Gesellschaften, in denen Königsberger Professoren mit Männern anderer Berufsarten sich zusammenfinden, gehört die seit Kants Tode bestehende Kantgesellschaft, die jährlich seinen Geburtstag (22. April) durch ein Festmahl feiert. Dem Vorsitzenden, der in der vorhergehenden Feier durch die Bohne bestimmt worden ist, liegt es ob, die Festrede zu halten, deren Thema natürlich aus Kant's „Thesauren" entnommen sein muß. Häufig übernahm Rosenkranz auf die Bitten des Bohnenkönigs diese Rede[3]), und auch als er 1849 (als vortragender Rath im Ministerium des Innern) in Berlin weilte, wendet sich Lehrs beim Herannahen des Kanttages mit einem Briefe an ihn, der beginnt: „Karl, mich scheucht ein heitrer Gedanke vom dampfenden Kaffee": da er selbst der Gesellschaft als Bohnenkönig wenig zu bieten haben werde, möge Rosenkranz „den für Alle dort zu sehen, zu hören eine süße Gewohnheit war", ihm ein Blatt für die Gesellschaft senden.

Bei dieser Feier erschien öfter der Oberpräsident Th. v. Schön (1773 bis 1856), der stolz darauf war, Kant's Schüler gewesen zu sein. In das Album der beim dreihundertjährigen Jubiläum der Albertina 1844 versammelt gewesenen Commilitonen schrieb er: „Kant sagt: Höheres und Erhabeneres ist nicht zu denken möglich, als der gestirnte Himmel über und das Gewissen in uns. Und dazu ruft jetzt sein Schüler nach reiflicher Erfahrung im 72. Jahre des Alters seinen jungen Commilitonen zu: Mit dem Blick nach oben und dem reinen Gewissen trotzt man dem Teufel in der Hölle und dessen Genossen auf Erden." Zu den Schwächen des um Ostpreußen so hoch verdienten Staatsmannes, der noch als Achtziger etwas ungemein Imponirendes hatte, gehörte Mangel an Verständniß für die Wissenschaft nicht: eher war sein Respekt vor ihr zu groß, wenn er, wie er sagte, das Amt eines Curators der Universität abgelehnt hatte, weil er sich ihm nicht gewachsen gefühlt habe. Jedenfalls sah er in einer Universität noch etwas mehr als eine Anstalt, die dem Staat seinen Bedarf an Geistlichen, Richtern, Beamten, Aerzten und Lehrern zu liefern hat: eine Auffassung, die später bei hohen preußischen Verwaltungsbeamten nicht allzu selten zu finden gewesen ist. Schön suchte den Umgang mit Gelehrten und verkehrte mit ihnen in der zwanglosesten Weise, mit mehreren war er befreundet,

---

[1]) Rauschen, Stammbuchblätter (1895), S. 36.

[2]) Idyllen vom baltischen Ufer in Gregorovius' Figuren, Bd. I, 1856 (in den späteren Ausgaben fortgelassen).

[3]) Rosenkranz, Neue Studien, Bd. II, S. VII.

wie mit Bessel und Jacobi, am meisten mit Rosenkranz; er betrachtete sich in diesen Verhältnissen als den Empfangenden. So lange er an der Spitze der Verwaltung Ostpreußens stand, war sein Haus ein Sammelplatz aller durch Geist und Bildung hervorragenden Männer der Stadt, mit denen er so weit als möglich den Umgang auch fortsetzte, seit er nach seinem Rücktritt (1842) auf seinem Gute Arnau lebte. Dort, wo sein Empfangszimmer mit den Bildern von Kopernicus, Simon Dach, Kant und Herder geschmückt war, arbeitete er vom frühen Morgen ab an seinem Pulte stehend und vermochte den größten Theil des Tages mit Lesen, Schreiben und Dictiren zuzubringen. Kein bedeutendes Werk, das in Deutschland, Frankreich oder England erschien, ließ er ungelesen. Mit Ungeduld erwartete er z. B. jeden neuen Band von Grote's „History of Greece“ und bestürmte Lehrs wiederholt um Zusendung der ihm noch unbekannten; „sollte es wirklich vom Schicksale beschlossen sein,“ schreibt er einmal 1853, „daß ich die beiden letzten Bände von Grote nicht mehr lesen soll?“ Jeden Band, den er zurücksandte, begleitete er mit Bemerkungen: z. B. daß in der heutigen Zeit jeder General, der so wie Leonidas handelte, von jedem Kriegsgericht zum Tode verurtheilt werden müßte. „Selbst kein österreichischer General hat es in den Kriegen mit uns gewagt, einen Paß hinter seiner Schlachtlinie mit Reichs(Reißaus)truppen zu besetzen, und die Hülfstruppen der kleinen griechischen Städte sind gewiß noch viel schlechter gewesen.“ „Um mein früheres Bild von Leonidas thut es mir am meisten Leid. Unter Napoleon wäre er höchstens Regimentscommandeur geworden.“ Lehrs möge ihm zu Gute halten, schreibt er ein anderes Mal, was er über die Berliner Philosophen sagen werde: diese erkennen, wie ihm sein Freund Meineke mitgetheilt habe, den hohen Werth des Grote'schen Werkes an, aber nicht weil er der erste Staatsmann ist, der uns als solcher ein Bild von Griechenland gibt, sondern weil er ein gutes Quellenstudium gemacht habe. Das Urtheil sei zwar zunftgerecht, aber beschränkt.

Zu den regelmäßigen Theilnehmern an der Kantfeier gehörte auch der Verfasser der „Vier Fragen“, Dr. Johann Jacoby (1805—1877). In der Schilderung seiner Persönlichkeit, die Treitschke gegeben hat[1]), ist ein falscher Zug: von dem feierlichen Ernst, der ihm dort nachgesagt wird, hatte er keine Spur; sein Wesen war vielmehr das einer vollkommen natürlichen Bonhomie. Er war im Privatleben ebenso mild, wohlwollend und hülfreich, wie im öffentlichen starr, schroff und fanatisch; in seinem Rechts- und Freiheitstrotz war er, wie Treitschke sehr wahr bemerkt, weit mehr Ostpreuße als Jude. Was ihm weit über den Kreis seiner Gesinnungsgenossen hinaus Respekt verschaffte, das war, außer der unbezweifelten Reinheit seiner Absichten, sein in allen Lagen unerschütterlicher Gleichmuth und seine absolute Furchtlosigkeit. Er hatte zu den Aerzten gehört, die 1831 nach Polen reisten, um die damals in Europa zuerst auftretende Cholera, die auch in medicinischen Kreisen einen panischen Schrecken verbreitete, an Ort und Stelle zu studiren. Als bei ihrem Wiederausbruch 1837 ein Warschauer Arzt ein Specificum gegen „diese ganz

[1]) Deutsche Geschichte, Bd. V, S. 138—140.

unbedeutende, immer heilbare" Krankheit in der preußischen Staatszeitung anpries, schrieb Jacoby in der Königsberger Zeitung dagegen; jener antwortete in Berliner Zeitungen mit persönlichen Beleidigungen; der Entgegnung Jacoby's verweigerte der Berliner Censor das Imprimatur. Alle Berufungen an den Oberpräsidenten, das Obercensurcollegium, den Minister von Rochow den König, waren vergeblich. Jacoby's, aus wenigen Seiten bestehenden, die sämmtlichen Actenstücke enthaltenden „Beitrag zu einer künftigen Geschichte der Censur" wiesen drei deutsche und zwei schweizerische Verleger, trotz des Anerbietens der Bezahlung der Kosten, zurück; er konnte erst 1838 in Paris erscheinen, nachdem er eine Reise von 1740 Meilen gemacht hatte [1]).

Wie so viele ultraradicale Doctrinäre lebte auch Jacoby in einer imaginären Welt; die mit seinen Theorien unvereinbaren Thatsachen und Erscheinungen der Wirklichkeit waren für ihn nicht vorhanden oder ohne Bedeutung. Der Sieg des Princips der unbedingten Volkssouveränität erschien ihm nicht bloß als ein nothwendiges Ergebniß der Weltordnung, sondern auch als ein demnächst bevorstehendes, und dieser Glaube stellte sich nach jeder Enttäuschung von Neuem her. Im Jahre 1852 fragte ihn eine in Königsberg gastirende Hofschauspielerin, zu welcher Partei der Frankfurter Versammlung er gehört habe. Als sie auf seine Antwort „zur äußersten Linken" eine Gebärde des Entsetzens machte, sagte er: „Beruhigen Sie sich, gnädige Frau, nach der nächsten Revolution werde ich auf der äußersten Rechten sitzen." Bei der Einführung des allgemeinen Wahlrechts äußerte er: „Bismarck arbeitet für uns." Sein Wissensdrang war ein unersättlicher; seine nicht große ärztliche Praxis ließ ihm zu sehr umfassenden Studien reichliche Muße, freilich blieb er unbelehrbar, wenn er auch „immer lernend alt wurde". Denn daß er in der Geschichte und Philosophie Bestätigungen seiner Ansichten suchte und fand, versteht sich bei einer Natur wie die seinige von selbst.

Man wird vielleicht nicht ungern eine Charakteristik Jacoby's lesen, die von einer ihm befreundeten, hochgebildeten, geist- und gemüthvollen Dame aus altadliger Familie herrührt. Sie verbirgt sich unter der Maske des „Freundes", an den die „Politischen Briefe" des (späteren Grafen und preußischen Gesandten in Rom) G. v. Usedom gerichtet sind. Sie schreibt (1848) [2]): „Bei Carlyle's Charakteristik des Schwärmers habe ich oft an Jacoby denken müssen, seit die Märzrevolution und der Fünfziger-Ausschuß ihm endlich Spielraum gewährte für die Verwirklichung seines Ideals. Ich glaube, man verkannte ihn oft; er ist Schwärmer für eine Idee, kühler, besonnener, zäher, nachhaltiger Schwärmer; dabei ein schlichter, vortrefflicher, ganz ungewöhnlich toleranter Mensch von großen Verstandeskräften, von sehr wohlwollender Gesinnung. Aber Ehrfurcht vor dem heiligen Willen des Gottes, den wir außerhalb der Menschheit denken, kennt er nicht, und Pietät vor irgend welchem irdisch Gewordenen ebenfalls nicht. Der Mensch und seine Einsicht ist ihm das Höchste. Edel, tief gefaßt, aber dennoch gefährlich; denn wenn der Menschengeist auf diesem

---

[1]) R. Prutz, Zehn Jahre, Bd. I, S. 368 f.

[2]) Politische Briefe und Charakteristiken aus der deutschen Gegenwart (1849), S. 79 f.

Boden steht, hat er, wie ich glaube, den ersten Schritt in die Verdunkelung schon gethan. Dieser toleranteste der Toleranten, dieser stahlharte und lederzähe Kämpfer gegen den Despotismus behauptete neulich: ‚die Freiheit dürfe nicht nur, sie müsse despotisch sein‘. Beinah wie Herwegh, der es auch als heilige Pflicht empfand, Deutschland, selbst gegen seinen Willen, zur Republik zu machen. Doch möchte ich Jacoby im Uebrigen keineswegs mit Herwegh, diesem Don Quixote der Freiheit, zusammenstellen; wenigstens unter das Spritzleder verkriecht sich Jener sicher nie.“

Jacoby blieb sich bis an sein Ende gleich. Dem Tode sah er mit voller Ruhe entgegen, obwohl er das Leben sehr liebte. Unmittelbar vor einer Operation, die er nur um wenige Tage überlebte, unterhielt er sich mit Besuchern wie gewöhnlich über literarische Dinge, traf Anordnungen über Kleinigkeiten für den Fall seines Todes und füllte den Rest der Zeit mit Lesen von Zeitungen aus; und alles dies war bei ihm vollkommen natürlich. „Meine 72 Jahre,“ sagte er zu Lehrs, „kann mir doch Niemand nehmen.“

Das ebenfalls in Königsberg noch bestehende „Montagskränzchen“ ist aus einem 1815 entstandenen geselligen Verein von Studenten hervorgegangen, die zum Theil aus den Befreiungskriegen zurückkehrten und „in verschiedenen Fächern einer höheren Ausbildung nachstrebten“. Sie richteten 1815 an Goethe eine Anfrage über die Bedeutung der „Geheimnisse“, worauf er 1816 die bekannte Antwort ertheilte[1]). Sie setzten ihre Zusammenkünfte als Männer fort; die anfangs an die Lesung philosophischer Werke und den Vortrag von Gedichten anknüpfende Unterhaltung erstreckte sich bald auf alle den Tag bewegenden Fragen des öffentlichen Lebens, der Wissenschaft und Kunst. Die Aufnahme neuer Mitglieder erfolgte auf einstimmigen Beschluß; über die Zahl der Musen ging man in der Regel nicht hinaus. Nach einem Briefe Alfred von Auerswald's (1797—1870, Mitglied des Kränzchens seit 1816) aus dem Jahre 1867 blieb die Mischung der Elemente immer eine glückliche, einseitige Richtungen wurden so vermieden. „Politischer Parteigeist lag dem Verein fern; aber in allen wechselnden Generationen war sein bleibender Lebenskern die Liebe zum Vaterlande.“ Zu den Mitgliedern gehörten u. A. K. E. v. Baer, P. v. Bohlen, die Brüder Friedrich und Ernst Ellendt (beide nach einander Direktoren des altstädtischen Gymnasiums), Rosenkranz, Neumann, Simson, W. Schrader (später Curator der Universität Halle); zu den Gästen des Kränzchens Joseph v. Eichendorff (in Königsberg 1824—1831). Nur ein Mal seit jenem Schreiben an Goethe erfolgte eine Kundgebung des Kränzchens nach außen: ein Glückwunschschreiben an den Fürsten Bismarck zum 77. Geburtstage, das mit den Worten schließt: „Ihre geistige Existenz wird dem deutschen Volke verbleiben als ein *κτῆμα ἐς ἀεί* in den dunkeln Tagen, die kommen mögen, die Feuersäule, die uns voraus wandeln wird.“ Die Antwort des Fürsten

---

[1]) Das Schreiben an Goethe ist veröffentlicht in den Preußischen Jahrbüchern 1868, Heft 3, S. 354; vergl. H. Baumgart, Goethe's Geheimnisse und seine indischen Legenden (1895) S. 17. Durch die Güte des Herrn Gymnasialdirector Grosse konnte ich Papiere des Kränzchens benutzen.

(Friedrichsruh, 18. April 1892) ist an den an erster Stelle unterzeichneten Neumann gerichtet und lautet wie folgt:

Geehrter Herr Professor!

Der Werth der freundlichen Begrüßung des Montagskränzchens ist wesentlich erhöht durch die Betheiligung eines Zeitgenossen unseres ersten Kaisers. Ich bin Ihnen dankbar, daß Sie Ihre Unterschrift nicht zurückgehalten haben als ein lebender Zeuge unserer nationalen Entwicklung von Ligny bis in die Jetztzeit.

Mit Interesse habe ich die freundlichen Mittheilungen über die Geschichte und den Bestand des Kränzchens gelesen, und bin stolz darauf, die Auszeichnung Ihrer Begrüßung mit Goethe zu theilen.

Ich bitte Sie und alle betheiligten Herren für den ehrenvollen Ausdruck Ihrer Anerkennung und Ihres Wohlwollens meinen verbindlichsten Dank entgegenzunehmen.

In der Hoffnung, daß Ihr augenblickliches Unwohlsein Ihnen alten Steinwein gestattet, bitte ich Sie, die anliegende Altersgenossin in Betracht der Gleichheit des Geburtsjahres freundlich aufzunehmen. v. Bismarck.

Die mit diesem Brief gesendete Flasche Steinwein vom Jahre 1798 zu trinken, konnte Neumann sich nicht entschließen. Erst nach Jahresfrist trank er auf Bitten der Seinigen ein Glas davon, als er wieder bedenklich erkrankt war, ein zweites an dem letzten Geburtstage des Gebers, den er erlebte.

Eins der treuesten Mitglieder des Montagskränzchens war bis an sein Ende der vieljährige Leiter der Klinik für innere Krankheiten, Geh. Medicinalrath Professor Georg Hirsch (1799—1885). Sein Vater († 1823) war der erste Jude, der ein Staatsamt bekleidete. Sehr jung als Hausirer aus Danzig in Königsberg eingewandert, war er in ein Bankgeschäft eingetreten, doch von einem unwiderstehlichen Drange zum Studium der Medicin getrieben, hatte er mit staunenswerther Energie gearbeitet, gespart und gedarbt, bis er mit 26 Jahren das Abiturienten- und mit 32 das Doctorexamen machen konnte. Er gründete das Hebammeninstitut in Königsberg und wurde dessen Director und Medicinalrath; Friedrich Wilhelm III. bezeigte ihm wiederholt seinen Dank für die verwundeten Kriegern geleistete Hülfe und sandte ihm kostbare Andenken. Hufeland, der es als eine glückliche Fügung betrachtete, 1808 bei ihm (als Leibarzt der Königin Louise) einquartirt zu sein, nennt ihn das Muster eines seinem Berufe sich ganz hingebenden Arztes, seine Gattin das Muster einer guten Hausfrau und Mutter[1]). Von seinen beiden (als Knaben getauften) Söhnen trat der ältere, Joseph, mit 17 Jahren als freiwilliger Jäger in die Armee und starb an den Folgen einer Verwundung im ersten Gefecht, an dem er Theil nahm. Frau Hirsch, die erst nach dem Tode ihres Mannes (1823) zum Christenthum übertrat, wurde auf den Vorschlag der Prinzessin Wilhelm (Marianne) in Anerkennung ihrer Thätigkeit für Kranke,

[1]) Hufeland, Selbstbiographie (Göschen, Deutsche Klinik), S. 39. Für das Folgende konnte ich durch die Güte von Frau Dr. Will, einer Enkelin von Professor G. Hirsch, Familienpapiere benutzen.

Verwundete und Verwaiste vom Capitel des Louisenordens einstimmig gewählt, erhielt aber statt des Kreuzes die goldene Medaille des allgemeinen Ehrenzeichens erster Classe am Bande des Louisenordens. Auf ihr Schreiben an die Prinzessin, in dem sie „diese auffallende Absonderung von den Frauen des Louisenordens" beklagt, da das ihr nicht verliehene Kreuz ja auf dem Grabe ihres Sohnes stehe, sprach die Prinzessin in einem sehr freundlichen Schreiben ihr Bedauern aus, „daß ihrem Herzen nicht die volle Zufriedenheit gewährt worden sei, die das Capitel bei der Anerkennung ihrer Verdienste beabsichtigt habe und die sie selbst aufrichtig wünsche". Frau Hirsch war eine geistvolle Frau, die ihr Haus zu einem Mittelpunkte der Geselligkeit machte. Ihr Sohn Georg war wie sein Vater, ein von hoher Begeisterung für seinen Beruf und seine Wissenschaft erfüllter, unermüdlich und mit Aufopferung hülfebereiter, im Stillen überaus wohlthätiger Arzt, und zugleich geistvoll und vielseitig gebildet, ein gläubiger, doch gegen Andersdenkende duldsamer Christ und ein glühender Patriot. Auch sein Sohn Theodor († 1893), der dritte und letzte Arzt in dieser Familie, war ein eifriges Mitglied des Montagskränzchens.

(Schluß folgt.)

Der Mikrokosmos.

Von

J. Reinke.

[Nachdruck untersagt.]

I.

Wenn wir staunend in stiller Nacht den Sternhimmel betrachten, so erzählen uns die Astronomen, daß die vielen Tausende leuchtender, flimmernder Pünktchen feurig-flüssige Kugeln sind von ungeheurer Größe, Sonnen, wie die Sonne, die uns den Tag erleuchtet; daß in diesen Sonnen die gleichen physischen Gesetze herrschen, wie auf der Erde, und daß um die Sonnen, welche wir genauer kennen, andere, kalt und hart gewordene Kugeln, an unsichtbaren Fäden gehalten, herumfliegen, die Planeten. Das lehrt uns die Wissenschaft. Sie lehrt uns ferner, daß eine Sonne sich an die andere reiht im grenzenlosen Raum, daß wir nicht wissen können, wo Anfang und Ende ist, und die kühnste Phantasie erlahmt bei dem Versuche, diese Lehre zu Ende zu denken, weil sich der unendliche Raum nicht zu Ende denken läßt. Wir müssen uns darauf beschränken, an ihn zu glauben, auf seine Vorstellung aber verzichten; und so wird es bleiben, wenn sich nicht der Mensch einmal zu einem höheren Wesen entwickeln sollte, dem die Vorstellung des Unendlichen möglich ist. Der Mensch, wie er ist, ist ein Wesen, das Alles wissen, Alles erkennen, Alles sich vorstellen möchte, aber nicht Alles erkennen kann. Darin liegt ein Trost, eine rechtfertigende Entschuldigung, wenn trotz der gewaltigen Kraftanstrengungen menschlichen Geistes unser Wissen ein Stückwerk bleibt. Denn das Wissen ist in letzter Instanz immer abhängig vom Erkennungsvermögen; und die Quelle des Erkennens sind unsere Sinne, die dem unterscheidenden und urtheilenden Verstande das Object des Erkennens zugänglich machen.

Diese Sinne können wir schärfen und verstärken weit über ihre durch die Naturanlage begrenzte Empfindlichkeit hinaus durch Instrumente, und der Fortschritt in den Naturwissenschaften ist namentlich während der letzten Jahrhunderte abhängig gewesen von der Erfindung und der Verbesserung der Beobachtungs-Werkzeuge. Die geschliffenen Glaslinsen des Teleskops und das Prisma des Spektralapparats haben unser Auge in den Stand gesetzt, Gestalt

und Structur der fernsten Himmelskörper zu studiren; geschliffene Glaslinsen sind es gleichfalls gewesen, welche, zum Mikroskop combinirt, unser Auge an scheinbar homogenen Körpern feine und feinste Structuren haben unterscheiden lassen. Daher ist unsere Kenntniß vom feineren Bau der Organismen eine Folge der Erfindung des Mikroskops gewesen und nur durch sie möglich geworden. Es war ein englischer Physiker, Robert Hooke, der sich mit der Verbesserung des im siebzehnten Jahrhundert erfundenen Mikroskops beschäftigte, bei Gelegenheit dieser Arbeiten dünne Schnitte von Kork, von Holz, Hollundermark u. dgl. m. mit seinem Instrument betrachtete und dadurch zum Entdecker der zelligen Structur der Pflanzen wurde. Er erkannte, daß die Substanz der Pflanzen aus vielen kleinen Kammern zusammengefügt ist, welche er mit den Hohlräumen einer Honigscheibe verglich und darum Zellen nannte (1667). Seitdem hat die Wissenschaft immer gelehrt, daß die Pflanze aus Zellen aufgebaut ist, und Hooke's Bezeichnung hat sich bis auf den heutigen Tag erhalten. Das Wort Zelle ist so fest in der internationalen Sprache der Wissenschaft eingebürgert, daß jeder Versuch, es durch ein anderes zu ersetzen, wie er von Zeit zu Zeit gemacht wird, von vorne herein aussichtslos erscheint und nur dazu beiträgt, den ohnehin genügenden Wust von Fremdwörtern in unserer Terminologie zu vermehren. Wenn wir heute mit „Zelle" einen ganz anderen Begriff verbinden als der Entdecker es that und zu thun vermochte, so ist dieser moderne Zellbegriff allmälig herangewachsen im Laufe der Jahrzehnte und Jahrhunderte, und seine Umbildung gibt keinen ausreichenden Grund ab, das alte Wort zu verlassen.

Bald nach Entdeckung der Zelle traten Naturforscher mit umfangreichen Werken über die Anatomie der Pflanzen hervor, welche auf mikroskopischen Untersuchungen basirten. Wenn diese auch neben den Zellen im Pflanzenkörper noch Anderes, namentlich als Fasern und Gefäße unterschieden, so ward doch von ihren Nachfolgern gezeigt, daß die Fasern und Gefäße sich aus Zellen entwickeln, und daß somit die Zelle der eigentliche Baustein des Pflanzenleibes ist; ein Lehrsatz, der eine Erweiterung von weittragendster Bedeutung erfuhr, als es gelang, den Nachweis zu führen, daß auch sämmtliche Gewebe des thierischen Körpers aus Zellen entstehen, welche von den Pflanzenzellen nicht wesentlich verschieden sind. Damit war eine einheitliche Grundlage für die Anatomie und Entwicklungsgeschichte aller Organismen gewonnen, die Zellenlehre mußte fortan den Ausgangspunkt aller biologischen Untersuchungen bilden. Die Vervollständigung unserer Kenntnisse von der Zelle hat aber bis auf den heutigen Tag Schritt gehalten mit der Verbesserung der Mikroskope, so daß auf diesem Gebiete des Wissens das Erkennen abhängig geworden ist von den Fortschritten der Technik.

Nichts wäre verlockender, als auf die Geschichte der Zellentheorie einzugehen, denn sie zeigt, wie kaum ein zweites Beispiel, daß es dem Menschen gelingt, durch eine Fluth zahlloser, zum Theil sich immer wiederholender Irrthümer hindurch doch einen sicheren Fortschritt im Wissen zu erringen. Allein dazu würde es weitläufiger Darlegungen bedürfen, welche doch zu sehr ablenken möchten von dem Bilde, das ich zu zeichnen mir vornahm: von der

Schilderung der Zelle als dem Mikrokosmos, an dem die Grunderscheinungen des Lebens sich abspielen im Rahmen des heutigen Standes unserer Kenntnisse.

Während die ältere Wissenschaft die Zelle als den organischen Baustein oder als das Elementarorgan der Pflanze bezeichnet, wird in neuerer Zeit mehr die relative Selbständigkeit der Zelle innerhalb des Gesammtorganismus hervorgehoben und sie daher auch als Elementarorganismus betrachtet. Denn eine Zelle kann frei für sich leben als selbständiges Individuum, und die niederen Pflanzen und Thiere bestehen großentheils nur aus einer einzigen Zelle, während in den höheren Lebewesen Tausende und Millionen von Zellen zu einer organischen Einheit mit einander verbunden beziehungsweise verschmolzen sind. Beide Auffassungen stehen aber nur insofern im Gegensatz zu einander, als sie das Ergebniß verschiedener Betrachtungsweise sind, von denen jeder die Berechtigung zugesprochen werden darf.

Untersuchen wir den Querschnitt eines Blattes, eines Stengels oder einer Wurzel bei mäßiger mikroskopischer Vergrößerung, so sehen wir auch heute ein Bild, wie es schon vor mehr als zweihundert Jahren Robert Hooke zu seiner Ueberraschung entgegentrat: zahlreiche kleine, fünf- oder sechseckige Maschen als Durchschnitte von Hohlräumen, die wie die Kammern eines Gebäudes durch gemeinsame Wände mit einander in Verbindung stehen. Der Durchmesser dieser Kammern schwankt im Allgemeinen zwischen einem Zehntel und einem Hundertel Millimeter, größere oder geringere Dimensionen kommen in den Geweben der Pflanzen nur selten vor. Wohl aber finden sie sich bei einzelligen Algen und Pilzen. Viele Algen, namentlich der wärmeren Meere, erreichen, trotzdem sie aus nur einer Zelle bestehen, ganz beträchtliche Größe; schon im Mittelmeer findet man solche Gewächse, die stets das besondere Interesse der Botaniker erregt haben. So die Valonia, eine bläschenförmige Alge, welche in Form und Größe schwankt von der Gestalt einer Erbse bis zu der eines Taubeneies; die Acetebularia, welche fingerlang wird und genau die Gestalt eines kleinen Sonnenschirms nachahmt, von den Neapolitaner Fischern daher auch ombrellino genannt wird; endlich die Caulerpa, die merkwürdigste von allen. Diese seltsame Alge besitzt einen horizontal am Meeresgrunde kriechenden Stengel, aus welchem farblose Wurzelbüschel entspringen, die sich in den Schlamm hineinbohren, während nach oben grüne, lanzettförmige, handhohe Blätter sich abzweigen: und doch sind Stengel, Wurzeln und Blätter nur Stücke einer einzigen riesengroßen Zelle. Diese großen einzelligen Gewächse können uns als Beispiel dafür dienen, daß die äußere Form der Zelle eine sehr variable ist. Die prismatische oder polyedrische Form der Gewebszellen unserer Bäume und Kräuter ist durch den gegenseitigen Druck der in eine Wurzel, ein Blatt u. s. w. vereinigten Zellen bedingt, frei lebende Einzelzellen sind sehr selten von ebenen Flächen begrenzt, meistens nähert sich ihre Gestalt der Kugel oder dem Ei, namentlich wenn sie mikroskopisch klein sind. Und solche Zellen können dann von ganz außerordentlich geringer Ausdehnung sein. Unter den einzeln lebenden Zellen der Bakterien oder Spaltpilze gibt es manche, deren Größe kaum ein Tausendstel Millimeter erreicht: das ist eine

Kleinheit, welcher schon unsere Vorstellung nicht zu folgen vermag, eine so winzige Ausdehnung, daß wir daran mit unseren besten Mikroskopen gesonderte Theile nicht mehr scharf unterscheiden können.

Form und Größe sind somit für die Zelle nicht wesentlich; es sind andere Dinge, auf die es ankommt.

Wir können jede Zelle als ein lebendes Einzelwesen ansehen. Eine gewöhnliche Pflanzenzelle ist vergleichbar einer Schnecke in ihrem Gehäuse; das Schneckenhaus entspricht der festen Zellwand, welche die Zelle nach außen abgrenzt. Wie es Nacktschnecken gibt, die des Gehäuses entbehren, so gibt es auch nackte Zellen ohne Zellwand; solche nackten Zellen sind im Allgemeinen typisch für das Thierreich, während im Pflanzenreiche die in eine Haut oder Wand eingekapselten Zellen überwiegen. Wesentlich kann darum auch die Zellwand für den Zellenbegriff nicht sein, sondern nur dasjenige, was die Wand umschließt: und dies fasse ich als den Zellenleib zusammen, weil es dem eigentlichen Körper eines Thieres, z. B. einer Schnecke, vergleichbar ist.

Die Tausende kleiner Zellenleiber, die sich zum Aufbau eines größeren Thiers oder einer größeren Pflanze zusammenschließen, sind unter einander sehr vielgestaltig und innerhalb des Gesammtorganismus mit den verschiedensten Aufgaben und Arbeiten betraut: einem Jeden aber kommen die grundlegenden Functionen des Lebens zu, er ernährt sich, d. h. er athmet und assimilirt, und er vermag sich fortzupflanzen. Nicht mit Unrecht hat man daher einen solchen Pflanzen- und Thierkörper auch einen Zellenstaat genannt, und das Zutreffende dieses Vergleichs kommt in vielen Einzelheiten zum Ausdruck. Wenn der Körper des Menschen einer Infectionskrankheit zur Beute wird, so geschieht dies nach neuerer Auffassung dadurch, daß wilde Scharen feindlicher Zellen — Bakterien — in ihn eindringen, sich in ihm häuslich niederlassen, sich auf seine Kosten ernähren und sich durch Fortpflanzung vermehren. Aber der Körper hat auch seine Soldaten, die er zur Vertheidigung aufbietet: das sind die Freßzellen oder Phagocyten. Diese Schutztruppe der Freßzellen stürzt sich in erbittertem Kampfe auf die Bakterien, um sie zu verschlingen und zu verdauen. Von dem Siege der Freßzellen oder der Bakterien hängt es ab, ob der Körper der Krankheit erliegt, oder ob er gesundet; oft schwankt der Ausgang des Kampfes lange hin und her.

Einem Staatswesen oder einer Fabrik mit zahlreichen Arbeitern, die nach einheitlichem Plane thätig sind, läßt sich also ein großer Organismus vergleichen. Da aber alle biologischen Grundprobleme bereits an der einzelnen Zelle hervortreten, so liegt das größte Interesse am Tage, eine möglichst genaue Kenntniß der Organisation des Zellenleibes anzustreben. Unser Jahrhundert hat es an darauf gerichteten Bemühungen nicht fehlen lassen, schrittweise ist man vorgedrungen in der Entzifferung immer feinerer mikroskopischer Structuren, und bereits heute ist in der Zelle uns ein lebendiges Wesen von so wunderbarer Ausgestaltung enthüllt worden, daß man nicht weiß, was das Erstaunlichere ist: die weitgehende anatomische Ausbildung und Differenzirung der Theile, oder die in den wesentlichsten Stücken fast vollständige Uebereinstimmung dieser Organisation durch das ganze Thierreich und Pflanzenreich

hindurch. Die Zelle ist der wahre Mikrokosmos der lebenden Welt, in der Arbeitstheilung ihrer Organe geradezu vorbildlich für die Körper der höheren Thier- und Pflanzenclassen. Freilich fehlt uns bis jetzt noch eine klare Anschauung von dem eigentlichen Getriebe innerhalb der verwickelten Maschinerie. Unsere derzeitigen Kenntnisse von der Zelle sind annähernd vergleichbar denen der Astronomie vor Copernikus, Kepler und Newton. Einen Newton auf dem Gebiete der Zellenlehre: das ist es, was die biologische Wissenschaft von den kommenden Jahrhunderten am meisten erhofft.

II.

Um eine Anschauung von der Organisation einer Zelle zu gewinnen, wollen wir uns ein Abbild, ein Modell einer Pflanzenzelle in nicht zu geringen Abmessungen vorstellen. Denken wir uns eine eiförmige Zelle, deren längster Durchmesser in der Natur fünf Hundertel Millimeter beträgt, so stark vergrößert, daß sie im Abbilde einen halben Meter lang wird, so würde das Modell eine Billion Male das Volumen des Originals an Größe übertreffen. Ich hoffe, daß diese Vergrößerung bequem sein wird, um die in Betracht kommenden Structuren erläutern zu können.

Eine solche Zelle ist eingeschlossen in eine feste, wie farbloses Glas durchsichtige Kapsel, die Zellwand oder Zellhaut. Diese Zellwand besitzt etwa die Festigkeit von Holz oder Pergamentpapier, in einigen Fällen auch nur von angefeuchteter Gelatine; sie hat ferner die für die Ernährung der Zelle äußerst wichtige Eigenschaft der Porosität, wenn auch ihre Poren viel zu fein sind, um mit den schärfsten Mikroskopen gesehen zu werden. Wir können aber die Porosität der Zellwand aus dem Umstande erschließen, daß Wasser und wässerige Lösungen, z. B. Salz- oder Zuckerlösung, durch sie annähernd ebenso leicht hindurch filtriren, wie durch angefeuchtetes Löschpapier. Chemisch besteht die Zellwand aus Cellulose, einem der Stärke nahestehenden Kohlenhydrat.

Innerhalb dieser glashellen Zellwand liegt der Zellenleib. Derselbe besteht zum großen Theile aus einer gleichfalls farblosen Substanz von schaumartigem Aussehen, dem Protoplasma. Ich habe selbst früher den Standpunkt vertreten, daß das Protoplasma gebildet werde aus feinen Fasern einer relativ festen Materie, welche wie die Fasern eines Badeschwamms unter sich zusammenhängen, während die Zwischenräume von einer Flüssigkeit erfüllt sind: allein nach den neueren Untersuchungen, welche zum Theil unter meinen Augen ausgeführt worden sind, kann ich kaum daran zweifeln, daß die feste Gerüstsubstanz des Protoplasma feine Platten bildet, welche nach Art der Lamellen im Seifenschaum und Bierschaum Kammern umschließen, die eine wässrige Flüssigkeit enthalten[1]. Ob innerhalb der Platten noch faserige Differenzirungen vorkommen, ist schwierig zu entscheiden, für einige Fälle aber

[1] Wenn man aus einer Bierflasche den Inhalt zur Hälfte ausgießt, so geben die im entleerten Raum entstehenden Schaumlamellen ein ganz gutes Abbild von der Plattenstructur des Protoplasma.

wahrscheinlich. In diese Platten, welche ich Plasma-Lamellen nennen will, finden sich eingelagert mehr oder minder zahlreiche, stark glänzende Körner, die sich durch diesen Glanz trotz ihrer Farblosigkeit gut unterscheiden lassen. Sie sind in den Zellen der meisten Pflanzen sehr klein, in anderen aber ziemlich groß; und in diesen letzteren Fällen hat sich nachweisen lassen, daß es kleine Taschen oder Hohlkörper sind, deren Wand aus Plasma-Substanz gebildet wird, während der glänzende, d. h. stark lichtbrechende Inhalt seinen chemischen Reactionen nach aus Phenolen besteht, eigenthümlichen Verbindungen, für welche die sogenannte Carbolsäure wohl das bekannteste Beispiel bildet. Wegen ihrer bläschenartigen Beschaffenheit hat man diese Körner Physoden genannt. Daß die Plasma-Lamellen, die außerordentlich dünn sind, im Vergleich zu der zwischen ihnen eingeschlossenen Kammerflüssigkeit als relativ feste Substanz gelten müssen, geht daraus hervor, daß man sie durch Anwendung einer starken Centrifugalkraft von der Flüssigkeit nicht trennen kann, daß letztere sich aber auspressen läßt, wobei die Gerüstsubstanz als feste Masse zurückbleibt. Chemisch besteht die Gerüstsubstanz (d. h. die Plasma-Lamellen) der Hauptsache nach aus einer Verbindung, für die ich den Namen Plastin eingeführt habe, und welche sich vom Eiweiß dadurch unterscheidet, daß sie außer Kohlenstoff, Wasserstoff, Sauerstoff, Stickstoff und Schwefel auch noch Phosphor enthält und daß sie durch künstliche Anwendung von Magensaft nicht verflüssigt (verdaut) wird. Außer dem Plastin findet sich in der Gerüstsubstanz aber auch noch Lecithin und Cholesterin, zwei Verbindungen, deren allgemeine Verbreitung im Pflanzen- und Thierkörper nachgewiesen worden ist [1]).

Von besonderer Bedeutung ist jedenfalls, daß die Gerüstsubstanz des Protoplasma mit Wasser nicht mischbar ist. Vielleicht wird sie daran wenigstens theilweise schon durch ihren Gehalt an Cholesterin gehindert, an dessen Oberfläche das Wasser abläuft, ohne sie zu benetzen. In der wässrigen Kammerflüssigkeit dagegen können sehr verschiedene, mit Wasser mischbare Stoffe vorkommen, namentlich Eiweiß und Kohlenhydrate (Zucker). Große Wichtigkeit möchte ich dem Umstande zuschreiben, daß die Gerüstsubstanz zu Platten von äußerster Zartheit ausgestaltet ist, wodurch sie die denkbar größte Oberfläche mit den Stoffen der Kammerflüssigkeit in unmittelbare Berührung bringt. Ein solcher ausgedehnter Contact ist aber nützlich für die Unterhaltung lebhafter chemischer Wechselwirkungen, und auf chemischer Anziehung und Abstoßung, die nur bei unmittelbarem Berühren eintreten kann, beruht der Stoffwechsel, das Leben. Die dauernde Scheidung in Lamellen und Flüssigkeit kann aber diesen labilen chemischen Zustand, der gewiß nothwendig ist, allein unterhalten.

Ich möchte das Protoplasma des Zellenleibes dem contractilen Fleisch der Thiere, das wir in seiner vollkommenen Ausbildung Muskel nennen, ver-

---

[1]) Ein ausführlicher Bericht über die von Rodewald und mir ausgeführten chemischen Untersuchungen über das Protoplasma findet sich in meinem Aufsatze: „Das fundamentale Problem der Physiologie". Deutsche Rundschau, 1882, Bd. XXX, S. 44 ff.

gleichen; auch die Muskeln sind nicht bloß da, um den Thierkörper zu bewegen, sondern sie sind zugleich Herd und Sitz wichtiger Processe des chemischen Stoffwechsels. Das Protoplasma ist vermöge der Beschaffenheit seiner Gerüstsubstanz auch contractil, wie die Muskeln, und damit für Bewegungen befähigt. Mit dem Worte contractil bezeichnet man die Eigenschaft einer Substanz, sich abwechselnd zusammenziehen zu können und dabei dicker, sich auszudehnen und dabei dünner zu werden. Das Protoplasma in einer Zelle zeigt wechselnde Configurationen. Zunächst findet man es in mehr oder weniger dicker Schicht unmittelbar der Zellwand anliegend, dann auch in Bändern und Strängen sich quer durch den Hohlraum der Zelle hindurchspannend. Sowohl die Wandschicht als auch die Stränge sehen wir an einzelnen Stellen bald anschwellen, bald sich wieder verdünnen. Wie man durch Reizung, z. B. durch elektrische Inductionsströme, eine Muskelfaser zur Contraction bringt, so geschieht ein Gleiches auch mit Protoplasma-Strängen. Auf Einwirkung von Inductionsschlägen ziehen sie sich zusammen, oft unter kugligen Auftreibungen, um nach Aufhören der Reizung sich wieder auszustrecken. Darum theilt das Protoplasma mit der Muskelfaser auch die wichtige Eigenschaft der Reizbarkeit, und zwar ist es nicht nur reizbar für Elektricität, sondern auch für zahlreiche anders geartete Reize, besonders chemischer Art. Auf solchen ununterbrochen zur Wirkung kommenden chemischen Reizen beruht es auch wohl, daß man das Protoplasma in lebenden Zellen in fortwährender Bewegung findet, bald nur ganz langsam und dann schwieriger nachweisbar, bald schneller, so daß man die Aenderungen seiner Configuration leicht verfolgen kann. Insbesondere sind die feinen, in den Lamellen gelegenen „Körner", die Physoden, in ununterbrochener Bewegung, bald hierhin, bald dorthin begriffen, und da der Inhalt dieser kleinen Bläschen für den Stoffwechsel im Protoplasma sicher eine wichtige Rolle spielt, so ist es als nützlich und wichtig anzusehen, daß sie in den Plasma-Lamellen umhergeführt werden. Uebrigens gelangt diese Körnerbewegung sogleich zum Stillstande, wenn man der Zelle die Zufuhr des atmosphärischen Sauerstoffs abschneidet: sie beginnt von Neuem, wenn man wieder Sauerstoff zuströmen läßt, ein Zeichen, daß die Sauerstoffathmung die wichtigste Betriebskraft ist für die Unterhaltung der Lebensbewegungen.

Die Massenverschiebungen und Umrißänderungen im Protoplasma führen an nackten Zellen, die nicht in eine Zellwand eingekapselt sind, dahin, daß eine solche Zelle über einen festen Gegenstand, auf dessen Oberfläche sie sitzt, hinwegzukriechen vermag. Es wird dabei in einer Richtung ein Fortsatz vorgeschoben, an der entgegengesetzten Seite ein solcher eingezogen, das Resultat ist mit Nothwendigkeit eine Vorwärtsschiebung des ganzen Zellenorganismus. Den wichtigsten Beleg für die Contractilität des Protoplasma liefern aber die Geißeln oder Ruderorgane der Schwärmsporen. Unter letzteren verstehen wir Keimzellen der Algen, welche im Wasser lebhaft umherschwimmen. Sie sind aus der Zellhaut der Mutterzelle ausgeschlüpft und strecken aus der Gerüstsubstanz ihres Protoplasma feine, peitschenartige oder etwas bandförmig-flache Fäden aus, die in lebhafter Contraction sich bald korkzieherartig zusammenziehen, bald wieder gerade strecken und zugleich um ihren Anhaftungspunkt

schwingen. Diese Geißeln wirken durch ihre Bewegung wie die Flossen eines Fisches, sie treiben die Spore im Wasser auf das Lebhafteste vorwärts, so daß man solche Schwärmsporen früher mit Infusionsthierchen verwechselt hat; sie gleichen in ihrem Verhalten durchaus einer contractilen Muskelfibrille. Wie sie aus dem Protoplasma ausgestreckt wurden, so können sie von demselben auch wieder eingezogen werden, und sie verschmelzen dann wieder mit der übrigen Gerüstsubstanz des Protoplasma. Als flüssige oder halbflüssige Fäden können aber diese Geißeln unmöglich angesehen werden: sie wären dann so wenig im Stande, die mechanische Arbeit der Fortbewegung der Spore zu leisten, wie es möglich ist, ein Boot zu bewegen mit Rudern, die aus einer Flüssigkeit bestehen.

Es können in den Kammern des Protoplasma außer gelösten Stoffen, wie Eiweiß, Zucker u. s. w. auch zahlreiche unlösliche Substanzen zur Ablagerung kommen. Häufig findet man Fetttropfen, nicht selten Krystalle, besonders verbreitet sind die nur als feste Concretionen auftretenden Stärkekörner. In den Zellen der heranreifenden Pflanzensamen wird die Kammerflüssigkeit durch solche feste Einschlüsse zuletzt ganz verdrängt, auch die Gerüstsubstanz trocknet aus, sie ist im reifen Samen nicht mehr plastisch-weich, sondern trocken, hart, spröde, zu Mehl zerreibbar. Sät man ein solches Samenkorn in feuchtes Erdreich aus, so saugt es sich zunächst voll Wasser, die Gerüstsubstanz des Protoplasma der Zellen weicht auf, erlangt von Neuem ihre Plasticität und Contractilität, die in den Kammern abgelagerten Stärke- und Eiweißkörner lösen sich auf und machen wässriger Flüssigkeit Platz, und erst dann ist nach mehr oder weniger langer Ruheperiode eine solche Zelle wieder in den Stand gesetzt, alle Lebensfunctionen zu erfüllen.

Vom Protoplasma eingeschlossen findet sich in der Pflanzenzelle ein von den kleinen Kammern zu unterscheidender größerer, gleichfalls mit wässriger Flüssigkeit erfüllter Hohlraum; er heißt der Saftraum, sein Inhalt wird Zellsaft genannt. Der Zellsaft ist eine Ausscheidung des Protoplasma. Man erkennt dies deutlich, wenn man die Entwicklung einer Pflanzenzelle verfolgt. In der jungen Zelle ist noch gar kein Zellsaft abgeschieden, Alles ist Protoplasma. Dann beginnen einzelne der Kammern des letzteren sich aufzublähen und dabei abzurunden, sie vergrößern sich immer mehr und werden nun Vacuolen genannt, wassererfüllte Blasen, welche immerfort wachsen, bis sie mit einander zu einem einzigen Saftraum zusammenfließen, der schließlich an Volumen um ein Vielfaches das Protoplasma der Zelle übertreffen kann. Dieser Saftraum ist aufzufassen als ein Organ der Zelle, bestimmt zur Aufnahme von Secretstoffen aus dem Protoplasma; daher unterscheidet sich der Zellsaft auch chemisch von der Kammerflüssigkeit des Protoplasma, die letztere reagirt alkalisch, der erstere gewöhnlich sauer. Es ist in der Bildung des Saftraums ohne Zweifel eine fortgeschrittenere Organisation des Zellenleibes zu erblicken; denn es gibt auch Zellen, welche keinen Saftraum besitzen, dafür haben sie dann nur relativ wenige und ganz ungewöhnlich große Kammern im Protoplasma.

III.

Von einer Hülle aus Protoplasma umschlossen, liegt in unserem Zellenmodell ein annähernd kugliger, gleichfalls durchsichtiger Körper von der Größe einer Cocosnuß oder Doppelfaust: der Zellkern. Dies ist, wenn nicht der wichtigste, so doch zweifellos der interessanteste Theil des ganzen Zellenleibes. Bei seiner Durchsichtigkeit kann man ihn vom Protoplasma nur unterscheiden, weil er ein etwas abweichendes Lichtbrechungsvermögen besitzt; er ist gegen dasselbe abgegrenzt durch eine feine Membran, die Kernhaut, welche den Kernsaft und ein darin ausgebreitetes feines Netzwerk oder Fadenknäuel, die Kernfäden, einschließt. Außerdem findet sich noch ein (mitunter mehrere) kleines, kugliges Klümpchen, der sogenannte Nucleolus, im Kern.

Wir müssen dem Kern der Zelle schon darum hervorragende Wichtigkeit beimessen, weil er sich ganz allgemein in den pflanzlichen und thierischen Zellen findet. Große Pflanzenzellen, z. B. bei der Alge Cladophora, besitzen mehrere Kerne, welche sich dann gleichförmig im Zellenleib vertheilen; die Riesenzellen der Valonia, Caulerpa u. s. w. enthalten Hunderte, ja Tausende von Kernen. Von den Zellen des niedrigsten Pflanzentypus, der Bakterien, glaubte man lange, daß sie kernlos wären; nach neueren Untersuchungen müssen wir sie aber wohl auffassen als Zellen mit relativ sehr großen Kernen, der ganze Zellenleib ist fast nur Kern, von einer dünnen Protoplasmaschicht umgeben. Trotz seiner allgemeinen Verbreitung haben wir von den Functionen des Kerns immer noch keine befriedigende Vorstellung. Er ist eine Art von Centralorgan des Zellenleibes, von den übrigen Theilen desselben anatomisch nicht weniger scharf gesondert, wie Gehirn oder Herz vom Körper des Säugethiers; er scheint regulirend einzuwirken auf verschiedene Vorgänge in Thier- wie Pflanzenzellen. Ein besonders wichtiges Verhalten des Kerns wird uns bei der Fortpflanzung der Zellen zu beschäftigen haben.

Der Zellkern hat neben sich einen merkwürdigen Begleiter oder Trabanten, das Centrosom oder Polkörperchen. Dieses liegt im Protoplasma dicht neben dem Kern und hat in unserem Modell etwa die Größe einer Erbse. Es ist sehr schwer zu erkennen und darum erst in einzelnen Fällen nachgewiesen worden; weil aber diese Fälle ganz verschiedenartige Pflanzen- und Thierzellen umfassen, so ist kaum zu zweifeln an dem Vorkommen des Polkörperchens in jeder Zelle. Dasselbe ist ein kleines, von einem hellen Hofe umgebenes Kügelchen, von dessen Hof noch eine besondere Strahlensphäre ausgehen kann. Gewöhnlich findet man zwei Polkörper neben einander liegen, es steht diese Verdoppelung wohl immer in Zusammenhang mit einer Theilung des Kerns.

Ein Zellkern kann sich nämlich durch Theilung verdoppeln und, wenn diese Theilung fortgesetzt wird, in das Unbegrenzte vermehren. Bei diesem Vorgange der Theilung tritt die feinere Structur des Kerns in besonderer Schärfe hervor und durchläuft zugleich eine Anzahl Phasen innerer Umbildung, deren genauere Kenntniß zu den bedeutendsten Errungenschaften der Biologie in den letzten Jahrzehnten gehört. Die Wichtigkeit dieses complicirten Bewegungs- und Umlagerungsprocesses, welche der Zellkern bei der Theilung

durchmacht, ist darum so groß, weil sich gezeigt hat, daß die zwar von einander abweichenden Structuren der Kerne der einzelnen Thier- und Pflanzentypen doch in den wesentlichen, in den Grunderscheinungen sich gleich verhalten, wodurch die Auffassung von der principiellen Identität aller Lebensformen eine mächtige Stütze erhält. Außerdem ist es auch merkwürdig genug, zu sehen, welch' ungeahnte Structuren die methodische Anwendung des Mikroskops in einem so kleinen Organ des Zellenleibes, dem früher für homogen gehaltenen Zellkern, uns enthüllt. Gerade um diese Structur des Zellkerns anschaulich machen zu können, habe ich für das Modell einer idealen Pflanzenzelle eine so starke Vergrößerung gewählt.

Sobald ein Zellkern zur Theilung sich anschickt, geräth das ganze Innere des Kerns und seine nächste Umgebung in eine eigenthümliche Bewegung. Zunächst finden wir außerhalb des Kerns zwei Polkörper neben einander liegen, und diese beiden Polkörper rücken immer weiter aus einander; zugleich verlängert sich der Kern und nimmt Ei- oder Tonnenform an, wodurch an ihm bereits zwei Pole zur deutlichen Ausprägung gelangen. In dieser Phase haben sich die Kernfäden verdickt und verkürzt, sie gleichen einem Haufen dicker Bindfadenstücke oder noch mehr einem lockeren Knäuel von Regenwürmern, die in fortwährender langsamer Bewegung begriffen sind. Diese regenwurmartigen Fäden zerfallen durch Quertheilung in eine Anzahl von etwa daumenlangen Stücken, deren Zahl für die einzelnen Thier- und Pflanzenarten eine ganz constante zu sein scheint: für unser Zellenmodell wollen wir die Entstehung von vierundzwanzig solchen Stücken annehmen.

Für das Studium dieser Vorgänge im Kern ist es von Bedeutung geworden, daß die Kernfäden eine große Neigung besitzen, verschiedene Farbstoffe, wie Carmin und Anilinfarben, aufzuspeichern und festzuhalten, wenn man die Zelle damit durchtränkt, während die übrigen Bestandtheile des Kerns, sowie das Protoplasma diese Farbe nicht aufnehmen: nur dadurch war es möglich, die Umgestaltung der Kernfäden mit aller Sicherheit zu erkennen und zu verfolgen, da sie an und für sich wegen ihrer Farblosigkeit sich schwer unterscheiden lassen. Weil diese Anziehungskraft gegen Farbstoffe einer besonderen, nur im Zellkern gefundenen Verbindung, dem Nuclein, zukommt, so müssen die Kernfäden zum großen Theil aus Nuclein bestehen, und sie werden darum auch kurzweg als Nucleinfäden bezeichnet. Das Nuclein ist eine chemisch dem Eiweiß nahestehende Verbindung, weil sie Stickstoff enthält; es unterscheidet sich vom Eiweiß durch seinen Mangel an Schwefel und seinen Gehalt an Phosphor. Für die Erleichterung unserer Vorstellung können wir die Fiction machen, daß die Nucleinfäden immer gefärbt, etwa hellroth, erscheinen, während die übrige Substanz des Kerns farblos bleibt.

Eine zweite Phase der Kerntheilung hebt damit an, daß die Kernmembran aufquillt, undeutlich wird und der Kern seine scharfe Abgrenzung gegen das Protoplasma verliert; auch der Nucleolus verschwindet. Die Eiform des Kerns geht in die einer zweispitzigen, in der Mitte verhältnißmäßig dicken Spindel über, und die beiden Spitzen dieser Spindel werden jetzt von den Polkörpern eingenommen, deren „Sphäre“ weit in das Protoplasma der Zelle hinein aus-

strahlt. Zugleich sondern sich im Kernsaft zahlreiche feine, farblose Fasern aus, die von einem Pol der Kernfigur zum andern hinüberlaufen und Spindelfasern genannt werden. In unserem Modell möchten sie wie feine Seidenfäden erscheinen. Die peripherisch gelegenen Spindelfasern zeigen einen ähnlichen Verlauf, wie die Meridianlinien an der Oberfläche eines Erdglobus, sie erstrecken sich wie diese von Pol zu Pol. Zugleich haben sich die vierundzwanzig Stücke der Nucleïnfäden in einer äquatorialen Zone, also in der Mitte der Kernspindel, zu einem Kranze oder Stern geordnet, sie haben sich zugleich in ihrer Mitte hakenförmig gebogen oder geknickt, in der Weise, daß die Knickungsstelle gegen die Achse der Spindel, die beiden ungefähr gleichlangen Schenkel jedes Fadenstücks nach außen gekehrt sind; wegen dieser Knickung nennt man die Fadenstücke auch Nucleïnschleifen. Nunmehr spaltet sich jede Nucleïnschleife der Länge nach in zwei Fäden, so daß achtundvierzig Fadenstücke vorhanden sind.

In der dritten Phase der Kerntheilung sondern sich die achtundvierzig Schleifen in der Art von einander, daß zu beiden Seiten des Aequators der Kernspindel je vierundzwanzig Schleifen zu liegen kommen; die Gesammtheit der Schleifen bildet somit einen Doppelstern. Dann werden diese beiden Sternfiguren von den Polen der Spindel angezogen, sie weichen aus einander, und die Schleifen wandern an den Spindelfasern entlang gegen die Pole hin, wobei sie den Winkel ihrer Knickung polwärts kehren. An jedem Pol liegt zuletzt ein aus vierundzwanzig Nucleïnfäden bestehender Stern; jeder Faden (Schleife) verkürzt sich in der Folge und wird dicker, die Fäden rücken dabei immer dichter zusammen.

Die vierte und letzte Phase besteht darin, daß an jedem Pol der Kernspindel die Nucleïnfäden sich wieder in ein Knäuel umordnen, die Spindelfasern und die Strahlensphäre der Polkörper werden undeutlich, es sind aus dem Mutterkern zwei Tochterkerne geworden, die sich durch eine zarte Haut gegen das Protoplasma abgrenzen, wobei das Polkörperchen außerhalb des Kerns bleibt; es hat seine Rolle als Attractionscentrum für die Nucleïnschleifen ausgespielt, kann sich aber alsbald verdoppeln. Der Act der Theilung ist vollendet; in weiterer, langsamer Umbildung nehmen die neuen Kerne die Structur und das Aussehen der ursprünglich beschriebenen Form wieder an.

Bei den vielfachen untergeordneten Verschiedenheiten, die der Proceß der Kerntheilung in den Ordnungen des Thier- und Pflanzenreichs erkennen läßt, konnte nur ein einzelner Fall an unserem Modell genauer geschildert werden. Aber dieser Fall dürfte in dem Maße typisch sein, daß alle übrigen sich mehr oder weniger leicht davon ableiten lassen.

Außer dem Kern finden wir noch ein zweites, anatomisch wohl unterscheidbares Organ in unserer Pflanzenzelle, und zwar nicht in Einzahl, sondern in Mehrzahl: es sind die Farbträger oder Chloroplasten. Sie erscheinen in unserem Modell als rundliche, grün gefärbte aber glasartig durchscheinende Platten von der Größe einer Handfläche, welche den peripherischen Schichten des Protoplasmas eingebettet sind. Sie sind im Allgemeinen homogen, lassen

aber häufig auch körnige und andersartige Einschlüsse erkennen. Diese Farbträger bestehen aus einer farblosen, wahrscheinlich der Gerüstsubstanz des Protoplasmas verwandten Grundlage, die von dem grünen Chlorophyllfarbstoff durchtränkt wird. Den letzteren kann man mit Alkohol ausziehen, es bleibt dann die ungefärbte Grundmasse des Farbträgers in den ursprünglichen Umrissen zurück. Auch diese Farbträger vermehren sich durch Zweitheilung, dieselbe vollzieht sich durch eine einfache Durchschnürung; innere Umlagerungen der Theile sind dabei nicht wahrzunehmen. Die Farbträger sind gleichfalls äußerst wichtige Organe des Zellenleibes, und im Gegensatz zum Kern kennen wir ihre Function genau: es sind Organe für die Assimilation der Kohlensäure, welche sich nur unter ihrer Mitwirkung in der Zelle vollzieht. Trotz dieser außerordentlich großen Bedeutung für den Haushalt der Natur kommen die Farbträger keineswegs in jeder Zelle vor, sie fehlen in allen thierischen Zellen. Dadurch wird aber nicht etwa ein principieller Gegensatz von Thier- und Pflanzenzelle begründet: denn auch in allen farblosen Zellen der Pflanzen, z. B. in den Zellen aller Pilze, fehlen die Chloroplasten. Die Consequenz davon ist nur diese, daß die Pilze in wesentlichen Stücken ihrer Ernährung sich mehr wie Thiere, denn wie grüne Pflanzen verhalten.

Ihrem äußeren Auftreten nach zeigen übrigens die Farbträger große Differenzen. Ist es auch Regel, daß sie als zahlreiche kleine Scheiben in der Zelle vorkommen, so gibt es doch auch Zellen, in welchen man nur einen einzigen, plattenförmig oder anders gestalteten Farbträger findet. Ein näheres Eingehen darauf würde an dieser Stelle zu weit führen.

IV.

Wie der Zellkern und wie die Farbträger, so kann sich auch die ganze Zelle durch Theilung vermehren; diese Vermehrung durch Theilung ist die einzige Art der Neubildung von Zellen, die wir überhaupt kennen.

Der einfachste und zugleich häufigste Fall ist der, daß eine Zelle in zwei Tochterzellen zerfällt. Wir können davon ausgehen, daß in der Mutterzelle nur ein Zellkern und ein einziger, dann immer verhältnißmäßig großer, Farbträger vorhanden sind. Zunächst theilen sich der Kern und der Farbträger; die beiden Tochterkerne und Tochterfarbträger rücken in der noch ungetheilten Zelle aus einander, so daß in jeder Zellenhälfte nunmehr ein Kern und ein Farbträger liegen. Dann scheidet sich quer durch die ganze Zelle hindurch, von der einen Wand zur anderen hinüberreichend, eine Gallertplatte aus, und im Innern dieser Gallertplatte wird eine feste Zellwand gebildet, welche den Zellenleib gerade so in zwei Hälften zerlegt, wie man einen Saal durch eine quer hindurch gezogene Wand in zwei Zimmer theilen kann. Mit dieser Gallertplatte und mit dieser neuen Wand hat sich die Zelle in zwei Tochterzellen geschieden. Dieselben können im festen Verbande mit einander bleiben, wie in den Geweben der höheren Pflanzen; die beiden Tochterzellen können sich aber auch von einander trennen, indem die neugebildete Theilungswand sich in zwei Lamellen spaltet, was bei den einzelligen Gewächsen der Fall ist. Bei den meisten thierischen Zellen, die der Zellwände überhaupt entbehren,

beobachtet man nach Verdoppelung des Kerns eine einfache Durchschnürung des Zellenleibes.

Wenn in unserem Beispiel die Theilung, beziehungsweise Verdoppelung des Zellkerns und des Farbträgers der Theilung der ganzen Zelle vorausging, so hat das die Bedeutung, daß jede Tochterzelle von Anbeginn ihrer Individualisirung an mit den wichtigsten Organen, mit Kern und Farbträger, ausgerüstet sein muß: denn ohne Kern kann sie nicht leben, und ohne Farbträger kann sie nicht assimiliren, d. h. selbständig in einer rein anorganischen Umgebung existiren. Eine der bedeutendsten Thatsachen in der Entwicklungsgeschichte der Zellen ist aber die, daß ein Kern sowohl wie ein Farbträger niemals aus dem Protoplasma ausgeschieden wird, sondern daß beide nur durch Theilung von Ihresgleichen neu zu entstehen vermögen, gerade so wie die ganze Zelle. Waren dagegen in der Mutterzelle mehrere Zellkerne oder mehrere Farbträger vorhanden, so braucht eine Vermehrung derselben der Zelltheilung nicht vorauszugehen. In diesem Falle kann sich zuerst der Protoplasmaleib der Zelle in zwei Hälften zerklüften, vorher haben sich Kerne und Farbträger so geordnet, daß ungefähr die halbe Anzahl von beiden auf je eine Tochterzelle entfällt. Die Kerne und Farbträger vermehren sich dann erst nach vollzogener Zelltheilung, wodurch die für die Zellwand typische Zahl von beiden Organen wieder erreicht wird.

Mitunter zerfällt auch der Leib einer Zelle in mehr als zwei Tochterzellen, es können sogar sehr zahlreiche Zellen zugleich aus einer Mutterzelle entstehen; es läßt sich der Fall aber unschwer auf die gewöhnliche Zweitheilung zurückführen. Nehmen wir an, es entständen acht Zellen, so ist der Vorgang der folgende. Zuerst theilt sich der Kern in zwei Kerne; dann wiederholt jeder Tochterkern die Theilung, und die vier Kerne theilen sich noch einmal: so haben wir acht Kerne, die sich gleichförmig im Protoplasma anordnen. Zwischen diesen acht Kernen scheiden sich Gallertplatten aus, wobei jeder Kern von einer zugehörigen Portion Protoplasma umgeben wird, und damit ist im Wesentlichen die Bildung von acht Tochterzellen vollendet.

Die successive Zweitheilung führt dahin, die Zahl der Zellen in einem sich entwickelnden Organismus nach geometrischer Progression zu vermehren. Sind in einem Eichbaum, einer Roßkastanie auch Millionen von Zellen vorhanden, sie sind alle durch fortschreitende Theilung aus einer einzigen Zelle, der Keimzelle des Baumes, hervorgegangen. Ebenso stammt aber auch jeder Zellkern für sich betrachtet und jeder Farbträger des Baumes von dem Zellkern der Keimzelle und von den in dieser enthaltenen kleinen Farbträgern ab.

Natürlich müßte bei fortlaufender Zweitheilung die Masse des Protoplasma, der Kerne, der Farbträger sich unausgesetzt halbiren und dadurch schnell auf ein Minimum sinken, wenn nicht zugleich durch Assimilation von Nährstoffen die Masse der Zelle und ihrer Organe einen unausgesetzten Zuwachs erführe. Gewöhnlich sehen wir sowohl den Kern wie die ganze Zelle vor der Theilung sich bedeutend vergrößern, aber auch während des Theilungsprocesses selbst und unmittelbar nachher kann Aufnahme von Nährsubstanz und Wachsthum der Zellenorgane stattfinden.

Gerade die Vorgänge bei der Theilung enthüllen uns eine Menge von interessanten Thatsachen, die ich zusammenfassend noch einmal hervorheben und ergänzen möchte.

Protoplasma, Kerne und Farbträger beeinflussen sich wohl wechselseitig in ihrer Ernährung, führen aber sonst neben einander im gewissen Sinne eine selbständige Existenz. Der Kern und seine Substanz kann nur wachsen, wenn das Protoplasma ihm Nährstoffe zuführt; und umgekehrt kann das Protoplasma dauernd nur leben, wenn es vom Kern beeinflußt, regiert wird. Kerne und Farbträger können aber nicht aus dem Protoplasma entstehen, ebensowenig hat man jemals beobachtet, daß sie Protoplasma ausscheiden. Das letztere kann wohl seine Masse vermehren durch Assimilation von Nährstoffen, namentlich unter Mitwirkung der Farbträger; allein einer vollständigen Neubildung von Protoplasma aus seinen Nährstoffen widerspricht aller Erfahrung, die Nährstoffe können nur organisirt, d. h. in Bestandtheile des lebenden Zellenleibes umgewandelt werden, wenn bereits lebendes Protoplasma vorhanden ist, durch die assimilirende Thätigkeit dieses letzteren. Wenn wir von diesem Zuwachs der organisirten Materie durch Assimilation absehen, so gelangen wir zu dem Schluß, daß alles Protoplasma von bereits früher da gewesenem Protoplasma abstammt, alle Zellkerne und Farbträger von früher da gewesenen Kernen und Farbträgern, und ein Gleiches gilt wohl unzweifelhaft auch von den Polkörpern, den Trabanten der Kerne. Ja, wir können sagen, daß jede Nucleïnschleife von der Nucleïnschleife eines früheren Kerns abstammt. Da die Keimzellen der Organismen auch durch Theilung von Mutterzellen entstanden sind, so zieht sich diese Abstammung der einzelnen Zellenorgane von Ihresgleichen kettenweise durch die Generationen der Thier- und Pflanzengeschlechter hindurch, uns in der Gegenwart Stehenden erscheint sie als eine Reihe ohne Ende.

Durch diesen Besitz selbständig von einander abstammender Organe (man könnte sie Organe erster Ordnung nennen) unterscheidet sich der Zellorganismus von den zusammengesetzten Organismen der höheren Pflanzen und Thiere. Eine Pflanze formt ihre Organe, die Wurzel, den Stengel, das Blatt, die Blüthe aus den gleichförmigen Zellen der embryonalen Gewebe heraus. Wenn das Hühnchen im Ei sich entwickelt, so bildet gleichförmiges Zellgewebe den Ausgangspunkt für die Formung von Magen, Lunge, Herz, Gehirn u. s. w. Alle solche Theile des Thier- und Pflanzenkörpers müssen gegenüber den Organen erster Ordnung in der Zelle als Organe zweiter Ordnung unterschieden werden. Freilich besitzt auch der Zellenleib Organe zweiter Ordnung; ich rechne dahin: die Zellwand, die Geißeln, die Vacuolen und Safträume, die Physoden — denn sie werden durch Differenzirung aus dem Protoplasma erzeugt. Aber die Zelle allein besitzt neben diesen ausgeschiedenen Organen zweiter Ordnung die sich selbständig fortpflanzenden Organe erster Ordnung.

V.

Wenn eine Zelle im Theilungsact sich und ihre Organe halbirt, so ist es begreiflich, daß die Tochterzellen genau mit den Eigenschaften der Mutterzelle begabt sind; wenn z. B. die Milliarden, nein, die unendlich viel größeren Massen der einzelligen Alge Pleurococcus vulgaris, welche den grünen Anflug an feuchten Bretterzäunen, an der Nordseite alter Baumstämme u. s. w. bildet, alle durch successive Zweitheilung von einer Ur-Mutterzelle abstammen, die vielleicht vor Millionen von Jahren in die Existenz getreten ist, so hat sich in den Tochter-, Enkel-, Urenkel- u. s. w. Zellen der Artcharakter von Pleurococcus vulgaris erblich fortgepflanzt, und das ist im Grunde verständlicher, als wenn der Charakter sich verändert hätte, als wenn er sich nicht erblich übertrüge Wir brauchen wenigstens nur die durch Thatsachen hinlänglich gestützte Voraussetzung zu machen, daß nach der Halbirung die einzelnen Theile der Zelle, die Nucleïnfäden des Kerns, die Farbträger, das Protoplasma durch Ernährung und durch Assimilation der Nahrung sich in quantitativer Beziehung wieder zu dem ergänzen, was sie vorher waren. Ich möchte hinsichtlich der Complicirtheit ihrer Structur eine solche Zelle mit einer Taschenuhr vergleichen. Denken wir uns jedes Rad, jeden Trieb, jede Schraube einer solchen Uhr genau halbirt, und darauf jede Uhrenhälfte in allen ihren Stücken durch einen geschickten Mechaniker aus dem entsprechenden Material wieder genau zu der gleichen Gestalt und Größe ergänzt, welche die ursprüngliche Uhr besaß: so haben wir zwei Uhren, welche einander vollkommen gleichen. Und diesen Theilungs- und Ergänzungsproceß können wir uns hundert- und tausendmal wiederholt denken, der Typus und die Beschaffenheit der Uhr wird sich dadurch nicht ändern. Darum erscheint die erbliche Festhaltung des Artcharacters bei der wiederholten Zweitheilung einer Zelle, wie sie thatsächlich vorhanden ist, als das nächstliegende und begreiflichste.

Es kann aber die Zelle noch eine ganz andere Fähigkeit zeigen, wenn sie als Keimzelle einer großen, complicirten, aus hunderterlei verschiedenen Zellen zusammengesetzten Pflanze auftritt. Die Keimzellen entstehen wie alle anderen Zellen durch Theilung einer Mutterzelle. Die Algen aus der Familie der Laminariaceen gehören zum Theil zu den größten Gewächsen der Erde. Die beiden, in unseren heimischen Meeren wachsenden Arten, Laminaria saccharina und Laminaria digitata sind schon recht stattliche Pflanzen, die mehr als Manneslänge erreichen können; die den stillen Ocean bewohnenden Lessonia und Macrocystis gehören zu den Riesen des Gewächsreiches. Diese Pflanzen besitzen eine Wurzel, einen stengel- und einen blattartigen Theil; das Gewebe ihres Körpers baut sich aus Millionen von Zellen auf, die unter einander sehr verschieden sind an Gestalt und Größe. Einige dieser Zellen sind die Mutterzellen der Keimzellen, welche aus ihnen durch Theilung entstehen und sich dann von der Pflanze loslösen. Eine solche Keimzelle ist zunächst nackt, d. h. ohne Zellwand, sie trägt zwei Rudergeißeln, mit deren Hülfe sie im Wasser lebhaft umherschwimmt. Nach einiger Zeit setzt sich die Zelle an einen festen, im Wasser liegenden Gegenstand an, zieht ihre Geißeln ein, umscheidet sich mit einer Zellwand und beginnt sich zu theilen. Die Tochterzellen theilen sich wieder,

es entsteht ein vielzelliges Keimpflänzchen, dessen Zellen anfangs gleichartig sind, später aber zu verschiedenartigen Formen auswachsen, und zuletzt resultirt aus diesem Entwicklungsproceß eine große, zur Wiederholung der Fortpflanzung geeignete Laminaria der gleichen Art, wie die Mutterpflanze der Keimzelle es war.

Die mikroskopisch kleine, nur einen Kern und einen Farbträger enthaltende Keimzelle der Laminaria besitzt somit die Fähigkeit, alle die vielen Zellformen der Mutterpflanze aus sich heraus zu reproduciren, während sie durch Theilung einer Zelle entstand, die selbst nur eine dieser vielen Formen war. Die Keimzelle ist die Uebertragerin des erblichen Artcharakters von einer Pflanzengeneration auf die andere, sie vereinigte in sich die Anlage aller Zellen sowie des äußeren Körperumrisses einer Laminaria; und doch zeigt uns das Mikroskop nur eine Structur, welche einfacher ist, als die der meisten Gewebezellen der ausgewachsenen Pflanze. Hier erscheint uns die Erblichkeit in einer so complicirten Gestalt, daß unsere Vorstellung derselben gegenüber versagt. Denn die Eigenschaften der Gesammtpflanze wie die jeder einzelnen ihrer Zellen müssen in gewissem Sinne und bis zu einem gewissen Grade ihren Einzug in die Keimzelle gehalten haben, bevor diese von der Mutterpflanze sich löste: wie sollte sie sonst diese Eigenschaften unter Wachsthum und fortgesetzter Zweitheilung aus sich heraus reproduciren können?

Es gibt zahlreiche Pflanzen, zu denen auch die anatomisch sehr verwickelt gebauten Farnkräuter gehören, bei welchen die Keimzellen durch bloße Theilung entstehen und doch im Stande sind, sich zu einer neuen Pflanze der gleichen Art zu entwickeln. Bei anderen Pflanzen hinwiederum, unter den Algen z. B. bei dem gewöhnlichen Blasentang (Fucus vesiculosus) und den in Gräben und Teichen sehr verbreiteten Armleuchter-Gewächsen (Chara), endlich bei allen Blüthenpflanzen oder Phanerogamen, sowie bei allen höheren Thieren bedarf es einer besonderen Vorbereitung der Keimzellen, um dieselben entwicklungsfähig zu machen. Dies geschieht durch die merkwürdigen Vorgänge der Befruchtung.

Der Blasentang bildet keine solche Keimzellen wie die Laminaria. Seine Individuen sind von zweierlei Art, männlich und weiblich. In den weiblichen Pflanzen entstehen anstatt jener Keimzellen große kugelrunde Zellen, die sich von der Mutterpflanze trennen, aber der Bewegungsorgane entbehren und darum passiv im Meerwasser treiben; es sind das weibliche Fortpflanzungszellen, man nennt sie Eizellen oder kurzweg Eier. Diese Eier entstanden in ganz ähnlicher Weise durch Theilung einer Mutterzelle, wie die Keimzellen von Laminaria; allein sie sind nicht befähigt, den Blasentang aus sich heraus zu reproduciren, wofern sie nicht befruchtet werden. Die Befruchtung geschieht durch Copulation eines Eies mit einer männlichen Fortpflanzungszelle, einem Spermatozoid. Diese letzteren werden in den männlichen Pflanzen des Blasentangs in ungeheurer Menge, auch durch Theilung einer Mutterzelle, gebildet und in das Meerwasser ausgestoßen. Ein Spermatozoid ist eine äußerst kleine Zelle, es besteht eigentlich nur aus einem Zellkern, von einer ganz dünnen Protoplasmahaut umgeben, welche zwei Rudergeißeln ausstreckt, durch deren Schwingungen es sehr rasche Bewegungen im Wasser ausführt; man hat den

Eindruck, daß dies bißchen Protoplasma am Zellkern des Spermatozoids nur haftet, um denselben beweglich zu machen. Für sich allein sind die Spermatozoiden nicht entwicklungsfähig, sie gehen bald zu Grunde, allein sie vermögen das Ei zu befruchten und es dadurch entwicklungsfähig zu machen. Die Masse eines Eies ist etwa fünfzigtausend Mal so groß wie die eines Spermatozoids, der Durchmesser des letzteren ist geringer, als der des Eikerns. Beide Fortpflanzungszellen sind nackt, ohne Zellhaut. Die Befruchtung besteht darin, daß das Spermatozoid in die weiche Substanz des Eies hineindringt; es erscheint dann im Innern desselben als ein zweiter Kern, der annähernd zu der Größe des Eikerns anschwillt und darauf mit diesem zu einem einzigen Kern verschmilzt. Diese Vereinigung von Spermakern und Eikern machen das Wesen des Befruchtungsprocesses aus; erst dadurch ist die Eizelle zur wirklichen Keimzelle, d. h. theilungs- und entwicklungsfähig geworden. In Folge der Befruchtung scheidet das Ei an seiner Oberfläche eine Zellwand ab, theilt sich dann in zwei, vier, acht, sechzehn Zellen und vermag zu einem neuen Blasentang heranzuwachsen.

Als ein zweites Beispiel möchte ich die Phanerogamen erwähnen. Sie bilden in jeder Samenknospe (im Innern des Fruchtknotens) eine Eizelle durch Theilung; die Befruchtung besteht darin, daß der Kern des Eies mit dem Kern eines Pollenkorns, einer Blüthenstaub-Zelle, copulirt. Nur dadurch wird das Ei zur entwicklungsfähigen Keimzelle. Aber der Weg, auf welchem der Spermakern des Pollenkorns zum Eikern gelangt, ist ein sehr verwickelter. Das Pollenkorn wird zunächst auf die Narbe der Blüthe übertragen. Hier wächst es aus in einen langen, dünnen Faden, den Pollenschlauch, dieser enthält Protoplasma und den Spermakern. Der Pollenschlauch dringt durch den Griffel in den Fruchtknoten und zuletzt in die Samenknospe ein, wo er bis dicht an das Ei heranwächst. Hier erweicht an der Spitze seine Zellhaut und läßt den Spermakern hindurchtreten, der in das Ei eindringt und sich mit dem Eikern vereinigt. Die genauere Untersuchung hat noch folgende bemerkenswerthe Einzelheiten ergeben. Sowohl neben dem Eikern als auch neben dem Spermakern liegen zwei Polkörper. Diese Polkörper copuliren ebenfalls mit einander in der Weise, daß ein männlicher mit einem weiblichen Polkörper verschmilzt und neben dem befruchteten Eikern dann zwei androgyne Polkörper liegen. In Folge der Befruchtung scheidet das Ei an seiner Oberfläche eine Zellwand aus und beginnt sich zu theilen; der Kern streckt sich zur Spindel, dessen Pole von den beiden Polkörpern eingenommen werden.

Wenn man an Einzelfällen gemachte Beobachtungen verallgemeinern darf, so unterscheiden sich Eikern und Spermakern von allen übrigen Zellkernen der gleichen Pflanze in einem wichtigen Umstande. Bei ihrer Entstehung durch Zweitheilung des Mutterkerns unterbleibt nämlich die sonst bei jeder Kerntheilung eintretende Längsspaltung der Nucleïnschleifen, welche die Bedeutung hat, die Zahl dieser Nucleïnfäden für sämmtliche Zellen der Art constant zu erhalten. Besaßen die Mutterkerne von Eikern und Spermakern vierundzwanzig Nucleïnschleifen, so erhalten Eikern und Spermakern selbst deren nur

je zwölf, und damit sind sie nicht entwicklungsfähig, nicht weiter theilungsfähig. Sie verbinden sich dann zum Keimkern, der nunmehr wieder vierundzwanzig Nucleïnschleifen enthält und im Stande ist, sich durch die gewöhnliche Kerntheilung zu vermehren.

Es erübrigt noch hinzuzufügen, daß der Befruchtungsproceß im Pflanzenreich und im Thierreich in der Hauptsache der gleiche ist; stets handelt es sich um eine Copulation zwischen Spermakern und Eikern, wodurch das Ei erst in eine entwicklungsfähige Keimzelle umgewandelt wird.

Diese Keimzelle enthält als Mitgift des Vaters im Wesentlichen nur einen halben Zellkern; als Mitgift der Mutter außer der anderen Hälfte des Zellkerns auch noch Protoplasma, und bei den Pflanzen mit Ausnahme der Pilze auch noch Farbträger.

Warum bei der Mehrzahl der Organismen der Umweg sexueller Verbindung erforderlich ist, um Keimzellen zu schaffen, warum diese nicht in allen Fällen durch einen einfachen Theilungsproceß entstehen können, wie bei Laminaria, ist bislang nicht genügend aufgeklärt und soll hier darum nicht discutirt werden. Die sexuelle Differenzirung muß aber jedenfalls von großer Bedeutung sein, sonst könnte sie keine so große Verbreitung unter den lebendigen Wesen besitzen. Für das Vorhandensein solcher Bedeutung möge noch auf die Farnkräuter hingewiesen werden. Sie bilden an ihren Blättern durch einen bloßen Theilungsvorgang eine ungeschlechtliche Keimzelle, die Spore. Diese Spore entwickelt sich aber nicht direct zu einem neuen, großen Farnkraut, sondern zu einem ganz unscheinbaren Pflänzchen, dem Prothallium, an welchem Sexualorgane mit Eiern und Spermatozoiden hervorsprossen. Nur aus einem durch ein Spermatozoid befruchteten Ei des Prothalliums kann wieder das gewöhnliche, große Farnkraut hervorgehen, in dessen Entwicklungsgang also doch an einer Stelle die sexuelle Wechselwirkung eingeschaltet ist. Im Gegensatz dazu sind bei den Blüthenpflanzen Bildung der Keimzellen und Sexualact in Eins zusammengezogen.

Daß Eikern und Spermakern materiell von einander verschieden sind, wird schwerlich einem Zweifel unterliegen können, denn sonst hätte ihre Vereinigung bei der Befruchtung keinen Sinn. Diese Vereinigung des väterlichen Zellkerns mit dem mütterlichen ist gewiß das wichtigste Stück im Zeugungsproceß; wie können wir uns das Zustandekommen des sexuellen Gegensatzes der beiden Kerne vorstellen?

Es sprechen sehr viele Thatsachen zu Gunsten der Annahme, daß in den gewöhnlichen Gewebezellen der Pflanzen die Zellkerne männliche und weibliche Qualitäten gemischt enthalten. Zunächst wird man das für die ungeschlechtlichen Keimzellen z. B. von Laminaria, zuzugeben geneigt sein. Aber es gibt auch viele andere Pflanzen, Algen wie Moose, die man in ganz kleine Stücke, in einzelne Zellen zerschneiden kann, und wo aus jeder solcher Zelle wieder eine ganze Pflanze bei geeigneter Cultur sich entwickelt. Auch das Reis einer Weide läßt sich in zahlreiche, wenige Millimeter lange Stücke zerlegen, und ein geschickter Experimentator vermag aus jedem Stück wieder einen ganzen Weidenbaum zu erziehen mit Wurzeln, Blättern, Blüthen und Früchten. Nur

die Sexualzellen sind vor der Copulation unfähig zur Entwicklung, ihre Kerne außer Stande, sich zu theilen. Der Mutterkern dürfte daher die männlichen, der Vaterkern die weiblichen Qualitäten verloren haben. Ob das erst unmittelbar bei Entstehung von Ei- und Spermakern geschehen ist oder langsam, nach und nach im Laufe vorausgegangener Theilungen und Zellen-Generationen, ist von untergeordneter Bedeutung.

VI.

So hat sich einer der wichtigsten und interessantesten Vorgänge in der Welt des Lebendigen, die Fortpflanzung im Allgemeinen und die Zeugung, auf ein Problem der Zellenlehre zurückführen lassen. Das Wunderbarste dabei ist, daß die Keimzellen der größeren Thiere und Pflanzen der Anlage nach schon alle Eigenschaften des erwachsenen Thieres und der erwachsenen Pflanze eingeschlossen enthalten, in diesem Sinne also die complicirtesten aller Elementarorganismen sind. Dabei zeigen sie sich unter dem Mikroskop als ganz einfach gebaute Zellen, die keine nennenswerthen Verschiedenheiten erkennen lassen, auch wenn sie verschiedenen Species entstammen. Das Ei des Apfelbaums gleicht dem des Birnbaums, doch entwickelt sich aus dem einen in Folge der Befruchtung mit unfehlbarer Sicherheit immer ein Apfelbaum, aus dem anderen mit der gleichen Sicherheit ein Birnbaum. Daher muß im Ei der Speciescharakter schon ebenso sicher ausgeprägt sein, wie in der entwickelten Pflanze. Von der Thierwelt gilt natürlich das Gleiche.

Die Eigenschaften der Mutter sind vertreten im Ei, es ist gewissermaßen die Mutter selbst; die Eigenschaften des Vaters sind eingeschlossen in dem Spermakern, er ist der Vater selbst. Die aus der Copulation beider entstehende Keimzelle ist das Kind. Das Merkwürdigste in der ganzen Fortpflanzung bleibt aber die erbliche Uebertragung der Eigenschaften der Eltern nicht bloß durch die Keimzelle, sondern auch schon durch das Ei und den Spermakern.

Ich möchte besonders auf drei Kategorien von Erscheinungen hinweisen, die in der Vererbung sich übertragen: der äußere Umriß des Körpers, z. B. eines Eichbaums, einer Seerose, eines Kaninchens, einer Taube; die innere Structur bis in das feinste Detail des Zellenbaues; chemische Differenzen bis zu den unwesentlichsten Mischungsbestandtheilen hinab. Für letzteres wird es genügen, ein einziges Beispiel als Beleg anzuführen. Die Blüthe wohl jeder Pflanzenart besitzt einen eigenartigen Duft, der auf Aussonderung flüchtiger Stoffe in die Atmosphäre beruht; der specifische Blüthenduft jeder Art muß aber potenziell, der Anlage nach, schon im Ei der Art enthalten gewesen sein.

Fast noch schlagender als in den Speciescharakteren tritt uns das Geheimniß der Vererbung in der Uebertragung individueller Merkmale der Eltern entgegen. Hierfür ist das nächstliegende und unserer Beobachtung zugänglichste Beispiel der Mensch. Denken wir uns eine Mutter mit blondem, schlichtem Haar, blauen Augen und einem Stumpfnäschen; dagegen einen Vater mit schwarzem, krausem Haar, braunen Augen und einer Adlernase, so kann die Gesichtsbildung des Sohnes die Mitte halten zwischen derjenigen

der Eltern, sie kann im Wesentlichen übereinstimmen mit der der Mutter, sie kann aber auch bis zum Verwechseln ähnlich werden derjenigen des Vaters. Den letzten Fall möchte ich hier herausgreifen, er ist der lehrreichste, wenn der Sohn eines der Mutter sehr unähnlichen Vaters ganz mit dem letzteren übereinstimmt in der Bildung des Haares und der Augen wie in den feinsten Zügen des Profils. Dazu kann kommen, daß auch Charakter- und Gemüthsanlagen, sowie die Disposition zu gewissen Krankheiten sich vom Vater auf den Sohn übertragen, alle diese Eigenschaften sind aber der Anlage nach eingeschlossen gewesen in einem einzigen Zellkern!

Kein Beispiel beweist so deutlich wie dieses, daß der Zellkern mit seinen Nucleïnschleifen und den Polkörpern der eigentliche Träger der Vererbung ist. Zwar muß auch Protoplasma in der Keimzelle enthalten sein, und dies wird so gut wie ausschließlich vom Ei geliefert. Allein der eigentliche Rassencharakter haftet am Kern, das Protoplasma ist mehr ein ernährendes Gehäuse, welches den Zellkern umgibt. Der Kern ist in der Keimzelle der Baumeister des sich neu gestaltenden Organismus, und je nachdem die mütterlichen oder väterlichen Qualitäten in ihm überwiegen, ähnelt das Kind mehr der Mutter oder dem Vater.

Wenn somit ein Zellkern alle vererbbaren Eigenschaften des Vaters in die Keimzelle hineinträgt, so vererben sich diese Eigenschaften dann im weiteren Verlauf der Entwicklung auf die aus der Keimzelle durch Theilung entstehenden Tochter-, Enkel-, Urenkel- u. s. w. Zellen, kurz auf die Millionen von Zellen, die von der Keimzelle abstammen. Daß auch bei dieser weiteren Uebertragung der Rasseneigenschaften und individuellen Charaktere die Kerne als Träger fungieren, ist wohl nicht zu bezweifeln. Weil aber wenigstens für Pflanzen es sich zeigen läßt, worauf auch bereits hingewiesen wurde, daß unter Umständen jede Gewebszelle zur Keimzelle zu werden, also einen neuen Gesammtorganismus der gleichen Rasse durch Theilung aufzubauen vermag, so gelangen wir zu der Vorstellung, daß wohl in jedem Zellkern eines Organismus die Anlagen zu den Eigenschaften des Gesammtorganismus schlummern. Und diese Vorstellung scheint mir ebensowenig Schwierigkeiten zu bereiten wie das Verständniß der Thatsache, daß die bei der Zelltheilung entstehenden Tochterzellen die Eigenschaften der Mutterzellen besitzen. Das für jenen Fall ausgeführte Gleichniß von der halbirten Taschenuhr läßt sich ebensogut auf die Zellkerne anwenden, wie auf die ganzen Zellen. Dabei fällt noch ein Umstand sehr ins Gewicht. Während die Zellen eines Apfelbaums, einer Lilie oder irgend einer anderen Pflanze an Gestalt und Größe unter sich sehr verschieden sein können, gleichen die sämmtlichen Zellkerne einer Species an Größe und eigenthümlicher Structur einander in hohem Maße: aus dem Mutterkern der Keimzelle haben sich nach und nach durch Zweitheilung Millionen von Tochterkernen entwickelt, die unter einander im Wesentlichen gleich sind. Derartige Kerne sind aber auch der Eikern und der Spermakern, auch sie sind durch Zweitheilung aus Mutterkernen hervorgegangen, welche von einfachen Gewebezellen abstammen. Somit haben wir folgende Kette von Vorgängen: Ein Zellkern halbirt sich, jede Hälfte wächst durch Er-

nährung und Assimilation aus dem Protoplasma zu einem neuen Vollkern heran. der Vorgang wiederholt sich Tausende von Malen, immer sind beide Theilhälften einander gleich und ergänzen sich zu Kernen der gleichen Eigenschaften, wie der Mutterkern sie besaß; das Endglied einer solchen Kette ist ein Spermakern oder ein Eikern, die nicht mehr die Eigenschaften der übrigen Kerne besitzen, d. h. sich allein nicht weiter zu theilen vermögen, sondern diese eingebüßten Eigenschaften erst durch Copulation wieder erlangen können. Ei- und Spermakern liefern somit den Beweis, daß im Laufe der Kerntheilung auch Eigenschaften verloren gehen können, sie bilden darin eine Ausnahme von der Regel. Allein sie schließen sich der Regel insofern wieder an, als der Eikern die weiblichen und der Spermakern die männlichen Qualitäten des Zellkerns behalten und nur die entgegengesetzten abgestoßen hat.

Ich möchte noch ein Beispiel heranziehen. Die vielen neuen Spielarten von Zierpflanzen, welche die Kunst der Gärtner jahraus jahrein hervorbringt, werden großentheils durch Kreuzung verschiedener, einander nahe stehender Rassen gewonnen; sie können dann Merkmale des Vaters und der Mutter mit einander vereinigen. So möge das Ei einer Rose mit rothen Blumen und großen, glänzenden Blättern befruchtet werden durch den Spermakern einer Rose mit weißen Blumen und kleinen, glanzlosen Blättern. Die durch Copulation der erblich verschieden beanlagten Sexualzellen entstandene Keimzelle entwickelt sich zu einem Rosenstrauch, der die Blätter der Mutter, aber die weißen Blüthen des Vaters trägt. Im befruchtenden Spermakern war die Anlage zu weißen, im Eikern die Anlage zu rothen Blüthen vorhanden; im Kern der Keimzelle war aber die männliche Anlage zur Blüthenfarbe so übermächtig, daß die weibliche Anlage unterdrückt ward. Umgekehrt wurde im Kern der Keimzelle die väterliche Anlage zu Blättern durch die mütterliche überwältigt. Dies beweist, daß in einem Kern Eigenschaften und Anlagen zu Grunde gehen können. Das Kind erzeugt in seinen Blüthen, wenn deren Narben mit dem eigenen Blüthenstaub befruchtet werden, Keimzellen, deren Kern die Anlage zu weißen Blumen und großen glänzenden Blättern besitzt; und diese Anlagen waren auch schon sowohl im Eikern als im Spermakern vorhanden. Aber noch mehr. Wenn ich aus dem Stengel des Kindes ein ganz kleines Auge herausschneide und in den Stamm einer Wildrose hineinoculire, so entwickelt sich aus den rein vegetativen Gewebszellen dieses Auges ein Sproß, der alle Eigenschaften des Kindes besitzt, also große, glänzende Blätter und weiße Blumen trägt. Daraus dürfte folgen, daß jeder Kern einer beliebigen Zelle des Kindes die Blüthenanlage des Vaters und die Blattanlage der Mutter einschließt. Nehmen wir an, das Kind sei zu einem Rosenstock herangewachsen, der fünf Millionen von Zellkernen enthält, so müßte das mütterliche Erbtheil des Eikerns und das väterliche des Spermakerns in jedem einzelnen dieser Kerne durch fünf Millionen dividirt sein, wenn es nicht zwischen je zwei auf einander folgenden Kerntheilungen immer auf seinen vollen Bestand ergänzt wäre. Diese Ergänzung kann nur eine materielle sein und muß aus den Substanzen des Protoplasma geliefert werden. Weil aber die wesentlichen chemischen Bestandtheile des Kerns, z. B. das

Nucleïn, sich im Protoplasma nicht finden, so muß es sich bei der Ergänzung, die ich die Epiplastie des Zellkerns nennen will, um eine Art von Assimilation, d. h. eine Umwandlung der Protoplasmasubstanz in die specifischen Kernsubstanzen gehandelt haben. Diese neue Kernsubstanz muß dann aber eine dergestalt eigenartige Configuration annehmen, welche sich genau der Configuration der bereits vorhandenen Kernsubstanz anschließt, daß sie dadurch zum Träger der gleichen Erbeigenschaften wird, wie die letztere. Wir gelangen also zu dem Ergebniß, daß eine solche Epiplastie des Zellkerns nothwendig ist, wenn die Eigenschaften des Kerns der Keimzelle auf alle Kerne der erwachsenen Pflanze sich übertragen sollen.

Diese letzte Betrachtung drängt zu der Frage, worin das Wesen der Vererbung bestehe.

Die Thatsachen lehren uns, daß die aus der Keimzelle sich entwickelnden Zellenmassen durch den Spermakern in eigenartige Formen hineingezwungen werden können, wenn z. B. das Kind die schwarzen Haare, die dunklen Augen, das scharf geschnittene Profil des Vaters ererbt. Ich kann diese Einwirkung des Spermakerns nicht anders als einen Zwang nennen, einen dynamischen Einfluß, der in der ganzen Bildung und Entwicklung des Körpers zum Ausdruck gelangt; zweifelsohne nicht bloß äußeren Umriß und Farben, sondern auch die innere Structur umfassend.

Der Satz, daß die Vererbung in einer dynamischen Uebertragung der Eigenschaften der Eltern auf das Kind bestehe, ist eigentlich keine Vorstellung — denn wir können uns diese dynamische Wirkung in ihren Einzelheiten nicht vorstellen — noch weniger eine Hypothese; sondern es ist ein durch Abstraction aus den Erscheinungen gezogenes Facit, eine unmittelbare Zusammenfassung der bislang beobachteten Thatsachen. Wir sehen bei der Vererbung Kräftewirkungen thätig, welche die Materie der Zellen formen, wie plastischen Thon, welche die Zellen an einander fügen, wie der Maurer die Ziegel eines Bauwerks; die Keimzelle der Seerose ist gezwungen, immer wieder eine Seerose, die Keimzelle einer Buche, immer wieder eine Buche zu gestalten. Selbstverständlich haftet der dynamische Zwang der Vererbung an der Materie des Zellkerns, denn alle Kräfte haften an ponderabler Substanz. Die Vererbung ist auch nur eine Einzelerscheinung des großen Princips, das die gesammte Natur beherrscht, des Princips der Uebertragung von Bewegung. Der Kern der Keimzelle ist nach der Ausdrucksweise der Physik ein materielles System von specifischer Configuration und specifischer Bewegung. In seiner Theilung erzeugt er mehrere solcher Systeme von der gleichen specifischen Configuration und darum der gleichen specifischen Bewegung; die Bewegung, welche in einem materiellen Systeme sich vollzieht, ist abhängig von seiner Configuration. Immer wieder muß ich auf das Gleichniß von der Taschenuhr zurückkommen. Denken wir uns die Uhr halbirt, nicht so, daß sie in der Mitte durchgeschnitten wäre, sondern so, daß zwei gehende Uhren daraus entstehen, bei denen alle Theile die halbe Größe der ersten Uhr besitzen, so haben wir ein Abbild des Zellkerns vor und nach der Theilung. Bei der Ergänzung seiner Masse (der Epiplastie) verhält sich nun der Tochterkern so, als wenn die

halbirte Uhr durch Aufnahme von Messing, Stahl u. s. w. allmälig wieder zu einer großen Uhr heranwüchse, dabei aber ohne Unterbrechung im Gang bliebe. Wie man ein Uhrwerk anstatt aus Metall nicht aus Seife und Siegellack herstellen kann, so ist die Configuration des Zellkerns natürlich auch an die besondere Beschaffenheit der chemischen Verbindungen geknüpft, aus denen er sich aufbaut.

Ein Uhrwerk besitzt eine ganz specifische Bewegung, und diese Bewegung läßt sich z. B. durch Elektricität auf andere Uhrwerke übertragen. Wenn daher ein Zellkern seine specifische Bewegung auf einen anderen, aus ihm entstandenen Zellkern überträgt, so vollzieht sich ein dynamischer Proceß. Freilich ist das noch keine Erklärung der Vererbung, sondern nur ein allgemeiner Gesichtspunkt, unter den wir den Vererbungsproceß bringen können und müssen.

Wenn in solcher kettenförmigen Uebertragung vom Kern der Keimzelle auf alle durch Theilung aus dieser entstehenden Zellen ein Zwang ausgeübt wird, der diese in bestimmte Bahnen und Entwicklungsrichtungen drängt, so kann man diesen Zwang auch einen Reiz nennen, der in den embryonalen Zellen eine bestimmte Entwicklungsrichtung auslöst: auch das würde eine dynamische Wirkung sein, die von den zeugenden Zellkernen ausgeübt wird. Aber bei der einen wie bei der anderen Betrachtungsweise wird die Anschauung der Einzelheiten uns wohl so lange fehlen, bis man über ganz andere Mittel der Vergrößerung des Zellkerns verfügt, als die bisherigen Mikroskope sie uns liefern. Zur Zeit kommen wir in der That nicht wesentlich über die Lehre des alten Blumenbach hinaus, der im Keime der Organismen einen nisus formativus, einen Gestaltungstrieb anerkannte, welcher die Entwicklungsrichtung des Keimes vorzeichnet. Tröstlich ist immerhin, daß diese Lehre Blumenbach's erst ungefähr hundert Jahre alt ist. Eine erhebliche Errungenschaft unserer Zeit ist es aber, auch das Problem der Vererbung als ein Zellenproblem festgestellt zu haben.

Es fehlt der Gegenwart nicht an Hypothesen über das Wie? und das Wodurch? der Vererbung, die sich als Theorie der materiellen Uebertragung bezeichnen. Zwar glaube ich, daß durch diese Hypothesen im Grunde wenig oder gar nichts gewonnen wird; doch möchte ich zwei derselben hier noch ganz kurz beleuchten.

Die eine dieser Hypothesen ist die chemische. Sie geht davon aus, daß die Form der Organe nur die äußere Erscheinung ihrer verschiedenen materiellen Beschaffenheit sei. Das soll heißen: Weil wir an einer Pflanze Laubblätter, Kelchblätter, Blumenblätter, Staubblätter u. s. w. u. s. w. unterscheiden können, so muß es einen Laubblatt-Stoff, Kelchblatt-Stoff, Staubblatt-Stoff u. s. w. geben, und so viel differente Theile, so viel Stoffe; von jedem Stoff muß etwas in die Keimzelle eintreten und bei der Entwicklung der Keimpflanze sich vermehren und zuletzt wieder die neuen Organe bilden. Natürlich müssen diese Stoffe wieder bei allen Arten, bei allen Rassen verschieden sein. Aber zu welcher ungeheueren, unendlich großen Zahl von Stoffen gelangen wir da, noch dazu Stoffen, die unsere Chemie gar nicht

unterscheiden und definiren kann! Die uns zugemuthete Vorstellung ist aber auch insofern eine ungeheuerliche, als in die Keimzelle einer Roßkastanie doch so ziemlich aus jeder Zelle eines blühbaren Baumes etwas „Stoff“ eingetreten sein müßte. Und nun denke man gar an die Uebertragung der individuellen Aehnlichkeit eines Vaters auf den Sohn! Ich glaube mich der eingehenderen Kritik dieser Hypothese enthalten zu können, die übrigens schon in ihrer Voraussetzung nicht mehr gerechtfertigt ist, als wenn wir aus der verschiedenen Gestalt und Größe der Räder einer Uhr den Schluß ziehen wollten, daß jedes aus einem anderen Stoffe geformt sei.

Die andere Hypothese ist die Lehre von der sogenannten Pangenesis. Diese nimmt kleine, organisirte Keimkörner, Pangene an, die im ganzen Körper verbreitet sind und von denen Repräsentanten in die Keimzelle einwandern, um sich bei Entwicklung des neuen Organismus durch Theilung zu vermehren: sie sollen die eigentlichen Träger der Erblichkeit sein. Nimmt man so viele Pangene an, als die Körper der Eltern differente Theile besitzen, so würde ihre Anzahl in der Keimzelle ins Unendliche steigen müssen, die Hypothese würde dann der chemischen sehr nahe kommen. Man hat aber zugestanden, daß nur eine beschränkte Zahl von Pangenen in der Keimzelle vorhanden sein möchte, durch deren wechselnde Combination die zahllosen Einzelformen gebildet werden, wie sich aus den vierundzwanzig Buchstaben des Alphabets unendlich viele verschiedene Worte bilden lassen, und durch Combination dieser Worte unendlich viele Sätze von verschiedenem Sinn. Allein dabei wird unberücksichtigt gelassen, daß durch Zusammenschütten vieler Buchstaben noch keine Worte entstehen, daß es dazu der intelligenten Thätigkeit eines Setzers bedarf; und daß durch Zusammenwerfen von Worten noch keine Sätze und Gedanken sich bilden, daß es hierzu der intelligenten Arbeit eines Schriftstellers bedarf. Die Vererbung wäre aber immer erst dieser Arbeit des Setzers und des Schriftstellers zu vergleichen, und damit kommen wir wieder darauf zurück, sie als einen dynamischen Zwang aufzufassen, so daß an und für sich durch die Annahme von Pangenen noch gar nichts gewonnen ist.

Gewiß sind in dem als Träger der Vererbung dienenden Zellkern differente organisirte Theile und verschiedene chemische Stoffe vorhanden; die Vererbung selbst aber bleibt für uns ein dynamischer Vorgang, eine Uebertragung von Bewegung. Will man ihre Wirkung mit irgend etwas Bekanntem vergleichen, so kann dies nur geschehen durch ihre Vergleichung mit dem Instinct der Thiere und mit menschlicher Intelligenz, die eine Maschine construirt oder ein Haus baut; doch auch dieser Vergleich hinkt, wie jeder andere.

VII.

Als der Makrokosmos — unser Sonnensystem — hinlänglich erkaltet war durch Abgabe von Energie, von Bewegung an den Weltraum, da sonderten sich aus seiner Masse die Planeten ab; ein Theil der Stoffe erstarrte zu Krystallen, die Krystalle fügten sich an einander zu Gesteinen, auf unserer Erde gelangte bei fortschreitender Abkühlung das Wasser zur Ausscheidung im flüssigen Zustande. Erst jetzt war auf der Erdoberfläche die Möglichkeit ge-

geben zum Auftreten des Mikrokosmos, der Zelle: und sie erschien. Woher sie gekommen ist, Gott mag es wissen. Aber von vorne herein war sie eine kleine, arbeitende Maschine von complicirter Structur; und viele solcher kleinen Mikrokosmos-Maschinen fügten sich an einander zu den Zellenstaaten der großen Organismen.

Für die Herstellung der Zellen genügte eine beschränkte Zahl der auf der Erde vorhandenen chemischen Elemente: es sind Kohlenstoff, Wasserstoff, Sauerstoff, Stickstoff, Schwefel, Phosphor, Kalium, Calcium, Magnesium, Eisen. Aber aus ihnen mußten erst ganz bestimmte Verbindungen entstehen, um die chemische Grundlage einer Zelle zu bilden, und durch diese Verbindungen tritt die Zelle in einen ersten Gegensatz zur anorganischen Natur.

Ich glaube, daß unter diesen besonderen organischen Verbindungen der Zelle die wichtigsten sind das Plastin und das Nucleïn, beide fasse ich unter dem Namen der Phosphorproteïne zusammen. Sie stehen den Eiweißstoffen nahe, unterscheiden sich aber durch ihren Gehalt an Phosphor, das Nucleïn überdies durch Fehlen des Schwefels in seinem Molekül. Es dürften diese Phosphorproteïne der Hauptsache nach die eigentliche contractile Gerüstsubstanz des Zellenleibes und seiner Organe bilden; vielleicht schließen sich darin das Cholesterin und Lecithin ihnen an. Dazwischen kommen in sehr wechselndem Mengenverhältniß vor Eiweiß[1]), Kohlenhydrate, Phenole und Fette; sie sind theils Nahrungsmaterial für die Phosphorproteïne, theils Träger des Stoffwechsels, namentlich der Athmung. Andere Substanzen des Thier- und Pflanzenkörpers sollen hier nicht weiter Erwähnung finden.

Aus diesem chemischen Material gestaltet sich der Organismus der Zelle mit seinen anatomisch unterscheidbaren Theilen und Organen. Die chemische Beschaffenheit der Substanz reicht nicht aus, ein lebendiges Wesen zu bilden, es bedarf dazu der Entwicklung einer besonderen Structur oder Configuration, und so tritt uns die Zelle als ein complicirter, arbeitsfähiger Apparat entgegen. Und dieser Apparat des Organismus unterscheidet sich von allen durch Menschenwitz und Menschenhand gefertigten Apparaten dadurch, daß er anorganische Substanz zu assimiliren, dadurch seine Organe zu vergrößern und schließlich zu theilen vermag; in der Fortpflanzung gelingt es, das Leben erblich zu übertragen. Hierdurch weicht die Zelle von allen Apparaten ab, in denen nur chemische und physikalische Kräftewirkungen herrschen. In der Entwicklung des Organismus treten zu den chemischen und physikalischen Kräften noch bauende, gestaltbildende hinzu, wenigstens lassen sich diese zur Zeit nicht auf jene zurückführen. In der morphologischen Organisation und ihrer Uebertragung durch die Vererbung besteht ein zweiter Gegensatz der belebten zur unbelebten Welt. Dabei vererbt sich nicht nur die Structur der Maschine,

---

[1]) Das Eiweiß als constituirender Bestandtheil des Protoplasma ist in seiner Bedeutung weit überschätzt worden. Bei den Pflanzen findet es sich hauptsächlich in den Proteïnkörpern der reifen Samen, hier ist es Reservestoff, wie die Stärke. In manchen Pflanzenzellen hat sich Eiweiß überhaupt nicht nachweisen lassen, denn in Bezug auf die angeblichen Farbenreactionen des Eiweiß hat man neuerdings gezeigt, daß dieselben dem Eiweiß gar nicht specifisch eigenthümlich sind.

sondern auch ihre Bewegungsart, ihre Fähigkeit, Arbeit zu leisten, wie sie besonders in Assimilation und Athmung zum Ausdruck gelangt.

Ein dritter Gegensatz zwischen dem Anorganischen und dem Organismus beruht darin, daß der letztere sterblich ist. Während ein Diamant sich unverändert seit seiner Krystallisation erhalten hat, wissen wir Alle, daß Menschen und Thiere sterben müssen und daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Dennoch ist dieser Gegensatz kein so scharfer wie die beiden anderen.

Allerdings wird uns kaum einfallen, bei Auflösung eines Salz- oder Zuckerkrystalls in Wasser zu sagen, der Krystall sei gestorben; oder eine Uhr sei gestorben, wenn das Werk durch einen Schlag zertrümmert worden ist. Aber andererseits können wir auch nicht sagen, eine einzellige Alge, z. B. eine Zelle von Pleurococcus vulgaris, sei gestorben, wenn sie sich in zwei fortlebende Tochterzellen gespalten hat. Zwar hat die Mutterzelle aufgehört, als Individuum zu existiren, aber sie lebt fort in ihren Tochterzellen, Enkelzellen u. s. w., eine dieser Zellen wird nur dann zur Leiche, wenn man sie durch äußere Einwirkungen zerstört. Lassen wir diesen Fall bei Seite, so kann man sagen, die Pleurococcus-Zellen besitzen in ihren Nachkommen ein ewiges[1]) Leben, aus innerer Nothwendigkeit brauchte keine dieser Zellen zu sterben. Ein Gleiches kann auch von einfacheren, vielzelligen Organismen gelten, z. B. von manchen Fadenalgen (Oscillaria).

Bei den höheren, aus complicirten Zellgeweben aufgebauten Pflanzen und Thieren liegt die Sache aber anders; bei ihnen sind von vorne herein zahlreiche, wenn nicht die meisten Zellen dem Tode geweiht, zum Untergange prädestinirt.

Wenn im Sommer ein Apfelbaum Blätter, Blüthen und Früchte zeitigt, so werden im Herbst beim Laubfall Millionen von Zellen im normalen Lebensproceß der Pflanze abgeworfen und gehen zu Grunde; ebenso sind die Zellen der Blumenblätter nur für eine ephemere Existenz bestimmt, auch die des saftigen Fruchtfleisches dauern nicht lange, und von den meisten Zellen des Holzes und der Rinde bleiben nur die festen Zellwände als Skelettapparat der Pflanze übrig, ein todtes, dem Stoffwechsel nicht mehr unterliegendes Material. Erhalten bleibt das kleinzellige Keimgewebe in den Samenkörnern der Frucht, sowie ein ähnliches Keimgewebe an der Spitze jeder Wurzel, jedes Astes, dessen Zellen dauernd theilungsfähig bleiben und die sogenannten Vegetationspunkte bilden; endlich das Keimgewebe des Cambiums, einer theilungsfähigen Zellschicht zwischen Holzkörper und Rinde. In den Vegetationspunkten finden im nächsten Jahre wieder Zelltheilungen statt, welche die Verlängerung der Zweige zur Folge haben, welche Laubblätter und Blüthen formen; aber die meisten dieser Zellen sind ausgewachsen nicht mehr theilungsfähig, sondern sterben, wenn die Blumenblätter verwelken und die Laubblätter sich abstoßen. In den Vegetationspunkten und dem Cambium erhält sich das Leben der Zellen aber so lange dauernd, bis einmal der ganze Baum dem

[1]) Selbstverständlich gilt das Wort „ewig“ nur für die Zeit, während der an unserer Erdoberfläche die Lebensbedingungen der Organismen keine wesentliche Veränderung erfahren.

Sturme zum Opfer fällt oder sonstwie zu Grunde geht, was zuletzt immer durch das Alter geschieht; dann erhält sich das Leben nur in den Keimgeweben der Samen.

Das Letztere ist ausschließlich der Fall bei den einjährigen Gewächsen, dem Roggen, dem Hafer, den Erbsen u. s. w. Das Samenkorn einer Erbse besteht aus zwei halbkugligen Blättern, einem Wurzel- und einem Stengel-Vegetationspunkt. Sät man die Erbse in feuchtes Erdreich, so saugen sich die trockenen Zellen voll Wasser, Wurzel und Stengel verlängern und verzweigen sich durch Theilung der Vegetationspunkte, es entstehen Blätter, Blüthen, Früchte und neue Samen. Nur die Zellen der letzteren sind befähigt, weiter zu leben; alle übrigen, auch die der Vegetationspunkte, sind nach dem Reifen der Samen dem Tode verfallen. Sie sind nicht nur sterblich, sondern sie *müssen* ihrer Anlage nach sterben. Tausende von Zellen mit Einschluß von Farbträgern und Zellkernen sind durch den normalen Vegetationsproceß der Pflanze zum Untergange bestimmt, nur im Keimgewebe des Samenkorns erhält sich das Leben.

Diese Erhaltung des Lebens beschränkt sich beim Thierkörper auf das befruchtete Ei. Wenn ein Huhn Eier ausbrütet, so gelangt im Küchen ein kleines Stück des Lebens beider Eltern zur Fortentwicklung; das Huhn und der Hahn sterben aber, nachdem sie eine Reihe von Jahren gelebt und sich fortgepflanzt haben. Das Leben ist also hier in den Keimzellen und durch ihre Vermittlung ein dauerndes, um nicht zu sagen ewiges; die ganze übrige Körpermasse des Thieres ist nur befähigt zu einer zeitlich beschränkten Existenz. Ihre Leichen kehren im Verwesungsproceß durch Auflösung der organischen Verbindungen, die sie zusammensetzten, in die Welt des Anorganischen zurück, der Staub wird wieder zum Staube, aus dem er entnommen war; nur vorübergehend hatte er die Form des Organischen, des Lebendigen angenommen.

Mit ungeheurer Rücksichtslosigkeit verfährt die Natur, wenn es ihr genügt, das Leben der höheren Organismen lediglich in den Keimzellen zu erhalten; alle übrigen Zellen stößt sie ohne Erbarmen in das Reich des Todes hinaus. Ist es ein Glück, zu leben, so müssen wir gestehen, daß die niedrigsten, die einzelligen Organismen, außerordentlich begünstigt sind vor den Blüthenpflanzen und den Wirbelthieren. Ob für die gesammten Zellen der letzteren nicht mehr erreichbar war? wer vermöchte es zu sagen.

Doch in allen Fällen besteht die Erhaltung des Lebens auf der Erde in der Bildung neuer Individuen aus den alten, mögen die letzteren dabei dem Tode anheimfallen oder einfach aufhören zu existiren, wie die Mutterzelle von Pleurococcus. Immer haben wir es mit Ketten von Organismen zu thun, und diese Ketten erhalten sich, wenn auch die älteren Glieder verschwinden. In diesen Ketten der Generationen könnte das Leben von ewiger Dauer sein, wenn die Verhältnisse des Erdballs es gestatten sollten.

In der Gegenwart will man vielfach auch die sogenannte *Reizbarkeit* der Organismen einen Gegensatz gegen die unbelebte Natur begründen lassen. Ich vermag das nicht zuzugeben. Ich sehe in den Erscheinungen der Reizbarkeit nicht das Zeichen für besondere lebendige Substanzen oder vitalistische

Kräfte, ich schließe aus denselben nur auf die Complicirtheit der Structur der Zellen und Gewebe bei Thieren und Pflanzen. In meinen Augen ist Reiz nichts Anderes als Auslösung oder Hemmung. Wenn ich das Pendel einer aufgezogenen Uhr anstoße, so könnte man das einen Reiz nennen, der das Uhrwerk in Bewegung setzt; das Anhalten des Pendels wäre ein Reiz von entgegengesetzter Wirkung. Das Abfeuern eines Gewehrs würde ein auf den Explosivstoff ausgeübter chemischer Reiz genannt werden können. Meine Taschenuhr verliert im Sommer und gewinnt im Winter, sie wäre also thermisch reizbar, u. dgl. m.

Wenn aber die Zelle eines Schimmelpilzes auf die Schwerkraft derartig reagirt, daß der eine Theil der Zelle vom Erdmittelpunkt abgestoßen wird, wie der ungleichnamige, der andere Theil angezogen wird, wie der gleichnamige Pol eines Magneten durch einen anderen, größeren Magneten, so weist dies Verhalten auf eine Complicirtheit in der Structur des Zellenleibes, von der uns zur Zeit jede Vorstellung fehlt. Wir können nur feststellen, daß diese Eigenschaft eine für den Pilz eminent nützliche ist, und ein Gleiches gilt vom Verhalten des Stengels und der Wurzel bei den höheren Gewächsen.

Quae inextricabilis perfectio! Zu diesem Ausrufe gelangte einer der größten und scharfsinnigsten Naturforscher, der alte Karl von Linné, bei der zusammenfassenden Betrachtung der Kenntnisse seiner Zeit von den Organismen. Ob er heute zu einem andern Ergebniß kommen würde?

Jedenfalls stehen wir gegenwärtig dem Mysterium des Lebens kaum anders gegenüber, als der Unbegreiflichkeit des Fixsternhimmels. Ob eine ferne Zukunft einmal den Schleier hinwegziehen wird? Ich will darüber keine Prophezeiung wagen; allein ein principieller Unterschied ist gewiß vorhanden. Würden wir Structur und Bewegung in einer Zelle vollkommen überblicken können — hätten wir beispielsweise ein Instrument, das uns die Atome so groß erscheinen ließe wie Schrotkörner — so würden wir dem Verständniß des Lebensprocesses und seines schwierigsten Theils, der Vererbung, gewiß nahe kommen können, während die Vorstellung der Endlosigkeit uns immer verschlossen bleiben wird. Hoffentlich wird die Zeit und die unermüdete Arbeit uns noch viele biologische Räthselfragen lösen; kein Standpunkt aber würde gefährlicher, verhängnißvoller sein für den Naturforscher, als der Wagner'sche: sich zu sonnen in dem Gefühle, „wie herrlich weit wir es gebracht!"

Die Entwicklung der antiken Geschichtschreibung[1]).

Von

Otto Seeck.

[Nachdruck untersagt.]

I. Historische Lieder und Localgeschichten.

Jede literarische Entwicklung, die nicht durch fremde Vorbilder beeinflußt ist, sondern sich aus dem Innern eines Volkes heraus naturgemäß vollzieht, geht vom gesungenen Liede aus, nicht vom geschriebenen Buche; so haben denn auch die griechischen Geschichtschreiber in den epischen Sängern ihre Vorläufer gefunden. Daß die ältesten erzählenden Gedichte der Hellenen Volkslieder, ähnlich den modernen Balladen, gewesen sind, ist an sich nicht unwahrscheinlich; aber wenn es solche gab, sind sie doch in so früher Zeit untergegangen, daß keine Kunde von ihnen sich erhalten hat. Denn sowohl die Homerische Dichtung selbst als auch die epischen Vorträge, von denen sie hier und da erzählt, stellen schon einen hoch entwickelten Kunstgesang dar. Das eigentliche Volkslied führt danach seinen Namen, daß es meist von Männern aus dem Volk erdacht ist, die keine besondere Ausbildung, sondern nur natürliches Talent besitzen. Es bewegt sich daher in so einfachen Formen, daß Jeder es schnell behalten und nachsingen kann; deshalb pflegt sich auch die lustige Gesellschaft, in der es erklingt, im Chorus daran zu betheiligen. Bei den Festen Homer's sitzen dagegen die Tischgenossen schweigend da und lauschen dem Gesange, den Einer in ihrer Mitte zur Begleitung der Leier vorträgt; und dieser ist nicht der erste Beste, sondern ein Mann, der seine Kunst erlernt hat und als Lebensberuf betreibt. Denn wenn in der Ilias auch Achill die Saiten schlägt und dazu den Ruhm der Helden besingt, so muß man nicht vergessen, daß er als Zögling des kunstreichen Centauren Chiron galt. Jedenfalls bildet er eine Ausnahme unter seinen Genossen; keiner von ihnen, selbst nicht der vielgewandte Odysseus, besitzt dieselbe Gabe. Will dieser sich an einem Liede erfreuen — und keinen Genuß schätzt er höher —, so muß er still dem göttlichen Sänger zuhören.

---

[1]) Vorträge, gehalten im Feriencursus für Lehrer und Lehrerinnen zu Greifswald.

Die Stellung desselben schildern uns einige Verse der Odyssee, die zu den frühesten Bestandtheilen des griechischen Epos gehören. Als Antinoos dem Sauhirten Vorwürfe macht, daß er den vermeintlichen Bettler in den Palast geführt habe, erhält er folgende Antwort:

> Edel, Antinoos, bist Du, allein Du redest nicht schicklich.
> Denn wer gehet wohl aus und ladet selber den Fremdling,
> Wenn man nicht etwa ihn braucht, weil nützliche Kunst er gelernt hat,
> Als Wahrsager, als Arzt der Krankheit, als Zimm'rer der Balken,
> Oder als göttlichen Sänger, der durch sein Lied uns erfreue.
> Diese laden die Menschen in allen Ländern der Erde;
> Aber den Bettler, der nur belästiget, lüde wohl Niemand.

Also den Sänger pflegt man aus der Fremde zu berufen. Er ist ein fahrender Mann, der nirgend seine feste Stätte hat, und konnte auch kaum etwas Anderes sein. Denn das Publicum verlangt immer wieder nach Neuem, und die Zahl der Lieder, die er auswendig kann, ist natürlich beschränkt. Sind sie abgesungen, so muß er weiterziehen, um sich einen anderen Hörerkreis zu suchen. Einzelne Bevorzugte finden zwar auch an den Höfen kunstsinniger Fürsten dauernde Anstellungen, aber das sind Ausnahmen, die am Charakter der ganzen Classe nichts ändern. Wie jeder Fremdling rechtlos ist, so auch der Sänger, doch wird er überall hoch geachtet und gerngesehen. Denn gleich dem Wahrsager, dem Arzt und dem Handwerker, die ebenfalls ihr Gewerbe meist im Umherziehen betreiben, ist er bei einem erfahrenen Meister in die Lehre gegangen und besitzt daher ein erlerntes Können, wie es nicht Jedem verliehen ist.

Von demjenigen, was der Rhapsode sich aneignen mußte, war die Musik wohl noch das Leichteste. Denn das bißchen Klimpern auf den wenigen Saiten der Leier, womit er sein Lied begleitete oder melodramatisch unterbrach, war gewiß kein Hexenstück. Viel größere Schwierigkeiten bot die Beherrschung der Sprache, in der er seine Gesänge vortrug. Denn in dem weiten Gebiete der Hellenischen Zunge redete jede Stadt eine besondere Mundart und fand schon die Aussprache der nächsten Nachbargemeinde unverständlich oder zum mindesten lächerlich. Dem fahrenden Sänger erwuchs also eine ganz ähnliche, nur noch sehr viel schwerere Aufgabe, wie sie unseren Schauspielern gestellt ist; er mußte eine Kunstsprache lernen, welche die komische Wirkung jedes Einzeldialektes vermied und von allen Griechen verstanden wurde. Von den Küsten Kleinasiens, wo die nahe Berührung mit der orientalischen Cultur ein schnelleres Aufblühen des geistigen Lebens gezeitigt hatte, war der epische Gesang ausgegangen. Seine Sprache knüpfte daher an die dort verbreiteten Mundarten an, war aber weder jonisch noch äolisch, noch dorisch, sondern ein Gemisch aus allen diesen Dialekten, zu dem im Laufe der Zeit wohl auch Bestandtheile aus dem europäischen Griechenland hinzutraten. So entstand jenes buntscheckige Ding, das wir Homerischen Dialekt nennen, das aber in Wirklichkeit gar kein Dialekt ist, sondern vielmehr die Negation jedes Dialektes. Um einem Publicum, das nirgends in der Welt so redete, leicht verständlich zu sein, war der äußerst langsame Fluß der Erzählung im Hexameter mit

seinen vielen stehenden Formeln und Beiwörtern, die durch ihre stete Wiederholung immer aufs Neue dem Ohre eingeprägt wurden, ganz besonders geeignet; zugleich aber bildete er auch eine große Erleichterung sowohl für das Auswendiglernen der alten Gedichte wie für die schnelle Herstellung von neuen.

Außer der epischen Sprache hatte jeder Rhapsode eine Anzahl fertiger Dichtungen seinem Gedächtniß einzuprägen; denn sie aufzuschreiben, fiel damals noch Keinem ein. Viele trugen das Erlernte unverändert vor und gaben es ebenso ihren Schülern weiter, so daß das Wort „rhapsodiren" im Griechischen später die Nebenbedeutung des gedankenlosen Hersagens von auswendig gelerntem Kram erhielt. Doch diesen ärmlichen Nachbetern sind wir zu großem Danke verpflichtet; denn nur durch sie sind sehr alte Theile des Epos trotz jahrhundertelanger mündlicher Ueberlieferung fast ganz in ihrer ursprünglichen Gestalt erhalten geblieben, bis sie auch schriftlich aufgezeichnet und so für die fernste Nachwelt gerettet werden konnten. Daneben aber gab es auch andere Sänger, die bemüht waren, den epischen Stoff zu erweitern und in immer wirkungsvollere Formen umzugießen, und auch ihre Neuschöpfungen pflanzten sich in den Schulen fort. Da auch die Sagen mannigfache Verschiedenheiten zeigten, konnte man dieselbe oder doch ganz nah verwandte Erzählungen bald in dieser, bald in jener Gestalt singen hören. So verwandelte sich das epische Lied fortwährend, ohne daß doch seine ältesten Formen ganz unterzugehen brauchten. Der eine Rhapsode war eben conservativ, der andere radical, der dritte schlug einen Mittelweg zwischen beiden ein, und das Publicum lauschte Allen mit derselben Gläubigkeit.

Denn was sie sangen, hielt Jeder für Geschichte, die zwar ein wenig poetisch ausgeschmückt, aber doch in der Hauptsache wahr sei. Nun sind zwar die rauchgeschwärzten Ruinen Troja's und die Trümmer der Königspaläste von Mykene und Tiryns dank dem Forschungseifer Schliemann's neuerdings wieder ans Licht getreten, doch ist dies keineswegs ein Beweis dafür, daß in den Erzählungen von Agamemnon und Herakles auch nur ein Körnchen historischer Wahrheit enthalten sei. Den Dom zu Worms können wir noch heute in seiner alten Pracht bewundern; aber kein Vernünftiger wird daraus schließen daß an seiner Thür wirklich die Königinnen des Nibelungenliedes einander gescholten haben. Wie die Sänger unseres Mittelalters, so knüpften auch die griechischen ihre Dichtungen gern an bestehende Localitäten an, aber der Inhalt war darum noch nicht geschichtlich, ja nicht einmal sagenhaft, sondern rein mythisch. Agamemnon ist noch in später Zeit als Beiname des Zeus nachweisbar, und ebenso waren fast alle anderen Helden des Epos ursprünglich Götter, die nur durch rationalistische Umdeutung ihrer Thaten zu Menschen geworden waren, die meisten verschiedene Formen des Sonnengottes. Aber diese Veränderung ihres Wesens war längst vergessen; nur als Könige der Urzeit lebten sie im Gesange fort, und daß sie dies thatsächlich gewesen seien, glaubte man um so leichter, als dasjenige, was die Sänger vortrugen, nicht ausschließlich Fabel war, sondern ein Theil davon auf ganz unzweifelhafter Wirklichkeit beruhte.

„Am meisten erfreut die Sinne der Hörer immer der neueste Gesang.“ So spricht Telemachos, als Phemios in seinem Hause von der Heimkehr der achäischen Helden singt. Jener „neueste Gesang“ ist also nicht nur in seiner Form neu, sondern er erzählt auch die neuesten Ereignisse. Wer wird dadurch nicht an die Thätigkeit des fahrenden Spielmanns im Mittelalter erinnert, wie sie Gustav Freytag so meisterlich geschildert hat? Auch der griechische Sänger durchzieht viele Länder und bringt aus der Fremde die Zeitung von Krieg, Aufruhr und Bündniß mit. Einiges davon erzählt er vielleicht in schlichter Rede; aber was ihn das Schönste und Merkwürdigste dünkt, hat er in Verse gebracht, und für diese Lieder, die das unmittelbare Tagesinteresse seinen neugierigen Zuhörern näher bringt, erntet er immer den größten Beifall und die reichsten Geschenke.

Daß so eine Fülle historischer Balladen entstanden ist, die, wenn sie erhalten wären, uns einen ganz anderen Einblick in die frühesten Schicksale Griechenlands eröffnen würden, als wir jetzt besitzen, kann nicht bezweifelt werden; aber die meisten kamen und vergingen in der Zeit. Nicht nur für uns sind sie verloren, sondern schon die ältesten Geschichtschreiber der Griechen werden kaum noch einen armen Rest vom diesem Quellenschatze vorgefunden haben. Es liegt dies in der Natur der Sache. Denn wirkliche Thatsachen sind niemals in der gleichen Weise schön und fesselnd, wie es Märchen oder erfundene Romane sein können. Historische Helden besiegen weder Riesen noch Drachen, sondern ihre Thaten halten sich immer in den bescheidenen Grenzen der Menschlichkeit; was sie erleben und erleiden, läßt sich nur sehr selten zu einer abgeschlossenen und einheitlichen Handlung abrunden; das Walten der poetischen Gerechtigkeit tritt darin fast niemals mit der sieghaften Klarheit zu Tage, wie das ästhetische Bedürfniß der Hörer dies beansprucht. Die Lieder, welche Geschehenes berichten, behalten daher ihren Reiz nur so lange, wie das lebendige Interesse der Gegenwart an ihnen haftet. Ist dieses verraucht, so werden sie vergessen, und andere treten an ihre Stelle. Nur wenn sie ganz besondere Großthaten feierten, an denen das Gedächtniß des Volkes mit dauernder Begeisterung hing, mochten sie diesem Schicksal entgehen. Aber vor den Perserkriegen war kein Ereigniß vorgekommen, daß alle Hellenen in dem gleichen Sinne entflammt hätte. Harte Kämpfe gab es zwar im Ueberfluß, aber sie wurden nur von einzelnen Städten oder höchstens von Städtebünden sehr beschränkten Umfanges ausgefochten; der Ruhm des Sieges erfreute daher immer nur einen ganz engen Kreis. Die Lieder, welche diesen Ruhm priesen, konnten daher auch nur in bestimmten Städten oder Landschaften so beliebt werden, daß man sie durch lange Generationenreihen immer wieder zu hören begehrte. So behauptete sich zwar wahrscheinlich in jeder Gemeinde eine kleine Anzahl wirklich historischer Lieder, aber in jeder waren es andere. Was ganz Griechenland gern hörte und was daher jeder Rhapsode, der viele Städte durchzog, von seinem Meister in der Gesangeskunst gelernt haben mußte, das waren nicht die Schicksale geschichtlicher Persönlichkeiten, sondern die märchenhaften Thaten und Leiden des Achill und Odysseus, des Jason, Herakles und Oedipus. Mithin waren es nur die mythischen Bestandtheile des epischen

Sanges, die allüberall ihre Stelle behaupteten; die historischen fristeten ein dunkles Dasein innerhalb der Kleinstaaten, die an ihnen ein patriotisches Interesse nahmen. So ist es denn ganz natürlich, daß die ältesten Geschichtswerke, die diesen Namen wenigstens in gewissem Sinne verdienen, sich noch nicht mit dem gesammten Hellas beschäftigten, sondern bei den Erinnerungen je einer Stadt oder Landschaft stehen blieben. Daß diese Arbeiten in Versen abgefaßt waren, versteht sich von selbst; denn die Prosa gelangte erst viel später zu einer literarischen Ausbildung. Als wahrscheinlich kann auch angenommen werden, daß man sie zunächst noch nicht schriftlich aufzeichnete, sondern nur durch mündliche Ueberlieferung in den Sängerschulen der betreffenden Städte fortpflanzte.

Von Eumelos, einem Mann aus dem höchsten Adel seiner Vaterstadt, kannten die Alten ein umfangreiches Gedicht, das man später unter dem Titel *Κορινθιακά*, d. h. Korinthische Geschichten, anzuführen pflegte. Wie es heißt, war es ungefähr gleichzeitig mit der Gründung von Syrakus, also gegen Ende des achten Jahrhunderts, abgefaßt. Bei so alten Dichtungen ist die Zeitbestimmung zwar meist sehr zweifelhaft; aber diesmal dürfte sie doch wohl etwas mehr Glauben verdienen als in anderen Fällen. Denn wahrscheinlich ging sie bei Eumelos davon aus, daß jene korinthische Auswanderung nach Sicilien den Endpunkt seines Werkes bildete. Ist dies richtig, so hat sich dasselbe auch mit ganz historischen Dingen beschäftigt; doch das Hauptinteresse des Dichters haftete noch immer, wie das in jener Zeit ja selbstverständlich ist, an der mythischen Ueberlieferung seiner Heimath, die natürlich als historische betrachtet und behandelt wurde.

Daß versificirte Localgeschichten ähnlicher Art auch in sehr vielen anderen Städten, ja vielleicht in allen, entstanden sind, können wir nicht mehr nachweisen, doch halte ich es für mehr als wahrscheinlich. Denn überall, wo es Gemeinden von lebhaft ausgeprägtem Selbstgefühl und reicher Vergangenheit gibt, finden sich in ihnen Leute, die den Erinnerungen ihrer Heimath ein eifriges Studium widmen. Wenn gegenwärtig in Deutschland und Italien kaum ein Nest so dürftig ist, daß es nicht seinen besonderen Geschichtschreiber besäße, so darf man dasselbe in dem alten Griechenland erst recht voraussetzen. Denn unsere Städte sind ja nicht mehr als Staatstheile, deren Sonderleben sich nur auf sehr beschränktem Gebiete bethätigen darf; die hellenischen dagegen waren selbständige Staaten, von denen jeder einzelne schwere Verfassungskämpfe durchgemacht und glänzende Siege erfochten hatte. Daß recht erbärmliche Nachbarfehden dazu den Anlaß gegeben hatten und die Kriegsheere, die sich in den Schlachten gemessen hatten, selten mehr als ein paar hundert Mann zählten, that der Begeisterung, mit der die Nachwelt auf diese Großthaten im Kleinen zurückblickte, durchaus keinen Abbruch. Wie alle Geschichte von der Zersplitterung ausgeht und dann erst ganz allmälig zur Vereinigung größerer und immer größerer Massen fortschreitet, so ist es ohne Zweifel auch mit der Geschichte der griechischen Historiographie gewesen. Aus späterer Zeit, als man schon in Prosa zu schreiben pflegte, werden uns selbst über das kleine Megara, das auch während seiner höchsten Blüthe kaum eine Einwohnerzahl von

fünfzehntausend Köpfen erreicht haben wird, Geschichtswerke von sehr bedeutendem Umfang citirt, von den größeren Städten, wie Theben, Argos, Sparta, namentlich Athen und Syrakus, ganz zu geschweigen. Wahrscheinlich hat diese locale Geschichtsliteratur an Masse Alles übertroffen, was uns heute noch an Werken des Alterthums erhalten ist. Und daß sie überall oder doch fast überall ihre Vorläufer und Quellen in Verschroniken, ähnlich der Korinthischen, gefunden hat, möchte ich meinerseits beinahe als sicher betrachten, so wenig auch die Ueberlieferung einen zwingenden Beweis gestattet.

Denn wie die Verfasser dieser Chroniken nur durch den Localpatriotismus geleitet wurden, so auch ihre Leser. Die Geschichte einer Stadt von der Bedeutung Korinths, das auf die Schicksale des gesammten Hellas immer wieder entscheidenden Einfluß ausgeübt hatte und dessen Colonien über die fernsten Küsten verbreitet waren, konnte wohl auch ein allgemeines Interesse beanspruchen. Aber um die inneren und äußeren Kämpfe, die Megara oder Thespiae ausgefochten hatten, kümmerte sich kein Mensch außer den Megarern und Thespiensern. Wie diese Städtchen im Laufe der Zeit mehr und mehr zusammenschrumpften, manche auch ganz vom Erdboden verschwanden, ging auch die Literatur zu Grunde, die sich mit ihrer Geschichte beschäftigt hatte, weil keiner sie mehr lesen mochte. Wahrscheinlich wäre jede Spur ihres früheren Daseins ausgelöscht, wenn nicht der Sammeleifer der Ptolemäer ihr Andenken gerettet hätte. Denn als diese im Anfang des dritten Jahrhunderts die Alexandrinische Bibliothek gründeten, da hatten sie den Ehrgeiz, so weit es möglich war, die ganze griechische Literatur in ihren Büchersälen zu vereinigen, und zahlten für ein Werk desto höhere Preise, je seltener und weniger bekannt es war. So kamen auch die abgelegensten Erzeugnisse der Localforschung in ihren Besitz und wurden von den Gelehrten, die sich um die Bibliothek sammelten, für ihre Studien ausgenutzt. Aber die Gedichte, die den Stadtgeschichten als Quellen gedient hatten, waren durch ihre prosaischen Nachfolger längst verdrängt, zum Theil wohl auch niemals aufgeschrieben worden. Sie konnten also gar keine Erinnerung hinterlassen, ja es ist mehr zu verwundern, daß wir von der korinthischen Chronik des Eumelos etwas, wenn auch wenig genug, wissen, als daß wir von den übrigen verwandten Werken nichts wissen.

So wenig auch in den erhaltenen Schriftstellern von jenen versificirten Localgeschichten die Rede ist, müssen sie doch auf unsere Ueberlieferung einen sehr großen Einfluß ausgeübt haben. Denn jeder antike Historiker hat seine älteren Vorgänger ausgeschrieben; die ältesten aber, die über schriftliche Quellen nur in sehr geringem Umfange verfügten, sammelten alle ohne Ausnahme den Stoff für ihre Darstellung auf weiten Reisen. Sie kamen also in die einzelnen Städte und forschten in jeder nach ihren Erinnerungen, und diese waren meist in solchen localgeschichtlichen Epen aufbewahrt. So wurde der Inhalt derselben von Hekataios, Hellanikos und Herodot verarbeitet und ging dann aus ihren Schriften in die Werke aller späteren Geschichtsschreiber über, die längst von den ursprünglichen Quellen nichts mehr wußten.

II. Hesiod und Homer.

Der Grieche war zwar in erster Linie Bürger seiner Stadt, aber mehr und mehr lernte er sich auch als Mitglied einer großen Nation fühlen. Erst in der Noth der Perserkriege gewann diese Empfindung eine solche Macht, daß sie auch in der Politik zum entscheidenden Factor werden konnte; aber schon Jahrhunderte vorher hatten sich ihre Keime gezeigt und im Laufe der Zeit immer festere Wurzeln geschlagen. Ihr Ausdruck und zugleich eines der wirksamsten Mittel für ihre Verbreitung und Vertiefung waren die großen religiösen Feste, bei deren Wettkämpfen jeder Hellene zugelassen, jeder Barbar ausgeschlossen war. Die olympische Siegerliste, die ein glücklicher Zufall uns erhalten hat, gibt Zeugniß dafür, wie diese Spiele auf immer ausgedehntere Kreise ihre Anziehungskraft übten und sich aus enger landschaftlicher Beschränkung allmälig zu wahrhaft nationalen erweiterten. Ein halbes Jahrhundert lang stammen alle Sieger aus Elis, Messenien und dem westlichen Achaia her; die Betheiligung beschränkt sich also auf ein Gebiet, das kaum ein Drittel des Peloponnes umfaßt. Seit dem Jahre 728 v. Chr. finden wir die Staaten der Halbinsel ohne Unterschied vertreten, aber erst 696 erscheint ein Sieger, der außerhalb des Isthmus zu Hause ist, und dann folgen bald auch Männer von den Küsten Asiens und Siciliens. So sammelte sich auf den Festplätzen eine bunte Menge, in der alle Mundarten der hellenischen Zunge durcheinander schwirrten; daß über demjenigen, was die einzelnen Städte schied, eine größere Gemeinsamkeit stand, kam hier jedem zur lebendigsten Anschauung, und wenn er in seine ferne Heimath zurückkehrte, wurde er halb unbewußt unter seinen Mitbürgern zum Apostel eines allgriechischen Nationalgefühls.

Je mehr der Panhellenismus an Kraft gewann, desto lebhafter mußte sich der Wunsch regen, nicht nur, wie bisher, die Ueberlieferungen einzelner Städte, sondern die Geschichte von ganz Hellas in großen allgemeinen Bildern zusammengefaßt zu sehen. Aber was die wirklich historischen Lieder besangen, waren fast nur kleine Nachbarfehden, die einzig für die betheiligten Staaten Bedeutung hatten und durch ihre Einförmigkeit ein weiteres Publicum langweilen mußten. Ob Chalkis und Eretria sich rauften oder Korinth und Megara, es war doch immer das gleiche Stück, das hier wie dort aufgeführt wurde und das man täglich an anderen Orten ganz ebenso sehen konnte. Auch wäre es nicht leicht gewesen, diese Dichtungen, die nur in ihrer Heimath gesungen wurden, in so großer Zahl zu vereinigen, daß etwas wie eine zusammenhängende Geschichte aller Hellenen dabei herauskam. Dagegen wurde von der Argonautenfahrt, von dem Kampfe der Sieben gegen Theben und dem trojanischen Kriege auf allen Märkten gesungen, und jedes dieser vermeintlichen Ereignisse war wechselvoll und interessant, an jedem hatten Helden und Könige aus den meisten hellenischen Städten theilgenommen. So kam es, daß man in jenen Mythen den wesentlichsten Inhalt der allgemeinen griechischen Geschichte erblickte; von ihnen ging die historische Forschung des Alterthums

schon seit ihren ersten Anfängen aus, und eben dies ist der Grund für eine verhängnißvolle Schwäche geworden, von der sie sich, so lange sie überhaupt bestand, nie hat freimachen können.

Bis auf Niebuhr herab ist die historische Kritik viel weniger von der Glaubwürdigkeit der Quellen als von der inneren Wahrscheinlichkeit des Erzählten ausgegangen; ihr Werth mußte also davon abhängen, ob man für dasjenige, was wahrscheinlich ist oder nicht, einen richtigen Maßstab der Beurtheilung anwandte. Diesen kann nur die Erfahrung bieten, d. h. nicht allein die persönliche des Einzelnen, die ja immer nur einen sehr engen Kreis geschichtlicher Ereignisse umfassen kann, sondern zugleich auch was frühere Geschlechter uns als ihre Erfahrung überliefert haben. Von der Art und dem Umfange der historischen Kenntniß hängt also auch die Sicherheit der Kritik ab. Nun blickt man heutzutage auf mehr als zwei Jahrtausende wohlbeglaubigter Geschichte zurück, die uns Beispiele für alle Arten des Geschehens gewährt und dadurch unser Urtheil auch für das Minderbeglaubigte schärft und leitet; für den Griechen dagegen begann eine etwas genauere Kunde erst bei den Perserkriegen, für den Römer bei dem Kriege des Pyrrhus. Das wirklich historische Wissen umfaßte also selbst bei den spätesten Schriftstellern nur ein paar kurze Jahrhunderte; davor aber lag die unendliche Leere, welche das Epos mit seinen Mythen auszufüllen versuchte. Um ihrer Schönheit willen wurden diese viel mehr gelesen und viel besser gekannt, als die trockenen Geschichtsschreiber. So war denn die ganze historische Phantasie der Alten gesättigt mit Unwirklichem, was natürlich auch für den Maßstab ihrer Kritik entscheidend sein mußte.

Ein Beispiel wird dies klarer machen. Im Anfang seiner Germania schreibt Tacitus: „Die Deutschen selbst möchte ich für Autochthonen halten, die kaum mit Ankömmlingen und Gastfreunden aus anderen Nationen vermischt sind. Denn ehemals kamen diejenigen, welche neue Wohnsitze suchten, nicht zu Lande, sondern auf Flotten, und der an seinem Ende unermessene und, so zu sagen, abgewandte Ocean wird selten von unserem Weltkreise her mit Schiffen befahren." Also Tacitus findet es unwahrscheinlich, daß in ältester Zeit eine große Einwanderung anders als zur See stattgefunden habe; wir würden das Gegentheil für unwahrscheinlich halten. Wir denken eben, wenn wir von Völkerwanderungen reden, an die Züge der Kelten, der Cimbern und Teutonen, der Gothen, der Hunnen, der Mongolen, und weil diese alle zu Lande kamen, so ziehen wir den Schluß, daß auch die übrigen Völker, über deren früheste Bewegungen wir keine Nachricht besitzen, es ebenso gemacht haben. Der Römer dagegen dachte an die Wanderungen des Odysseus, des Diomedes, des Aeneas, von denen ja die meisten Städte Italiens ihren Ursprung herleiteten. Durch ganz dieselbe Art der Schlußfolgerung, wie wir sie anwenden, gelangte er also zu dem entgegengesetzten Resultat, weil er von unwirklichen Prämissen ausging. So haben der Mythus und das Epos, in dem er sich niedergeschlagen hatte, das historische Denken der Alten in ganz falsche Bahnen gelenkt; doch besitzen sie darum nicht minder das Verdienst, die Forschung auf diesem Gebiete angeregt, oder richtiger, überhaupt erst hervorgerufen zu haben.

Auf der Grenzscheide des siebenten und des sechsten Jahrhunderts vor Christus beginnt der Geist echter Wissenschaftlichkeit unter den Hellenen mächtig seine Flügel zu regen. Auf chaldäische Weisheit gestützt, sagt der Milesier Thales nach eigenen Berechnungen die Sonnenfinsterniß vom 28. Mai 585 voraus; derselbe Mann begründet die jonische Philosophie, die zum ersten Mal die Naturerscheinungen nicht aus der Einwirkung göttlicher Mächte, sondern aus den regelmäßigen Wechselbeziehungen von Kraft und Stoff zu erklären versucht, und findet alsbald eifrige Schüler und Nachfolger. Einer derselben, Anaximander, zeichnet die erste Weltkarte und legt so den Grund zu einer wissenschaftlichen Geographie. Diese wenigen Thatsachen hat uns eine nur zu dürftige Ueberlieferung erhalten; ihrer Zeit waren sie gewiß nicht so vereinzelt, wie sie uns heut erscheinen. Sie verrathen, daß damals ein gewaltiger Aufschwung des geistigen Lebens begann und daß dieser gerade in wissenschaftlicher Richtung sich besonders geltend machte. Um dieselbe Zeit ist denn auch dasjenige entstanden, was die Griechen für historische Forschung halten mußten, d. h. ein systematisches Sammeln und Durcharbeiten des epischen Stoffes. Auch die Ergebnisse dieser gelehrten Thätigkeit bewahrten noch die altgewohnte poetische Form; auch sie wurden fürs Erste wohl nur auswendig gelernt und abgesungen, nicht zu Papier gebracht. Dennoch sind sie himmelweit verschieden von den naiven Dichtungen der fahrenden Sänger: diese hatten keine andere Absicht, als ihr wechselndes Publicum zu ergötzen; jene wollen in erster Linie der Belehrung dienen.

Ein besonders charakteristisches Product jener lernbegierigen Epoche war eine große Sammlung von Lehrgedichten, die in Böotien entstand und den späteren Griechen unter dem Namen des Hesiod bekannt war. In ihrer Gesammtheit scheinen sie eine vollständige Encyklopädie alles Dessen, was ihrer Zeit für wissenswürdig galt, gebildet zu haben. Ein Theil beschäftigte sich mit dem Landbau und den glücklichen oder unheilbringenden Tagen, ein zweiter mit der Astronomie, ein dritter mit der Wahrsagekunst, ein vierter mit dem Bergbau, ein fünfter enthielt unter dem Namen „Lehren des Chiron" Unterweisungen mannigfaltiger Art, unter denen wohl namentlich die medicinischen eine wichtige Rolle spielten. Zu diesem Corpus gehörte auch ein großes genealogisches Epos, dessen Anfang noch erhalten ist. Es beginnt mit der Weltschöpfung, erzählt dann die Abstammung der Götter und geht von diesen zu den Heroen über nach dem Schema, daß zuerst die Nachkommen abgehandelt werden, die Göttinnen mit Menschen, dann diejenigen, welche Götter mit sterblichen Weibern erzeugt hatten. Schon diese dürr systematische Eintheilung verräth den Geist des Ganzen; trotz einzelner schöner Episoden ist es die trockenste gelehrte Prosa in Versen. Mit dem heroischen Zeitalter schloß die Dichtung ab, weil ihr von da an in den mythischen Gesängen die wichtigste Quelle versagte; doch vielleicht diente ihr ein anderes Epos, das gleichfalls unter dem Namen des Hesiod ging, der Aigimios, als Ergänzung, indem es die Stammbäume der wichtigsten Königsfamilien Griechenlands hinzufügte.

Dies ist das erste wissenschaftliche Unternehmen auf historischem Gebiet, das alle Städte und Stämme der Hellenen zugleich umfaßt, und es ist be-

zeichnend, daß es nicht von der Erzählung der Thatsachen, sondern von der Genealogie ausgeht, die damals noch mit der Chronologie zusammenfiel. Denn da die Griechen keine gemeinsame Aera besaßen, so pflegten sie ihre Zeitbestimmungen nach Generationen zu geben. Indem nun das hesiodische Lehrgedicht die Folge derselben aufzählte, bot es eine primitive Art von Zeittafel, nach der sich die Thaten der darin vorkommenden Helden chronologisch ungefähr bestimmen ließen. Diese selbst mitzutheilen, erschien minder nothwendig, weil sie ja überall von den Rhapsoden besungen wurden und daher den Meisten wenigstens in den Hauptumrissen geläufig waren.

Freilich mußte der Stoff, der auf diese Weise dem Publicum bekannt wurde, dem neuerwachten wissenschaftlichen Geiste viele Bedenken erregen. Dieselbe Geschichte wurde von dem einen Sänger so, von dem anderen so erzählt, und oft fanden sich auch innerhalb desselben Gedichtes die tollsten Widersprüche. Diese wollten ausgeglichen sein, und in der Regel bediente man sich dazu derjenigen Methode, welche man heute conciliatorische Kritik nennt. Das Schema, nach dem sie ihre Schlußfolgerungen zieht, ist etwa folgendes: „A sagt, der Hund war weiß; B sagt, der Hund war schwarz: folglich ist er weiß und schwarz gefleckt gewesen.“ So unbedingt diese Art zu schließen von der modernen Wissenschaft verworfen wird, ebenso unbedingt beherrschte sie die antike bis in ihre letzten Ausläufer, und schon in den gelehrten Dichtungen des sechsten Jahrhunderts fand sie die ausgedehnteste Anwendung. Odysseus galt den Einen für den Sohn des Laertes, den Andern für den Sohn des Sisyphos. Beides waren ursprünglich nur verschiedene Beinamen desselben Gottes gewesen; denn für Sisyphos ist es bekanntlich charakteristisch, daß er ewig seinen Stein bergauf wälzt, und das Wort Laertes bedeutet nichts Anderes als den Steinheber. Aber dies hatte man längst vergessen. So nahm man denn an, Laertes sei der Gatte von Odysseus' Mutter, Sisyphos ihr Buhle gewesen, wodurch beide einigen Anspruch auf die Vaterschaft erhielten. Der Räuber der Helena hieß bald Paris, bald Alexandros, der Sohn des Achill bald Pyrrhos, bald Neoptolemos, der Sohn des Hektor bald Skamandrios, bald Astyanax: folglich war das eine ihr wirklicher Name, das andere ihr Spitzname gewesen. Von solchen Resultaten einer kindlichen Kritik wimmelt es sowohl bei Hesiod als auch in den Epen, die wir unter dem Namen des Homer kennen.

Denn auch diese sind, wenigstens in der Gestalt, wie sie uns vorliegen, nicht Schöpfungen der freien Dichterphantasie, sondern Ergebnisse einer mühsam sammelnden und vergleichenden wissenschaftlichen Forschung. Daß es aus den Fragmenten wunderbar schöner Dichtungen zusammengesetzt ist, beeinträchtigt nicht den durch und durch *gelehrten* Charakter, den das griechische Epos als Ganzes an sich trägt.

Was die fahrenden Sänger sangen, hielt man für die Urgeschichte des griechischen Volkes. Sobald daher jenes wissenschaftliche Zeitalter des sechsten Jahrhunderts begann, regte sich das Bedürfniß, sie nicht nur in unzusammenhängenden Fragmenten kennen zu lernen, sondern den ganzen Stoff zu einem großen abschließenden Geschichtswerk zusammenzufassen. Bei dieser Sammlung



und Sichtung des Epos übernahm Athen die Führerrolle. Etwa um dieselbe Zeit, wo in Böotien die Hesiodische Encyklopädie entstand, erließ Solon ein Gesetz, daß die Rhapsoden, die bei den attischen Festen auftraten, ihre Lieder in der Weise vortragen müßten, daß jeder folgende dort anknüpfe, wo der vorhergehende abgebrochen habe. Mit der Weltschöpfung sollte man beginnen und dann von Fest zu Fest den ganzen Sagenstoff in chronologischer Folge heruntersingen, so weit er eben reichte. Auf diese Art gelangte man bis zum Tode des Odysseus; denn über ihn hinaus bis in die historische Epoche fortzuschreiten, verbot sich durch die Natur der Ueberlieferung. Die Heroen des Mythus hatte theils der Volksmund, theils die genealogische Speculation alle zu einander in Beziehung gesetzt. Die Väter der Helden, die vor Troja lagen, hatten theils an der Argonautenfahrt, theils am Kriege der Sieben theilgenommen; Diomedes hatte Theben erobern helfen, ehe er vor Ilion zog; zwischen den trojanischen Kämpfen und den Schicksalen des Herakles schlug Philoktet die Brücke. Dagegen standen die Namen, welche der wirklich historische Gesang feierte, alle ganz vereinzelt da; jedes Lied schilderte nur ein Ereigniß, und dieses schien außer jeder Verbindung mit denjenigen zu stehen, die in den anderen besungen wurden. Sie cyklisch aneinander zu reihen, war also ganz unmöglich; wo für uns die Geschichte beginnt, hörte für Solon ihr organischer Zusammenhang auf. Denn was er schuf, sollte ja ganz im Sinne jener lehrhaften Epoche eine Art von geschichtlichem Volksunterricht sein, der jedem athenischen Bürger die Möglichkeit bot, im Laufe des Kirchenjahres einen vollständigen und abgeschlossenen Cursus historischer Vorträge in poetischer Form anzuhören.

Anfangs mochte man glauben, die altgewohnten Lieder der Rhapsoden würden für den Zweck genügen, sobald sie nur nicht, wie bisher, wirr durch einander, sondern in der vorgeschriebenen Reihenfolge abgesungen wurden. Aber bei der Probe mußte man sich bald überzeugen, daß sie so ganz ohne Weiteres denn doch nicht zusammenpaßten. Schon welches die chronologische Folge sei, wird vielfach zweifelhaft gewesen sein; außerdem griffen die verschiedenen Lieder in so mannigfacher Weise in einander über und enthielten oft Widersprüche so grober Art, daß sie selbst dem flüchtigsten Hörer in die Augen fallen mußten. Um diesen Uebelständen abzuhelfen, machte man sich in Athen daran, ein zusammenhängendes Epos vom Anfang der Welt bis auf den Tod des Odysseus für jene fortlaufenden Vorträge herzustellen. Da dieselben auf ein Gesetz Solon's zurückgingen, wollen wir es den solonischen Cyklus nennen, obgleich es keineswegs feststeht, daß seine Abfassung noch von Solon selbst angeordnet ist. Zunächst wurde dafür ein festes chronologisches Schema geschaffen, das aber nicht nach Generationen, sondern nach Jahrzehnten geordnet war, eine Rechnung, die in Folge dessen die ganze Sagengeschichte durchzieht. Zehn Jahre kämpfen die Götter gegen die Titanen, zehn Jahre nach der Niederlage der Sieben erobern die Epigonen Theben, zehn Jahre nach dem Raube der Helena beginnt der trojanische Krieg, zehn Jahre währt er, und nach seiner Beendigung vergehen wieder zehn Jahre, ehe Odysseus in seine Heimath zurückkehrt. An dem Faden dieser Zeitbestimmungen wurde dann die Erzählung

aufgereiht, wobei man sich zwar nach Möglichkeit der vorhandenen Lieder bediente, aber auch nicht davor zurückscheute, einzelne Theile derselben frei umzudichten und große Stücke neu hinzuzufügen. Trotzdem betrachteten sich diejenigen, welche diese Arbeit ausführten —, denn ohne jeden Zweifel sind mehrere Hände daran thätig gewesen — nicht als Dichter, sondern nur als Redactoren der vorliegenden Gesänge. Diese waren seit Jahrhunderten in den Sängerschulen mündlich fortgepflanzt, und mochte ein Rhapsode den überkommenen Stoff auch noch so kühn umgestaltet haben, der Kern seiner Gesänge beruhte doch auf der Ueberlieferung seines Meisters. Er konnte sich also nicht für ihren selbständigen Schöpfer ausgeben; und hätte er es gethan, so wäre dadurch ihre Wirkung nur verringert worden. Denn was sich als das Werk eines uralten Sängers gab, der den trojanischen Krieg selbst noch miterlebt hatte, genoß natürlich eine viel größere Autorität, als wovon man wußte, daß es von gestern auf heute entstanden war. Die epischen Lieder waren daher sämmtlich anonym, oder vielmehr sie gingen in den jonischen Städten unter dem Namen des Homeros, der ursprünglich, gleich Orpheus, ein Gott des Gesanges gewesen war, aber ganz in derselben Weise, wie seine Helden, aus dem Olymp auf die Erde hatte herabsteigen müssen. So benannte man denn den ganzen Cyklus nach demjenigen Dichter, welchem man die einzelnen Theile, aus denen er entstanden war, zuzuschreiben pflegte, und wie die böotische Sammlung von Lehrgedichten in ihre Gesammtheit dem Hesiod beigelegt wurde, so die epische Sammlung der Athener dem Homer.

Um die Mitte des sechsten Jahrhunderts war die Arbeit vollendet und erhob jetzt den Anspruch, die ganze homerische Poesie, d. h. die ganze epische Ueberlieferung, vollständig zu umfassen. Aber bald nahm man wahr, daß man von diesem Ziele noch weit entfernt war. Denn immer wieder kamen Sänger aus der Fremde nach Athen und trugen dort Lieder vor, die gleichfalls für homerisch galten und gleichfalls von den Thaten des Jason und Herakles, des Agamemnon und Odysseus handelten; aber so nahe sich ihr Inhalt auch mit dem des attischen Cyklus berührte, fast jedes enthielt doch kürzere oder längere Episoden, die in diesem noch fehlten. Da beschloß Peisistratos, der unterdessen die Herrschaft in Athen errungen hatte, das schon abgeschlossene Werk wieder aufzunehmen und die Vollständigkeit, die es erstrebt, aber nicht erreicht hatte, jetzt endlich herbeizuführen. Er ließ daher die Lieder, deren er habhaft werden konnte, *schriftlich* sammeln und, was sie Neues enthielten, in den Cyklus einschieben.

Diese peisistratische Arbeit war von der solonischen, die ihr vorausgegangen war und zu Grunde lag, sehr verschieden, obwohl beide sich in der Hauptsache das gleiche Ziel gesteckt hatten. Beide Commissionen bildeten sich ein, das Werk *eines* Dichters aus seinen Trümmern wieder herzustellen, und so seltsam uns dies auch scheinen mag, sie hatten einigen Grund zu jener Meinung. Denn der ganze epische Gesang war ja doch von demselben Geiste durchdrungen und zeigte unverkennbar einen gewissen inneren Zusammenhang. Zwar dichteten viele Rhapsoden an demjenigen, was sie bei ihren Meistern auswendig gelernt hatten, selbständig weiter, aber bei allen Zöglingen derselben

Schule war doch der übernommene Kern immer der gleiche. Daneben werden auch die Jünger verschiedener Lehrer schon aus Brotneid sorgfältig auf einander geachtet haben, und wenn einer bemerkte, daß ein Lied seines Concurrenten auf die Zuhörer ganz besondere Wirkung übte, bildete er es gewiß so getreu wie möglich nach. Infolge dessen fand sich in allen epischen Gesängen, die ganz oder theilweise denselben Gegenstand behandelten, neben großen Verschiedenheiten auch nicht minder große Uebereinstimmung, ja oft mögen lange Stücke wörtlich gleich gelautet haben. So ist es denn nicht zu verwundern, daß man, um ein Beispiel zu wählen, die zahlreichen Lieder von der Heimkehr des Odysseus, die man singen hörte, alle für Schöpfungen desselben Dichters hielt. Denn welche davon man auch mit einander verglich, immer fand man Theile, die genau übereinstimmten und thatsächlich die gleiche Dichtung waren; was das eine Lied mehr bot als das andere, konnte man in diesem für ausgelassen halten; andere Abweichungen ließen sich aus der Entstellung erklären, die eine lange mündliche Tradition naturgemäß mit sich brachte. Die Heimkehr des Odysseus aber hing mit seinen Irrfahrten untrennbar zusammen, diese mit der Eroberung Troja's. Einige Heroen, die vor Ilion gekämpft hatten, waren auch an dem Zuge der Epigonen gegen Theben betheiligt gewesen, und dieser wiederum war nur eine Fortsetzung des Krieges der Sieben und der Schicksale des Oedipus. So knüpfte immer ein episches Lied an das andere an, und in der Form waren die Gemeinsamkeiten noch augenfälliger als im Stoffe. Es war also durchaus nicht ganz absurd, wenn man in ihnen die Hand desselben Dichters zu erkennen meinte und es dann auch unternahm, sein Werk aus den Trümmern der Ueberlieferung, wie sie die Gesänge der Rhapsoden zu bieten schienen, zur ursprünglichen Einheit und Vollständigkeit zurückzuführen.

Wollen wir die Verschiedenheit der Methoden, welche die Beauftragten des Solon einerseits, des Peisistratos andererseits bei dieser Arbeit befolgten, kurz bezeichnen, so werden wir sagen dürfen, daß jene sich mehr von historischen, diese mehr von philologischen Gesichtspunkten leiten ließen. Die ältere Commission wollte nur den Stoff des epischen Gesanges einheitlich zusammenfassen, die jüngere auch seine Form möglichst getreu bewahren. Jene stützte sich zwar auch auf die Lieder der fahrenden Sänger und nahm Vieles daraus wörtlich herüber, ließ sich aber dadurch in der freien dichterischen Gestaltung nicht beirren; diese arbeitete fast ausschließlich mit Schere und Kleister. Sie leimte Fragmente der Lieder, die ihr Sammelfleiß vereinigt hatte, gewissenhaft aneinander, ließ nur dasjenige aus, was in gar zu grellem Widerspruch mit dem Aufgenommenen stand, und fügte nichts selbständig hinzu außer solchen kleinen Flicken, wie sie zur Verknüpfung der disparaten Stücke unentbehrlich waren. Zum Theil hing dieser Unterschied auch damit zusammen, daß die solonische Commission sich wahrscheinlich noch der mündlichen Tradition bediente, die peisistratische sicher schon die Schrift anwandte. Denn Lieder, die man nur im Ohre trägt, wird man, wenn man sie in einem neuen Zusammenhange reproduciren soll, ganz unwillkürlich freier behandeln als Manuscripte, an deren schwarz auf weiß überlieferten Wortlaut man sich gebunden fühlt.

So entstand gegen Ende des sechsten Jahrhunderts der erste geschriebene Homer als ein quasihistorisches Epos von gewaltigem Umfange, das den ganzen Mythenstoff von der Entstehung der Götter bis auf den Tod des Odysseus zu scheinbarer Einheit zusammenfaßte. In Wirklichkeit war es nur eine ungeheure Fragmentensammlung, von gelehrter Hand veranstaltet, die das Publicum über ihren Mangel an Einheitlichkeit nicht lange täuschen sollte. Die Commission wollte zwar alle Widersprüche beseitigen; aber erstens vertrug sich dies schlecht mit der andern Aufgabe, die ihr gestellt war, von dem epischen Stoffe so wenig wie möglich untergehen zu lassen; zweitens waren an den verschiedenen Theilen des Cyklus ja auch verschiedene Männer thätig, von denen einer die Intentionen des anderen nicht immer verstand und berücksichtigte. So entdeckte denn selbst die ungeschulte Kritik des fünften Jahrhunderts, daß das ganze Werk unmöglich demselben Dichter angehören könne. Ein Theil nach dem andern wurde dem Homer abgesprochen, und endlich blieben ihm nur noch Ilias und Odyssee, weil diese sich in ihrem Inhalt so wenig berührten, daß sachliche Widersprüche zwischen ihnen kaum hervortreten konnten. Denn ausschließlich diese, nicht etwa formelle Gründe, bestimmten noch das Urtheil der Alten über Echtheit oder Unechtheit der einzelnen Stücke; ihre Kritik war also viel mehr historisch als philologisch.

Dies änderte sich in alexandrinischer Zeit. Daß der epische Cyklus mit Ausnahme der beiden Stücke desselben, die man Ilias und Odyssee nannte, nicht von Homer sei, galt damals schon für eine ausgemachte Sache. Man hielt seine Verfasser für jüngere Fortsetzer des Homer und hatte auch für jeden von ihnen glücklich einen Namen gefunden, der freilich bei den meisten noch für controvers galt. Auf Grund dieser vermeintlichen Resultate wurde Dasjenige, was man jetzt als den „echten" Homer betrachtete, genauer durchforscht. Man untersuchte seine Sprache, seine religiösen und Culturanschauungen, und das Ergebniß dieser intimeren Studien war, daß man auch innerhalb der Ilias und Odyssee eine Menge Widersprüche fand, nicht ganz so arg wie diejenigen, welche früher zur Abtrennung der anderen Theile des Cyklus geführt hatten, aber doch im Wesentlichen von gleicher Art. Man half sich auch hier in der alten Weise, indem man bald einzelne Verse, bald auch größere Stücke, wie den Schluß der Odyssee und einen Theil der Unterweltsfahrt, für unecht erklärte. So entstand die homerische Frage, die bis auf den heutigen Tag noch nicht endgültig gelöst ist; doch beansprucht sie trotzdem, oder richtiger gerade deshalb, in der Geschichte der Wissenschaft eine Bedeutung, wie wenig andere Probleme, die den Menschengeist beschäftigt haben. Denn an ihr hat sich die ganze antike Philologie ausgebildet, und auch die moderne hat von diesem Punkte aus Anstöße empfangen von einer Wirksamkeit, deren Umfang sich noch gar nicht überschauen läßt. Mit der Philologie aber ist die echte Geschichtsforschung immer Hand in Hand gegangen; auch sie hat daher naturgemäß von ihren ersten Anfängen bis auf den heutigen Tag an dasjenige angeknüpft, was man im frühesten Alterthum Homer nannte, d. h. zuerst an den epischen Gesang, dann an den geschriebenen epischen Cyklus.



III. Die Logographen.

„Hekataios von Milet redet also: Dies schreibe ich, wie ich es für wahr halte; denn von den Sagen der Hellenen sind, wie es mir scheint, viele lächerlich." So begann das erste wirkliche Geschichtswerk, das in griechischer Sprache geschrieben ist. Die große Zeit der Perserkriege hatte es ins Leben gerufen, und sein Verfasser war ein Mann aus dem höchsten Adel der jonischen Metropole, der schon durch seine Geburt recht in den Mittelpunkt der politischen Bewegung gestellt war und seine Weltkenntniß durch ausgedehnte Reisen erweitert hatte. Gleich seine ersten Worte verkündigten die strengste Kritik an den Sagen der Griechen, wie sie sich im Epos niedergeschlagen hatten. Eine wissenschaftliche Reaction gegen die poetisch entstellte Ueberlieferung war die Seele des Werkes, und schon in seiner äußeren Form prägte sie sich aus.

Die moderne Terminologie pflegt den Hekataios und seine nächsten Nachfolger unter dem Namen der Logographen zusammenzufassen. Das Wort bedeutet nichts Anderes als Prosaschreiber; es bezeichnet also nur eine Eigenschaft ihrer Werke, die sie mit fast allen späteren Geschichtschreibern gemein haben. Trotzdem ist es nicht schlecht gewählt; denn daß Hekataios den Uebergang von der poetischen Behandlung des historischen Stoffes zur schlichten Prosa zuerst vollzog, ist höchst charakteristisch für ihn und seine ganze Schule. Der epische Vers war darauf berechnet, laut abgesungen zu werden, und das Publicum, das sich auf dem Markt um den Rhapsoden sammelte, bildete meist eine sehr gemischte Gesellschaft: die Prosa wollte g e l e s e n sein, wandte sich also nur an diejenigen, welche der Schrift kundig waren, damals noch ein kleiner und gewählter Kreis. Zuerst hatten die Philosophen diese aristokratische Form angewandt, weil sie ihre schwer verständliche und zugleich etwas gottlose Weisheit den Ohren des Pöbels fernhalten wollten. Wenn jetzt die Geschichtschreibung ihrem Beispiel folgte, so bedeutete dies, daß sie mit voller Absicht aufhörte, populär zu sein, um dafür eine desto strengere Wissenschaftlichkeit zu pflegen. Es war die letzte schroffste Consequenz jener gelehrten Richtung, die schon seit dem Beginn des sechsten Jahrhunderts die Geister der Hellenen beherrscht hatte. Da der Vers die einzige Form der Rede war, die bis dahin eine künstlerische Ausbildung erfahren hatte, so bedeutete der Verzicht darauf, daß man nicht mehr schön, sondern nur noch belehrend schreiben wollte. Und mit dem Hexameter fiel auch die epische Kunstsprache und machte der schmucklosen Mundart Platz, die in der Vaterstadt des Hekataios gesprochen wurde. Freilich war dies jonische Griechisch dem homerischen nahe genug verwandt, um von allen Stämmen, die dem epischen Gesange zu lauschen gewohnt waren, ohne Mühe verstanden zu werden.

Auch die geographische Disposition des Stoffes, die Hekataios zuerst einführte und auf die übrigen Logographen vererbte, schlug jeder künstlerischen Einheit ins Gesicht, war aber dafür sehr geeignet, nichts von den kostbaren Notizen, die mühevoll auf weiten Reisen gesammelt waren, untergehen zu lassen. Sie diente also gleichfalls auf Kosten der Schönheit dem rein wissenschaftlichen Interesse der Vollständigkeit. Denn in eine ästhetisch wirksame Geschichts-

erzählung ließ sich eben nur dasjenige einordnen, was in irgend einem Zusammenhange mit dem Vorhergehenden und Folgenden stand; zählte man dagegen alle Landschaften und Städte in ihrer geographischen Folge auf und berichtete bei jeder einzelnen alle Thatsachen, die man über sie wußte, so konnte jede Nachricht, mochte sie noch so vereinzelt sein, eine passende Stelle finden.

Schon in den ältesten epischen Gesängen war jene enge Verbindung zwischen Geographie und Geschichte geschlossen worden, die sich in Hekataios fortsetzte und auch später die antike Historiographie bis in ihre letzten Ausläufer bestimmen sollte. Die Rhapsoden waren eben fast alle fahrende Leute, „die vieler Menschen Städte gesehen und Sitte gelernt" hatten. Wie sie auf ihren Reisen die politischen und kriegerischen Neuigkeiten auflasen, um sie sagend und singend weiterzuverbreiten, so bekümmerten sie sich auch um Naturwunder, merkwürdige Bauwerke und ethnographische Eigenthümlichkeiten und fanden für diese Schilderungen überall ein dankbares Publicum. Gleich den böotischen Lehrgedichten und dem epischen Cyklus der Athener hat man im sechsten Jahrhundert auch eine versificirte Beschreibung der Pontusländer zu Papier gebracht, deren angeblicher Dichter Aristeas ein eben solches Fabelwesen war wie Homer. Ohne jeden Zweifel war auch sie nach den Gesängen fahrender Rhapsoden aufgezeichnet worden, und ähnliche geographische Gedichte wird es gewiß über die meisten andern Länder der damals bekannten Welt gegeben haben. Auch das homerische Epos enthält Stücke, deren Inhalt nur den Zweck verfolgt, geographisch zu belehren. Der Schiffskatalog der Ilias will kaum etwas Anderes sein, als eine Aufzählung aller bedeutenderen Städte Griechenlands, und derjenige Theil des Cyklus, welcher dem Zorn des Achill unmittelbar vorausging, schloß mit einem Katalog der troischen Bundesgenossen, der jedenfalls ganz in derselben Weise eine Uebersicht über die Völker des Orients gewährte. Aber dies waren nur Episoden; der Stoff war in seiner Ganzheit nicht geographisch gegliedert, sondern die vermeintliche Urgeschichte von Hellas in ein großes Gesammtbild zusammengefaßt. Hekataios riß es wieder aus einander und machte aus der allgemeinen Weltgeschichte, die er bieten wollte, eine Summe von Specialgeschichten einzelner Städte und Reiche, durch nichts verbunden als durch ihre Lage. Denn sein Hauptwerk war eine Erdbeschreibung; darin waren die Städte, Gebirge und Flüsse verzeichnet, die Volkssitten und die Merkwürdigkeiten der Natur und Kunst geschildert, aber auch bei jedem Volke seine Abstammung, bei jeder Stadt ihre Gründungsgeschichte erzählt und dann alles Weitere hinzugefügt, was aus ihren späteren Schicksalen bemerkenswerth erschien. Ein Grund dafür, daß Hekataios die Geschichte so wunderlich in die Geographie einschachtelte, lag jedenfalls in der Natur seiner Quellen. Denn da er die localen Traditionen auf seinen Reisen sammelte und sich zum großen Theil auf versificirte Localgeschichten, gleich der korinthischen des Eumelos, stützen mußte, so lag es für ihn sehr nahe, den Stoff in derselben Weise örtlich zu gruppiren, wie er ihn vorgefunden hatte. Gleichwohl hätte er sich kaum entschlossen, seine Darstellung so heillos zu zersplittern, wenn er nicht auf jede künstlerische Wirkung mit vollem Bewußtsein verzichtet hätte. Nach Schönheit mochten die Verse-

schmiede streben, die das Volk bisher mit ihren Märchen betrogen hatten: sein Werk sollte nur der strengen Wahrheit dienen.

Also die Sagen der Hellenen waren lächerlich, und Hekataios wußte es besser. Prüfen wir an einem Beispiel, welcher Art dies Besserwissen war. Bekanntlich erzählte man, daß Herakles auf Befehl des Eurystheus zu Hades, dem Beherrscher der Todten, hinabgestiegen sei und den Höllenhund zurückgebracht habe; auf dem Vorgebirge Tänaron zeigte man dem Hekataios noch die Höhle, welche dem Zeussohne als Eingang zur Unterwelt gedient haben sollte. Wie konnte man nur solchen Unsinn glauben? Jeder aufgeklärte Mann, der die Segnungen der neuen Philosophie genossen hatte, wußte ja längst, daß es unter der Erde gar keine Götter gebe; auch ging die Höhle gar nicht so tief in den Berg hinein. Daraus folgte aber nicht etwa, daß die ganze Geschichte erfunden war. Daß Herakles eine historische Persönlichkeit sei, bezweifelte ja kein Mensch; wie die Schicksale des Jason und Oedipus, Achill und Odysseus, so waren auch seine Thaten zwar abergläubisch mißverstanden und poetisch ausgeschmückt, aber in der Hauptsache doch wahr. Es galt also nur, diesen wahren Kern aus seiner Umhüllung zu schälen, und das brachte Hekataios folgendermaßen zu Stande. In jener Höhle hatte eine böse Schlange gehaust, deren Gift unfehlbar tödtete. Da nun ihr Biß Jeden, den er traf, zur Hölle beförderte, und das Beißen auch zu den Eigenthümlichkeiten der Hunde gehört, so nannte man sie den Höllenhund. Dies gefährliche Thier hatte der tapfere Herakles lebendig gefangen und zu Eurystheus gebracht. Es war also ein ganz natürliches und durchaus glaubwürdiges Ereigniß gewesen, welches das Volksgeschwätz, durch den Namen des Höllenhundes irre geführt, zu jener lächerlichen Fabel umgestaltet hatte. — So war die Kritik beschaffen, die Hekataios mit stolzen Worten gleich im Eingange seines Geschichtswerkes angekündigt hatte.

Diese Umdeutung der alten Göttersage in scheinbar Mögliches, das dann sogleich für zweifellose Wirklichkeit erklärt wird, mag uns lächerlich erscheinen; doch sollen wir nicht verkennen, welchen Fortschritt seinen Vorgängern gegenüber selbst die Fehler des Hekataios darstellen. Zwar waren schon manche der alten Rhapsoden von zweifelsüchtigem Rationalismus nicht ganz freizusprechen gewesen. Wenn in der Ilias Zeus und Hera sich zanken und der lahme Hephaistos unter dem unauslöschlichen Gelächter der Götterversammlung mit der Weinkanne von Platz zu Platz hinkt, um in der erlauchten Gesellschaft Frieden zu stiften, oder wenn der Vater der Götter und Menschen von seinem listigen Gespons durch ganz raffinirte Koketterie betrogen wird, so merkt man deutlich genug, daß dem Sänger der Schalk im Nacken sitzt und daß er den hehren Chor der Unsterblichen mit sehr unehrerbietiger Ironie behandelt. Aber regte sich die Kritik auch schon im Stillen, so war sie doch niemals klar ausgesprochen, sondern höchstens durch den lustigen Ton der Erzählung angedeutet worden. Auch die Gelehrten, welche die genealogischen Dichtungen verfaßten und die Commissionen des Solon und Peisistratos zusammensetzten, hatten nie an dem Ueberlieferten zu rütteln gewagt. Nur wo in dem Epos selbst gar zu handgreifliche Widersprüche hervortraten, hatte

man schüchterne Ausgleiche versucht, die sich immer in den Bahnen der conciliatorischen Kritik bewegten. Dem gegenüber stellte sich Hekataios zum ersten Mal drei Aufgaben, welche die historische Forschung noch heute zu erfüllen strebt: erstens die Trübungen der Ueberlieferung als solche nachzuweisen, zweitens zu erklären, wodurch sie entstanden sind, drittens durch ihre Beseitigung die thatsächliche Wahrheit zu erschließen. Er war also auf dem Wege zu einer ganz richtigen Methode, nur wandte er sie auf Gegenstände an, die jede quellenmäßige Behandlung ausschlossen. Aber dieser Tadel trifft nicht ihn persönlich, sondern die Anschauungen seiner ganzen Zeit.

Die hohe wissenschaftliche Bedeutung des Mannes ergibt sich wohl am deutlichsten daraus, daß während der ganzen Dauer des Alterthums kein einziger Forscher der rationalistischen Sagenkritik, die er in die Geschichtschreibung einführte, principiell widersprochen hat. An einzelnen ihrer Ergebnisse mochte man zweifeln; aber die Methode als solche ist von allen antiken Historikern ohne jede Ausnahme anerkannt worden. Ein Fortschritt auf diesem Gebiete ist nur insofern zu verzeichnen, als sie in immer weiterem Umfange angewendet wurde. Als man Alexander den Großen unter die Götter erhob und dann die meisten seiner Diadochen der gleichen Ehre theilhaftig wurden, da regte dies sogar einen findigen Kopf zu dem Gedanken an, die ganze Mythologie aus solchen Apotheosen sterblicher Menschen zu erklären und auf diese Weise in Geschichte umzudeuten. Der Mann, der etwa um 300 v. Chr. lebte, hieß Euemeros von Messene, und die „heiligen Aufzeichnungen", wie er sein Werk nannte, sind von dem späteren Alterthum nicht etwa verlacht worden, sondern galten immer, trotz mancher Zweifel im Einzelnen, als ein höchst glaubwürdiges Ergebniß ernster wissenschaftlicher Forschung. Als die römische Literatur entstand, waren sie eins der ersten griechischen Bücher, die ins Lateinische übersetzt wurden, und der sich dieser Arbeit unterzog, war kein Geringerer als Quintus Ennius, der größte Dichter des republikanischen Rom. Und selbst als das römische Reich schon seinem Untergange zuwankte, galten die trockenen Phantastereien des Euemeros noch immer als wohlbeglaubigte Geschichte und wurden von den christlichen Schriftstellern weidlich ausgenutzt, um aus ihnen Waffen in ihrem Kampfe gegen das Heidenthum zu schmieden.

Wenn die rationalistische Sagenkritik des Hekataios wegweisend für das ganze Alterthum geworden ist, so hat er in einer anderen Beziehung nur Keime gepflegt und groß gezogen, die schon in den poetischen Geschichtserzählungen der früheren Zeit massenhaft zerstreut waren; aber er hat es so systematisch und methodisch gethan, daß er auch auf diesem Gebiete als Bahnbrecher gelten darf. Die Aetiologie, d. h. die Lehre von den Ursachen der Dinge, ist ja noch heute der Kern und Zielpunkt jeder wissenschaftlichen Forschung. Natürlich hat sie auch in den historischen Studien der Griechen und Römer den ihr gebührenden Platz eingenommen, dabei aber eine so eigenthümliche Ausbildung erfahren, daß es unvermeidlich ist, hier näher darauf einzugehen.

Jeder regsame Geist, mag er auch noch so wenig ausgebildet sein, wird bei Erscheinungen, die ihm auffällig sind, den Drang in sich fühlen, nach den

Ursachen ihrer Entstehung zu forschen. Lebt er in einem naiven Zeitalter, so wird er die Erklärung lieber in einem persönlichen Urheber als in einem sachlichen Grunde finden; denn da man sich selbst und seinesgleichen am besten versteht oder zu verstehen meint, so ist der Naturmensch sehr geneigt, sich Alles dadurch zu verdeutlichen, daß er es vermenschlicht. Sieht er den Blitz niederfahren, so erkennt er darin das Geschoß eines Wesens, das stärker und mächtiger als er selbst, aber sonst ihm sehr ähnlich ist. In der Sonne erblickt er das Rad eines feurigen Wagens oder den goldenen Rundschild eines göttlichen Helden, im Monde mit seiner wechselnden Scheibe das Gewebe, das eine himmlische Frau immer wieder spinnt und auftrennt. So hat die ganze Mythologie ihren Ursprung in ätiologischen Speculationen; der Drang nach Verstehen und Wissen hat sie hervorgebracht. So wenig sie mit der Wissenschaft zu thun hat, ist sie doch schon ein Ergebniß des wissenschaftlichen Triebes, wie er sich zuerst im Menschen regt.

Von den Naturerscheinungen wendet sich dieser Trieb den historischen zu, bethätigt sich aber auch hier zunächst noch mit besonderer Vorliebe auf dem religiösen Gebiete. Namentlich sind es berühmte Heiligthümer, nach deren Entstehung man fragt, und dann pflegt in der Regel der Gott selbst für ihren Gründer ausgegeben zu werden. Ein sehr charakteristisches Beispiel dieser Art hat uns die Odyssee erhalten. Tief im innern Epirus lag eine Cultstätte, an der Poseidon und Odysseus gemeinsam verehrt wurden. Daß man im Binnenlande, fern von jeder Berührung mit der See, doch den Meergott anbetete, erschien auffällig, und man erfand dazu die bekannte Erklärung. Odysseus hatte den Zorn des Poseidon auf sich geladen und forschte bei dem berühmten Seher Teiresias, wie er ihn sühnen könne. Da ward ihm der Auftrag, ein Ruder auf die Schulter zu nehmen und ins Land hineinzuwandern, bis er zu Leuten komme, die vom Meere nichts wüßten und ihre Speisen ohne Salz genössen. Dafür solle es ihm ein Zeichen sein, wenn ein Begegnender das Ruder für eine Worfschaufel halte. An der Stelle, wo ihm dies widerfahre, solle er es in die Erde stoßen und dem feindlichen Gotte einen Cult gründen. Diese Erzählung ist durchaus typisch für die ganze ätiologische Gattung, namentlich auch insofern, als sich hier durch die Umdeutung des Gottes Odysseus in einen sterblichen König auch schon der Uebergang aus dem Mythischen in das scheinbar Historische vollzogen hat. Gegen diese Form des Berichtes hätte die Kritik eines Hekataios gar nichts einzuwenden gefunden, und jedenfalls haben seine Werke vieles ganz Aehnliche enthalten.

Nächst den Heiligthümern heftete sich das Interesse namentlich an zwei Fragen: erstens, wie waren die einzelnen Städte und Völker entstanden? zweitens, woher hatten sie ihre Sitten und Errungenschaften der Cultur? Daraus ergaben sich die beiden Hauptzweige der ätiologischen Forschung, die Gründungen (*κτίσεις*) und die Erfindungen (*εὑρήματα*), die schon in der epischen Dichtung ihre Rolle gespielt haben. Z. B. erzählt der homerische Hymnus auf Hermes von der Erfindung der Leier, und daß alle die versificirten Localgeschichten ausführlich bei der Gründung ihrer Stadt verweilten, würde sich ganz von selbst verstehen, auch wenn es bei Eumelos nicht aus-

drücklich überliefert wäre. Im weitesten Umfang aber sind diese Studien von Hekataios aufgenommen und von den übrigen Logographen fortgesetzt worden, ja wenn wir ihren Fragmenten trauen dürfen, muß die Aetiologie dreiviertel ihrer Bücher ausgefüllt haben.

Unter den Entstehungsgeschichten der griechischen Städte gibt es eine beträchtliche Anzahl, die wirklich historisch sind, und in diesem Falle kann sogar das Jahr der Gründung meist für wohlbeglaubigt gelten. Denn in den Colonien, die seit dem achten Jahrhundert ausgesandt wurden, hatte man wohl schon von Anfang an Verzeichnisse der jährlich wechselnden Magistrate geführt, an denen sich die Jahre, welche das Alter der Stadt ausmachten, ohne Schwierigkeit abzählen ließen. Anders stand es natürlich mit denjenigen Städten, deren Ursprung im grauen Alterthum verschwand; aber wo man keine Gründungsgeschichten fand, da erfand man sie. In der Regel hatte hier schon die Volkssage vorgearbeitet, aber wo Lücken blieben, da trat die Wissenschaft ein, und beide verfuhren dabei nach einer ganz festen, klar ausgebildeten Methode. Die sicherste Grundlage schien sich den Hypothesen darzubieten, wenn man irgendwo auf eine Namensähnlichkeit stieß. So zweifelte Keiner, daß das etruskische Cortona eine Colonie des kretischen Gortyna sein müsse, obgleich es tief im Binnenlande lag, also eine Besiedelung von der Insel aus, die doch jedenfalls nur zu Wasser hätte stattfinden können, sehr unwahrscheinlich war. Durch den Namen von Caieta (jetzt Gaëta) wurde man an Aietes erinnert, jenen mythischen Beherrscher von Kolchis, dem Jason das goldene Fließ geraubt hatte; folglich mußten die Argonauten den Ort gegründet und Medea ihn nach ihrem Vater benannt haben. Denn da die Phantasie der Geschichtschreiber mit den Stoffen des Epos erfüllt war, gehörte auch das zur Methode, die Gründungen der ältesten Zeit, wenn irgend möglich, an einen der mythischen Wanderer, Jason oder Herakles, Odysseus, Diomedes oder Aeneas anzuknüpfen. Und sowohl dieses als auch die Ableitung der Entstehungsgeschichte aus dem Namen der Stadt hat nicht nur das Alterthum, sondern auch noch das ganze Mittelalter hindurch gegolten. So stand es fest, daß die französische Stadt Troyes eine Colonie von Troja sei, und als Gründer von Paris galt selbstverständlich Paris, der Sohn des Priamos. Natürlich ging man dann auch weiter und erfand nach den Namen der Städte und Völker ihre eponymen Heroen. Die Hellenen stammten von Hellen ab, die Aeoler und Dorer, Achäer und Joner von seinen Söhnen und Enkeln, Aiolos und Doros, Achaios und Jon. Was von diesen und ähnlichen Geschichten Sage ist, was gelehrte Erfindung, läßt sich nur selten klar auseinander halten; auch kommt darauf sehr wenig an, da beide ganz in dem gleichen Sinne zusammenwirkten.

Neben den Namen wurden dann auch die Sitten zu Rathe gezogen. Wenn man z. B. bei den Sabinern dieselbe schlichte Frömmigkeit, dieselbe Einsilbigkeit und kriegerische Tüchtigkeit wahrnahm, wie bei den Lakedämoniern, so machte man sie flugs zu spartanischen Colonisten. Hiermit treten wir schon auf das Gebiet der „Erfindungen" hinüber; denn dieser Begriff wurde von den Alten viel weiter ausgedehnt, als wir ihn fassen. Nicht nur von jedem

Werkzeug, jeder Kenntniß und Fertigkeit wollten sie die Entstehung erforschen, sondern auch von jeder Sitte, ja fast von jeder menschlichen Thätigkeit. Dabei gingen sie von ganz demselben Standpunkt aus, wie das erste Kindesalter der Völker den Naturerscheinungen gegenüber. Dahinter war man zwar gekommen, daß der Blitz kein Geschoß, die Sonne kein feuriger Wagen war, und die Philosophie mühte sich ab, physikalische Erklärungen dafür zu geben; aber wo es sich um menschliche Dinge handelte, da suchte man noch immer nicht so sehr nach der Ursache, wie nach dem Urheber, und war ganz zufrieden, wenn man einen scheinbar historischen Namen fand.

Was auf diesem Gebiete jahrhundertelange Speculation ertüftelt hat, ist in der Naturgeschichte des Plinius, dort wo er von den wunderbaren Eigenschaften des menschlichen Geistes redet, übersichtlich zusammengestellt. Obgleich er in äußerster Kürze nur die Resultate gibt, füllt das Verzeichniß der Erfinder doch mehrere Seiten. Da erfahren wir nicht nur, wer zuerst ein Haus gebaut oder eine Stadt gegründet, Gesetze gegeben oder die Sclaverei eingeführt hat, sondern auch wer zuerst Wasser in den Wein mischte, wer zuerst ein Thier tödtete, und solche interessante Thatsachen zu Hunderten. Die Methode, nach der diese merkwürdigen Ergebnisse gefunden sind, ist in der Regel klar genug. Zunächst suchte man in Literatur und Sage, wo ein Gegenstand zuerst erwähnt wurde, und machte dann Denjenigen, mit dessen Namen er in Verbindung stand, frischweg zum Erfinder. Prometheus hatte als Erster einen Ochsen geschlachtet, weil er ja den Zeus um das Opferfleisch betrogen haben sollte; Danaos war der erste Schiffer gewesen, weil man ihn für den ältesten überseeischen Einwanderer in Griechenland hielt. Natürlich boten auch hier die Namensähnlichkeiten besonders geschätzte Handhaben dar. So gab es bei den Griechen ein Gefäß, das man Pheidon, „den Sparer“, nannte, weil es die Flüssigkeiten nur tropfenweise abfließen ließ; der Inhalt desselben scheint zugleich als Hohlmaß gedient zu haben. Da nun ein argivischer König thatsächlich gelebt hatte, der den Namen Pheidon führte, so wurde ihm zunächst die Erfindung jenes Hohlmaßes, später sämmtlicher Maße und Gewichte und endlich auch des Geldes zugeschrieben, weil dieses mit dem Gewicht im engsten Zusammenhange stand. In diesem Falle war der Namen historisch gegeben; besaß man aber keinen derartigen Anhaltspunkt, so benannte man wohl auch den Erfinder nach dem Gegenstande, den er erfunden haben sollte. So führte man das Feuerschlagen auf Pyrodes zurück, d. h. der Feurige, das Weinmischen auf Staphylos, d. h. Traube, das Jochen der Rinder an den Pflug auf Buzyges, d. h. Ochsenjocher. Wie nach der allgemeinen Annahme die Städtegründer ihre Schöpfungen nach sich selbst benannt hatten, so auch die Erfinder. Dem Korinthos von Korinth, dem Maron von Maroneia entsprachen Pheidon und Buzyges ganz genau.

Der Auszug des Plinius bietet uns nicht viel mehr als eine Reihe nackter Namen, doch haben seine Vorgänger, die er excerpirte, sich natürlich auch über die Anlässe den Kopf zerbrochen, welche die Erfindungen hervorgerufen hatten. Wie frei man in dieser Beziehung seine Phantasie spielen ließ, zeigt das Geschichtchen bei Herodot, das die Entstehung der Gesellschaftsspiele erklären

soll. Die Lyder, so erzählt er, litten einst unter langen Mißernten. Um nun die Zahl der fressenden Mäuler zu mindern, erfanden sie Brettspiel, Ball, Würfel und andere Spiele, mit denen sich die Hälfte des Volkes immer einen Tag lang ergötzen mußte, während die andere Hälfte aß. Indem man so abwechselnd den einen Tag sich sättigte, den andern sich amüsirte und über dem Spiel das Essen vergaß, hungerte man sich ganz vergnüglich volle zwölf Jahre durch.

Ein Gegenstand der Forschung, der in engster Beziehung zu den Erfindungen steht, sind dann die Uebertragungen derselben von einem Volk auf das andere. Wo die Alten bei zwei Stämmen irgend etwas Gemeinsames wahrnahmen, da sind sie niemals auf die Erklärung gekommen, die uns heute als die naturgemäßeste erscheint, daß nämlich ein gleicher Culturzustand und gleiche Lebensbedingungen auch ganz unabhängig von einander entsprechende Erscheinungen hervorbringen können, sondern immer führen sie diese auf Entlehnung zurück. Natürlich werden dabei diejenigen Völker, welche man für jünger hielt, als die empfangenden, die älteren als die gebenden betrachtet; die Frage gewann daher große wissenschaftliche Bedeutung, welches Volk denn nun das alterälteste sei. Wie Hekataios erzählte, soll sich der ägyptische König Psammetich an ihre Lösung gemacht haben, und dies zwar in höchst eigenthümlicher Weise. Er ließ ein paar neugeborne Kinder in strengster Abgeschlossenheit durch Frauen aufziehen, denen er die Zungen hatte ausschneiden lassen, so daß ihre Pfleglinge kein menschliches Wort zu hören bekamen. Als sie nun im zweiten Lebensjahre standen, bemerkte man, daß sie den Eintretenden „beck, beck“ entgegenriefen und dabei die Hände ausstreckten. Der König beobachtete dies selber und ließ dann bei allen ihm bekannten Völkern nachforschen, ob irgend eines davon ein ähnlich lautendes Wort besitze. Dabei stellte es sich heraus, daß bei den Phrygern *βέκος* „Brot“ bedeutete. Da folglich ihre Sprache der Ursprache der Menschheit am nächsten stand, hielt sie Psammetich für das älteste aller Völker. Ob die Geschichte wahr ist, wissen wir nicht; möglich ist sie ohne jeden Zweifel. Und was uns für unseren Gegenstand namentlich interessirt, sowohl Hekataios als auch Herodot betrachteten das Experiment des Königs als durchaus zweckentsprechend und sein Ergebniß als sehr dankenswerthe historische Errungenschaft.

Auf die ätiologische Forschung hat sie freilich keinen großen Einfluß ausgeübt; denn um die Phryger hat sich diese nicht zu viel gekümmert, sondern nur ganz im Allgemeinen das Princip befolgt, die Sitten und Erfindungen von Osten nach Westen wandern zu lassen, was ja auch in der That nicht unrichtig ist. Natürlich war man auch nicht in Verlegenheit, die Canäle zu entdecken, durch welche sich jene Uebertragungen vollzogen haben sollten. Für Griechenland benutzte man dazu meist die mythischen Einwanderer aus dem Orient, wie den Phönicier Kadmos oder den Aegypter Danaos; in Italien hat man theils an Aeneas und Odysseus, theils an die historischen Colonisationen angeknüpft, oder wo solche sich nicht nachweisen ließen, erfand man sie. Wir haben schon gesehen, daß man in diesem Sinne die Sabiner zu spartanischen Auswanderern gemacht hat, und einen der römischen Könige,

den Tarquinius Priscus, erklärte man für den Sohn eines vertriebenen Korinthers, nur um in seiner vermeintlichen Gesetzgebung eine Begründung für die vielen Aehnlichkeiten finden zu können, die man zwischen den Einrichtungen Roms und der griechischen Staaten entdeckt hatte.

Die Beispiele, welche wir hier für die ätiologischen Speculationen der Alten zusammengestellt haben, waren nur zum kleinsten Theil dem Hekataios entlehnt; doch daß alle Späteren die Methode, die er theils aus Sage und Epos übernommen, theils selbständig weitergebildet hatte, ohne wesentliche Veränderung fortsetzten, läßt sich aus seinen Fragmenten mit Sicherheit beweisen. Auch auf diesem Gebiete war er bahnbrechend; denn unstreitig liegt in der consequenten Durchführung jenes Strebens, alles Bestehende zu begreifen, indem man seinen Ursprüngen nachgeht oder, wo sie nicht überliefert sind, sie durch Combination zu finden sucht, ein großer wissenschaftlicher Fortschritt. Aber leider bedingt jede Vertiefung des historischen Denkens auch ein freieres Schalten mit dem gegebenen Quellenstoffe, von dem die Forschung doch immer ausgehen muß. Wer bis zum Anfang unseres Jahrhunderts eine Geschichte der älteren römischen Republik verfaßte, der bot nicht viel mehr als eine Paraphrase des Livius; dagegen läßt es sich bei Niebuhr und Mommsen kaum noch erkennen, daß sie in der Hauptsache doch auch auf denselben Autor zurückgehen. Aber wenn bei ihnen die Quelle fast verschwindet, so tritt dafür das Bild der Zeit, die sie schildern wollen, nur um so leuchtender hervor, weil sie mit moderner Anschauungsweise und moderner Methode an den Stoff herangetreten sind. Bei den Alten hat die historische Forschung niemals ihre Kinderschuhe ausgetreten; wenn sie Kritik anwenden, ist daher die einzige Folge, daß die Ueberlieferung getrübt wird, ohne daß doch der Gegenstand selbst aufgehellt würde. Am besten wäre *unseren* Zwecken ja gedient, wenn das Material, welches die antiken Historiker benutzt haben, auch uns noch ganz roh und unverarbeitet vorläge. Da dies leider nicht der Fall ist, so sind diejenigen für uns die brauchbarsten, welche ihre Quellen am gedankenlosesten und folglich auch am treuesten abschreiben. Man bedenke, wie es um unsere Kenntniß der griechischen Mythologie bestellt wäre, wenn wir nichts Anderes davon wüßten, als was die rationalistische Sagenkritik eines Hekataios und Euemeros aus ihr gemacht hat! Nur daß minder kritische Geister uns die Mythen in ihrer ursprünglichen Gestalt erhalten haben, gewährt uns einen Einblick in das Wesen der griechischen Religion. Bei denjenigen Dingen aber, welche der wirklichen Geschichte angehören, tritt es nur zu oft ein, daß die älteste Form der Ueberlieferung durch die jüngeren völlig verdrängt ist, und diese pflegen dann um so schlechter zu sein, je selbstthätiger sie „kritisch" ausgestaltet sind. So bedeutet fast jeder wissenschaftliche Fortschritt des Alterthums für uns einen Verlust an unverfälschtem historischen Wissen. Hekataios hat die antike Geschichtschreibung in die Bahnen der Kritik geleitet und ist eben dadurch für *unsere* Forschung zum Manne des Verhängnisses geworden. Er denkt so klar und unabhängig wie wenige seiner Zeit, aber „er denkt zu viel; die Leute sind gefährlich".

Nur in einer Beziehung haben auch wir ihm dankbar zu sein. Er hat von den Ereignissen, die er selbst erlebt hatte, einen Bericht hinterlassen und uns dadurch die Kenntniß einer der wichtigsten Epochen der griechischen Geschichte vermittelt. Denn daß seine Erzählung bis auf das eigene Leben des Verfassers herabgeführt war, halte ich für eine sichere Thatsache, und das zwar aus folgenden Gründen.

Vielleicht kennen noch einige meiner Leser die historischen Zeitromane des sogenannten Gregor Samarow, die bei ihrem Erscheinen großes Aufsehen erregten, jetzt aber fast vergessen sind. In ihnen tritt mehrfach ein gewisser Geheimrath Meding auf, der Alles voraussieht und immer die besten Rathschläge gibt; doch weil sie nie befolgt werden, nimmt das Verderben dennoch seinen Lauf. Eine feine Nase hätte schon hieraus Witterung gewinnen können, daß jener Herr Geheimrath dieselbe Person war, die sich unter dem Autornamen Gregor Samarow verbarg, was später ja auch allgemein bekannt wurde. Genau dieselbe Kassandrarolle spielt in der Geschichte des jonischen Aufstandes, wie sie uns bei Herodot überliefert ist, unser Hekataios. Da er an vielen anderen Stellen des herodoteischen Werkes nachweislich benutzt ist, so kann man wohl mit Sicherheit behaupten, daß auch diese Erzählungen aus der gleichen Quelle herstammen. Denn von Rathschlägen, die ohne jede Folge bleiben, weil kein Mensch sie beachtet, erzählt die Geschichte sehr selten, wenn nicht der Geschichtschreiber selbst der unglückliche Rathgeber ist.

Tagesereignisse hatten schon die fahrenden Sänger gefeiert, und auch von den Localgeschichten in Versen waren wohl manche bis auf die Zeit der Verfasser herabgeführt. Gerade auf diesem Gebiete aber war der Uebergang von der Poesie zur Prosa von ganz besonderer Wichtigkeit; denn jedenfalls macht es auch sachlich einen großen Unterschied, ob man die Thaten der Mitlebenden besingt oder schlicht erzählt. Daß Hekataios dies zum ersten Mal versuchte, war eine hochbedeutsame Neuerung; nur hierdurch wurde er zum Vater der griechischen Historiographie, ein Ehrenname, den die Alten sehr mit Unrecht dem Herodot beigelegt haben. Denn wirkliche Geschichte beginnt erst da, wo Zeitgenossen von Dingen berichten, die sie persönlich beobachtet haben und für deren Wahrheit sie einstehn können. Freilich müssen einem Geiste, dessen historische Auffassung ganz mit Mythen großgenährt ist, auch die eigenen Erlebnisse in sagenhaftem Licht erscheinen. Hekataios konnte nicht Alles selber sehen, und was ihm von Anderen erzählt wurde, glaubte er um so lieber, je mehr es den ihm vertrauten Fabeln ähnelte. Kamen ihm also über dasselbe Ereigniß zwei verschiedene Berichte zu Ohren, so bevorzugte er sicher denjenigen, der poetischer und schöner klang, und den wir gerade aus diesem Grunde für den unwahrscheinlicheren halten würden. Deshalb liest sich auch die Geschichte des jonischen Aufstandes bei Herodot, der ihn nach Hekataios geschildert hat, wie eine Sammlung hübscher Fabeln, und zum großen Theil ist sie es wohl auch in Wirklichkeit. Dazwischen aber tauchen immer wieder große Stücke echter Geschichte hervor, deren Erhaltung wir einzig dem Hekataios verdanken.

Die übrigen Logographen wandelten alle in den Bahnen ihres Führers und Meisters. Auch sie verzichteten auf jede künstlerische Wirkung und wandten,

soweit sie allgemeine Weltgeschichte schrieben, die geographische Disposition an; auch sie verweilten mit besonderer Vorliebe bei den Gründungen und Erfindungen, führten aber meist auch ihre Erzählung bis auf die eigene Zeit herab; auch sie gingen den Sagen mit rationalistischer Kritik zu Leibe und suchten aus der Mythologie Geschichte zu machen. Nur einen Fortschritt scheinen sie ihrem Vorbilde gegenüber gemacht zu haben, freilich einen sehr wichtigen. Sie begründeten die wissenschaftliche Chronologie, indem sie von der Urkundenforschung ausgingen.

Zwar läßt sich kaum bezweifeln, daß schon Hekataios urkundliche Nachrichten gesammelt hat. Wie heute der Reisende in erster Linie die Museen und Kirchen einer fremden Stadt aufsucht, so ging er damals zuerst in die Tempel, die Kirchen und Museen zugleich waren, daneben aber auch die Stelle unserer Archive vertraten. Denn wichtige Urkunden wußte man nicht besser vor der Zerstörung zu bewahren, als indem man sie in einem Heiligthum niederlegte und sie so unter den Schutz der Götter stellte. Doch die beschriebenen Marmortafeln, die sich in langer Reihe an den Wänden hinzogen, fesselten nicht so sehr die Aufmerksamkeit, wie die Ueberfülle kostbarer Weihgeschenke aus Gold und Silber, Erz und Stein; theils waren es Kunstwerke der ersten Meister, die durch ihre Schönheit das Auge auf sich zogen, theils erregten sie Staunen durch die Kostbarkeit ihres Materials, theils interessirte der Name des Stifters oder das historische Ereigniß, das zu ihrer Widmung Anlaß gegeben hatte. Ueber dieses gab meist eine Inschrift Kunde und, wo sie fehlte oder der Wißbegier des Fremden nicht genügte, da traten mündliche Erzählungen ergänzend ein. Denn wer diese Merkwürdigkeiten beschaute, der ließ sich gern von den Priestern oder, falls sie beschäftigt waren, von den Tempelsclaven, die unseren Küstern ungefähr entsprachen, dasjenige, was er sah, erklären. Nun waren zwar die Reisenden damals viel seltener als heutzutage, aber ganz gefehlt haben sie nie, und an Orten, die von ihnen besonders viel besucht wurden, wie Delphi oder Olympia, war man auf sie eingerichtet. Man wußte ganz genau, wonach sie zu fragen pflegten, und hatte die Antworten längst bereit. Dasselbe Fremdenführerlatein, wie wir es aus den Kirchen Italiens gewohnt sind, hat auch der gute Hekataios mit anhören müssen. Man weiß ja, wie das zu sein pflegt. Kommt man zum zweiten Mal in eine Kirche, die man vielleicht vor zwanzig Jahren schon einmal besucht hat, so ist der Küster zwar in der Regel ein anderer, aber was er erzählt, sind genau dieselben Dinge, meist auch mit ganz denselben Worten vorgetragen, wie man sie das erste Mal gehört hatte. Es ist eben etwas auswendig Gelerntes, das von der einen Generation von Fremdenführern der anderen getreulich weitergegeben wird, ganz ähnlich wie die Lieder der Rhapsoden. Wie aber diese gerade durch ihr mechanisches Nachsagen sehr alte Epen, nur wenig verändert, erhalten haben, so verlieh auch die stete Wiederholung den Erklärungen der Küster eine Festigkeit, wie sie der rein mündlichen Tradition unter anderen Verhältnissen nicht eigen zu sein pflegt. Ein volles Jahrhundert, ehe Herodot Delphi besuchte, war dort der Tempel abgebrannt und durch einen neuen ersetzt worden. Trotzdem konnte man ihm noch genau an-

8*

geben, an welchem Fleck des untergegangenen Gebäudes die Weihgeschenke gestanden hatten, die aus den Flammen gerettet waren; ja von den Goldsachen wußte man sogar noch, wie groß ihr früheres Gewicht gewesen war und wie viel der Brand von ihnen abgeschmolzen hatte. Wenn selbst diese unbedeutenden Nebenumstände so fest im Gedächtniß der Fremdenführer hafteten, wie viel mehr die historischen Thatsachen, welche die Spenden veranlaßt hatten! So knüpft zum Beispiel bei Herodot fast die ganze Geschichte des Krösus an Weihgeschenke an, die von ihm theils in Delphi, theils in anderen Heiligthümern aufbewahrt wurden; man kann daraus mit Sicherheit schließen, daß sie zum allergrößten Theil auf jenen Küstergeschichten beruht.

Freilich ist gerade dies Beispiel nicht sehr geeignet, ein besonders günstiges Vorurtheil für ihre Wahrhaftigkeit zu erwecken; denn was uns von Krösus berichtet wird, ist ja mit den offenkundigsten Fabeleien so durchsetzt, daß der historische Kern darunter fast verschwindet. Darum aber darf man die braven Ciceronen von Delphi nicht gar zu hart verurtheilen. Ein Fremder fragt oft mehr, als zehn Küster beantworten können, wenigstens wenn sie sich streng an die Wahrheit halten; um ihn zufriedenzustellen, denkt man sich irgend etwas aus, und hat die Erfindung Beifall gefunden, so geht sie natürlich in das stehende Inventar über und wird endlich auch von den Erzählern selbst geglaubt. Dazu kam dann noch, daß man für die Ehre des Orakels Sorge zu tragen hatte und jeden Makel, der darauf fallen konnte, beseitigen mußte. Auf diese Weise ist der ganze Herodot, namentlich aber seine Geschichte des Krösus, zu einem Loblied auf die Unfehlbarkeit des Delphischen Gottes geworden, und wo eine leise Dissonanz hineintönt, da wird sie alsbald befriedigend aufgelöst. Daß ein König, der so viele und so kostbare Weihgeschenke in den Tempel gestiftet hatte, dem Cyrus unterliegen mußte und noch dazu, weil er nach dem zweideutigen Orakel des Apollo über den Halys gegangen war, schien allerdings sehr bedenklich. So fragt denn auch Krösus in Delphi an, ob es Sitte der griechischen Götter sei, sich undankbar gegen ihre Wohlthäter zu erweisen, erhält aber eine Antwort, gegen die sich gar nichts einwenden läßt. Schon seinem Ahnherrn Gyges, der die Herakliden vom lydischen Thron verdrängt hatte, war ja das Orakel geworden, daß seine Nachkommen in der fünften Generation die Rache treffen werde. Dieser vorausbestimmte Zeitpunkt war mit der Regierung des Krösus eingetreten, und gegen einen unabwendbaren Schicksalsschluß konnte selbst Apollo nichts ausrichten.

Aber mochten diese Küstergeschichten auch zum großen Theil Erfindungen sein, sie enthielten doch etwas von guter, echter Ueberlieferung, und in einer Zeit, für welche die Quellen so spärlich fließen, müssen wir für jedes Körnchen Wahrheit dankbar sein. Zudem waren die Lügen fast immer so naiv, daß sie für das schärfere Auge des modernen Kritikers auf den ersten Blick zu durchschauen sind, und das Wahre beruhte auf urkundlicher Grundlage, da jene Erklärungen meist an die Inschriften der Weihgeschenke anknüpften. Reicheres und unverfälschteres Material hätten freilich die Staatsverträge, Gesetze und Ehrendecrete bieten können, die, auf Steinplatten eingegraben, zu

Hunderten in den Tempeln und den sie umgebenden Bezirken umherstanden. Aber dieser Quellenschatz ist von Hekataios und seinen nächsten Nachfolgern, wenn überhaupt, so doch sicher nur in sehr beschränktem Maße ausgebeutet worden. Der Grund lag wohl zum Theil in seiner großen Masse, die auf ungeübte Forscher geradezu beängstigend und erdrückend wirken mußte. Zudem ist es auch gar nicht leicht, Urkunden richtig zu benutzen, namentlich wenn sie sich auf eine Zeit beziehen, über die man sehr schlecht unterrichtet ist. Was sollte z. B. Hekataios mit einem Friedensvertrage anfangen, wenn er von dem Kriege, der durch ihn zum Abschluß gekommen war, gar nichts wußte? Jede Urkunde bietet nur vereinzelte Thatsachen, die erst dann Bedeutung gewinnen, wenn man sie in einen größeren Zusammenhang einreihen kann. Dies zu Stande zu bringen, gelingt uns selbst heute nicht immer: wie viel schwerer mußte es also den Geschichtschreibern jener Zeit sein, die historisch so wenig geschult waren! Endlich aber besaß Hekataios aus dem Epos und den historischen Liedern der einzelnen Städte, aus den Erzählungen seiner Gastfreunde und den Geschichten der Priester und Küster einen so reichen Stoff, daß er ihn nur schwer bewältigen konnte: warum sollte er sich also die Mühe geben, ihn aus den Urkunden noch zu vermehren? Erst in sehr viel späterer Zeit, als man nicht mehr so aus dem Vollen schöpfen konnte und, wenn man noch etwas Neues bieten wollte, jedes verstreute Bröcklein der Ueberlieferung fleißig auflesen mußte, ist daher die Urkundenforschung zu den Ehren gelangt, die ihr gebühren.

Auch die nächsten Nachfolger des Hekataios werden es wohl kaum der Mühe werth gefunden haben, in den Tempeln herumzustehen und Inschriften abzuschreiben, eine Arbeit, die dadurch noch größer geworden wäre, daß ja sehr viele davon in fremdartigen Alphabeten abgefaßt waren. Wohl aber zogen sie eine Art von Urkunden heran, die in Jedermanns Händen waren und sich daher viel bequemer benutzen ließen; ich meine die Magistratsverzeichnisse der einzelnen Städte. Dem Charon von Lampsakos, einem jüngeren Zeitgenossen des Hekataios, kommt das Verdienst zu, die historische Bedeutung dieser Denkmäler erkannt und sie zuerst für die Chronologie ausgebeutet zu haben.

Soweit die antiken Staaten monarchisch regiert waren, haben sie, von vereinzelten Ausnahmen abgesehn, nach Königsjahren gerechnet. Jede Zeitbestimmung mußte daher nothwendig zweierlei enthalten: erstens den Namen des Herrschers, zweitens die Ordnungszahl seines damals laufenden Regierungsjahres. Diese Sitte hat in den griechischen Gemeinden nachgewirkt, auch nachdem sie zur republikanischen Staatsform übergegangen waren; nur trat an die Stelle des Königs der höchste Beamte, und weil dieser regelmäßig nur ein Jahr regierte, so konnte man die Zahl weglassen. Früher hatte man gesagt: „im dritten Jahre des Königs Kodros;“ jetzt sagte man einfach: „im Jahre des Archonten Solon.“ So hat sich bei den antiken Völkern die höchst unpraktische Gewohnheit ausgebildet, daß sie die Jahre nicht, wie wir es thun und auch sie selbst es Anfangs gethan hatten, mit einer Zahl, sondern nur mit einem Namen bezeichneten. Daraus ergab sich die Folge, daß jede Datirung

unverständlich war, wenn man nicht die Reihenfolge der höchsten Magistrate genau kannte. Die Könige, welche doch meist längere Zeit regierten, hatte man, so weit das Bedürfniß es erforderte, leicht im Gedächtniß behalten; bei jährlich wechselnden Beamten dagegen wurden schon sehr früh schriftliche Hülfsmittel nöthig. So haben die Magistratslisten gewiß zu den ältesten Denkmälern gehört, die überhaupt in Griechenland durch die Schrift aufgezeichnet wurden, und da man sie immer wieder abschrieb und durch die neu hinzukommenden Namen vervollständigte, waren sie in vielen Exemplaren verbreitet und allgemein zugänglich.

Ob man diesen Hülfsmitteln der Zeitrechnung auch historische Notizen hinzufügte und auf diese Weise die Magistratsverzeichnisse zu kurzen Chroniken machte, ist bis jetzt noch eine streitige Frage, die aber jedenfalls nicht allgemein für ganz Griechenland, sondern nur für jede Stadt besonders gestellt werden muß. Für Athen glaube ich sie mit voller Sicherheit verneinen zu können, mit einiger Wahrscheinlichkeit auch für Milet. Doch hindert dies nicht, daß vielleicht in Lampsakos, der Heimath des Charon, und in anderen Gemeinden solche Chroniken existirten. Aber auch wenn die Listen nichts weiter als die nackten Beamtennamen enthielten, konnten sie für die chronologische Forschung von hohem Werthe sein. So hat z. B., wie uns ausdrücklich überliefert ist, Peisistratos die Herrschaft über Attika in der Weise ausgeübt, daß er immer sich selbst oder einen seiner nächsten Anverwandten in das Archonten-Collegium wählen ließ. Man konnte also schließen, daß in denjenigen Jahren, wo kein Peisistratide in der Liste vorkam, die Tyrannis eine Unterbrechung erlitten habe, und danach die Verbannungen ihres Begründers mit großer Wahrscheinlichkeit datiren. Feierte ein historisches Lied einen Sieg, so nannte es meist wohl auch den Namen des Feldherrn; falls nun dieser, wie es die Regel war, zu den höchsten Beamten des Staates gehörte, konnte man ihn auch in den Listen verzeichnet finden, und so das Jahr der Schlacht bestimmen. Auf diese und ähnliche Weise ließen sich sehr viele Ereignisse, die ursprünglich zeitlos überliefert waren, mit größerer oder geringerer Sicherheit chronologisch fixiren.

Schon Hekataios hatte sich mit chronologischen Fragen beschäftigt; aber da die Alten das Werk, in dem er diese Untersuchungen niedergelegt hatte, Genealogien nannten, so wird man wohl annehmen müssen, daß er seine Zeitbestimmungen nach dem Muster des Hesiod an die Stammbäume anknüpfte und folglich nur nach Generationen datirte. Wenn Charon an die Stelle dieses weiten und schwankenden Begriffes die feste Einheit des Jahres setzte, so war dies jedenfalls ein bedeutender wissenschaftlicher Fortschritt, aber auch er hat, wie das mit diesen Fortschritten des Alterthums meistens der Fall ist, mehr zur Fälschung als zur Klärung der Geschichte beigetragen.

Wer seine Darstellung in die Form von Annalen kleidete, der war gezwungen, jedes Ereigniß, von dem er zu berichten hatte, einem bestimmten Jahre zuzutheilen. Chroniken, die dazu einen festen Anhalt geboten hätten, gab es, wenn überhaupt, so doch nicht in allen Städten, von denen man erzählen mußte; jedenfalls kannten Charon und seine Nachfolger sehr viele

Thatsachen nur aus Epen und Liedern, die immer zeitlos sind, andere aus dem Hekataios, der nach Generationen, nicht nach Jahren rechnete. Einzelne davon ließen sich, wie wir gesehen haben, mit gewissen Beamtencollegien in Verbindung bringen; bei der großen Mehrzahl dagegen mußte der chronologische Ansatz entweder sehr hypothetisch oder auch ganz willkürlich sein, namentlich da man ihn in keine weiteren Grenzen als die eines Kalenderjahres einschließen konnte. Denn zu sagen, wie wir es in zweifelhaften Fällen thun würden: „dies geschah in der ersten Hälfte des sechsten Jahrhunderts“ oder „zwischen den Jahren 560 und 550“, verbot sich durch das annalistische Schema, das jeden Bericht auf einen Jahresbeamten festnagelte. Freilich war es dem Historiker nicht verwehrt, bei diesem oder jenem Ereigniß zu bemerken, daß seine Datirung unsicher sei. Aber wenn er dies wirklich that, was durchaus nicht immer geschah, wo es hätte geschehen sollen, so ist seine Vorsicht für uns doch meist wirkungslos geblieben. Denn nur in wenigen Fällen sind uns die Originalquellen erhalten, und diejenigen, welche sie abschrieben, wiederholten ihre Zweifel nicht, sondern erzählten jedes Ding ganz unbefangen und sicher unter dem Jahre, bei dem sie es verzeichnet fanden. So tritt manche Zeitbestimmung, die Anfangs nur schüchterne Hypothese gewesen war, in den abgeleiteten Quellen, die uns vorliegen, mit der Miene der zweifellosen Gewißheit auf, und wir besitzen kein Mittel, um in jedem Falle die Sicherheit der chronologischen Ueberlieferung zu prüfen.

Noch bedenklicher gestaltete sich diese, sobald die Alten den weiteren „Fortschritt“ machten, die Zeittafeln verschiedener Staaten mit einander zu vergleichen und die eine aus der anderen zu corrigiren. Ein Beispiel wird dies deutlich zeigen. Die Athener hatten das Bestreben, aus ihrer ältesten Geschichte alle Spuren von Revolution und Gewaltsamkeit möglichst auszulöschen. Wie sie die Vereinigung der Landschaft Attika, den sogenannten Synoikismos, der gewiß nur durch Blut und Eisen zu Stande gekommen ist, als das Werk freundlicher Ueberredung durch ihren Helden Theseus darstellten, so sollte auch die Abschaffung des Königthums bei ihnen ganz friedlich und gemüthlich vor sich gegangen sein. Angeblich waren die Dorer nach der Eroberung des Peloponnes auch gegen Athen herangezogen, und Kodros hatte, um das Land vor ihnen zu retten, freiwillig sein Leben geopfert. Da hatten die Athener gemeint, daß sie einen so guten König doch nicht wiederkriegten, und waren aus reiner Dankbarkeit und Verehrung für ihren verstorbenen Herrscher zur republikanischen Staatsform übergegangen. Das Geschichtchen ist thöricht genug, aber man glaubte es, und damit schien denn auch die Thatsache gegeben, daß der Beginn der attischen Archontenreihe zeitlich mit dem Ende der dorischen Wanderung zusammenfalle. Für diese meinte man auf Grund der Königslisten von Sparta und Argos, deren Echtheit freilich auch sehr problematisch ist, ein sicheres Datum gefunden zu haben; doch leider überzeugte man sich, daß, wenn man an dem Verzeichniß der Archonten die Jahre abzählte, man lange nicht so hoch hinauf gelangte, wie es für jene vermeintliche Gleichzeitigkeit erforderlich war. Daraus würden wir schließen, daß entweder der Tod des Kodros Fabel oder die Jahre der dorischen Wanderung falsch

berechnet seien; die Alten dagegen betrachteten ohne jede Kritik beides als feststehende Daten, an denen sich nicht rütteln lasse. Folglich blieb ihnen nur die Hypothese übrig, daß von den attischen Archonten manche sehr viel länger als ein Jahr ihr Amt geführt hätten. So construirten sie denn zuerst eine Reihe von lebenslänglichen, dann eine zweite von zehnjährigen Archonten, denen erst am Schluß die einjährigen folgten, und gewannen auf diese Weise die Möglichkeit, ihre Liste über eine ganz beliebige Zeit auszudehnen. Aber diese Hypothese tritt in unserer Ueberlieferung nicht etwa als Hypothese auf, sondern als ganz zweifellose Gewißheit, und noch heute kann man im kleinen Plötz lesen:

1068. Codrus, der letzte König von Athen.
1068—752. Archonten auf Lebenszeit.
752—682. Archonten auf zehn Jahre.

Dies ist nur ein Beispiel aus vielen, doch wird es für den Beweis genügen, daß die chronologische Forschung der Alten der wirklichen historischen Erkenntniß viel mehr geschadet als genützt hat. Auch auf diesem Gebiete haben sie redlich gearbeitet und so viel geleistet, wie sie nach dem Standpunkt ihrer Kritik leisten konnten; aber die Resultate dieser Arbeit, selbst die Schriften des hochberühmten Eratosthenes nicht ausgenommen, sind für uns nur da, um widerlegt zu werden.

(Ein zweiter Artikel folgt.)

Das Blumenschiff.

Ein Ostseemärchen

von

Hans Hoffmann.

[Nachdruck untersagt.]

In einer reichen Seestadt an der Ostsee mit vielen herrlichen Kirchen und anderen Prachtgebäuden gab es in einem Winkel an der Mauer ein einsames Haus, schwarz, kahl und verfallen, ganz unwohnlich und verdrießlich zu sehen von außen und innen. In diesem hausten eng mit einander ein Häuflein Jünglinge und Knaben, lauter Waisenkinder, Findlinge oder auch verfahrene Schüler; sie wurden von der Stadt da ein wenig verpflegt, daß sie nicht völlig zu Tode kamen; dafür mußten sie harte Dienste leisten mit Graben, Karren und Sacktragen, denn es schien dem Rath nicht geziemend, daß sie ihr Brot umsonst äßen, weil sie das doch beschämen müßte; auch sparte man olcher Art im Winter Tags über die Feuerung.

Unter diesen Allerärmsten war ein junger Geselle noch elender als sie Alle, weil er schwächlichen Leibes war und zu rechter Arbeit nicht taugte. Darum mußte er in der Stube mit saurem Schreibwerk sich plagen vom Morgen bis zum Abend und mußte für die Rathsherren die schrecklichste Gelehrsamkeit aus den Büchern zusammenlesen und in die Acten eintragen, denn so etwas verstand er, sie aber nicht; und er that das Winters mit steif gefrorenen Fingern bei dünnen Suppen, denn er durfte sich nur lockeres Reisig von der Mauer zusammenrupfen zum Heizen und Kochen. Um solcher Beschäftigung willen verachteten ihn auch seine Gefährten; er hatte Niemanden, der ihm wohl wollte, und Niemanden, dem er sein Herz gab. Er kannte keine Freude den ganzen Tag; nur daß er manchmal Abends, wenn die Sonne zum Sinken kam, in der Stille auf die Stadtmauer klomm und von ihrer Höhe ein kurzes Weilchen sehnsüchtig hinaus blickte auf die Schönheit des Meeres; dazu sang er leise ein wehmüthiges Lied, das manchem hastenden Wanderer fremdartig und schaurig von oben zum Ohre kam.

Dieser arme Schreiber hatte vor vielen Jahren, da er noch ein kleines Kind war, einmal eine Freude erlebt. Ein schönes, kleines Mädchen in reichen

Kleidern traf ihn eines Tages auf der Wiese vor dem Thor, sah sein blasses Gesichtchen und sagte freundlich zu ihm: „Du bist gewiß unglücklich.“

Und als er still nickte, redete sie weiter: „Ich möchte Dir gern etwas schenken, habe aber nichts bei mir.“

Doch griff sie suchend herum und zog eine Blume aus ihrem Zöpfchen, die gab sie ihm in die Hände; es war eine schöne, fremde Blume, die er gar nicht kannte. Und zum Abschied sprach sie: „Du wirst sicherlich auch einmal glücklich werden wie ich; und wenn Du das geworden bist, dann komm zu mir und sag's mir; ich möchte es gern wissen, damit ich mich drüber freuen kann.“

So ging sie von ihm, und er sah sie niemals wieder in allen den Jahren, und er wußte auch nicht, wer sie war, noch wo sie wohnte. Doch ihre Gabe und ihre Bitte konnte er nicht vergessen. Seitdem hatte er nie wieder eine Freude gehabt.

Nach diesen Jahren aber gab es einmal einen so harten Winter, daß nicht allein die Flüsse und Binnengewässer bis auf den Grund ausfroren, sondern auch die große Ostsee ganz und gar mit einer dicken Eisdecke überzogen war; man konnte mit Pferden und Schlitten darüber hinfahren, so weit man wollte. Die Sonne schien Wochen lang in blitzender Helle auf die weiten Eisflächen, aber sie gab nicht so viel Wärme wie ein Talglicht auf einem Kirchenleuchter. In den Nächten aber hielten sogar die Diebe sich ruhig, und die Wächter konnten sich aufthauen in einer guten Schenke bei Warmbier und Schlummersüppchen. Wer aber hinaus trat, unter dessen Füßen knarrte und klirrte und knirschte es vor Frost.

Wer aber einen starken Pelz besaß und einen Fußsack, und dazu einen großen Punschkessel, der fuhr Mittags doch gern auf einem Schlitten hinaus flußabwärts zwischen den abgetakelten Schiffen hin bis auf die freie See. Die war im Herbste so wild gewesen mit schäumenden Wogen und ließ sich jetzt friedfertig von Hufeisen schlagen; das hatte noch Niemand erlebt und gesehen. Und so war dort alle Tage ein fröhliches Leben auf Meilenweite hinaus mit Schellengeläut und wehenden Decken und Federbüschen von buntester Pracht. Und ward sehr viel heißer Punsch getrunken, und selbst die Pferde wurden damit getränkt wegen der grausamen Kälte.

Der arme Schreiber im Waisenhause aber konnte in dieser Zeit Abends nicht mehr auf die Mauer steigen, weil er dort in seinem dünnen Röckchen binnen Kurzem erfroren wäre; doch entdeckte er ein Fensterchen unter dem Dache, hinter dem es auszuhalten war, wenn die Mittagssonne darauf schien; durch dieses spähte er jetzt nach seiner Gewohnheit täglich auf das Meer hinaus.

Und er seufzte im Herzen: Ich wollte, ich dürfte dort hinaus ziehen, in der Ferne ein Glück zu suchen, wo es einzig für mich zu finden ist; und hätte ich eins gefunden, auch das allerkleinste, ich würde nie wieder zurück denken an diese Stadt, wo ich geboren bin.

Da geschah es eines Tages, daß er weit in offener See ein Schiff zu sehen vermeinte unter vollen Segeln; und je schärfer er spähte mit seinen seekundigen

Augen, desto deutlicher unterschied er es nach Rumpf und Masten. Und er konnte auch erkennen, daß es dem Lande immer näher kam.

Ein Entsetzen ergriff ihn um der Leute willen auf dem Eise; denn er konnte nicht anders denken, als dieses müsse draußen auf See aufgegangen sein aus einem unbekannten Grunde: wahrscheinlich daß eine Sturmfluth heran rolle und das Eis bis zum Lande hin immer weiter zerbrechen müsse; und dann waren jene Schlittenfahrer Alle verloren.

Ohne viel Besinnen sprang er hinab auf die Gasse, so armselig bekleidet wie er war, und eilte spornstreichs zum Hafen und weiter auf dem Eise hinaus auf die See. Und sobald ihm draußen die ersten Menschen zu Gesicht kamen, schrie er ihnen keuchend entgegen:

„Ein Schiff! Ein Schiff! Um Gottes willen, rettet Euch!"

Diese Leute, die ihn hörten, blickten zuerst wohl verdutzt umher und erschraken ein wenig, aber als sie nichts sahen, fingen sie an zu lachen und riefen höhnisch: „Der Frost hat dem Schreiber die Sinne verdreht. Geschieht ihm ganz recht, warum zieht er keinen Pelz an!"

Er aber rannte immer weiter, ohne solcher Reden zu achten, überall rufend und warnend. Aber Niemand sah etwas von einem Schiffe.

Allein ganz urplötzlich war es wirklich da, ganz nahe dem dichtesten Schwarm der Menschen, daß Alle es erblickten. Und sie sahen mit starrem Grauen, daß sein Kiel mitten durchs Eis schnitt, als wenn es flüssiges Wasser wäre; und hinter ihm blieb die Eisdecke so fest, wie sie vorher gewesen, und war keine Spur eines Risses zu entdecken. Und ebenso wundersam erschien es, daß kein Laut dabei zu vernehmen war, weder ein Krachen oder Schurren des Eises noch auch ein Klatschen der Segel und Knarren des Holzwerks.

Und ehe man sich's versah, war das räthselhafte Schiff mitten durch die wimmelnde Menge hindurch gefahren, ohne Jemanden irgend zu verletzen, außer daß vor Schreck nicht Wenige durch jähes Reißen am Zügel ihre Pferde scheu machten und dadurch manche Verwirrung entstand. Allmälig aber kam man wieder mehr in Ruhe und fuhr voll Eifer und Neugier dem Segler nach, der gerade auf die Flußmündung zu hielt und dann weiter stromaufwärts glitt, bis er den Hafen erreicht hatte und Angesichts der Stadt mit ihren Krahnthoren und Brücken gemächlich vor Anker ging. Gleichwohl hatte Niemand weder jetzt noch vorher von einer Bemannung das Geringste gesehen.

Als die Bürger aber jetzt mehr Muße gewannen und auch ein wenig Muth faßten, entdeckten sie alsbald noch manches andere Wunder. Das größte schien dieses, daß über dem Schiffe, obgleich es so offen unter der prallen Sonne lag, doch nur ein dämmeriges, stilles Licht webte wie ein zarter Mondschein oder noch ein wenig milder. In solchem träumerischen Schattenglanz flossen alle Linien und Farben mit freundlicher Anmuth in einander über; doch aber erkannte man ganz genau, daß die Masten und Raaen und Bugspriet und alles Takelwerk und auch die Reeling rund herum umwunden und übersprengt war mit einer überschwenglichen Fülle von Blumen und Früchten, und selbst die Flaggen waren nichts Anderes als solches Gewinde und

flatternde Rankenwerk. Die Segel waren Blüthenblätter einer riesigen Wasserrose, das ganze Deck war überzogen mit einem wuchernden Moospolster, daraus zahllose Blumen üppig empor sprossen. Und man sah Blüthen und Früchte an demselben Zweig hart neben einander.

Tausend bunte Vögel hüpften und flatterten durch das Gezweig und sperrten ihre Schnäbel auf wie in eifrigem Gesang; doch man hörte keinen Ton. Auch waren Blüthen, Früchte, Vögel und Alles von ganz fremdartigem Wuchs und wunderbaren Farben, wie weder hier im Lande noch in allen fernen Welttheilen kein Schiffer je etwas gesehen hatte, an Pracht und Größe Alles übertreffend.

Zu guter letzt, nach langem Schauen und Staunen, bemerkten die Leutchen denn auch allmälig, daß in dem weichen Nebellicht sich Etwas bewegte und schwebte wie gleitende Schatten. Und die Schatten wurden fester und leibhafter und leuchtender und wurden faßliche Gestalten, in Farben schimmernd, nur daß immer bloß ein gedämpftes Licht mit müdem Wirken darüber hinfloß.

Es waren zwölf wunderschöne Mädchen, die sich so zeigten, in holdseliger Bewegung, so weich und leicht, als würden sie von wallenden Wellen getragen. Sie glichen tanzenden Blumen, denn ihre Kleider waren die Kelche zweier mächtiger Seerosen, die eine von den Hüften nach unten sich öffnend, die andere nach oben, wo die zarten Arme und Schultern daraus empor wuchsen und die reizenden Köpfe mit anmuthig lang hinwallenden Haaren. Die Gesichter waren schneeweiß, aber leuchtend wie Elfenbein; aus all' der weißen Schönheit aber glänzten Augen, groß, tiefschwarz und voll heimlichen Feuers, schöner noch und fremdartiger als alle ihre Blumen.

Diese lieblichen Geschöpfe begannen nunmehr Blumen und Früchte zu pflücken und lustig unter die Menge zu schleudern wie einen bunten und duftigen Regen. Die Leutchen griffen danach mit allem Eifer, doch Keinem gelang es, ein Stück zu erhaschen, sondern die fielen alle zwischen ihnen hindurch auf das Eis und versanken darin wie in aufgethautem Wasser und blieben verschwunden.

Zuletzt wurden die heiteren Mädchen des Spieles müde, lehnten sich leicht mit den Ellbogen auf die Reeling und blickten mit lächelnder Neugier rings über den Menschenschwarm. Sie machten auch Gebärden und schienen sich unter einander lebhaft zu bereden, doch war trotz der großen Nähe kein Wort zu verstehen, ja kein Laut zu vernehmen. Nur war es Manchem, der sehr genau hinhorchte, als würden alle ihre Bewegungen von einem stillen, feinen Rauschen begleitet wie von Meeresbrausen in tiefer Ferne oder von dem Summen einer alten Meermuschel.

So standen die Bürger und staunten; der arme Schreiber auch mitten im Gedränge; Niemand achtete mehr seiner; ihm aber war's merkwürdig, daß ihn nicht im Geringsten mehr fror trotz der bitteren Kälte und seines fadenscheinigen Kleides.

Inzwischen war die Kunde wie ein Wirbelwind durch die Stadt geflogen und kam auch zu den Ohren der ehrwürdigen Rathsherren, so weit diese nicht

selber zu Schlitten mit Augenzeugen gewesen; und sie versammelten sich alsbald ungerufen auf dem Rathhause, um die Neuigkeit zu besprechen. Der Bürgermeister stellte ihnen vor, daß es wohl eine ehrbare Pflicht sei und nach Voraussicht dem Wohle der Stadt gedeihlich, die räthselhaften Fremdlinge von Amts wegen in aller höflichen Form zu einem Festschmause zu laden. Sie seien gewiß von der Art, daß sie nachher durch irgend eine seltene Gabe sich dankbar zu erweisen vermöchten.

Das fand vollen Anklang, und die Rathmannen begaben sich ohne Zögern in Amtstracht mit den güldenen Ehrenketten über den Pelzen zu Fuß auf das Eis, und der Bürgermeister sprach den holden Gästen eine ehrsame Einladung zu, indem er seine Worte durch Augenwürfe und stattliche Gebärden unterstützte, weil doch Niemand wußte, ob sie der Landessprache kundig seien.

Jene begriffen die Meinung leicht, wie sie schnell bewiesen; denn eine von ihnen, die ihre Führerin oder Königin schien und die Schönste von Allen war, trat würdevoll vor und that durch eine stumme, aber bedeutsame Verbeugung ihre Zusage kund. Auch warfen die Gefährtinnen darauf unverzüglich eine Blumenleiter aus, auf der sie Alle hernieder schwebten auf die Rathmannen zu und sich ohne viel Umstände treuherzig und anmuthig ihnen an die Seite schmiegten.

Den guten Ehrenmännern wurde es wärmlich ums Herz, und sie lüfteten ein wenig die Pelze, theils um selbst Luft zu bekommen, theils um den holden Schifferinnen einen Zipfel mit überzuschlagen, denn die waren überaus leicht und sommerlicht gekleidet; auch hingen sie ihnen nur wie ein duftendes Wölkchen so zart an den Armen.

Am Ufer harrten der Gäste und Wirthe die ehrbaren Rathsfrauen. Jedoch zeigten diese ziemlich säuerliche Gesichter, als sie den schmiegsamen Zug so anrücken sahen. Die frommen Eheherren, so wohl sie sich erst noch fühlten, verschüchterten sich schnell und fühlten sich erleichtert, als die strengen Gattinnen bei ihrem Nahen rasch hinter sich griffen, ihre erwachsenen Söhne vorschoben und es hurtig zu machen wußten, daß diese die Stelle ihrer Väter einnahmen.

Zum Glück schienen die Schifferinnen mit dem Tausch zufrieden, sie schmiegten sich noch besser an und lächelten noch heiterer. Und nun lächelten auch die Rathsfrauen wieder angenehm und eben.

Solcher Art wallte der Festzug dem Rathhause zu und stieg hinauf in den Prunksaal, woselbst unter dem prächtigen Gewölbe die lockendste Tafel mit reichen Speisen bereit stand. Dort nahmen sie Platz und begannen mit Sitte und Andacht zu schmausen.

Freilich verschmähten die Gäste jedwede Speise, die ihnen geboten ward, aber sie hungerten deshalb doch nicht. Vielmehr griffen sie in ihre Kleider, holten mannigfache Früchte hervor in unbegreiflicher Menge, thaten die auf ihre Teller und speisten mit Behagen. Als aber die Wirthe, allmälig vom Weine zutraulicher geworden, gleichfalls von diesen Früchten zu kosten versuchten, mißlang ihnen das gänzlich: sie zerrannen ihnen unter den Händen.

Noch seltsamer aber war es, daß die feinen Geschöpfe nie einen vernehmlichen Laut von sich gaben, obgleich sie die Lippen ganz emsig bewegten.

Ebenso ward aus all' ihrem Benehmen deutlich erkennbar, daß von außen kein Schall zu ihren Ohren drang, weder eine menschliche Stimme noch sonst das kräftigste Krachen und Dröhnen, worin man mit Hämmern und dergleichen mehrfältige Versuche machte.

Desto lebhafter sprachen ihre Mienen und Gebärden; nur war zum Unglück unter den Anwesenden keiner, der sich daraus recht hätte vernehmen können.

In solcher argen Verlegenheit fiel es am Ende dem Bürgermeisterssohne, der neben der Führerin saß und am meisten davon gequält wurde, rechtzeitig ein, an den armen Schreiber vom Waisenhause zu denken, der den Herren vom Rath zu gelegener Stunde schon manch Nüßchen geknackt hatte. Also besandte man den und schickte auch einen Pelz mit, daß er unterwegs nicht erfröre und nachher anständig auftrete.

So kam der junge Geselle und vernahm, was man von ihm wünschte. Sogleich faßte er die Lieblichen und besonders ihre Königin in aller Bescheidenheit herzhaft ins Auge, sah forschend auf ihre Lippen und mehr noch auf ihre Augen und Hände, und es währte kaum ein Stündchen, so getraute er sich zu künden, was sie von sich aussagten. Und als man ihn drängte, gab er so ihren Bericht:

„Wir kommen fernher, ganz fern aus dem Norden, wo wir tief unter dem Eise ein Reich bewohnen, dessen gleichen an Pracht und Herrlichkeit sonst auf Erden nicht zu finden ist. Eine ungeheure Eiskuppel schimmert hoch über uns in ewiger Bläue, Frühlingswärme strömt ewig gleichmäßig von unten herauf, läßt das Eis leise thauen und dem Lande unendliche Fruchtbarkeit geben. Stürme kennen wir dort nicht und kein Meerestoben noch sonst ein hartes Geräusch, Alles wiegt sich wie träumend in erquicklichster Ruhe. Sorge, Noth und Hunger gibt es bei uns nicht, Alles wächst von selbst, und Jeder hat das Recht, nur zuzugreifen, wo es immer ihm beliebt."

Staunend und sinnend vernahmen die Festgenossen diese zauberhafte Mär, und endlich sagte der Bürgermeister, indem er sich ein Herz faßte:

„Wie aber kommt es, daß ihr ein so hundertfach gesegnetes Reich verließet, um in so grausamer Kälte auf unserem stürmischen Meere umher zu schweifen? Sucht ihr etwas hier oder ist es nur die Lust an Abenteuern, die euch so umher treibt?"

Sie verstanden nicht, was er meinte; erst als ihnen der junge Dolmetsch den Sinn durch Blicke und Gebärden verdeutlichte, nickten sie freundlich und gaben ihm Antwort. Doch redeten sie jetzt nicht wie vorher durch den Mund ihrer Königin, sondern die saß stumm und mit niedergeschlagenen Augen, und eine der Gefährtinnen trat an ihre Stelle.

„Wir suchen Etwas," sprach diese bereitwillig auf ihre gebärdige Art, und der Schreiber verdolmetschte es in hörbare Worte: „Die Kälte aber fürchten wir gar nicht, Eis ist uns ein freundliches Element und gebiert uns nur Wärme; wohl aber scheuen wir ängstlich den Sturm mit seiner täppischen Unruhe, darum segeln wir nur in den strengsten Wintern von unserm heimischen Nordpol so weit nach Süden, weil dann die Wellen durch die Eisdecke gebändigt sind, diese selbst aber uns nicht aufhält. Doch ziehen wir auch dann

nicht ohne Noth hinaus, sondern nur wenn das Wohl des Reiches es erfordert. So suchen wir jetzt einen Gatten für unsere Königin; den aber muß sie von draußen sich holen, wie das Gesetz vorschreibt: denn ihre erste Handlung, wenn sie den Thron besteigt, soll allemal die sein, einen Menschen überschwenglich zu beglücken als ein Sinnbild ihrer künftigen Herrschaft. Unsere heimischen Bürger aber sind so sehr an Glück gewöhnt, daß sie selbst eine Erhebung zum Throne nicht als etwas gar so Sonderliches mehr empfinden würden. Darum unternehmen wir die Fahrt, um hier an diesen Küsten einen Mann zu suchen, der für die Herrlichkeit unseres Thrones geeignet sei."

„Und wie muß der Mann beschaffen sein?" riefen hoch aufhorchend und voll Eifers alle Söhne der Rathsherren. „Oder was muß er thun, um ihre Liebe zu erringen?"

Sie vermeinten aber ein Jeder, daß er selbst wohl am ehesten der Mann sei, solch' hohes Glück zu erlangen. Und indem sie die holdselige Königin ansahen, schwoll süßes Begehren und sehnende Hoffnung in ihren Herzen.

„Die Liebe unserer Herrin," entgegnete die Sprecherin, „wird dem gehören, den sie am meisten beglücken kann. Alles Andere ist gleichgültig, wer er ist oder wie er aussieht."

Da sprangen die Jünglinge begeistert empor und schwuren ein Jeder mit feurigen Worten, sein Glück, wenn sie ihn wählte, würde so überschwenglich groß sein, daß nichts sich damit vergleichen ließe.

„Es ist aber noch eine Bedingung dabei," sprach beschwichtigend die Schöne, „er muß die Tiefe seines Glückes dadurch erweisen, daß er auf Alles verzichtet, was er in der Heimath besitzt und was ihm hier lieb ist, und darf auch nicht einmal ein Andenken mitnehmen. Und zwar muß er seiner und seines Herzens gewiß sein; denn so ihn etwa später in der Schwachheit einer Stunde eine Heimsehnsucht überkäme nach irgend einem Menschen oder irgend einem Dinge in dieser Welt, die er verlassen hat, so müßte er unverzüglich sterben, und seinen Leichnam werden wir dahin zurückbringen, woher er gekommen war. Das ist die Bedingung; sie ist nicht für Jeden gar so leicht zu erfüllen."

Die Jünglinge aber meinten in ihrem Herzen, das sei erst recht ein leichtes Ding, über solcher Liebe und solcher königlichen Herrlichkeit die kalte Heimath zu verschmerzen, die ihnen noch niemals als etwas Sonderliches erschienen war. Also umdrängten sie in heftigem Wetteifer die wonnige Königin, machten ihr kunstvoll den Hof und lebten Jeder des Glaubens, ihm werde sie beschieden sein.

Als das Fest nun beendet war, erhob sich die junge Fürstin, dankte für den Empfang und sprach zu den Rathssöhnen mit bescheidener Würde:

„Wer um die Krone zu werben wünscht, komme nach Sonnenuntergang zu uns auf das Schiff. Wer mit rechtem Sinne naht, der wird es finden."

Mit diesen Worten nahm sie schnellen Abschied und kehrte mit ihren Jungfrauen ohne andere Begleitung auf ihr Blumenschiff zurück, das noch immer von den Bürgern neugierig umkreist ward; doch wagte Niemand, ihm

zu nahen oder gar es zu erklimmen, so groß war die Scheu vor seinem räthselhaften Zauberwesen.

Als aber die Sonne nun bald sich tief gegen Abend senkte, ward das Schiff schnell immer blasser und blasser und glich jetzt nur noch einem bläulichen Schatten; und eben in dem Augenblicke, da sie ganz unterging, war es gleichfalls verschwunden, und blieb auch kein Lichtschimmerchen mehr von ihm zu entdecken.

Nunmehr kamen die Rathssöhne in großer Hast auf das Eis geschritten und forschten umher und waren grimmig verblüfft, da sie nichts mehr sahen von dem Ziele, das ihnen bestimmt war. Aber sie suchten und suchten die ganze Nacht durch mit jammervollem Eifer, rannten hin und her, immer quer über das Eis und riefen und flehten, doch Alles vergebens. Am Ende versagten ihnen die Füße den Dienst vor Frost und Ermüdung, und sie mußten, an allen Gliedern zerschlagen und in ihrer Seele schier zu Tode betrübt, in ihre Häuser zurückkehren.

Als sie aber ausgeschlafen hatten und wieder erwachten, fiel es wie Schuppen von ihren Augen, und sie besannen sich schnell, daß sie Alle Etwas bei sich getragen hatten, das ihnen sonst lieb gewesen und davon sie sich nicht trennen mochten: der Eine einen Beutel mit Ducaten, der Andere einen kostbaren Ring oder Edelstein, der Dritte ein Bildniß seiner Mutter oder Schwester, der Vierte eine Haarlocke von einer früheren Liebsten, ein Fünfter nur ein Knöspchen aus seinem eigenen Garten, und so noch der Eine Dieses, der Andere Jenes.

Da weinten sie bitterlich, denn sie merkten mit Sicherheit, daß ihre Herzen nicht stark genug seien, auf den Tod es zu wagen; und auch als sie erfuhren, daß seit dem Aufgang der Sonne das Schiff wieder sichtbar sei, steckten sie nur die Köpfe noch tiefer in die Kissen und weinten noch heftiger. Ihre Mütter aber suchten sie zu trösten.

Als sich diese Sache nun herum sprach und zuletzt auch der arme Schreiber erfuhr, wie seltsam das Ding ausgelaufen war, da wuchs ihm leise die Seele, und er sprach ermunternd zu sich selber:

„Einen Menschen, der tiefer beglückt werden könnte als ich, gibt es nicht hier am Orte, denn es gibt keinen, dessen Sehnsucht so groß wäre. Auch lasse ich nichts hier zurück wie alle jene Anderen, nichts, das mir lieb wäre und daran mein Herz hängt. Ich habe hier gelebt als ein Heimathloser in öder Fremde, mich kann keine Heimsehnsucht jemals zurückziehen. Ich kann es darauf wagen. Und fände ich den Tod, so hätte ich auch dann noch mehr gewonnen als verloren."

Je länger er so nachdachte und sich prüfte, desto fester ward er in sich selbst; und als die Sonne nun wieder zum Untergehen kam, stieg er feurigen Schrittes hinab zum Hafen. Wohl sah er das Schiff verblassen und verschwinden, aber er schritt doch darauf zu und wußte, daß er's finden würde.

Und siehe, auf einmal fühlte er's in der Hand wie eine Leiter aus Blumen und hielt sie kräftig und klomm daran empor. Und von Stund an war er verschwunden wie in einer Wolke.

Am anderen Morgen ward das Blumenschiff nicht wieder sichtbar und blieb verschollen für alle Zeiten.

Sobald den Rathssöhnen das kund ward, fiel all' ihr Kummer unverzüglich von ihnen ab, sie aßen und tranken und nahmen bald danach andere wackere und wohlgenährte Töchter des Landes zu Bräuten und lebten mit ihnen in fettem Behagen. Und bald begriffen sie selber nicht mehr, wie sie so sonderbarer Thorheit hatten anheimfallen können.

Den Rathsherren aber war es noch lange verdrießlich, daß ihr Schreiber entflohen war, der ihnen so nutzbar gewesen, und sie brummten Vieles über seinen Undank. Wenn vielleicht einige ahnten, wohin er gegangen war, so mochten sie's doch nicht aussprechen, denn es schien ihnen ganz unpassend, daß einem so armseligen Burschen ein so gewaltiges Glück sollte beschieden sein.

Doch gingen nur etliche Wochen ins Land, da fand man eines Morgens diesen Schreiber wieder auf seinem alten Lager in dem verfallenen Hause, aber kalt und todt. Nur stand auf dem bleichen Antlitz ein so seliges Lächeln, daß ihn Niemand hätte beklagen können, auch wenn ihn Jemand lieb gehabt hätte.

Jetzt wußten es Alle, und leugnete Niemand mehr, was mit ihm geschehen war. Und die Rathsherren sprachen: „Da seht doch, wie gut er's hier gehabt hat, daß die Sehnsucht nach uns ihn getödtet hat mitten in all' seiner Glückseligkeit."

Die Kunde ging eilig herum in der Stadt, und alle Welt kam herbei, den Todten zu betrachten, an dem so Seltsames ergangen war.

Da kam mit den Leuten auch eine vornehme Jungfrau von lieblicher Schönheit; sie trug eine schöne, fremde Blume im Haar. Als diese hinzu trat, that der Todte auf eines Herzschlags Dauer die Augen still auf und blickte ihr entgegen; und dann schloß er sie wieder und blieb fortan ohne Regung. Auch bemerkte es Niemand als nur sie allein.

Und sie sprach zu ihrer Mutter, die mit ihr war:

„Jetzt erkenne ich diesen Jüngling, daß ich als Kind ihn einmal gesehen habe, als er noch sehr unglücklich und elend war. Ich aber bat ihn, wenn er glücklich geworden sei, solle er kommen und es mir sagen, daß ich mich mit ihm darüber freuen könne. Dessen hat er gedacht, und das hat er gern thun wollen, und dieser Wunsch hat ihm den Tod gebracht. Ich aber weiß nun, er ist sehr glücklich gewesen."

Und sie nahm die Blume aus ihrem schönen Haar und legte sie stumm in die Hand des Todten. Er zuckte mit keiner Wimper; doch sein Antlitz lächelte so selig fort wie in goldenen Träumen.

Aus dem Berliner Musikleben.

[Nachdruck untersagt.]

Berlin, Ende Mai.

Wer die musikalischen Veranstaltungen eines Winters in Berlin ihrer Zahl nach übersieht, der muß wohl an der Möglichkeit verzweifeln, auch nur das Hervorragendste aus allen diesen Aufführungen in einen kurzen Bericht zusammenzufassen. Wer aber als Kritiker den Kampf mit der Massenmusik selbst durchgefochten hat, dem erscheint ein solches Unternehmen doch nicht so ganz aussichtslos, denn jenes Hervorragende, das immer selten gewesen ist, scheint sich, jemehr das Musiktreiben quantitativ zunimmt, desto seltener zu machen.

In der Oper geht eine Ueberschau sogar ungemein leicht von statten. Das königliche Opernhaus hat sich mit neuen Werken nur in den allerbescheidensten Grenzen befaßt. Seine erste That nach dieser Richtung war die Aufführung einer komischen Oper, an der nichts komisch war, als die Naivetät ihrer Verfasser, und die nach der ersten Aufführung schleunigst wieder bei Seite gelegt wurde. Darauf folgte eine lange Pause, und dann kam „Ivanhoe" von Arthur Sullivan. Der Text zu diesem Ivanhoe ist eine neue Theatralisirung des Scott'schen Romans und kaum besser gerathen, als des guten Wohlbrück Libretto zu „Templer und Jüdin". Auch hier geht das Beste des Originals im Bühneneffekt unter. Wo Scott mit breiter Erzählerkunst eine Situation vorbereitet und ausmalt, da kann ihm die hastige Technik des Operntextverfassers nicht folgen, und es bleibt nur Aeußerliches übrig. So ist aus dem Ivanhoe ein Ausstattungsstück geworden. Dem Auge bietet sich eine Reihe der schönsten Bilder dar: das farbenprächtige Tournier, die wunderbar poetische Waldlandschaft mit der Klause des feucht-fröhlichen Einsiedels, das Schlachtfeld voll rauchender Trümmer, der Zusammenbruch des brennenden Thurmes, endlich der Burghof auf Tempelstowe — alles das sind Decorationswirkungen, wie sie in dieser Vollendung das Berliner Publicum kaum noch gesehen hat. Und warum sollte denn das königliche Opernhaus, mangels anderer Reize, nicht zum Ausstattungsstück greifen? Zumal in diesem Fall, wo der Ausstattung mildernde Gründe in Gestalt einer Musik zur Seite stehen! Schwer wiegen freilich diese Milderungsgründe nicht. Sullivan ist ein liebenswürdiger, erfindungsreicher Operettenkomponist, wenn er aber an einen ernsten Stoff geräth, dann verlassen ihn alle guten Geister. So war es schon bei dem traurigsten aller Oratorien, bei der „goldenen Legende", so ist es beim „Ivanhoe". Musikalisch bietet die Oper nichts, was auch nur oberflächlich interessiren könnte. Konventionelle Wendungen, Gemeinplätze, in schicklicher Form vorgetragen, bilden ihren Inhalt. Nach einem Beleg dafür, daß Sullivan dem Ivanhoe individuelle Zuneigung entgegengebracht und individuellen Ausdruck dafür gefunden, daß ein innerer Zwang ihn zum Schaffen gerade dieser und keiner andern Musik geführt hätte — nach einem Beleg für diese Dinge wird man vergeblich suchen.

Das dritte Stück in der Liste neuer Erscheinungen ist Graeb's Ballet „Laurin, mit Musik von Moritz Moszkowski. Das Ballet in seiner modernen Gestalt ist ein Mittelding zwischen Pantomime und Oper. Die Pantomime kann eine Handlung nur in ihren gröbsten Umrissen zeichnen, und auch das nur auf allerlei Umwegen; wo der Dichter anfängt, muß der Pantomimiker aufhören. Wenn die Musik dazukommt, erweitern sich die Grenzen nicht unwesentlich. Die Töne in Verbindung mit der Gebärde vermögen Vieles auszusprechen, was der Gestus allein verschweigen müßte. Aber erst das Wort, das zur Anschauung und Empfindung noch den Begriff hinzubringt, knüpft das Band zwischen der Kunst des Auges und des Ohrs ganz fest, und insofern hat Wagner Recht, wenn er die Oper als die Befreiung von dem Zwang der Einzelkünste ansieht. Ein so geistreicher Musiker wie Moszkowski konnte unmöglich im Zweifel darüber sein, daß er etwas opferte, als er sich auf das Ballet zurückzog. Vielleicht hat ihn nun gerade diese Beschränkung gereizt; wenigstens zeigt die Musik überall das erfolgreiche Bestreben, die Handlung dem Hörer nach allen Seiten auszubeuten. Soviel Ernst und soviel gediegenes Können sind vielleicht noch nie für eine Balletmusik aufgewendet worden. Das Orchester entfaltet einen außerordentlichen Farbenreichthum, die Instrumente sind mit einer Kunst gemischt, die fast zum Raffinement wird. Die musikalische Erfindung erreicht zum Theil eine große, die Handlung kräftig fassende Charakteristik; Erinnerungsmotive verbinden Nahes und Fernes; die Tanzintermezzi sind mit feinstem Geschmack gestaltet. Als Kunstwerk ist dies Ballet den vorher genannten Stücken unendlich weit überlegen, und so stehen wir vor der merkwürdigen Thatsache, daß in dieser balletfeindlichen Zeit die erste werthvolle Gabe der königlichen Oper ein Ballet war.

Noch in letzter Stunde, Ende Mai, erschien eine neue Oper auf dem Spielplan, der „Ingo“ von Philipp Rüfer. Sein Text leidet an denselben Mängeln, wie der zum Ivanhoe und wie jeder Operntext, der aus einem Roman verdünnt ist: er bietet statt vollen Lebens nur ein Skelett. Aber der Composition läßt sich viel Gutes nachrühmen. Rüfer ist ein gründlich durchgebildeter, nachdenklicher Künstler, seine Musik, die ihrer Factur nach antiwagnerisch ist, erweckt immer Interesse, auch da, wo die Instrumentirung etwas schwer auf ihr lastet. Wenn die Oper doch keinen ganz durchschlagenden Erfolg hatte, so liegt das, wie gesagt, einmal am Text und dann daran, daß Rüfer's ganze musikalische Art für die al fresco-Wirkungen, welche die Bühne verlangt, zu sinnig, zu intim ist.

Was sonst an musik-dramatischen Aufführungen geboten wurde, ging von einer italienischen Gesellschaft aus. Der Mailänder Musikverleger Sonzogno machte den Versuch, mit dem Ensemble des von ihm gegründeten Teatro lirico neuere italienische Opern dem deutschen Publicum näher zu bringen, ein Versuch, der so ziemlich mißglückt ist. Die Darsteller waren Grund der ersten Verstimmung; sie rechtfertigten in keiner Weise das, was die Zeitungen über die Vorzüglichkeit jenes Teatro lirico ausgesagt hatten; insbesondere erwies sich Signora Frandin, der „star“ der Gesellschaft, zwar als sehr realistische Darstellerin, aber als gesanglich durchaus unzulänglich. Und ihre Colleginnen und Collegen unterschieden sich von ihr nur darin, daß sie weniger gute Schauspieler waren. Die drei neu aufgeführten Werke bereiteten eine weitere Enttäuschung. Man kann sie summarisch behandeln, da sie Merkmale der Eigenart nur in geringem Grade haben. Ihre Texte sind allesammt über den veristischen Leisten geschlagen. Doch hat es mit diesem sogenannten Verismo seine eigene Bewandtniß. Wahr soll jede Kunst sein und ist es auch von jeher gewesen, sofern sie wirklich Kunst war. Aber die Kunst muß natürlich stilisiren, denn sie fängt ja erst da an, wo die Realität aufhört. Und dieser Verismo, der sich immer so gebärdet, als wenn er die Naturwahrheit in Erbpacht genommen hätte, stilisirt erst recht. Er ist eigentlich ein Gegenstück zum Gartenlaubenroman; während dort traditionell die Tugend siegt, triumphirt hier ebenso traditionell das böse Princip. In allen Opern, die während der letzten Jahre aus Italien zu uns

herüber gekommen sind, spielt sich eine unglückliche Liebesaffäre ab mit Mord oder Selbstmord am Schluß. Eine Ausnahme machen nur „Freund Fritz“ und „Die Rantzau“, und die Libretti dieser Stücke sind gerade nicht italienischen, sondern deutsch-französischen Ursprungs. Wenn man nicht annehmen will, daß in Italien ausschließlich unglücklich geliebt und nachher getödtet wird, so bleibt nur der Schluß übrig, daß die neuitalienischen Textdichter diesen Stoffen eine besondere Vorliebe entgegenbringen. Im Wesentlichen hat sich also die Stoffwahl gegen früher geändert. Die Behandlung des Stoffes tritt nur in meist unwesentlichen Aeußerlichkeiten näher an die Natur heran, entfernt sich aber auf der anderen Seite oft um so weiter von ihr. Deshalb ist der Name „Verismo“ für diese Kunstgattung recht unglücklich gewählt.

Liebesleid und Tod sind auch die Darstellungsobjecte in den drei Opern der letzten italienischen Stagione, in der „Märtyrerin“ von L. Illica, Musik von Samara, der „Festa a Marina“ von Coronaro und dem „Silvano“ von Targioni-Tozzetti, Musik von P. Mascagni. Die Märtyrerin wird im deutschen Text als „scenische Novelle“, der Silvano gar als „dramatische Seenovelle“ bezeichnet. Diese contra-dictorischen Titel kennzeichnen so recht die verworrene Kunstanschauung, die in den Köpfen der Ritter vom Verismo herrscht. In den Todesarten bieten die Stücke eine schöne Abwechselung. Die Märtyrerin, ein Weib aus dem Volk, erstickt sich mit Kohlenoxyd, weil sie den Rohheiten ihres trunkfälligen Mannes entgehen will und ihrem Jugendgeliebten nicht folgen mag. In der „Festa a Marina“ erdolcht der Fischer Tonio den Liebhaber seines ungetreuen Weibes, wogegen im „Silvano“ ein Pistolenschuß den herzlosen Verführer eines allzuschwachen Mädchens ins Jenseits befördert. Musikalisch steht die Oper von Coronaro den beiden anderen voran. Ihr Verfasser hat Eigenart, wenn auch keine sehr hervorstechende; er weiß interessant zu harmonisiren, schreibt Scenen voll Leidenschaft und Feuer und zeigt in den Chören Geschick der Gestaltung und Grazie der Erfindung. Der Chor der Frauen, die den getäuschten Ehemann verspotten, ist in seiner Art sogar ein kleines Meisterstück. Der Componist der „Martire“, Samara, vermag kaum irgend etwas Anziehendes zu bieten. Er ist ein Eklektiker; aber es fehlt ihm die kräftige Natur, um das von Andern Entlehnte sich zu assimiliren. So bildet seine Musik ein unerfreuliches Potpourri aus Anklängen an Bizet und verschiedene seiner Landsleute; sogar Wagner hat bei mancher Stelle Gevatter gestanden. Die zahlreichen Trivialitäten und Alltagswendungen der Partitur scheinen jedoch Samara zu eigen zu gehören. Auch über Mascagni's „Silvano“ läßt sich sonderlich Günstiges nicht berichten. Jemehr Werke von Mascagni bekannt werden, desto auffälliger tritt ein Mangel seiner Begabung hervor, der für den dramatischen Componisten verhängnißvoll ist: er kann seinen Ausdruck nicht dem Stoff anpassen, den er musikalisch bearbeitet. Mascagni's Musik bleibt sich immer gleich, ob er mit einer Tragik wie in der „Cavalleria“ zu thun hat, oder mit einem Idyll, wie im „Freund Fritz“. Silvano, der ebenfalls tragisch ausgeht, unterscheidet sich musikalisch wenig oder gar nicht von anderen Opern Mascagni's. Diese verzwickten Rhythmen, diese gesuchten Harmonieen kennen wir längst, nicht minder die in süßlicher Sentimentalität schmachtende Violoncellocantilene, das erregte Tremolo der Geigen, die unmotivirte Kraft des Orchesters und das ebenso unmotivirte Intermezzo. Zu allem Andern fehlt es der Musik auch noch in bedauerlichem Grade an melodischer Erfindung; die Singstimmen bewegen sich meist in flacher Recitation, nur in den Chören tritt bisweilen ein reizvollerer melodischer Zug hervor. Die stark ausgeprägte Unnatur, das Vorherrschen des Erklügelten vor dem Empfundenen machen den „Silvano“ zu einer wenig anmuthenden Erscheinung. Seinem Autor aber wäre dringend zu wünschen, daß er einmal für längere Zeit im Produciren inne hielte, um sich zu besinnen, ob nicht doch mehr in ihm steckt, als er in den letzten Werken gegeben hat. Nur ganz reiche Geister können bei einem so überstürzten Schaffen immer Werthvolles bieten, und zu diesen Auserwählten gehört Mascagni nicht. —

Und nun zu den Concerten. Ihre Ueberfülle sinkt beträchtlich zusammen, wenn man die Solistenconcerte thunlichst bei Seite läßt. Und das erweist sich aus verschiedenen Gründen als nöthig. Denn es ist in der Neuzeit eine eigenthümliche Verschiebung des ursprünglichen Verhältnisses eingetreten. Eine unendlich große Anzahl der Solisten tritt vor die Oeffentlichkeit, nicht weil sie glaubt, künstlerisch etwas sagen zu müssen, oder eine Gemeinde andächtiger Hörer erbauen zu können, auch nicht etwa um Geld zu verdienen, sondern einzig und allein um der Reclame willen, zur Erlangung einer Zeitungsnotiz, womöglich einer lobenden Kritik. Daß hierdurch das Concertleben eine schwere Schädigung erfährt, liegt auf der Hand, weil zwischen die Berufenen sich eine Menge Unberufener drängt. Diese Unberufenen können von vorn herein unberücksichtigt bleiben. Aber es wird hier schon aus räumlichen Gründen die Scheidung noch weiter zu führen sein: es wird auch nicht immer angehen, von den Künstlern Notiz zu nehmen, die es wirklich ernst meinen und rein musikalische Zwecke verfolgen. Denn diese Aufzeichnungen haben zunächst das Ziel, Alles, was neu auftaucht, zu registriren und nach Vermögen zu würdigen. Künstler von bekanntem Ruf und Namen können leicht auf eine Erwähnung verzichten, denn es liegt kein ersichtlicher Grund vor, fortwährend zu betonen, daß von dem oder einem Andern wieder einmal Vollkommenes geleistet worden ist.

Unsere Chorvereine sind mit neuen Werken ziemlich zurückhaltend gewesen. Ein Chor, der bisher vor der großen Oeffentlichkeit sich noch nicht versucht hatte, die „Musikalische Gesellschaft", brachte in der Kaiser Wilhelm-Gedächtnißkirche ein Kirchenoratorium ihres Leiters H. v. Herzogenberg, „Die Geburt Christi", zur Aufführung. Die Bezeichnung „Kirchenoratorium" muß sehr wörtlich genommen werden: das Werk ist ganz für die Kirche gedacht und kann nur dort seine volle Wirkung ausüben. Die eigentlich kirchliche Musik hat seit dem Anfang des 17. Jahrhunderts immer mehr an Grund und Boden eingebüßt; das Kirchliche, das heißt das unbedingt zum confessionellen Gottesdienst Gehörige, verflüchtigte sich, von Jahrzehnt zu Jahrzehnt fortschreitend, allmälig zum allgemein Religiösen. Bach's Vocalmusik, die aus der Kunst des Orgelspiels herausgewachsen ist, führte der verfallenden protestantischen Kirchenmusik frische Säfte zu, aber Bach's Beispiel blieb in seiner eigenen Zeit ohne Nachfolge, und über seine Schöpfungen wuchs Gras, bis im zweiten Drittel unseres Jahrhunderts seine Werke wieder zum Leben erweckt und mehr und mehr bekannt und verstanden worden sind. An Bach können wir Neueren ohne Weiteres nicht anknüpfen, wenn es sich um die Schöpfung einer modernen Kirchenmusik handelt. Aus der kirchlichen Handlung selbst müßte die neue Kirchenmusik geboren werden. Und diesen Weg schlägt auch H. v. Herzogenberg ein. Sein Oratorium gleicht einem musikalischen Gottesdienst, an dem die Gemeinde durch Absingen von Chorälen Theil nimmt. Der Versuch, der in seiner Art ganz ohne Vorgang ist, hat einen ungemein glücklichen Verlauf genommen. Denn Herzogenberg ist nicht nur ein religiös warm empfindender Mensch, sondern auch ein ganzer Künstler, der auszusprechen vermag, was ihm das Herz bewegt. Bei aller Schlichtheit und Faßlichkeit, trotz eines gewissen populären Zuges ist seine Musik von feinster Factur, voll Poesie und voll interessanter Einzelzüge, besonders in Hinsicht auf die thematische Verarbeitung des Melodiematerials. Wie der Verfasser des Textes, Friedrich Spitta, das Bibelwort und das geistliche Lied zur Grundlage des ganzen Oratoriums gemacht hat, so verflicht auch der Componist bekannte Melodien in sein zartes Tongewebe. In einem Chor liegt zum Beispiel das Lied „O Heiland, reiß' die Himmel auf" als cantus firmus im Sopran, in einem andern wird es vom Alt durchgeführt, in einem dritten vom Baß. Auch andere Melodien geistlicher Lieder sind in dieser Weise beziehungsvoll verarbeitet: „Quem pastores laudavere" liefert den Baustoff für die Hirtenmusik und den darauf folgenden Kinderchor, aus dem bekannten altböhmischen Weihnachtslied ist der Chor der anbetenden Hirten, aus „Resonet in laudibus" ein anmuthiges,

von weicher Violoncellofiguration umflossenes Duett geformt. Die bedeutendste Nummer sowohl an äußerem Umfang wie an musikalischem Gehalt und Kunst des Satzes ist der Schlußchor. Von außen erinnert er etwas an den ersten Chor in Bach's Matthäuspassion; ebenso wie dort schlingen sich hier zwei Chöre durcheinander, und singt ein Knabenchor eine Choralmelodie in diese Achtstimmigkeit hinein. Betrachtet man freilich die beiden Stücke näher, dann verschwindet jede Aehnlichkeit. Denn bei Bach ist Alles größer und herber, dem Gegenstand seines Werkes angemessen, das Christi Leidensgeschichte umfaßt; Herzogenberg's Musik ist freudig und hell, wie die Weihnachtsstimmung selbst. Zu Anfang und zu Ende des ganzen Oratoriums und am Schluß des ersten und zweiten Theils stimmt die Gemeinde einen Choral an und tritt dadurch zu dem Kunstwerk activ, zu der dargestellten Handlung reflectirend in Beziehung. „Es führt auch durch die Kunst ein Weg zur Kirche, nicht nur umgekehrt," hat Philipp Spitta einmal gesagt, und dies Oratorium, das formell neuen Wein in alte Schläuche füllt, und das über der Frömmigkeit auch der Fröhlichkeit nicht vergißt, dies Oratorium könnte wohl dazu helfen, jenes Wort des feinsinnigen Gelehrten zu erhärten.

Wenn zwei dasselbe thun, braucht es noch nicht dasselbe zu sein. In einer Cantate „Aus Deutschlands großer Zeit" von Ernst H. Seyffardt, die der Stern'sche Verein unter Professor Gernsheim zur Erinnerung an den deutsch-französischen Krieg aufführte, verwendet der Componist zur Erzielung einer gewissen Volksthümlichkeit ebenfalls populäre Melodien, wie „Die Wacht am Rhein", „Heil dir im Siegerkranz", „Nun danket alle Gott". Aber der Effect ist hier der entgegengesetzte wie bei Herzogenberg, weil das Eigene, das Seyffardt hinzubringt, nicht auch eigenen Werth hat. Ueber die Flachheit der Erfindung vermag auch das ziemlich bedeutende Können und die Geschicklichkeit des Componisten nicht hinwegzutrösten. Zweifelsohne ist er ein besserer Patriot als Musiker.

Ein drittes oratorisches Werk kam gelegentlich des Musikfestes der königlichen Akademie der Künste zur Aufführung. Die Akademie beging das Jubiläum ihres zweihundertjährigen Bestehens, und die Abtheilung für Musik verlieh der Feier festlichen Glanz. Drei Concertabende wurden mit Werken verstorbener und lebender Mitglieder der Akademie ausgefüllt. Der erste Abend brachte zwei Sätze aus Grell's sechzehnstimmiger Messe und ein Offertorium von Moritz Hauptmann, gesungen vom Chor der Singakademie unter Professor Blumner's Leitung. Dann folgte Cherubini mit dem D-moll-Quartett und Spohr mit dem Doppelquartett in E-moll, zu dessen Ausführung sich die Quartettgenossenschaften Joachim-Halir verbunden hatten. Endlich waren Marschner, W. Taubert und Löwe durch Lieder und Balladen vertreten. Am dritten Abend stand Meister Joachim vor einem erlesenen Orchester, zusammengesetzt aus gegenwärtigen und früheren Schülern und Lehrern der Hochschule für Musik, und einem nicht minder erlesenen Chor, und führte Wagner's Faust-Ouverture, Brahm's C-moll-Sinfonie und Mendelssohn's „Walpurgisnacht" auf. Das zweite Concert war ganz jenem erwähnten Oratorium, dem „Moses" von Max Bruch, gewidmet.

Der Text dieses Oratoriums ist von Ludwig Spitta verfaßt. Er gliedert sich in vier Abtheilungen: am Sinai, das goldene Kalb, die Rückkehr der Kundschafter aus Kanaan und das Land der Verheißung, und hebt in großen Zügen die Hauptmomente aus der Geschichte des biblischen Helden heraus. Auch die Composition malt mit breiten Strichen. Das feine Gewerk der Polyphonie ist verschmäht, das Recitativ nähert sich dem Arioso, und die Arie selbst ist sehr frei behandelt. Das gibt dem Werk einen ausgesprochen modernen Charakter, der noch erhöht wird durch die reich bewegte Modulation und den großen Aufwand an orchestralen Mitteln. Die starke Dramatik einzelner Scenen bringt die Gefahr nahe, daß der Componist ins Theatralische verfalle, und bisweilen streift denn auch die Musik an das theatralische Pathos, auf Kosten der inneren Wärme. Auf der andern Seite finden sich dann wieder viele Stellen, bei denen man nicht nur Bruch's virtuose

Beherrschung der musikalischen Technik und seine fein abwägende Kunst im Aufbau großer Ensembles bewundert, sondern sich auch gern von seiner Erfindung fesseln läßt. Dahin gehört der Chor des Volks, als Moses zum Sinai aufsteigt, die Schilderung der Kundschafter, die aus dem gelobten Land zurückkommen, dann der Eingang zum vierten Theil, das Solo des Engels des Herrn und das wuchtige, sehr eigenartige Chorrecitativ mit Begleitung von Orgel und Posaunen. Mit seiner pomphaften, decorativen Wirkung eignet sich der „Moses" für eine Festfeier gerade in hervorragender Weise.

Unter den Berliner Orchesterconcerten stehen die der königlichen Capelle und die philharmonischen obenan.

Die königliche Capelle unter Felix Weingartner hat in diesem Jahre größere und bedeutendere Werke nur wenig aufgeführt. Zu den interessantesten Stücken gehört Richard Strauß' Orchesterscherz „Till Eulenspiegel's lustige Streiche". Das Ganze ist wirklich nur als ein gelungener und geistreicher Scherz aufzufassen. Daß die Mittel der Musik nicht ausreichen, um die Thaten des übermüthigen alten Schelms darzustellen, darüber kann kein Zweifel bestehen. Aber der Vorstellungskreis des Hörers ist durch die programmatische Inhaltsangabe von vornherein eng umschrieben. Und durch seine fabelhafte Beherrschung des Orchesters, durch seine vielgestaltige Erfindung rhythmischer wie melodischer Motive gelingt es Strauß in der That, die Phantasie auf Wege zu leiten, die ziemlich nahe an den supponirten Vorgang hinan führen. Vorbild kann der Eulenspiegel nicht sein, nur abschreckendes Beispiel. Denn was ein genialisch veranlagter Künstler in lustiger Laune zu ergötzlichem Ende führt, dasselbe wird bei der Nachahmung durch geringere Naturen zum Zerrbild. Darum soll neben der Anerkennung eine Warnungstafel stehen. — Die „Sinfonie pathétique" von Tschaikowski ist zwar in Berlin schon gehört worden, sprach aber wieder aufs Neue an bei ihrer Vorführung durch die königliche Capelle, welche diesmal wegen Erkrankung Weingartner's von Professor Halir geleitet wurde. Das Werk schließt merkwürdiger Weise mit einem Adagio. Eigenartiges weist jeder Satz auf; besonders sind darin ausgezeichnet der zweite im Fünfviertel-Tact und das stimmungsreiche, zu Herz und Gemüth sprechende Finale. Eine Aufführung von Berlioz' sympathischster Composition, von „Faust's Verdammniß", litt unter der ungenügenden Vorbereitung und der Unzulänglichkeit der Chorkräfte und der Solisten. Mit einigen eigenen Compositionen hatte Weingartner kein sonderliches Glück. Zu den eigenen Compositionen kann man füglich auch seine Bearbeitung von Weber's „Aufforderung zum Tanz" rechnen. Er hat dies reizende Stück so mit virtuosischem Flitter behängt und orchestral bewitzelt, daß der Duft schlichter Natürlichkeit durch ein häßliches Salonparfüm fast vollständig verdrängt ist. In einem Zwischenspiel aus der Oper „Malawika", einem älteren Werk, zeigte sich Weingartner durchaus von Wagner abhängig. Dagegen hat er Heine's „Wallfahrt nach Kevlaar" nach eigener Weise in Musik gesetzt, ohne stark hervortretende Phantasie, sehr verständig und etwas nüchtern den Worten des Gedichtes folgend. So glänzende Erfolge Weingartner als Orchesterdirigent errungen hat, so wenig ist es ihm bisher geglückt, den Beweis für eine kräftige compositorische Begabung zu erbringen. Und es muß ja auch nicht jeder gute Dirigent zugleich ein großes schöpferisches Talent sein.

Die philharmonischen Concerte haben in Arthur Nikisch, dem Nachfolger Carl Reinecke's als Gewandhauscapellmeister, einen neuen Dirigenten bekommen. Es ist schon ein ästhetischer Genuß, ihn den Tactstock schwingen zu sehen. Die Eleganz und vornehme Ruhe seiner Bewegungen steht im angenehmsten Gegensatz zu der Hast so mancher anderen Orchesterleiter. Und ihn dirigiren zu hören gewährt noch größere Freude. Denn seine äußere Gelassenheit entspringt keineswegs einem Mangel an Temperament; Nikisch empfindet vielmehr sehr warm und lebhaft. Er hat dabei das feinste Gefühl für die mannigfachen Farben des Orchesterklanges und übt eine absolute Herrschaft über den Instrumentalkörper aus. Die Vereinigung dieser Eigenschaften ergibt ausgezeichnete Directionsleistungen.

Frisch ist mir noch eine geradezu vollendet schöne Wiedergabe von Schubert's H-moll-Sinfonie und von Wagner's Tannhäuser-Ouvertüre in der Erinnerung; wie dort das Violoncello das zweite Thema des ersten Satzes ganz leise vor sich hinsang, wie die schwärmerische Zartheit des Andante zum Ausdruck kam, wie hier wieder die sinnliche Gluth des Venusberg-Intermezzos frei gemacht wurde, das läßt sich nicht beschreiben, es wird aber dem, der es gehört, unvergeßlich bleiben.

Von neuen Werken haben auch die philharmonischen Concerte nicht allzu viel geboten. Die E-moll-Sinfonie von Tschaikowski, die hier zum ersten Mal gespielt wurde, ist dadurch ausgezeichnet, daß sie sich ganz auf einem Thema aufbaut. Natürlich ist es vielfach umgestaltet, auch bereichern Nebenmotive den melodischen Gehalt der einzelnen Sätze, doch bleibt das Hauptthema immer erkennbar, und das gibt der Sinfonie eine Einheitlichkeit, wie sie durch andere Mittel kaum erreicht werden könnte. Das Werk interessirt hauptsächlich durch seine sorgfältige Arbeit; gemüthliche Anregung bietet es dem Hörer in geringerem Maße. Eine Suite aus dem Ballet „Namouna" von Ed. Lalo ist im Wesentlichen ein Instrumentirungskunststück. Die Instrumente werden mit großer Virtuosität gemischt und zu Klangeffecten verwerthet, die eigentlich musikalische Erfindung tritt dagegen in den Hintergrund und erscheint ziemlich unbedeutend. Auch in Giuseppe Martucci's G-moll-Sinfonie ist die Erfindung nicht gerade die stärkste Seite, desto größer aber des Verfassers combinatorische Gewandtheit, die sich, im Gegensatz zu Lalo, weniger in der Orchesterbehandlung äußert, als in der Verarbeitung des Themenmaterials. Von deutschen Meistern und deutscher Art hat Martucci Manches angenommen. Am deutlichsten zeigt das der erste Satz, der in der Form des classischen ersten Sinfoniesatzes gehalten und zugleich der geschlossenste des ganzen Werkes ist. Durch die gefühlsschwelgerischen Weisen des einfach liedmäßig geformten Andantes klingt viel Wagner durch, der dritte, ein kurzes, zierliches Stückchen, coquettirt mit Watteau'scher Grazie, und das Finale zeigt viel Kraft und Leidenschaft, aber auch viel Zerrissenheit.

Im letzten dieser Concerte wurde unter Mitwirkung des philharmonischen Chors Schumann's Manfred-Musik aufgeführt. Den Manfred sprach Herr Dr. L. Wüllner mit ergreifender Wirkung; die schattenhafte Figur des Byron'schen Helden schien durch ihn Blut und Leben zu gewinnen. Aber noch mehr fesselte Herr Wüllner als Sänger, wiewohl seine Stimme jeder Klangschönheit entbehrt und weder nach der Höhe noch nach der Tiefe hin viel ausgibt. Andere Eigenschaften entschädigen jedoch reichlich für das stimmliche Minus. L. Wüllner's vier Liederabende waren eine große Ueberraschung. So viel Plastik und Tiefe des Ausdrucks, ein so lebhaftes und feines musikalisches Gefühl haben nicht viele Sänger aufzuweisen, noch weniger eine Intelligenz, die den ganzen Vortrag so hell durchleuchtet. Jedes Lied, das Herr Wüllner singt, prägt sich dem Hörer wie ein eigenes Erlebniß ins Herz.

Eine besondere Eigenthümlichkeit dieses Winters waren die nationalen Concerte. England, Rußland und Frankreich haben versucht, in je einem Concert ihre eigene Musik der deutschen gegenüberzustellen. Die Versuche sind nicht alle glücklich ausgefallen, aber es wäre unbillig, aus dem Verlauf und dem Inhalt eines einzelnen Concertabends auf die Fähigkeiten und die Productionskraft eines ganzen Volkes schließen zu wollen. Insbesondere von Rußland und Frankreich haben wir seit Jahren mehr und Besseres in unseren eigenen Concerten zu hören bekommen, als uns die Herren Safonoff und Colonne bieten konnten. Herrn Colonne sind wir Deutsche zu großem Dank verpflichtet; er ist in Paris der eifrigste Förderer deutscher Musik, insbesondere ein begeisterter Verehrer und Interpret Wagner's. Auch hier, vor einem fremden Orchester, erwies er sich als hervorragender Dirigent. Mit höchster rhythmischer Prägnanz und mit unendlich feiner Abstufung der dynamischen Nüancen führte er eine Anzahl moderner französischer Compositionen auf. Neu waren davon nur drei Stücke aus Widor's „Contes d'Avril", neu, aber ohne sonderlichen Werth. Neu war auch in dem russischen

Concert nur eine Suite von Rimsky-Korsakow, „Scheherezade“; die pathetische Sinfonie von Tschaikowski hatte nicht lange zuvor die königliche Capelle gespielt, und eins der wenigstgelungenen Clavierconcerte von Rubinstein, das in Es-dur, bekam unter den Fingern von Joseph L'hévinne, dem vorjährigen Gewinner des Rubinstein-Preises, keine rechte Gestalt.

Fast nur Neues bot dagegen das englische Concert unter Villiers-Stanford. Zum Werthvollsten gehörte die D-dur-Sinfonie des Dirigenten, ein gut gearbeitetes und gut erfundenes Stück, das sich bestrebt, den Stimmungsgehalt zweier Milton'scher Gedichte, „L'Allegro“ und „Il Pensieroso“, die schon Händel für eine Ode benutzt hat, musikalisch auszuschöpfen. Das von Herrn Leonard Borwick gespielte Clavierconcert desselben Autors vermochte nicht tiefer anzuregen; es ist von äußerster Glätte der Form, aber von gar zu großer Bescheidenheit in Bezug auf den Gedankengehalt. Eine Trauerspiel-Ouvertüre Hubert Parry's von breit auslegender, kräftiger Erfindung und die lustige Britannia-Ouvertüre von Mackenzie konnten in Ehren bestehen.

Endlich sind noch zu erwähnen zwei Orchesterconcerte, die Gustav Mahler aus Hamburg veranstaltete, um eigene Compositionen bekannt zu machen. Das erste wurde durch eine Sinfonie in C-moll allein ausgefüllt, der zweite Abend brachte eine Sinfonie in D-dur und den Cyklus „Lieder eines fahrenden Gesellen“. Der erste Satz der C-moll-Sinfonie, im Charakter eines Trauermarsches, ist pathetisch, leidenschaftlich. Dann folgt ein sehr behagliches Ländlerscherzo und ein ebenfalls recht harmloser, freundlich heiterer dritter Satz, wie der vorhergehende im Dreiachtel-Tact gehalten. Nun aber brechen die Schrecken des jüngsten Gerichts los. Singstimmen treten hinzu, Soli und Chor, die des Menschen Sehnsucht nach dem „Urlicht“ und seine Hoffnung auf Erlösung vom Erdenjammer und auf himmlischen Frieden ausdrücken. Und dazwischen bemüht sich das überaus reich besetzte Orchester, eine Schilderung des jüngsten Tages zu geben. Die ganze Sinfonie macht den Eindruck des Unorganischen, die Menschenstimme ist herbeigezogen, man weiß nicht, warum — Beethoven's Beispiel kann nicht zur Rechtfertigung dienen, denn dort ist einmal die Anlage des Werkes eine durchaus andere, und dann ist die Einführung der Singstimmen in wahrhaft genialer Weise motivirt. Auch der Zusammenhang der beiden, an sich recht hübschen Mittelsätze mit den ganz anders gearteten Außensätzen ist kaum begreiflich. Oder hat etwa Mahler an Rückert's Parabel von dem Mann im Syrerland gedacht, der, oben und unten vom Tode bedroht, sich doch noch an Brombeeren erlabt?

Der letzte Satz ist auch der wunde Punkt in der D-dur-Sinfonie, die schon eine Vergangenheit hat. Vor einigen Jahren wurde sie gelegentlich einer Tonkünstlerversammlung in Weimar aufgeführt, hieß damals „Titan“, und jeder Satz hatte seine besondere Ueberschrift und seine besondere Bedeutung. Den Titel und das confuse Programm hat ihr der Componist inzwischen wieder abgenommen, im Uebrigen ist sie dieselbe geblieben. Es geht Einem mit ihr, wie mit der Predigt des Candidaten Jobses: „den einen Theil Niemand verstehen kann, den andern Theil aber verstehet man“. Der unverständliche Theil ist eben der letzte Satz, der ungefähr so lang ist, wie die drei ersten Sätze — der verständliche Theil — zusammen. Wie Frühlingsstimmung klingt es aus dem ersten Allegro; Jagdhörner und Rufe gedämpfter Trompeten tönen von fern her, Kuckuck und andere Vögel singen darein. Im Scherzo herrscht derbe Lustigkeit; man kann dabei wohl an einen bäuerlichen Tanz und bei dem Trio an eine Liebesscene denken. Der dritte Satz, dessen Hauptbestandtheil der nach Moll übertragene bekannte Canon „Frère Jacques“ bildet, ist wohl als parodistischer Trauermarsch aufzufassen und macht als solcher keine üble Figur. Wenn nur das Finale nicht wäre! Durch einen schrillen Beckenschlag wird es eingeleitet, und dann beginnt ein Durcheinander von melodischen und unmelodischen Phrasen, das weder musikalisch zu verstehen noch poetisch zu deuten ist. Mahler hat sicherlich viel Talent, auch Eigenart, wennschon er sich oft genug an berühmte Muster erinnert. Aber er möchte um jeden

Preis etwas Ungewöhnliches leisten, und er findet dies Ungewöhnliche vorläufig nur in den grellsten Contrasten. Wenn ein fester Wille seine so häufig zügellos schweifende Phantasie in Zaum hielte, dann würde sich auch der Zwiespalt seiner musikalischen Natur in einem harmonischen Kunstwerk lösen.

Erfreulich im Berliner Musikleben ist die Zunahme der Veranstaltungen für Kammermusik, worunter ich hier hauptsächlich das Streichquartett, das Klaviertrio und Klavierquartett, überhaupt mehrstimmige Instrumentalmusik für einen kleinen Kreis von Ausführenden verstehe. Es wollte eine Zeit lang scheinen, als ob das Interesse für dies Musikgenre fast eingeschlafen sei, und es lag die Gefahr nahe, daß mit dem Zurückgehen der Praxis auch die Production verkümmerte. Inzwischen ist der Sinn für Kammermusik wieder rege geworden, ebenso wie in der bildenden Kunst der Geschmack an der Radierung, die sich zum Oelgemälde etwa verhält wie das Streichquartett zur Orchestersinfonie, neu erwacht ist. Diese Analogie scheint mir keine zufällige zu sein; sie deutet wohl darauf hin, daß das Intime augenblicklich im Allgemeinen hoch in der Schätzung steht.

Das Joachim-Quartett bevorzugte wie gewöhnlich die Werke unserer Klassiker, ohne darüber die Romantiker zu vernachlässigen, und wie gewöhnlich bot es unvergleichliche Genüsse.

Die jüngere Quartettgenossenschaft der Herren Halir, Markees, Müller und Dechert brachte auch moderne Werke. So ein Quartett in C-dur op. 2 von W. Stenhammer, eine recht tüchtige Arbeit, dann ein merkwürdiges Stück von vier Russen: Rimsky-Korsakow, Liadow, Borodin und Glazounow, die in je einem Quartettsatz den Namen ihres Verlegers Belaieff in seinen musikalischen Bestandtheilen (B-La(A)-F) verherrlichen. Am besten haben sich Borodin und Liadow mit ihrer Aufgabe abgefunden. Der Eine schrieb eine „Serenata alla spagnola", eine zierliche Kleinigkeit, in der Bratsche und erste Geige zu den Pizzicato-Accorden der übrigen Streicher eine schmachtende Melodie singen, der Andere ein klangschönes Scherzo. Auch zwei neue Werke von Brahms wurden hier aufgeführt, zwei Sonaten für Klavier und Clarinette op. 120, die eine in F-moll, die andere in Es-dur. Beide Sonaten sind gleichwerthig an geistreicher Gestaltung und Schönheit der Gedanken. Bemerkenswert ist es, daß Brahms sich immer knapper faßt, je älter er wird. Die Bedeutsamkeit der Werke erleidet durch diese stilistische Umwandlung keine Einbuße, vielmehr tritt der Inhalt nur um so klarer hervor. Gewiß kann nicht gesagt werden, daß die eine der Sonaten hinter der andern zurücktrete, aber der individuelle Geschmack wird seine Wahl treffen dürfen, und da muß ich bekennen, daß die F-moll Sonate meinem Herzen noch näher steht, als die in Es-dur. Ihr langsamer Satz scheint mir überhaupt zum Innigsten zu gehören, was Brahms geschrieben. Und wie schön schließt er sich an den schwermüthig ausklingenden ersten Satz an, wie schön wird er durch den sanft bewegten Ländler abgelöst, mit wie göttlicher Heiterkeit krönt das Finale das ganze Werk! Nur schwer kann man sich an dieser Fülle höchster Kunst satt hören.

Aus den drei Quartettabenden der Herren Holländer, Bandler, Nicking und Schrattenholz erinnere ich mich mit mäßigem Vergnügen der Aufführung eines Quartettes in G-moll von Rößler und mit lebhaftem Mißvergnügen eines Klaviertrios von Napravnik, das vielleicht gut böhmisch war, aber weit ablag von Allem, was man in Deutschland unter Kammermusik versteht. Auch die Herren Moser, Schäffer, Wiggers und Treichler veranstalteten einige Quartettvorträge und erfreuten durch manche vortreffliche Leistung.

Die Triosoiréen der Herren Barth, Wirth und Hausmann haben längst aufgehört, nur Triosoiréen zu sein; es wird in ihnen die beste Kammermusik jeder Art gespielt, vom Solo und Duo bis zum Septett und Oktett. Diese Veranstaltungen haben ihr festes zahlreiches Publicum, ebenso wie die Kammermusikabende der Herren Zajic und Grünfeld; nur ist die Hörerschaft dort und hier sehr verschieden zusammengesetzt. Bei Barth und Genossen sammelt sich ein ganz internationaler Kreis von Musikfreunden, bei Zajic und Grünfeld ist mehr die

Berliner Eleganz des Thiergartenviertels vertreten. Aeußerst passend für dies elegante Publicum war ein Klaviertrio in D-moll op. 32 von A. Arensky, das unter Mitwirkung von Max Pauer hier zum ersten Mal gespielt wurde: Salonmusik in höchster Verfeinerung, nicht sehr tief natürlich, aber blitzblank in der Mache und amüsant zu hören, trotz des russischen Verfassers übrigens ihrem Charakter nach mehr französisch als slavisch.

Herzlichen, ja enthusiastischen Empfang fand heuer wie im Vorjahre das böhmische Streichquartett der Herren Hoffmann, Suk, Nedbal und Wihan. In Bezug auf absolute Tonschönheit, Feuer des Vortrags und Schärfe des Rhythmus leisten die Quartettgenossen das Höchste, was geleistet werden kann. Ein Schubert'sches Quartett, von ihnen gespielt, ist ein Genuß reinster und schönster Art. Beim letzten Beethoven geht es freilich nicht ganz so gut ab, aber eines schickt sich eben nicht für Alle. Die Böhmen bringen immer manches Neue. In diesem Jahr war es ein Quartett op. 119 ihres Landsmannes Karl Bendl, das durch die Solidität seiner Arbeit und durch reizvolle melodische Züge fesselte. Ein Cabinetsstück ist das Scherzo: kurz und bündig gefaßt und von höchster rhythmischer Piquanterie. Auch ein Quartett in A-dur von Borodin enthielt viel Anziehendes. Es bewegt sich ziemlich streng in der traditionellen Form des classischen Streichquartetts. Das Colorit hellt sich von Satz zu Satz mehr auf. Das Andante ist trübe, schwermüthig, ein klagender Gesang. Im Scherzo geht es schon fröhlicher zu, Tanzweisen klingen an, werden wieder durch einen süß-träumerischen Mittelsatz von eigenartiger Klangwirkung zurückgedrängt, bis die Stimmung im Finale in humoristischen Uebermuth umschlägt.

Eine neue Erscheinung in unserem Concertleben war das Quartett der Damen Soldat-Roeger, Finger-Baileti, Lechner-Bauer und Herbert-Campbell. Neues brachten sie nicht, aber sie spielten das Alte mit guter musikalischer Bildung und mit erquicklicher Frische, so daß sie sich schnell Freunde erworben haben und für künftig einer warmen Aufnahme sicher sind.

Ueber die Concerte der Solisten kann ich mich kurz fassen, trotzdem gerade diese zu mancherlei Betrachtungen allgemeiner Natur Anlaß gäben. Nur die bemerkenswerthe, aber keineswegs tröstliche Thatsache möchte ich hervorheben, daß außer dem vorher erwähnten Dr. Wüllner kein Sänger und keine Sängerin neu hervorgetreten sind, die mehr als ein vorübergehendes Interesse erregt hätten; daß überhaupt, wie es scheint, die Gesangsmusik von der Instrumentalmusik zurückgedrängt wird. Auch unter den Clavierspielern ist der Nachwuchs nicht stark. Josef Hofmann, wahrscheinlich der Bedeutendste aller jüngeren Pianisten, steht jetzt schon auf voller Höhe, und der Ruhm des gewaltigen Technikers Busoni zählt auch schon nach Jahren. Zwei Pariser Künstler, Harold Bauer und Eduard Risler, haben hier einen sehr großen Eindruck gemacht. Beide verfügen über eine nach jeder Richtung hin tadellose Technik, und beide sind durchaus musikalische Naturen, Risler vielleicht in noch höherem Grade als Bauer, dessen Spiel bisweilen, wenn es sich um Uebertragung eines großen Gefühlsinhaltes handelt, etwas an der Oberfläche haften bleibt.

Ausgeprägte Individualitäten finden sich unter den Geigern mehr als unter den Pianisten, und hier gibt es auch noch ab und zu eine Ueberraschung durch ein neu auftauchendes, großes Talent. Im vorigen Jahr war es Willy Burmeister, der alle Welt in Athem hielt, in diesem Jahr regt Alexander Petschnikoff die musikalischen Gemüther vielleicht noch mehr auf. Kaum irgend Jemand in Berlin hatte schon seinen Namen gehört, und bei seinem ersten Auftreten zeigte der Saal Bechstein seine gewöhnliche Physiognomie: er war zu drei Viertheilen leer, und die wenigen Besucher machten gelangweilte Gesichter. Aber nach den ersten Strichen, die der junge, schmächtige Künstler that, richtete sich Alles empor, spannte sich jede Miene; eine Technik, die aller Schwierigkeiten spottete, eine absolute Reinheit der Intonation, ein weicher, voller, seelisch belebter Ton und ein Vortrag, der mit höchster Empfindungswärme eine bewundernswerthe Ruhe

und Klarheit verband, das waren die Eigenschaften, denen man sich hier ganz unerwartet gegenüber sah. Die Begeisterung des Publicums kannte keine Grenzen; der Beifall stieg nach jeder Nummer, und das Resultat war, daß in den nächsten Concerten der Saal die Zuhörer kaum fassen konnte. Neben Petschnikoff hatten die übrigen Geiger, wie der höchstbegabte Arrigo Serato, der nur noch etwas im Virtuosenthum steckt, und die Geigerinnen einen schweren Stand. Und gerade unter den Geigerinnen finden sich einige hervorragende Talente: Betty Schwabe, Gabriele Wietrowetz und die anmuthige Wiener Künstlerin Rosa Hochmann, die sich in diesem Jahr zum ersten Mal und mit bestem Erfolg bei uns hören ließ.

Die allereigenartigste und allerpersönlichste Künstlernatur, von der noch zu berichten ist, habe ich mir bis zuletzt aufgespart: den schwedischen Sänger Sven Scholander. Das heißt, Sänger ist nicht ganz der richtige Ausdruck, denn Scholander ist mindestens zur Hälfte Schauspieler. Es hat am Ende des vorigen Jahrhunderts in Schweden einen Dichtercomponisten gegeben, C. M. Bellman, der in der Kneipe beim Wein oder noch lieber beim Schnaps, umgeben von einer ganzen Compagnie halbverlotterter Zechgenossen, zur Laute seine herrlichsten Lieder sang. Dieser Bellman ist Scholander's Leibdichter; ja, Scholander selbst ist ein Bellman redivivus, nicht in Bezug auf die Kneipe und den Alkohol, sondern in der Art seiner Kunstübung. Er betritt das Podium, die Laute im Arm, setzt sich, greift ein Paar Accorde — und wir sind, wo er uns haben will, in der entlegensten Situation. Der da sitzt, ist jetzt nicht mehr der elegante Künstler im tadellosen Frack, es ist ein gebrochener Trinker mit verglastem Auge, hüstelnd, nicht weit vom Ende: seine Geliebte ist ihm untreu, sein Kind ist todt, was bleibt ihm übrig, als auch zu sterben? Also — noch einen Krug Wein! Oder er ist ein frischer Bursch, der seinem Schatz ein Ständchen bringt. Oder er geht trauernd hinter dem Sarge des Schnapsbrenners Lundholm her — er greift dunkle Accorde auf der Laute und schwingt sie in weitem Bogen — die Glocken läuten, erst fern, dann immer näher, wir folgen selbst dem Zuge, hören die Bemerkungen der Leidtragenden, sehen die Wittwe mit den verweinten Augen und die ganze Zechbrüderschaft. Am Ende geht's zurück vom Kirchhof, das Geläute wird leiser und verklingt zuletzt ganz. Durch die Färbung und Nüancirung seines Gesangstons, durch sein Mienenspiel, seine Körperbewegungen zwingt uns Scholander mit erstaunlicher Kraft die Vorstellung von diesen Ereignissen auf. An rein lyrische Stücke geht er selten heran — dafür ist auch seine kleine und unbedeutende Stimme nicht geeignet; in Allem fast, was er vorträgt, steckt ein dramatisches Moment, und das greift er heraus und baut eine vollständige Scene darum auf. Seine Wandlungsfähigkeit ist scheinbar unbegrenzt; ob er tragische oder heitere Vorgänge darstellt, ob er Bellman'sche Phantasien oder spanische und französische Lieder singt, wir sehen immer die Situation und ihren Fortgang leibhaftig vor uns: den flotten, jungen Tambour, die Königstochter, wie sie sich über den Balcon beugt, um dem hübschen Jungen seine Rose abzuschmeicheln, den alten filzigen König, der den frechen Bewerber entrüstet zurückweist und ihm blöde nachsieht, als er mit seinem Reichthum geprahlt hat und stolz von dannen zieht; oder den braven Seemann, der ein Enoch Arden-Schicksal erlebt, oder die erste der „trois jolies princesses“, die sich noch halb im Schlafe rekelt und gähnt: „je crois qu'il fait jour.“ Nur eins ist schlimm und hat gewiß ernsthaften Leuten ernsthaft zu denken gegeben. Wohin soll man Scholander thun? Sänger ist er nicht so recht und Schauspieler so recht auch nicht. Gehört dieser ästhetische Störenfried, der so unbekümmert mit seiner Laute daher kommt und die Menschen lachen macht und zu Thränen rührt, gehört der überhaupt in einen Concertsaal? Gewiß ist er Manchem eine recht ärgerliche Erscheinung, wie denn das künstlerische Gottesgnadenthum meistens etwas Aergerliches an sich hat, weil es sich so schwer in den Schubfächern der gewohnten Kunstanschauungen unterbringen läßt.

Carl Krebs.

Politische Rundschau.

[Nachdruck untersagt.]

Berlin, Mitte Juni.

Die Moskauer Krönungsfeierlichkeiten haben aufs Neue gezeigt, welcher Sympathien der Zar und dessen hohe Gemahlin sich bei allen befreundeten Höfen und Regierungen, sowie bei der Bevölkerung ihres eigenen Reiches verdientermaßen erfreuen. Diese Sympathien gelangten auch in dem innigen Mitgefühle zum Ausdrucke, das sich aller Orten kund gab, als durch die Katastrophe auf dem Chodynskifelde ein Mißklang in den Jubel der russischen Bevölkerung gebracht wurde. Die friedlichen Gesinnungen des Zaren haben jedenfalls aus Anlaß der Krönungsfestlichkeiten ihre Bestätigung und Verstärkung erfahren. Der Zufall fügte es, daß wenige Tage nach dem Abschlusse dieser Festlichkeiten Kaiser Wilhelm II. eine Deputation des Petersburger Grenadierregiments „König Friedrich Wilhelm III." empfing, die die Glückwünsche zur fünfundzwanzigjährigen Wiederkehr des Tages überbrachte, an welchem dem Kaiser als Prinzen Wilhelm die Uniform des russischen Regimentes verliehen worden ist.

Bei der in Potsdam veranstalteten Tafel, an der auch der aus Moskau zurückkehrende Kronprinz von Italien und der Kronprinz von Dänemark theilnahmen, richtete der deutsche Kaiser an die russischen, von einem General geführten Officiere eine Ansprache, in der er daran erinnerte, wie der Großvater des jetzt herrschenden Zaren, Kaiser Alexander II., gerade vor fünfundzwanzig Jahren auf seiner Durchreise durch Berlin unseren damaligen Kronprinzen Friedrich Wilhelm und dessen beide Söhne empfing. „Das Deutsche Reich," betonte jetzt Kaiser Wilhelm II., „war eben entstanden, und die schweren Verluste, die der Tod in die Reihen so vieler bekannten Officiere der Garde gerissen hatte, hatten auch das Herz Seiner Majestät des Kaisers Alexander II. aufs Tiefste erschüttert." Bei dieser Gelegenheit verlieh nun der Zar dem jugendlichen Prinzen Wilhelm die Uniform des Petersburger Regiments, indem er in seiner Ansprache an den Kronprinzen Friedrich Wilhelm hervorhob, daß dieser Act ein Zeichen der Zuneigung für seinen Onkel, Kaiser Wilhelm I., für dessen Sohn und seine Familie, sowie „der unwandelbaren Liebe" für die preußische „Armee und für die Garde" sein sollte. Die Thatsache, daß der jetzt herrschende Zar an demselben Tage, an dem die Deputation von Kaiser Wilhelm II. empfangen wurde, den Kronprinzen des Deutschen Reiches à la suite desselben Regiments gestellt hat, indem er zugleich seine Glückwünsche übermittelte, darf als ein neuer Beweis für die zwischen den beiden Monarchen bestehenden herzlichen Beziehungen gelten, die zugleich als weitere Bürgschaft für die Aufrechterhaltung des europäischen Friedens bezeichnet werden dürfen.

Nicht minder im friedlichen Sinne verdient der Depeschenwechsel erwähnt zu werden, der aus Anlaß des Hinscheidens eines der ausgezeichnetsten französischen

Bürger und Gelehrten, Jules Simon, zwischen dem deutschen Kaiser und dem Präsidenten der französischen Republik, Faure, stattgefunden hat. Die rein menschliche Theilnahme, die Kaiser Wilhelm II. zu wiederholten Malen an den Tag legte, wenn die französische Nachbarnation von einem schweren Verluste betroffen wurde, mochte es sich um einen hervorragenden Heerführer, wie den Marschall Mac Mahon, einen Künstler von der Bedeutung Meissoniers oder, wie soeben, um einen ausgezeichneten Staatsmann und Gelehrten handeln, muß jedenfalls auch skeptische Franzosen überzeugen, daß der deutsche Kaiser keineswegs von feindseligen Gesinnungen geleitet wird. Mit Jules Simon, der seiner Zeit als französischer Delegirter auf der Berliner Arbeiterschutz-Conferenz erschien, hatte Kaiser Wilhelm II. allerdings nähere persönliche Beziehungen angeknüpft, so daß er in seinem Beileidstelegramme unter Anderem sagen konnte: „Ich werde stets unter dem Zauber seiner Persönlichkeit bleiben, indem ich mich der Tage erinnere, indenen er mir seine werthvolle Unterstützung lieh, um das Loos der arbeitenden Classe zu verbessern."

Durch diese Vorgänge wird insbesondere auch erhärtet, daß durch den Dreibund der europäischen Centralmächte gute Beziehungen zu den übrigen Staaten durchaus nicht ausgeschlossen werden. Die Empfangsrede, in der Kaiser Franz Josef am 1. Juni in Pest die Ansprachen der beiden Delegations-Präsidenten beantwortete, hat aber nicht minder bei allen Freunden der Aufrechterhaltung des europäischen Friedens den günstigsten Eindruck hervorgerufen. Konnte der Monarch zunächst betonen, daß die Beziehungen Oesterreich-Ungarns zu allen Mächten die freundschaftlichsten geblieben sind, so unterließ er dann nicht, hervorzuheben, wie das feste Auftreten des Dreibundes in allen wichtigen, das europäische Interesse berührenden Fragen viel dazu beigetragen habe, daß der europäische Friede trotz mancher im Vorjahre im Oriente aufgetauchten beunruhigenden Symptome nicht gestört wurde. Mit Genugthuung constatirte Kaiser Franz Josef, daß die von der österreichisch-ungarischen Regierung im Vereine mit Deutschland und Italien entfalteten Bemühungen die sympathische Mitwirkung aller Großmächte fanden und insbesondere in Bezug auf die Erhaltung des status quo auf der Balkan-Halbinsel eine Einmüthigkeit zu Tage förderten, deren zu erhoffende Fortdauer die friedliche Entwicklung der internationalen Beziehungen gewärtigen lasse.

Sind diese Ausführungen des Kaisers Franz Josef durchaus unanfechtbar, so ging ein hervorragendes Wiener Organ doch viel zu weit, wenn es in ihnen eine neue Beleuchtung des Verhältnisses zwischen Oesterreich und den beiden anderen Staaten des Dreibundes erblickte.

Gerade im Hinblick auf die vortrefflichen Beziehungen Oesterreich-Ungarns zu Deutschland und Italien erscheint es von Anfang an geboten, alle Illusionen zu zerstören, nach denen die Tripelallianz ein actives politisches Programm im Orient haben soll. Ist der durchaus friedliche Zweck des Dreibundes stets von Neuem betont worden, so konnte auch über die Mittel kein begründeter Zweifel bestehen. Nur den gegenwärtigen Besitzstand verbürgten Deutschland, Oesterreich-Ungarn und Italien einander wechselseitig, so daß im Falle eines Angriffes die Bundesgenossen dem in diesem Besitzstande bedrohten Staate zu Hülfe eilen. Von den bewährten Grundsätzen, die Fürst Bismarck bei der Begründung der Tripelallianz feststellte, soll denn auch in Zukunft nicht abgewichen werden. Auch erscheint es nicht zutreffend, wenn darauf exemplificirt wird, wie es in Oesterreich-Ungarn für unsinnig gelten müßte, daß dieses diplomatisch sich für Frankreich einsetzen würde, falls es sich um ein streitiges deutsches Interesse handeln sollte. Bestände dieses streitige Interesse in einem Angriffe auf Elsaß-Lothringen, so würde eben lediglich der casus foederis vorliegen, gerade wie im Falle einer gegen Bosnien und die Herzegowina gerichteten militärischen Action Deutschland auf die Seite Oesterreich-Ungarns treten würde. Dagegen ist die deutsche Regierung keineswegs verpflichtet, etwa in der bulgarischen Angelegenheit ohne Weiteres für alle Zukunft den österreichischen Standpunkt einzunehmen. Muß betont werden, daß Deutschland sich in dieser wie in den übrigen den Orient berührenden Angelegenheiten volle Actions-

freiheit gesichert wissen will, so findet diese doch ihr Maß in den Bestimmungen des Berliner Vertrages, die durch den Dreibund in keiner Weise abgeändert werden konnten. Damals wurde nun die Einflußsphäre Rußlands in Bulgarien bestimmt, und es entspricht lediglich den Gesetzen der Gerechtigkeit und Billigkeit, daß die großen Opfer an Menschenleben und materiellen Gütern, die von russischer Seite im Kriege gegen die Türkei zur Befreiung Bulgariens gebracht wurden, ihr Aequivalent finden.

Da im Monat Mai die einjährige Kündigungsfrist des Dreibundes abgelaufen war, gilt dieser unter den früheren Bedingungen wieder bis zum Jahre 1903, so daß also auch von einer neuen Festsetzung des Verhältnisses zwischen Oesterreich-Ungarn, Deutschland und Italien, sowie von einem neuen Programme auf dem Gebiete der Orientpolitik nicht die Rede sein kann. Unbeschadet der Stipulationen der Tripelallianz ist jeder der drei Staaten in der Lage, gemeinschaftlich mit anderen Mächten eine diplomatische Action zu unternehmen, wie durch diejenige Deutschlands, Rußlands und Frankreichs im chinesisch-japanischen Conflicte erhärtet würde. Ebenso war und bleibt Italien in der Lage, bei seiner afrikanischen Politik sich mit England ins Einvernehmen zu setzen, und dies steht so sehr mit den friedlichen Tendenzen des Dreibundes im Einklange, daß alle drei Mächte sich in Aegypten zusammen fanden, als die britische Regierung für die Expedition nach Dongola die bereiten Mittel der ägyptischen Staatsschuldenkasse in Anspruch nahm. Wird aber von französischer Seite der Versuch gemacht, im eigenen Interesse die ägyptische Frage aufzurollen, so liegt für die Mächte des Dreibundes ebenso wenig wie für England Veranlassung vor, an einem als vortrefflich erkannten Verwaltungssysteme zu rütteln.

Mit Genugthuung wurde auch von allen Freunden des trotz der aufständischen Bewegung auf Creta keineswegs bedrohten europäischen Friedens die lebhafte Theilnahme aufgenommen, die Kaiser Franz Josef hinsichtlich der Ereignisse auf dem afrikanischen Kriegsschauplatze an den Tag legte, indem er ausdrücklich hervorhob, daß die Armee des treuen Bundesgenossen im schweren Kampfe mit einem an Zahl weit überlegenen Gegner die Ehre der italienischen Fahne hoch gehalten habe. Nachdem Kaiser Wilhelm II. bei seinem jüngsten Aufenthalte in Italien den Heroismus der italienischen Expeditionstruppen in Abessinien bereits anerkannt und erklärt hatte, daß keine andere europäische Armee unter den gleichen ungünstigen Voraussetzungen den Negus von Abessinien und dessen Uebermacht aus dem Felde geschlagen haben würde, muß die nunmehr vom Kaiser von Oesterreich gezollte Anerkennung dem italienischen Nationalgefühle ebenfalls zu großer Befriedigung gereichen, um so mehr, als jenseits der Alpen eine nicht ganz unberechtigte Verstimmung gegen den dem eigenen Herrscherhause befreundeten Monarchen herrschte. Wurde es doch als eine Zurücksetzung und Verletzung der internationalen Courtoisie empfunden, daß Kaiser Franz Josef immer noch nicht den ihm in Wien vom Könige Umberto abgestatteten Besuch erwidert hatte. Mit Recht legten auch die Italiener Gewicht darauf, daß diese Erwiderung des in der österreichischen Hauptstadt gemachten Besuches nicht etwa im Königsschlosse zu Monza, sondern in Rom selbst erfolge. Andererseits konnten sich die maßgebenden Kreise Italiens nicht verhehlen, wie schwierig es für den Kaiser Franz Josef als Staatschef des katholischen Oesterreichs wäre, ohne den Papst zu kränken, in der Hauptstadt des geeinten Königreiches Italien, im „unantastbaren Rom", zu erscheinen.

Darf nun aber auch in dieser Hinsicht ein Wandel erhofft werden, nachdem Papst Leo XIII. gegenüber dem Quirinal in Abessinien eine wesentlich freundlichere Haltung bekundet hat? Hatte er bereits vor einigen Jahren den französischen apostolischen Delegaten in der Colonie Eritrea durch einen Italiener ersetzt, so ließ er es auch nach der Schlappe bei Amba Aladschi und der Katastrophe von Adua nicht an Kundgebungen der Sympathie fehlen. Damals bereits konnte man sich der Wahrnehmung nicht verschließen, daß der Papst, dessen Tactgefühl und rein menschliches Empfinden sich bei anderen Anlässen gleichfalls nicht verleugnet hatten,

sich auch als Italiener fühlte. Ueberraschen mußte trotzdem, daß Leo XIII., um die Befreiung der vom Negus von Abessinien noch nicht ausgelieferten italienischen Gefangenen herbeizuführen, an den König Menelik selbst einen Delegirten mit einem solchen Auftrage und einem eigenhändigen Schreiben abgesendet hat. Sicherlich hat es noch gute Wege, bis die vom Nachfolger Pius' IX. im Gegensatze zu diesem an den Tag gelegte Versöhnlichkeit auch auf dem Gebiete der inneren Politik Früchte zeitigt; jedenfalls erhellt aber aus den jüngsten Vorgängen, wie sehr Diejenigen irren, die bei zukünftigen internationalen Verwicklungen darauf zählen, daß das Papstthum unter allen Umständen auf Seiten der Gegner Italiens stehen werde. Der Beifall, den die Anerkennung des Verhaltens Leo's XIII. in der italienischen Deputirtenkammer fand, beweist zugleich, daß, abgesehen von den Ultraradicalen, auch bei den „buzzurri“, wie die Anhänger des Quirinals im Gegensatze zu den „codini“, den Parteigängern des Vaticans, genannt werden, von einer unüberwindlichen Abneigung gegen einen modus vivendi nicht die Rede sein kann.

So zeigt sich von Neuem, daß die stella d'Italia, der italienische Glücksstern, trotz der trüben Prophezeiungen der französischen Presse keineswegs sich im Niedergange befindet. Hatten Pariser Blätter nach der unglücklichen Schlacht von Adua eine Lockerung des Dreibundes angekündigt, weil Deutschland und Oesterreich-Ungarn die Minderwerthigkeit des dritten Bundesgenossen erkannt haben müßten, so hat sich gerade die Festigkeit der Tripelallianz erwiesen, und der deutsche Kaiser, sowie Kaiser Franz Josef unterließen nicht, das abfällige Urtheil der Widersacher Italiens über dessen Heer in unzweideutiger Weise zu corrigiren. Nicht minder bedeutsam erscheint aber, daß gerade das Mißgeschick Italiens die wohlwollende Gesinnung des Papstes zur deutlichen Erscheinung gelangen ließ. Die jüngsten parlamentarischen Vorgänge gestatten auch den Schluß, daß es dem Conseilpräsidenten Rudini gelingen werde, die innere Verwaltung in ersprießlicher Weise zu gestalten. Nur wird es sich für die Zukunft empfehlen, von persönlichen Auseinandersetzungen mit dem früheren Régime abzusehen. Konnte es doch geschehen, daß aus Anlaß der parlamentarischen Debatten über Mißstände, die im Ressort des Ministeriums des Innern unter Crispi nunmehr festgestellt worden sein sollten, die von dem gegenwärtigen Leiter der Regierung acceptirte einfache Tagesordnung nur mit drei Stimmen Mehrheit zur Annahme gelangte. Freilich erklärten dann in der nächsten Sitzung mehr als sechzig Deputirte, daß sie, falls sie bei der Abstimmung anwesend gewesen wären, ebenfalls für das Ministerium votirt hätten. Immerhin hatten sich zwar noch etwa dreißig Abgeordnete der Stimmabgabe enthalten, so daß von Seiten der Oppositionsorgane darauf hingewiesen werden konnte, das Cabinet müßte seine Entlassung nehmen. Rudini konnte jedoch um so eher auf seinem Posten bleiben, als die Deputirtenkammer zu einer Zeit gewählt worden, in der Crispi als Conseilpräsident die Regierungsgeschäfte leitete. Hieraus ergibt sich, daß dessen Nachfolger nach constitutionellem Brauche das Parlament auflösen könnte, eine Eventualität, von der zunächst Abstand genommen worden ist. Inzwischen hat General Baldissera, ohne alle Fehler seines Vorgängers im Oberbefehle, des Generals Baratieri, wettmachen zu können, doch bei Kassala gegen die Derwische und später durch Entsetzung Adigrat's so erfolgreich operirt, daß die Beendigung der Expedition als vollzogene Thatsache erachtet werden kann. Auch fehlt es nicht an Anzeichen, daß der Negus von Abessinien, Menelik, selbst den Friedensschluß herbeigeführt sehen möchte, bei dem die Italiener jedenfalls die Mareb-Belesa-Linie behaupten, auf den Besitz der Provinz Tigreh im Uebrigen aber verzichten werden.

Im Gegensatze zu Italien, wo die dunklen Punkte am politischen Horizonte nahezu geschwunden sind, sehen sich die leitenden Staatsmänner in Spanien nach wie vor in einer ungemein mißlichen Lage. War die Hoffnung gehegt worden, daß nach der Ersetzung des Marschalls Martinez Campos durch den General Weyler die Unterdrückung des Aufstandes auf Cuba sehr bald gelingen würde, so ist diese Erwartung keineswegs erfüllt worden. Vielmehr wird die Expedition auf

der großen Antille noch manche Opfer von dem Mutterlande erfordern. Zu diesen Schwierigkeiten kommen noch solche der inneren Politik, die zum Theil in unmittelbarem Zusammenhange mit den jüngsten allgemeinen Wahlen für die Deputiertenkammer und den Senat stehen. Daß allerdings das conservative Cabinet Canovas del Castillo ebensowenig vor Wahlbeeinflussungen jeder Art zurückschrecken würde, wie vor ihm das liberale Ministerium Sagasta, konnte nicht überraschen. Die Vorgänge, die sich diesmal bei den Wahlen in der Hauptstadt, sowie auf Cuba abspielten, waren aber wohl geeignet, den Unwillen aller Unparteiischen zu erregen, zumal da die der Regierung nahe stehenden Organe, weit entfernt, die Wahlfälschungen zu bestreiten, nur geltend machten, daß die liberale Regierung das allgemeine Wahlrecht eingeführt habe, so daß nunmehr auch dessen unmittelbare Folgen in den Kauf genommen werden müßten. Viel erörtert wurde insbesondere die Candidatur des Marqués de Cabriñana, der vor einigen Monaten auf die im Madrider Gemeinderathe bestehende Corruption hingewiesen und durch seine Enthüllungen auch den Rücktritt zweier Mitglieder des Cabinets veranlaßt hatte.

Der ganze Lärm wäre jedoch wohl verhallt, wenn nicht zwei der bekanntesten spanischen Generale in die Bewegung verwickelt worden wären. Allerdings wurde man zunächst an die komische Oper oder an das spanische Intriguenstück erinnert, als aus Madrid die telegraphische Meldung eintraf, der Marschall Martinez Campos und der General Borrero hätten gerade im Begriffe gestanden, sich zu duelliren, als sie durch den plötzlich eintretenden Generalcapitän von Madrid daran verhindert worden wären. Im Hinblick auf die Rollen, die von Generalen in Spanien bei revolutionären Bewegungen oftmals gespielt wurden, war jedoch nicht ausgeschlossen, daß der eigenthümliche Vorgang eine symptomatische Bedeutung haben könnte. In der That steht dieser auch mit den letzten Wahlkämpfen in innigem Zusammenhange. General Borrero ist in Cuenca zum Senator gewählt, diese Wahl aber angefochten worden, worauf er, in seinem politischen Ehrgeize gekränkt, an den Marschall Martinez Campos ein im schroffsten Tone abgefaßtes Schreiben richtete, in dem er ihn beschuldigte, den Conseilpräsidenten zu seinen Ungunsten beeinflußt zu haben. Nachdem der General den Marschall noch beschuldigt hatte, daß er ihm seit der Wiederherstellung des Königthums auch in seiner militärischen Laufbahn stets hinderlich gewesen sei, fuhr er mit echt spanischem Localcolorit fort: „Ich habe zwei Pistolen; wir können sie probiren — die Zeugen werden über die Einzelheiten des Zweikampfes entscheiden —, denn ich habe die Absicht, dasjenige zu thun, was die Kugeln der cubanischen Aufständischen in Peralajo und Coliseo nicht vermocht haben.“ Läßt dieser Brief auf die in der spanischen Armee herrschende Disciplin grelle Streiflichter fallen, so erfährt der Fall dadurch eine weitere Beleuchtung, daß die Zeugen des Marschalls Martinez Campos und des Generals Borrero sich bei dem Marqués de Cabriñana zusammenfanden; auch wird der heißblütige General bereits von den radicalen Elementen in Anspruch genommen. Die Regierung selbst hatte zunächst die Absicht, die Angelegenheit einem aus den Marschällen und den rangältesten Generallieutenants in Madrid bestehenden Ehrengerichte zu unterbreiten. Auch sah sich der Kriegsminister veranlaßt, den dem General Borrero ertheilten Befehl, seine Wohnung nicht zu verlassen, in verschärfter Weise zu wiederholen. Fügte sich doch der Widersacher des Marschalls Martinez Campos am Abend zuvor dem Stubenarrest so wenig, daß er sich mehrere Stunden lang im Casino aufgehalten und dann den Heimweg durch die Straßen von Madrid, von zahlreichen Freunden begleitet, genommen hatte. Unwillkürlich mußte man an die Zeit der Pronunciamientos erinnert werden, die unter der gegenwärtigen Regentschaft glücklich beseitigt zu sein schien. Wie aber das Cabinet Canovas del Castillo diesen Vorgang auffaßt, erhellt daraus, daß General Borrero von dem Commando des sechsten Corps enthoben worden ist. Als gewiß darf jedoch gelten, daß die Oppositionsparteien nicht ermangeln werden, den Fall für ihre Zwecke auszubeuten.

Die Schwierigkeiten der inneren Lage Spaniens sind durch das anarchistische Verbrechen, das am 7. Juni in Barcelona verübt wurde, noch vermehrt worden. Galt die Hauptstadt Cataloniens seit geraumer Zeit als ein Hauptquartier der Anarchisten aller Länder, so konnte es den Anschein gewinnen, als ob unter dem Regimente des früheren Generalcapitäns von Catalonien, General Weyler, die von den Widersachern jeder staatlichen Ordnung drohende Gefahr zurückgedrängt worden wäre. Es braucht nur an das verhängnißvolle Bombenattentat im Liceo-Theater von Barcelona erinnert zu werden, um zu zeigen, mit welchem Raffinement die Anarchisten dort vorgehen. Später bildete eine große militärische Revue den Schauplatz eines neuen anarchistischen Verbrechens. Ja, es konnte geschehen, daß eine geringe Anzahl Ruhestörer in eine große Kaserne unweit der Rambla, der Hauptstraße und Promenade Barcelona's, eindrang, in der Erwartung, daß die Soldaten sich der revolutionären Bewegung anschließen könnten. Der Monjuich mit seinen Befestigungen, innerhalb deren schon manches Todesurtheil an Anarchisten vollzogen worden ist, scheint deren Parteigänger wenig zu schrecken; obgleich er sich den Tausenden von Spaziergängern und Passanten, die bei Tage und bei Nacht auf der anstoßenden Rambla sich einfinden, drohend präsentirt. Nach dem Theater, nach der Militärrevue war es diesmal eine kirchliche Procession, die die Anarchisten als Anlaß ihres verbrecherischen Treibens benutzten. In dem Augenblicke, in dem diese Procession in die Kirche Santa Maria del Mar eintrat, wurde das nach dem Systeme der Orsini-Bomben hergestellte Mordwerkzeug geschleudert, das den Tod einer Anzahl Menschen, sowie zahlreiche Verwundungen herbeiführte. Da der Generalcapitän Despujols die Fahne vor dem Baldachin trug, wurde von Anfang an angenommen, daß das Verbrechen sich an erster Stelle gegen diese Persönlichkeit richtete. An den Generalcapitän Despujols richteten denn auch der Civilgouverneur und der Alcalde der Stadt Barcelona unverzüglich die Aufforderung, über die Stadt den Belagerungszustand zu verhängen, und dieser ist sogleich proclamirt worden.

Daß die Anarchisten gerade die Hauptstadt Cataloniens als „Kampfgebiet“ ausgesucht, erklärt sich zum Theil wohl aus den wirthschaftlichen Verhältnissen Spaniens. Gerade weil Catalonien im Gegensatze zu der weit überwiegenden Mehrzahl der Provinzen des Landes eine blühende Industrie aufweist, finden sich in Barcelona auch viele andere Elemente zusammen, die zu revolutionären und anarchistischen Umtrieben stets bereit sind. Die Nähe der französischen Grenze, sowie die Verbindungen zur See mit Italien tragen gleichfalls dazu bei, daß die anarchistische Internationale die Hauptstadt Cataloniens bevorzugt. Solange der gegenwärtige Oberbefehlshaber des spanischen Expeditionscorps auf Cuba Generalcapitän in Barcelona war, hielt er die Anarchisten im Zaume. General Weyler verhehlte sich allerdings bereits im October des Jahres 1895, als Studentenunruhen in Barcelona ausgebrochen waren, keineswegs, daß jeden Augenblick auch die Anarchisten sich wieder hervorwagen könnten, gegen die er damals, sobald sich auch nur das erste Symptom gezeigt hätte, mit rücksichtsloser Entschlossenheit vorgehen wollte. So konnte der Schreiber dieser Zeilen, der in den entscheidenden Octobertagen gerade in der Hauptstadt Cataloniens verweilte, die umfassenden Vorsichtsmaßregeln wahrnehmen, die vom Generalcapitän angeordnet worden waren. Die Anarchisten zogen jedoch vor, den Moment für ihr verbrecherisches Vorgehen selbst zu wählen, und es ist bezeichnend, daß, während zwei spanische Generale, anstatt das Beispiel des Gehorsams gegen die Staatsgesetze zu geben, durch ihre Unbotmäßigkeit allgemeines Erstaunen hervorrufen, in dem wichtigsten Handels- und Industrie-Centrum des Landes ein neues, aller Civilisation Hohn sprechendes Verbrechen inmitten des lebhaftesten Volksverkehrs verübt wird. Das conservative Ministerium Canovas del Castillo sieht sich jedenfalls einer der schwierigsten Aufgaben gegenüber, da, wie durch den Aufstand auf Cuba die Machtstellung Spaniens in Frage gezogen wird, auch der Monarchie trotz der Regententugenden der Mutter Alfonso's XIII. ernste Gefahren drohen.

Literarische Rundschau.

Neuere Literatur über Afrika.

[Nachdruck untersagt.]

1. Nordkamerun. Schilderung der im Auftrage des Auswärtigen Amtes zur Erschließung des nördlichen Hinterlandes von Kamerun während der Jahre 1886—1892 unternommenen Reisen von Eugen Zintgraff. Mit 16 Illustrationen und 1 Karte. Berlin, Gebrüder Paetel. 1894.
2. Wanderungen in Afrika. Studien und Erlebnisse von Oskar Lenz. Wien, Verlag der Literarischen Gesellschaft. 1895.
3. Zum Victoria Nyanza. Eine Antisclaverei-Expedition und Forschungsreise von C. Woldemar Werther. Berlin, Gergonne & Co. 1894.
4. Feuer und Schwert im Sudan. Von Slatin Pascha. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1896.

Von Monat zu Monat schwillt die Afrika-Literatur stärker an, und bei dem actuellen Interesse, welches, wie noch die jüngsten Ereignisse von Neuem bewiesen, dieser an natürlichen Hülfsmitteln so unerschöpflich reiche Erdtheil beansprucht, häufen sich die wirthschaftlichen und politischen Probleme, die seine Besitzergreifung aufwirft. Die Küstenlandschaften sind schon sämmtlich besetzt, und der Kampf um Afrika, in welchem die europäischen Nationen einander den Rang abzulaufen suchen, wendet sich nunmehr den Binnenländern zu. Das nordwestliche Afrika vom Senegal und Niger über die Sahara hinüber nach Algerien wird wohl über kurz oder lang zu einem mächtigen französischen Colonialreich zusammengeschmolzen werden; an dem unteren Niger und der Guineaküste halten den Franzosen höchstens noch die Engländer die Stange, während die unter Herrn Zintgraff's Leitung unternommenen Versuche, das Hinterland von Kamerun bis zum Benue hinauf für den deutschen Einfluß zu erobern, hauptsächlich an der mangelhaften Unterstützung seitens der deutschen Regierung und den geringen verfügbaren Mitteln gescheitert sind. Das Vordringen von der Guineaküste aus ins Innere ist, wie uns Zintgraff in seinem reichhaltigen Buche erzählt, wegen des Fehlens von Karawanen und Wasserstraßen und der feindseligen Haltung der Eingeborenen mit außerordentlichen Schwierigkeiten verbunden; indeß hat der Entdecker seine Aufgabe, von Süden her das mohammedanische Reich Adamaua zu erschließen, glänzend gelöst. Triumphirend erzählt er seinen Einzug in Donga an dem denkwürdigen 28. Mai 1889, und wie er, in weißseidenem Burnus und einem kunstvoll gedrehten Turban prunkend, von dem Sultan in feierlicher Audienz empfangen wurde. In der Hauptstadt dieses Theilsultanats fand Zintgraff den Anschluß an die Reiseroute des früh verstorbenen Afrikaforschers Flegel, der von Norden her dasselbe Ziel gesucht und erreicht hatte. Jola am Benue ist die Residenz des Großsultans des Adamaua-reiches. Das Reisen in diesen Gegenden ist verhältnißmäßig bequem. Zunächst hatten die Träger der Karawane mit ihren Lasten durch die von feuchter, dumpfer

Luft erfüllten Urwälder des Küstengebiets keuchen müssen. Dann, am Rande der westafrikanischen Hochebene angelangt, hatten sie unter mühevollem Klettern den Aufstieg zu überwinden, bis sie endlich oben 1400 Meter über dem Meeresspiegel vor sich das wellige Grasland sahen und mit Entzücken die frische, kräftige Bergluft einsogen. Zintgraff schildert den überwältigenden Eindruck beim ersten Anblick der bienenumsummten Blumen und Gräser des Hochlands. Ihm und seinen erschöpften Begleitern schien dieser Augenblick das Ende aller überstandenen Leiden zu bedeuten; ein befreiender Jubelruf gleich dem *θάλαττα! θάλαττα!* der Xenophontischen Scharen entrang sich ihrer Brust. Unter ihnen in tiefen Schluchten tosende Wildbäche; in den Thälern, die sich zwischen den gleich Strebepfeilern vorgeschobenen schmalen Bergrücken der sonst senkrecht abfallenden Wände der westafrikanischen Hochebene ausbreiten, ungeheuere dichte Palmenbestände; in weiteren Mulden des Hochlandes traf der Blick auf ausgedehnte Bananenhaine, aus denen die spitzen Pyramidendächer der einheimischen Dörfer hervorragen, während die Bewohner überall an den Kreuzwegen standen und auf ihre Speere gestützt eigenartig aussehende Pfeifen rauchten. Die Bali, diese Söhne der freien Hochebene, sind körperlich weit entwickelter und geistig geweckter als die in den dumpfen Urwäldern der Küstengebiete wohnende schlaffe Bevölkerung. Meist von mehr als mittelgroßem Wuchs sind sie sehnig und muskelstark und dabei kriegerisch gesinnt. Ihren Körper reiben sie mit einem Brei aus Rothholz ein, was ihm eine bordeauxrothe Färbung verleiht; die Grundfarbe ist dagegen schwarzblau. Die im Stromgebiet des Niger und Benue wohnenden Haussa- und Fullanistämme, die sich im Adamauareich die eingeborenen Sudanneger völlig unterworfen haben, sind noch ein ungelöstes ethnographisches Räthsel: ihre hellere Hautfarbe, ihr blondes Haar und ihre durchaus nicht negerhaften Gesichtszüge unterscheiden sie streng von der Bantu- und Sudanrasse; aber ihre Abstammung ist bis jetzt noch nicht aufgeklärt. Die Haussa sind die eigentlichen Händler dieser Gebiete; sie schaffen die wichtigsten Handelsgegenstände, wie Elfenbein, Gummi, Kolanüsse und Sklaven aus den entlegensten Gegenden nach den an der Küste und den Flüssen angelegten Factoreien der Europäer. Ihnen verdanken alle größeren Städte Adamaua's ihr eigenartiges bewegtes Leben; sie haben den bei den Buschvölkern in solcher Ausdehnung gänzlich unbekannten Markt und Handelsverkehr zur höchsten Blüthe gebracht. Auf den Märkten Adamaua's wird der nackte Sklave aus den südlichen Negerländern gegen schöne Stoffe aus Timbuktu feilgeboten; schwere Elfenbeinzähne gehen für Waaren europäischen, insbesondere englischen oder indischen Ursprungs, dahin; die vielbegehrte Kolanuß, dies unentbehrliche Genußmittel des mittleren Afrika's, wird gegen Zeugstoffe aus einheimischer Baumwolle umgetauscht. Kunstvolle Lederarbeiten, Erzeugnisse einer hochentwickelten Landesindustrie, wie Sandalen, Kissen, Reitstiefel, Sättel, Zaumzeug, daneben Eisenwaaren aller Art, Dolche, Schwerter, Lanzen, Hacken u. s. w. reizen die Lust des Käufers, hübsche Pferde, Esel und Ochsen werden herzugetrieben, und vollends im bunten Gewühle des Lebensmittelmarktes sind alle nur denkbaren Bodenerzeugnisse vertreten. In den Haussastaaten und dem westlichen Afrika überhaupt gibt es ein allgemein in Umlauf befindliches Geld: die Kaurimuschel. Diese kleine Porzellanschnecke wird jährlich in ungeheuren Mengen in Afrika eingeführt; ihr Hauptursprungsgebiet sind die Gewässer um die Malediveninseln. Als geborene Händler durchziehen die Haussa zu Pferde und zu Fuß, mit Sklaven und Eseln, gefolgt von Weib und Kind, viele Hunderte von Kilometern weit die ausgedehnten Landstriche, die dem Stromgebiete des Niger und des Benue angehören. Sie machen sich wenig daraus, selbst Jahre lang von Haus und Hof getrennt in der Fremde zu leben; die Annehmlichkeit der Lebensverhältnisse in den Städten Adamaua's entschädigt sie für die Entbehrungen auf den afrikanischen Landstraßen. In Adamaua selber sind die schmalen Negerpfade indeß nicht allzu beschwerlich für den Reisenden. Der Weg ist eben und führt häufig durch sumpfige Wiesengründe, die auch in der Trockenzeit feucht bleiben. „Solche Wiesen, die sich

durch niedrigen, kräftigen Graswuchs auszeichnen, sind eine charakteristische Erscheinung sowohl des östlichen Sudan wie Adamaua's; Schweinfurth und Barth erwähnen sie als Eigenthümlichkeit der von ihnen bereisten Gegenden. Schatten ist in dieser großen Ebene am Benue nicht viel zu finden, da man nur höchst selten auf einige Minuten durch kleine Waldbestände kommt. Sonst wächst überall nur die Zwergakazie, die, mehr Busch als Baum, gegen die Sonnenstrahlen keinen genügenden Schutz gewährt. Kleine vereinzelte Bergketten oder Bodenanschwellungen sind nicht selten, und von dort kann der Blick ungehindert über die weite Ebene schweifen, deren einförmiges Bild nur ab und zu durch eine Fächerpalme oder das gelbliche Bett eines halb vertrockneten Flusses unterbrochen wird."

Bei der Anlage von Stationen kommt dem Afrikareisenden der Umstand zu Gute, daß dort Jeder, der unbebautes Land in Cultur nimmt, dadurch auch Besitzer des Bodens wird. Zintgraff brauchte also bei den Factoreien, die er anlegte, nicht für den Grund und Boden zu zahlen, sondern mußte vielmehr nur eine Aufnahmegebühr in die Gemeinde entrichten, wodurch er das Recht erwarb, das der Gemeinde gehörige, unbebaute Land in Benutzung zu nehmen. Die naive Habsucht und angeborene Schlauheit der Neger tritt bei den Verhandlungen oder Palavers, in denen diese Kaufgeschäfte abgewickelt werden, recht zu Tage, und ergötzlich schildert der Verfasser die Scene, wie er nächtlicher Weile bei Mondlicht dem Häuptling und den hohen Rathsherren der Bakundu den vorher verabredeten in Tabak und Zeugstoffen bestehenden Kaufpreis für die in Kumba erworbenen vier Quadratkilometer Land aus dem Fenster seiner Hütte hinausreichte und der Häuptling dabei ein Stück Zeug sowie ein Bündel Tabak für sich zu escamotiren verstand. Die wichtigste Angelegenheit nach Erwerbung des Grund und Bodens bildet dann die Aufführung des Wohngebäudes. Wie praktisch man in kurzer Zeit in Afrika wird, beweist Zintgraff's Fall von Neuem. In wenigen Tagen stand mit Hülfe der Wei- und Kruleute ein großes Mattenhaus für die Träger und bald darauf auch ein „Etagenhaus" mit Veranda für die Europäer fertig da. Zintgraff bemerkt mit Recht, wie viel darauf ankommt, sich materiell, insbesondere in der Nahrungsfrage, unabhängig von den Eingeborenen zu stellen. Er wandte daher auf den von ihm errichteten Stationen sofort seine Aufmerksamkeit der Anlage von Gemüsegärten und Reispflanzungen zu. Eines der wichtigsten Nahrungsmittel im tropischen Afrika ist der Pisang, eine äußerlich von der Banane nicht zu unterscheidende, in rohem Zustande nicht genießbare Frucht, die von den Engländern im Gegensatz zu der süßen Banane „plantain" genannt wird. Jeder Pisang trägt einen Büschel mit 50—100 Früchten, die eine Länge von 30 und eine Dicke von 8 cm erreichen können. Auch Schweinfurth hebt hervor, daß der Pisang die Basis der Volksnahrung in den Ländern der inneren Aequatorialzone Afrika's bildet und daß seine Cultur von Uganda am See von Ukerewe bis zu den Ländern von Gabun und Ogowe im fernen Westen des Continents reicht. Für den Europäer ist es rathsam, sich in Afrika möglichst der einheimischen Nahrung anzupassen. Denn es ist eine erwiesene Thatsache, daß das Klima in solchem Falle nicht in gleichem Maße seine zerstörenden und zersetzenden Wirkungen auf den Organismus und die Blutkörperchen ausübt. Ein kurzer Aufenthalt in der wohleingerichteten englischen Station Ibi der Royal Niger Co. am Benue gibt dem Verfasser Gelegenheit, das englische Colonialsystem mit dem deutschen zu vergleichen, ein Vergleich, der nicht zu Gunsten des letzteren ausfällt. Vor Allem tadelt Zintgraff die Gewohnheit mancher deutschen Firmen an der Westküste, in ihren Factoreien schlechte und billige Vertreter zu verwenden, während er in Ibi Leute vorfand, die mit Ruhe und Geschäftskenntniß das Benehmen von Gentlemen verbinden. — Das Buch bereichert unsere Kenntniß von dem Hinterlande Kameruns nach den verschiedensten Seiten hin und zeichnet sich durch einen guten Stil aus, der vielleicht am glänzendsten bei der Beschreibung einer an einem trüben Regenmorgen unternommenen Elephantenjagd hervortritt.

Der bekannte österreichische Naturforscher Oskar Lenz gibt in seinen „Wanderungen in Afrika" die Eindrücke von Streifzügen, die sich von Tanger in Marokko bis nach Kilimane im portugiesischen Südostafrika erstreckten. Gemäß seiner Vorbildung verweilt er vorzugsweise bei den Naturerscheinungen; seine farbenreiche Schilderung zaubert die afrikanischen Landschaften in ihrem bunten Wechsel und ihrer besonderen Eigenart vor das geistige Auge des Lesers. Nach Ueberwindung der Schluchten und Kämme des Atlasgebirges geht die Wüstenreise durch die Sahara hoch zu Kameel. Phantastisch hebt sich von dem Hintergrunde dieses Sandmeeres der Karawanenzug der Reisenden ab. Während der Gluthhitze des Tages lagern sie gewöhnlich im Schatten einer Düne; nach Einbruch der Nacht setzen sie den Weg fort: der Mond wirft sein bleiches Licht auf den Zug, oder im Finstern jagen gespenstische Reiter, die Räuber der Wüste, an ihnen vorüber. Timbuktu setzt dieser Wüstenwanderung ein Ziel; es folgen Bilder aus den dichtbevölkerten, verkehrsreichen Haussastädten, dem Centrum der westafrikanischen Civilisation. Eine Seefahrt führt den Verfasser an der Guineaküste in ihrer ganzen Ausdehnung entlang. Das Nigerdelta, die Mündungstrichter des Ogowe und des Congo mit den sumpfigen, mit Mangrovedickicht bestandenen Inseln ziehen an uns vorüber; wir hören das Donnern der Brandung, die das Landen an dieser geschlossenen, fieberschwangeren Westküste höchst gefährlich macht. Träge wälzt der Congo seine gelblichen Fluthen in den Atlantischen Ocean; der Verfasser fährt diesen Riesenstrom eine Strecke aufwärts bis an die Katarakten. Bevor der Congo das westafrikanische Randgebirge durchbricht, sammelt er seine Gewässer in einem weiten Seebecken, dem Stanley Pool, dessen Name an den Entdecker seines Laufes und seiner Quelle erinnert. Wegen der vielfachen Stromschnellen ist eine regelrechte Schiffahrt auf dem Congo nicht möglich; der König von Belgien, der Schöpfer des Congostaates, hat deshalb vor Allem auf den Bau einer Eisenbahn gedrungen, von der eine Strecke bereits fertig gestellt ist. Das ungeheure Gebiet des Congostaates, dessen Verwaltung jetzt ganz in belgische Hände übergegangen ist, sollte nach der Absicht des Königs ein nationalbelgisches Colonialreich werden; indeß sträubt sich eine mächtige Opposition in den belgischen Kammern gegen die Uebernahme dieses Landes auf Staatskosten, obgleich es für das industriereiche und übervölkerte Belgien eine Wohlthat wäre, eine solche Colonie zu besitzen, die in absehbarer Zeit die angelegten Capitalien mit reichlichen Zinsen zurückzuerstatten verspricht. Die Ufer des Congo am Unter- und Mittellauf schildert Lenz als unfreundlich durch den Gürtel dichten Urwalds, der zu beiden Seiten den Strom umsäumt; als eine Erlösung nach diesen Eindrücken erscheine der waldfreie obere Congo und die Hochlandsscenerie in der Umgebung des Tanganikasees. Das Gebiet zwischen diesem langgestreckten Seebecken und dem Nyassasee wird dann durchquert; darauf die Flußreise, den Shire mit seinen Flußpferden und Krokodilen, und den Zambesi abwärts an die Küste. Hier war das Wirkungsfeld Livingstone's, dessen Andenken bei den Eingeborenen noch in dankbarer Erinnerung fortlebt. Die freundlichere und gesündere Ostküste des Continents entrollt sich; eine höchst anziehende Schilderung gibt der Verfasser von Zanzibar. Hier drängen sich Araber, Inder, Europäer und Neger in buntem Gewimmel. Von den Indern, englischen Unterthanen, bewohnen die reicheren mohammedanischen Hindus, in deren Händen der Großhandel liegt, das reizende Villenviertel. Sie versehen den meist geldarmen Araber mit Capital, um seine Handelsreisen ins Innere auszuführen, deren Gegenstand vorzugsweise das Elfenbein ist; denn andere Artikel, wie Kautschuk, lohnen nicht den Transport. Zur Beförderung der Lasten bedient sich der Araber der Negersklaven, die er selber erst erbeutet; denn nach Art der Europäer bezahlte Träger zu benutzen gestatten ihm seine Vermögensverhältnisse und geringen Einnahmen nicht. Die Controle der europäischen Kriegsschiffe hat jetzt wenigstens die Gewohnheit der arabischen Händler unterdrückt, an der Küste ihre Sklaven ins arabische Maskat oder nach anderen Theilen der islamitischen Welt zu verkaufen.

Nach den Angaben des Verfassers, die auf persönlichen Eindrücken beruhen, sind die Schilderungen von den an den Sklaven verübten Grausamkeiten stark übertrieben; schon das eigene Interesse verbietet den Besitzern, ihre Menschenwaare arg zu mißhandeln. Lenz hebt die Culturrolle, welche die Araber schon seit Jahrhunderten in Ostafrika spielen, gebührend hervor. Nicht die reichen Hindus, die behäbig in Zanzibar sitzen, ihr Geld gegen hohe Zinsen herleihen und mit Hülfe des englischen Consulats von dem säumigen Schuldner rücksichtslos ihre Forderungen eintreiben, sind die Träger der Civilisation unter den Negerstämmen; sie beschränken sich darauf, aus dem Elfenbeinhandel der Araber ihren Gewinn zu ziehen. Aber diese Letzteren haben auf ihren Wanderungen an die afrikanischen Centralseen und darüber hinaus Stationen errichtet und Niederlassungen begründet; sie haben Karawanenstraßen und Brücken, sowie Pflanzungen angelegt; selbst an den Ufern des Tanganikasees fand Lenz die Kokosnußpalme, die sonst nur an der Meeresküste vorkommt, und die Dattelpalme. Der Verfasser rühmt die Gastfreundschaft, welche auch die Mischlinge aus Arabern und Negern, wie der vielgenannte Tippo-Tip, europäischen Forschungsreisenden stets bewiesen. Sehr lehrreich ist der Abschnitt über die thierische Kleinarbeit in den Tropen. Besonders auf der Hochebene zwischen Tanganika- und Nyassasee ist der Boden mit zahlreichen, theils pilzartig kleinen, theils größeren Spitzhügeln übersät, den Bauten der Termiten oder weißen Ameisen. Diese Insekten, die in Colonien von durchschnittlich 1000 und nach Ständen, dem König, dem eierlegenden Termitenweibchen, den Soldaten und Arbeitern, gegliedert leben, fallen durch ihre zerstörende Thätigkeit an Holz- und Lederwaaren lästig; aber gleich den Regenwürmern in den gemäßigten Zonen düngen und pflügen sie durch ihr Herumwühlen das Land. Außer den von unzähligen Kammern und Gängen labyrinthartig durchkreuzten Erdhügeln, die die Termiten aufschütten, beobachtet man ihr Dasein an den aus röthlicher Erde bestehenden Röhren von etwa 1 cm Durchmesser, die sich an vielen Bäumen hinaufziehen. In diesen Tunnels klettern die Termiten aufwärts, bis sie einen abgestorbenen Zweig entdecken, der ihnen zur Nahrung dient; denn sie leben außer von verfaulten Blättern vorzugsweise von trockenem Holz. Manchmal erreichen die Bauten dieser winzigen Insekten einen solchen Umfang, daß, wie der Verfasser schreibt, während eines Boerenkrieges in Südafrika von britischen Soldaten die ausgehöhlten Termitenhügel als Backöfen benutzt wurden. — An der fortschreitenden Entwicklung Afrika's hängen in Zukunft noch mehr als bisher die Geschicke der europäischen Nationen. Wenn sich auch an der Kette der Militärstationen, Handelsfactoreien und Missionsanstalten die Gesittung im dunkeln Erdtheil verbreitet hat und weiter fortpflanzen wird, so darf man doch nicht den culturfördernden Einfluß unterschätzen, den die Araber, trotz ihres Sklavenhandels, im Laufe von vielen Jahrhunderten dort ausgeübt haben. Er steht mindestens auf gleicher Stufe mit dem der Portugiesen, wenn er ihn nicht übertrifft.

Mit der Sklavereifrage beschäftigt sich auch Werther in seinem Buch „Zum Victoria Nyanza". Es ist in einem flotten Lieutenantston geschrieben und schildert die Erlebnisse einer neunmonatlichen Tour in Afrika von Bagamoyo an den Victoria Nyanza und zurück an die Küste. Deutsch-Ostafrika grenzt an diesen See, dessen Flächeninhalt annähernd dem Königreich Bayern gleichkommt. Auf der Insel Ukerewe in diesem afrikanischen Binnenmeer liegt die Antisklaverei-Niederlassung Peterswerft, wo der Verfasser mehrere Wochen zubrachte. Im Allgemeinen scheint er mit den Eingeborenen gut fertig geworden zu sein, obgleich er auf dem Rückzug mit den räuberischen Issansu heiße Kämpfe zu bestehen hatte. Uebereinstimmend mit anderen Afrikareisenden schildert er das Klima auf den trockenen Hochflächen als gesund, während auch er selbst in den sumpfigen Niederungen am Nyanza vom Fieber nicht verschont blieb. Der See wimmelt in der Nähe des Ufers von Krokodilen, ist eingerahmt von Schilfgras und Papyrusstauden; es gibt dort eine Ueberfülle von Bananen, aus denen sich die Eingeborenen die berauschende Pombe

bereiten. Die Elephanten haben sich aus dieser Gegend zurückgezogen, aber es kommen dort zahlreiche Straußenherden vor. Die Sklaven, fast nur Weiber und Kinder, sind auf Kriegszügen erbeutet und fühlen sich in ihrer Lage glücklich; nur auf den von den Arabern veranstalteten Sklavenjagden fallen Grausamkeiten vor. Das Project, eine regelmäßige Dampfschiffahrt auf dem See zur Unterdrückung der Sklaverei einzurichten, hält der Verfasser daher für ganz verfehlt; ebenso wenig würde eine solche Schiffahrt für Handelszwecke nützen, solange nicht eine Eisenbahnverbindung mit der Küste besteht. Wenn diese geschaffen, erwartet der Verfasser große Vortheile von der Anlage von Baumwollplantagen nebst Spinnereien, weil das Zeug im Innern so viel wie Geld werth ist.

Die religiös-politische Bewegung, die der Mahdi vor nunmehr vierzehn Jahren im Sudan entfesselte, und die dies gewaltige Gebiet, das sich südlich der Sahara bis an die Grenzen des Congostaates und in der Breite von den Grenzen Wadai's bis nach Abessinien erstreckt, zu einem mächtigen Bollwerk gegen die von allen Seiten andringende europäische Civilisation umschuf, schildert Slatin Pascha in seinem Buche „Feuer und Schwert im Sudan". Der Verfasser, ehemaliger österreichischer Officier, empfand schon frühzeitig den Trieb nach Abenteuern, der ihn bereits in jungen Jahren nach dem Sudan verschlug. Im Jahre 1878 leistete er einer Aufforderung des Engländers Gordon-Pascha, der als Generalgouverneur die äquatorialen Provinzen Aegyptens mit dem Sitz in Chartum verwaltete, Folge und begab sich nach dem Sudan, wo er im Auftrage seines Freundes und Vorgesetzten zunächst als Finanzinspector die Nilgegenden bereiste und sich von der ungerechten Steuervertheilung, der Ursache so mancher Beschwerden bei der Regierung, überzeugte, um später als Mudir (Gouverneur) die Verwaltung des entlegenen Darfur zu übernehmen. Auf diesem Posten ereilte ihn nach Ausbruch der fanatischen Mahdistenempörung das Schicksal, das ihn in eine zwölfjährige Gefangenschaft stürzte und zugleich zum zuverlässigsten Zeugen des vom Mahdi und seinem Nachfolger, dem jetzt regierenden Chalifa Abdullahi, errichteten despotischen Schreckensregiments machte. Schlicht und anschaulich erzählt er die Greuelscenen, die Entbehrungen und Gefahren dieser langen Leidenszeit, die er zumeist in Omdurman, der Vorstadt Chartums, als Generalstabschef und Adjutant unter beständiger mißtrauischer Aufsicht des argwöhnischen Chalifa verbrachte. Mit seinem Abscheu gegen die Tyrannei, unter der er gelebt und so viele Tausende hat umkommen sehen, steht er nicht allein: das beweisen die vielen Zeichen von Entgegenkommen, die der gegenwärtigen englisch-ägyptischen Sudanexpedition von den Kaufleuten in den Städten, den Beduinen der Wüste und den Ackerbauern im Nilthal zu Theil geworden sind. Die religiöse Begeisterung, die der Mahdi — wie die Mohammedaner den für das Ende der Zeiten erwarteten Erlöser nennen, „der die Welt voll Gerechtigkeit erfüllen wird, nachdem sie früher mit Ungerechtigkeit erfüllt war" — zu entfachen wußte, ist größten Theils erloschen und wird nur noch künstlich genährt. Dieser Mahdi, Mohammed Achmed, war von Geburt ein Dongolaner. Sein Vater war ein gewöhnlicher Fakir und unterrichtete den Sohn in den Anfangsgründen des Schreibens und Koranlesens. In Berber bildete sich Mohammed Achmed bei einem arabischen Gelehrten weiter in der Theologie aus und trat später, zum Manne gereift, in Chartum in den religiösen Orden des Scheich Mohammed Scherif ein. Er zog sich mit seinen Jüngern auf eine Insel im Weißen Nil zurück, wo er vom Ackerbau und den milden Gaben lebte, die ihm reichlich zuflossen. Mit seinem Oberen gerieth er in Zerwürfniß, weil dieser bei besonderen Festgelegenheiten Tanz und Gesang gestattete; dadurch, daß er die freiwillig angebotene Verzeihung des Scheichs stolz ausschlug, wurde er der Held des Tages. Durch Flugschriften forderte er nun alle rechtgläubigen Mohammedaner auf, den hereinbrechenden Verfall der Religion abzuwehren, da von der Regierung in dieser Beziehung nichts zu erwarten sei, sondern im Gegentheil die Regierungsbeamten die Religion beschimpften und verhöhnten. Die Versprechungen, die der Mahdi machte, thaten ihre Wirkung;

die Gläubigen rüsteten sich zu einem heiligen Kriege. Camões, der Dichter des Conquistadorenepos der Lusiaden, gibt Glaubenseifer und Eroberungssucht als die Haupttriebfedern bei den Indien- und Amerika-Unternehmungen seiner Landsleute an; dieselben Leidenschaften in noch weniger idealer Form, Fanatismus und Habsucht, für die die Bevölkerung des Sudans besonders empfänglich ist, waren auch diesmal wirksam. Kordofan und Darfur wurden von den Anhängern des Mahdi, die durch ihren Fanatismus bis zur Raserei aufgestachelt waren, im Nu erobert; die Vernichtung der Armee von Hicks Pascha und der Fall von Chartum lieferten dem Mahdi den ganzen Sudan aus. Slatin Pascha schildert den Mahdi als einen Mann von hoher, breitschulteriger Gestalt und lichtbrauner Hautfarbe, von massiven Körperformen und einem im Verhältniß zu diesen noch zu großen Kopf mit leuchtenden, schwarzen Augen: ein dunkler Bart umrahmte sein Gesicht, Nase und Mund waren gut geformt und beide Wangen durch drei Einschnitte tätowirt. Er hatte die Gewohnheit, immer zu lächeln und seine weißen Zähne zu zeigen. Die oberen Schneidezähne waren von einander etwas getrennt, eine Eigenschaft, Felega genannt, die im Sudan als Merkmal besonderer Schönheit gilt und deren Besitzer glücklich gepriesen wird. Aus diesem Grunde wurde auch der Mahdi von der weiblichen Bevölkerung mit dem Schmeichelnamen „Abu Felega" benannt. Er trug eine etwas zu kurze, vielfach geflickte Juppe, die jedoch sehr sauber gewaschen und mit allen Arten von Wohlgerüchen, wie Sandelöl, Moschus, Rosenwasser, parfümirt war. Den Ruf der Heiligkeit suchte er durch die Demuth in Blick und Haltung, mit der er vor seinen Anhängern erschien, sowie die Liebe und Entsagung, die er ihnen predigte, zu bewahren; indeß gibt Slatin Pascha an, daß er auf einen guten Harem und eine wohlbesetzte Tafel Werth gelegt habe. Um das Andenken des Mahdi zu ehren, hat ihm der Chalifa, sein Nachfolger, in Omdurman eine prächtige Kubba, ein Grabmal, errichten lassen, das aus einem dreifach über einander gewölbten Kuppelbau besteht und das Ziel für die Pilgerfahrten seiner Anhänger bildet.

Von diesem Chalifa Abdullahi entwirft Slatin Pascha kein schmeichelhaftes Bild. Er hebt die Veränderlichkeit im Charakter des Chalifa hervor: manchmal von bestechender Freundlichkeit, verfiel er plötzlich in eine finstere, mürrische Laune. Von heftigem Naturell, betrachtete er seine Umgebung mit beständigem Argwohn und Mißtrauen. Für Schmeicheleien war er sehr empfänglich, und wenn seine maßlose Eigenliebe verletzt wurde, kannte seine Rachsucht keine Grenzen. In seinen ersten Regierungsjahren waren seine kriegerischen Unternehmungen von Erfolg begleitet: die Unruhen, die im westlichen Sudan ausgebrochen waren, wurden rasch bewältigt und Darfur von den Mahdisten im Jahre 1888 wieder erobert; ebenso siegreich waren die Waffen der Mahdisten im Osten gegen Abessinien. Auch die Beunruhigung, die der Chalifa über das Vordringen des Congostaates gegen die südliche Bahr el Ghazal-Provinz empfand, war von kurzer Dauer. Der Besitz dieser Provinz war für den Chalifa von der höchsten Wichtigkeit, da ihre zahlreichen und kräftigen, aber unter sich uneinigen Negerstämme ihm das Gros seiner Sudanbataillone liefern. Das stolze Bewußtsein dieser Erfolge ermuthigte ihn sogar zu einem Vorstoß gegen Aegypten, dem er indeß keinen besonderen Nachdruck verlieh. Bald mußte jedoch der Chalifa die Abnahme seiner Popularität bemerken, eine Abnahme, die in seiner Herkunft und seiner ganzen Stellung begründet war. Der Mahdi, der Dongolaner, hatte sich mit der Proclamation seiner göttlichen Mission an alle Völker des Sudan gewandt. Abdullahi gehört zu den Taaischa, einem Araberstamme im südwestlichen Darfur. Der religiöse Charakter der Bewegung war schon vor dem Tode des Mahdi, dem es auf die Gründung einer Dynastie ankam, entartet. Er hinterließ Söhne und Verwandte und ernannte aus ihnen als Nachfolger Abdullahi's zwei weitere Chalifen. Unter diesen Umständen beschloß Abdullahi, der ebenfalls den Plan einer Dynastiegründung verfolgte, seine geistlichen Waffen durch den Beistand seines eigenen Stammes zu stärken. Er verfuhr so, wie uns Macaulay von dem Oranier Wilhelm III. erzählt, der nach

dem Sturze der Stuarts seine neu gewonnene englische Königsmacht durch holländische Große stützte. Abdullahi lud seine Stammesgenossen ein, ihm nach seinem Herrschersitz zu folgen und räumte ihnen in Omdurman ein besonderes Stadtviertel ein. Sie wurden mit allen möglichen Gunstbeweisen überhäuft und durften die Bewohner des Nilthals ungestraft ausbeuten und mißhandeln. Natürlich ward hierdurch die Eifersucht der anderen Stämme erregt, und bald brach unter den Aschraf eine Verschwörung aus, in die zwei von den Söhnen des Mahdi's verwickelt waren. Der Chalifa beseitigt seine Feinde durch die gewöhnlichen tyrannischen Mittel. Verdächtige Stämme wurden auf gefährliche Expeditionen geschickt, um durch Krieg und Krankheit aufgerieben zu werden. Verdächtige Individuen wurden mittels falscher Zeugen und bestochener Gerichte oder durch ein einfaches, vom Chalifa selber ausgesprochenes Todesurtheil aus dem Wege geschafft. Feindselige Stämme wurden ausgerottet, die Männer getödtet und die Frauen unter den Tyrannen und seine Emire vertheilt. Als Folge dieses Regiments beruht die Macht des Chalifa jetzt gänzlich auf den Taaischa und den übrigen westlichen Sudanstämmen. Von den alten Emiren des Mahdi's ist Osman Digma der einzige Ueberlebende, und ihn hat man verschont, weil die westlichen Araber nicht die Sprache der von ihm regierten Stämme im Atbarathal und am Rothen Meere verstehen.

Es ist begreiflich, daß, wie Slatin Pascha versichert, unter dem Drucke dieser Schreckensherrschaft Tausende den Chalifa verwünschen und sich nach Befreiung von solchem Regiment sehnen. Der Retter muß aber von außen kommen, denn die unterworfenen Bewohner des Nilthals sind waffenlos, und ein Aufstand ist zu gefahrvoll. Wenn die Eingeborenen, sagt Slatin Pascha, einmal das Vertrauen zu ihren Befreiern gefaßt haben, daß diese nicht, nachdem sie einen Vorstoß gewagt, sich wieder zurückziehen wollen, werden sie bereitwillig an der Zerstörung des Mahdistenreiches mithelfen. Die Engländer haben den richtigen Zeitpunkt zu ihrem Vormarsch gegen den Sudan gewählt. Zu dieser Expedition wurden sie durch die Niederlagen der Italiener gedrängt. Kassala im Besitz der Italiener bedeutete für Aegypten und die Engländer keine Gefahr, da Italien vertragsmäßig zur Auslieferung Kassala's an Aegypten verpflichtet ist, sobald dieses es verlangt. Wenn aber Kassala den Abessiniern in die Hände fällt, ändert sich die Sachlage. Daher die beschleunigte Ausführung der englisch-ägyptischen Expedition, der sich Slatin Pascha angeschlossen hat. Der Verfasser von „Feuer und Schwert im Sudan“ wird die Stätten seiner früheren Leiden wiedersehen, denen er auf so wunderbare Weise entronnen ist. Höchst dramatisch schildert er seine Flucht: die angestrengten nächtlichen Ritte durch die Wüste, den Aufenthalt in verborgenen Felsgrotten Tags über, die aufregenden Zwischenfälle mit räuberischen und habgierigen Beduinen, die Erpressungen der Führer, endlich das freudige Gefühl des Gerettetseins bei der Ankunft in Assuan. Die zwölfjährige Gefangenschaft mit all' ihren Leiden und Gefahren ist freilich ein hoher Preis, den Slatin Pascha für seine genaue Kenntniß von Land und Leuten im Sudan gezahlt hat.

H. von Horn.

Neue Rococostudien von Karl Frenzel.

[Nachdruck untersagt.]

Rococo. Büsten und Bilder von Karl Frenzel. Berlin, Allgemeiner Verein für deutsche Literatur. 1895.

In dem Frankreich, oder sagen wir dem Paris des vorigen Jahrhunderts, weiß, so weit Literatur, Kunst und Gesellschaft in Betracht kommen, sicher Niemand besser Bescheid, als Karl Frenzel. Und andere Interessen schien man dort nicht zu kennen in einem Zeitalter, das so dicht vor der furchtbaren Katastrophe stand. Wunderlich widerspruchsvolles Zeitalter, das im feinen, zersetzenden Spott und in der leidenschaftlichen Rückkehr zur Natur den Umsturz aller Dinge vorbereitete, dessen Anfang das Schäferspiel und dessen Ende die Guillotine war. Das eigentliche Rococo begreift die Periode von 1714—1770, annähernd also die Jahre der Regentschaft des Herzogs von Orléans und der Regierung Ludwig's XV., ein kurzes, buntes Intermezzo zwischen dem melancholischen Untergange des Roi Soleil und der Vermählung Marie Antoinette's mit dem Dauphin, der, vier Jahre später als Ludwig XVI. den Thron besteigend, zum ersten Male das dumpfe, ferne Grollen des unterdrückten Volkes vernahm. Denn von diesem war bisher nie die Rede gewesen; es war, als ob es nicht existire. Die herrschenden Classen hatten nichts mit ihm gemein, da sie nur Fragen der Bildung und des Geschmacks erörterten. Gewiß ist es ein höchst reizvolles, unterhaltendes Schauspiel, das diese reifröckigen Damen und gepuderten Herren, ihre Freundschaften und Liebschaften, ihre kleinen Zänkereien und spirituellen Unterhaltungen uns gewähren; aber wenn man ihre Briefwechsel liest und aus ihren Memoiren erfährt, was die Hauptsachen für sie waren, so kommt man über das Gefühl einer gewissen Herzensöde bei ihnen nicht hinweg. Aller Glanz und Flimmer ihrer Salons täuscht nicht über ihren Egoismus und eitlen Cult der Persönlichkeit, der dann freilich wiederum das Meiste für deren gesellschaftliche Verfeinerung that. „Für unsere Anschauungen," sagt Frenzel (S. 116), „fällt vor Allem die Abwesenheit aller gemeinnützigen Zwecke und Anregungen, eines jeden Versuches, die Bildung in den Volksmassen zu verbreiten und ihre Wohlfahrt zu heben, der Mangel aller ethischen Bestrebungen auf." Es ist, mit einem Worte, die Nichtigkeit ihres Thuns, das Kleine, ja Kleinliche, was den Inhalt ihres Lebens ausmacht, damit verbunden aber eine niemals übertroffene Zierlichkeit der Form, die charakteristisch ist für das Rococo. Die Bewegung der Renaissance hat eine ganz andere schöpferische Kraft: sie bringt die gewaltigsten Werke der Literatur und Kunst hervor und führt durch den Humanismus zu Luther und der Reformation. Das Rococo dagegen, das die tiefsten Probleme nur oberflächlich berührt und nicht sittlich, sondern ästhetisch zu lösen sucht, wirkt in letzter Linie destructiv, und sehr fein bemerkt Frenzel, daß der Gegensatz — man möchte fast sagen: die Consequenz — des Rococosalons der Jacobinerclub der Revolution sei. Das vorwiegende Zeichen des Rococo war der Geschmack; sogar in der Liebe blieb ihm, nach einem Worte Stendhal's, die Leidenschaft fremd. Es fand sein Genügen am Aeußerlichen, wußte dieses aber mit allen Mitteln seiner kleinen Kunst gefällig auszustatten. Es erkannte sich wieder in den anmuthigen Bildern Watteau's, in der koketten Tracht, den Bändern und Schleifen, den Frisuren und Hackenschuhen, die der Maler seinen Figuren gab, die zehn Jahre nach seinem Tode erst Mode wurden und dann als „Costüm Watteau" die ganze Rococozeit beherrscht haben. Gleich Watteau steht auch Lesage, dem Frenzel sein zweites Essay widmet, noch an der Schwelle derselben; sein vorzüglichstes Werk, der Abenteurer- und Schelmenroman „Gil Blas", scheint mehr dem Antheil entsprungen, den man unter der abgelaufenen Regierung für die spanischen Dinge hatte, als irgend einer Neigung des

Rococo's. Erst mit Rousseau, dem Frenzel sich in der Studie über Frau von Warens zuwendet, treten wir mitten in diese Welt.

So sehr wird Rousseau's Denken und Dichten durch die höchsten, sein Thun fast immer durch die niedrigsten Motive bestimmt, daß es schwer fällt, ihm ganz gerecht zu werden. Man wird schließlich, wenn man sich diesen Zwiespalt erklären will, zur Annahme des latenten Wahnsinns gedrängt, der auch hier dicht neben dem Genie gewohnt habe. Frenzel verhehlt den Widerwillen nicht, den ihm diese sittlich desorganisirte Natur einflößt. Seine Sympathie gehört dem klaren, geordneten Geiste Voltaire's. Rousseau's Feigheit und Unmännlichkeit erscheinen ihm noch unverzeihlicher, als dessen Undankbarkeit und Falschheit. Aber er braucht nur eine Seite seiner „Bekenntnisse" zu lesen, und er ist entzückt, hingerissen und gibt sich dem Zauber hin, den der Dichter über Handlungen auszubreiten weiß, die, menschlich betrachtet, empörend sind. Von diesen beiden, die sich, wie Frenzel es treffend ausdrückt, nicht sowohl in die Herrschaft über das Jahrhundert getheilt, als darin abgelöst haben, ist Voltaire der Universellere, der künstlerisch Gebildetere; der poetisch Tiefere jedoch Rousseau. Mit Voltaire verglichen, der wie ein König auf gleichem Fuße mit den Königen verkehrt, ist er in den Augen seiner Zeitgenossen nicht viel besser als ein Lump. Er mußte sterben, bevor sein Reich begann; die „Confessions" erschienen erst lange nach seinem Tode. Das Paradies der ersten Menschen, das er denen des Rococo so verführerisch ausmalte, trug thatsächlich in sich alle Postulate des Umsturzes und erfüllte sich, eine grausame Selbstverneinung, in dem Zerrbild jener Tage, da Robespierre auf dem blutgedüngten Boden von Paris das Fest des höchsten Wesens feierte. Dennoch, wie im Mittelalter die Insel der Seligen, ist das goldene Zeitalter Rousseau's die Sehnsucht der nachfolgenden Geschlechter geblieben und wird es bleiben, je weiter in Wirklichkeit unsere Wege von denen der Einfachheit und Natur sich entfernen. Immer werden schwärmerische Gemüther in Rousseau's Erinnerungen an Frau von Warens, in seinen Schilderungen von Annecy, Chambéry und der Meierei der Charmettes etwas wieder finden gleich den Träumen, die sie selbst einmal geträumt; immer werden die Fremden, die nach Vevey kommen, das Bosquet Juliens aufsuchen und am jenseitigen Ufer des schönen Sees die Stätten, die durch Rousseau's Roman berühmt geworden sind. Eine solch' unmittelbare Macht über die Gegenwart hat keins von Voltaire's Werken mehr; Rousseau steht uns näher, er ist uns verwandter, sein Einfluß ist noch in tausend Nüancen des modernen Lebens zu spüren.

Um diese beiden Centralfiguren gruppiren sich in größerem oder geringerem Abstande die Anderen, Männer und Frauen, die Frenzel uns in den weiteren Abschnitten seines Buches vorführt. Obwohl äußerlich nicht zusammenhängend, da ja Frenzel nicht eine Geschichte des Rococo schreiben, sondern einzelne nur ihrer typischen Erscheinungen hat hervorheben wollen, schließen sie sich innerlich doch folgerichtig an einander; man hat das Gefühl, sich immer in derselben Gesellschaft zu bewegen und etwa nur aus einem Salon in den anderen zu kommen.

Von den Salons, welche die tonangebendem im damaligen Paris waren, sind es vornehmlich die der Madame du Deffand und Louise d'Epinay, welche Frenzel in sehr anmuthiger Weise schildert. Man macht sich jetzt, wo die geselligen Verhältnisse, und nicht nur in Paris, so sehr andere geworden sind, schwer einen Begriff von diesen geistreichen Kreisen, diesen „bureaux d'esprit", in welchen die literarischen Größen der Zeit sich versammelten, und eine Frau das Scepter führte oder, wie unser Schlosser sich etwas derber ausdrückt, sie „bei sich aufnahm, unterhielt und bewirthete". Denn wenn die guten Mahlzeiten nicht fehlen durften, so boten sie doch wiederum die Gelegenheit zu jenen berühmten Tischgesprächen, die bald ihr Echo durch ganz Europa hin bis zum Winterpalast an der Newa fanden. Die Höfe des Auslandes hielten ihre bezahlten Correspondenten, um sich regelmäßig die Neuigkeiten der Salons mittheilen zu lassen, und die fremden Fürsten oder Staatsmänner, die nach Paris kamen, besuchten sie. „Laßt uns liebenswürdig

sein!" rief Madame Geoffrin ihren Freunden zu, wenn solch' ein illustrer Gast unter ihnen war. Etwas von einer arrangirten Schaustellung mochte wohl in diesen Zusammenkünften sein, aber nicht alle Damen gingen, auch im Scherze nicht, so weit wie Frau von Tencin, welche die Celebritäten, die bei ihr verkehrten, „ihre Thiere" oder „ihre Menagerie" zu nennen pflegte. Sehr drollig schildert Marmontel in seinen, von Schlosser citirten, Memoiren die Hauptpersonen dieses Kreises: „Eine Frau von Geist und tiefem Verstand, die aber, nach ihrem behäbigen und einfachen Aeußern, eher die Wirthschafterin als die Herrin dieses Hauses zu sein schien, das war Madame de Tencin — — — Jeder ergriff, so schnell er konnte und wie im Fluge den Moment, um sein Wort, seine Erzählung, seine Anekdote, seine Maxime ꝛc. anzubringen und oft genug zog man das „à propos" an den Haaren herbei. In Marivaux kam die Ungeduld, eine Probe seiner Feinheit und seines Scharfsinnes abzulegen, offen zum Vorschein. Montesquieu wartete mit Ruhe darauf, daß die Reihe an ihn käme. Mairan lauerte auf die Gelegenheit, Astruc wartete sie nicht einmal ab. Fontenelle allein ließ sie kommen, ohne sie zu suchen, und er bediente sich der Aufmerksamkeit, die man ihm zollte, so mäßig, daß seine feinen Witze, feine allerliebsten Erzählungen immer nur einen Augenblick einnahmen. Helvetius, aufmerkend und schweigsam, sammelte, um eines Tages zu säen." Madame de Tencin war kein Tugendmuster; Schwester des allmächtigen Cardinals und eine Nonne, die dem Kloster entsagt, ward sie die Geliebte Bolingbroke's zu der Zeit, da dieser sich als Agent der Stuarts in Paris aufhielt, und später — „es würde sehr gewagt sein, zu vermuthen, von wem," bemerkt der vorsichtige Lord Mahon — die Mutter d'Alembert's, eine höchst unnatürliche Mutter, die den neugeborenen Knaben aussetzte und „ruhig zusah, wie die Frau eines armen Glasermeisters ihn als ihren Sohn erzog." Auf das Moralische hin muß man überhaupt diese Damen des Rococo nicht allzu scharf ansehen; keine der bekannteren, die nicht ihren Stich oder Fleck gehabt, und es ist eine bittere Ironie des Schicksals, daß auch die liebliche Julie Lespinasse, die denselben d'Alembert dem Salon der eifersüchtigen Marquise du Deffand entführt, aller Wahrscheinlichkeit nach die illegitime Tochter des Cardinals Tencin gewesen — also beide Geschwisterkinder! Sie, die Marquise, deren Gesellschafterin Julie Lespinasse gewesen, bevor sie ihre Nebenbuhlerin ward, besaß nicht die Bonhommie der Madame de Tencin, die bei den auffallend häufigen Besuchen der Madame Geoffrin sagte, diese komme nur, um zu sehen, was sie von ihrem Inventarium gebrauchen könne. Leidenschaftlich bis an ihr Ende, ja von der größten und vielleicht einzig wahren Leidenschaft ihres Lebens, der zu Horace Walpole, erst im hohen Alter, als blinde Greisin ergriffen, war die Marquise du Deffand zugleich die geistvollste Frau der Sphäre der oberen Zehntausend, wie Frenzel sie nennt. Ihr Salon behauptete seine Herrschaft lange noch, nachdem d'Alembert ihn verlassen und der Präsident Hénault gestorben war; er empfing noch einen Scheidestrahl von dem stürmischen Sonnenuntergange Voltaire's, der, als er zu seinem letzten Besuch in Paris (Februar 1778) eingetroffen war, ihr schrieb: „Todt komme ich an, und ich will nur wieder lebendig werden, um mich Ihnen zu Füßen zu werfen." Sie hat diesen Tag um zwei Jahre nur überlebt, und traurig, hoffnungslos klingen die Worte, mit denen sie das Resultat ihrer dreiundachtzig Jahre zusammenfaßt: „Einige Freuden in der Jugend, Sorgen in der Vollkraft des Lebens, jedes Unglück im Alter und die Furcht vor der Ewigkeit."

Einen ganz anderen Zauber übt Louise d'Epinay. Sie hat nicht den Witz und durchdringenden Verstand der Marquise du Deffand, deren Alter darum so voll aufgehäufter Bitterkeit ist, weil sie niemals, auch in ihrer Jugend, anders war als egoistisch und gefühllos. Louise d'Epinay dagegen ist von sanfter Anmuth, theilnehmend, etwas sentimental und leicht erregbaren Herzens; sie hat viel geliebt und viel gelitten. Für Frenzel ist sie „das weibliche Ideal der Rococozeit" — und es ist nicht das erste Mal, daß wir ihr in seinen Schriften begegnen. Schon in dem ersten Bande seiner „Dichter und Frauen", dem ersten Buche überhaupt,

welches Frenzel veröffentlicht hat (1859), erzählt er mit der ganzen Schwärmerei der Jugend jenes Capitel aus Louisens Leben, in welches ihre Schwägerin Mimi, die Marquise d'Houdetot und Rousseau verflochten sind. Es ist dieselbe Louise d'Epinay, hier wie dort. Man erkennt sie wohl, die einst geliebten Züge — „selbst um ihr ergrauendes Haar liegt noch jene Glorie der Anmuth und Holdseligkeit wie in den Tagen der Eremitage, wo sie mit Mimi-Venus, die nun auch stiller geworden, um den Preis gestritten, um Rousseau's Herz." So schrieb Frenzel damals. Heute, nach so viel dazwischen liegenden Jahren, wo die zarte, blasse Rococogestalt ihm abermals erscheint, ruft er aus: „Wie leicht und angenehm ist es, das Leben und die Abenteuer einer jungen, geistreichen Frau zu erzählen! — — — Der Duft und Reiz, der einst die Lebendigen umwehte, strömt unwillkürlich auf den Erzähler über, gern lauscht man — nicht ihm, sondern dem lieblichen Schatten, den er herauf beschworen hat. Wie anders, wenn man für eine kränkliche, alternde Frau dies Interesse zu erwecken sucht, wenn man nicht einen aufsteigenden, sondern langsam hinunter gleitenden Lebenslauf zu schildern hat." Ueber diese letzten fünfundzwanzig Jahre von Louise d'Epinay's Leben war bisher wenig bekannt, und erst jetzt, wo das verloren geglaubte Schlußfragment ihrer Memoiren wieder aufgefunden worden ist, erfährt man, mit welch' standhafter Ergebung sie, „die Rococo-Muse der Elegie", die vielen Enttäuschungen ihres Lebens ertragen und „wahres Glück nur in der Freundschaft und Entsagung des Alters" genossen hat. Madame d'Epinay steht am Ausgange des Rococo, jener Zeit der Wandlung, wo Paris aufhörte, der Salon, und anfing, das Kaffeehaus Europa's zu werden, wie der Abbé Galiani, Louisens Freund, es nannte. Die Gesellschaft hatte durch das Eindringen eines neuen Elements, der reich gewordenen Bürgerlichen, viel von ihrer Exclusivität verloren: der Gegensatz zwischen Adel und Geld macht sich mehr und mehr bemerklich, die Generalpächter, zu deren Classe der Schwiegervater und der Gemahl Louise d'Epinay's gehören, spielen eine beträchtliche Rolle. Mag die Marquise du Deffand die Nase rümpfen und den Stockschnupfen bekommen, wenn sie von einem Bürgerlichen redet: der Kampf hat begonnen, und man weiß, daß das Auftreten des tiers-état und das Geltendmachen seiner Ansprüche recht eigentlich den Ausbruch der Revolution bezeichnet. Sechs Jahre vor demselben ist Louise d'Epinay gestorben, und fast um ein Vierteljahrhundert hat sie der Baron Friedrich Melchior Grimm überlebt, derjenige von ihren Freunden, der ihrem Herzen am nächsten gestanden und nach ihrem Tode, als die schlimmen Zeiten kamen, der Beschützer ihrer Tochter und ihrer Enkelin ward. Diesem Regensburger Pfarrerssohn, der es von einem anfänglichen Bewunderer Gottsched's zu einer der literarisch wie gesellschaftlich einflußreichsten Stellungen in Paris und zum deutschen Reichsbaron brachte, hat Frenzel ein eignes, höchst anziehendes Capitel gewidmet. Durch seine literarische Correspondenz, diese unvergleichliche Chronik des Rococo, war er lange Zeit die gleichsam amtlich beglaubigte Mittelsperson zwischen Paris und den vornehmsten Kreisen außerhalb Frankreichs. Erst die Stürme der Revolution vertrieben ihn aus seiner adoptirten Heimath; er fand ein Asyl am Gothaer Hof und ein Grab auf demselben Kirchhof bei Siebleben, auf welchem jetzt auch Gustav Freytag ruht. Von den, in seinem langen und erfolgreichen Leben gesammelten Reichthümern war ihm nichts geblieben, als drei Paare Spitzenmanschetten und einige Stücke Musselin, welche, statt der ihm vom Directorium bewilligten, aber völlig entwertheten Assignaten, sein Pariser Banquier ihm geschickt hatte. Das waren die Herrlichkeiten, die Grimm einst bei Tisch, in Goethe's Gegenwart vorzeigte, mit dem Ausruf: „Ich wette, daß kein Monarch in Europa ein Paar so kostbare Handmanschetten besitzt, als ich, und daß keiner dafür einen so hohen Preis bezahlt hat, als ich es habe." Wie hier dicht neben dem Tragischen das Komische liegt, so steigert jenes sich zum schauerlich Grotesken in dem, was man die Apotheose des Rococo nennen könnte, und was Frenzel in dem letzten Abschnitt seines Buches als den „Triumph und Tod Voltaires" sehr eindrucksvoll und mit seiner ganzen Vorliebe für diesen dar-

stellt. Alles, was von edlen und erhabenen Impulsen in diesem Zeitalter des Skepticismus, der Ironie, der Selbstauflösung vorhanden war, drängte sich noch einmal zusammen in dem Enthusiasmus, der seinen geistigen Beherrscher, nach dessen eignen Worten, unter Rosen und Lorbeern erstickt hat. Es weht etwas wie Grabesluft, etwas Gespenstisches um diesen Greis, der auf den Straßen von Paris als ein Revenant aus dem „siècle Louis XIV“ erscheint — „in einem rothen, mit Hermelin besetzten Sammetrock, auf dem Haupt eine ungeheuerliche, ungepuderte Perücke und über diesem Haarwald, aus dem das kleine magere Gesicht mit Augen wie Karfunkeln hervorsah, eine rothe, wie eine Krone geformte Sammetmütze“; der überall, wo er sich zeigt, von dem Jubel des Volkes umringt ist und endlich unter den rauschenden Huldigungen der Akademie und des Théâtre français zusammenbricht, mit der Angst im Herzen, „auf den Schindanger“ geworfen zu werden. Und dies sollte wirklich der Ausgang des Rococo sein: das Anathema der Geistlichkeit hat Voltaire, wiewohl er in der letzten Stunde noch seinen Frieden mit ihr zu schließen wünschte, das ehrliche Begräbniß versagt. Heimlich verscharrt, dann wieder ausgegraben, von der Revolution in einem neuen Triumphzuge nach dem „Panthéon aller großen Männer“ getragen und hier neben Rousseau niedergesetzt, von der Restauration aber in einer Kalkgrube vernichtet, ist von Voltaire nur das Herz gerettet worden, und auch dieses hat, in einer Silberkapsel, erst nach mannigfachen Wanderungen seit dem Jahre 1864 in der Bibliothèque nationale unter seinen unsterblichen Werken den dauernden Ruheplatz gefunden. Anknüpfend an die berühmte Inschrift: „Son esprit est partout et son cœur est ici“, welche man heute noch über der Eingangsthür zu dem Zimmer in Ferney liest und einst, an jenem gloriosen Julitag 1791, zwischen den Rosenguirlanden des Hauses am Quai Voltaire las, schließt Frenzel sehr schön, daß jetzt endlich Geist und Herz wieder vereinigt seien — „ein Herz, wie keins feuriger für Gerechtigkeit und Menschlichkeit geschlagen, ein Geist, wie keiner größer in seinem Jahrhundert unter seinem Volke erschienen ist“. Wir denken, wenn wir das Wort „Rococo“ sprechen, immer zunächst an das, was zierlich und klein, nichtig und eitel an ihm gewesen; aber es ist gut, zuweilen auch an das erinnert zu werden, was an elementaren, die Zukunft vorbereitenden Kräften unter seiner spielerischen Oberfläche verborgen lag.

J. R.

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 20. Juni zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Althof. — Das Waltharilied. Ein Heldengesang aus dem zehnten Jahrhundert, im Versmaße der Urschrift übersetzt und erläutert von Prof. Dr. Hermann Althof. Leipzig, G. J. Göschen. 1896.

Arnold. — Karl Immermann. Gedenkrede zur Centennarfeier des Dichters. Von Dr. Robert F. Arnold. Wien, Robert Perles. 1896.

Barras. — Memoiren von Paul Barras. Mit einer allgemeinen Einleitung, Vorworten und Anhängen herausgegeben von George Duruy. Autorisirte Uebersetzung. Dritter und vierter Band. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 1896.

Baumann. — Die zwölf Artikel der oberschwäbischen Bauern 1525. Von Franz Ludwig Baumann. Kempten, Jos. Kösel. 1896.

Bellermann. — Schiller's Werke. Herausgegeben von Ludwig Bellermann. Kritisch durchgesehene und erläuterte Ausgabe. Fünfter und siebenter Band. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut.

Blanckenhorn. — Entstehung und Geschichte des todten Meeres. Ein Beitrag zur Geologie Palästinas. Von Dr. Max Blanckenhorn. Leipzig, in Commission bei K. Baedeker. 1896.

Bode. — Kurze Geschichte der Trinksitten und Mäßigkeitsbestrebungen in Deutschland. Von Dr. Wilhelm Bode. München, J. F. Lehmann. 1896.

Dayot. — Napoleon I. in Bild und Wort. Nach den berühmtesten Malern, Bildhauern und Stechern von Armand Dayot, übertragen von O. Marschall von Bieberstein. Bis zur 21. Lieferung. Leipzig, Schmidt & Günther. 1896.

Dumur-Josz. — Rembrandt. Drame par Virgile Josz et Louis Dumur. Paris, Société du Mercure de France. 1896.

Erdmann. — Grundriss der Geschichte der Philosophie von Johann Eduard Erdmann. Vierte Auflage, bearbeitet von Benno Erdmann. Zweiter Band. Berlin, Wilhelm Hertz. 1896.

Faldella. — F. J. Fratelli Rufini. Storia della giovine Italia di Giovanni Faldella. Torino, Roux, Frassati e Co.

Flechsig. — Die Grenzen geistiger Gesundheit und Krankheit. Rede von Dr. Paul Flechsig. Leipzig, Veit & Co. 1896.

Friedrich. — Jahn als Erzieher. Von Joh. Friedrich. München, Eduard Pohl. 1896.

Führer, illustrirter, durch die Berliner Gewerbe-Ausstellung 1896 nebst einem Wegweiser durch die hervorragenden Geschäfte Berlins. Berlin, A. Mappes. 1896.

Gorce. — Histoire du second empire par Pierre de la Gorce. Tome troisieme. Paris, Librairie Plon. 1896.

Goerth. — Lyrik-Schwärmerei, Afterlyrik und Blaustrumpfthum. I: Johanna Ambrosius. Von Albr. Goerth. Wiesbaden, H. Lützenkirchen. 1896.

Haarhaus. — Kennst Du das Land? Eine Büchersammlung für die Freunde Italiens. Herausgegeben von Julius R. Haarhaus. Erster Band: Auf Goethe's Spuren in Italien. Von Julius R. Haarhaus. Erster Theil: Oberitalien. Leipzig, F. G. Naumann. 1896.

Hansson. — Der Weg zum Leben. Sechs Geschichten von Ola Hansson. Berlin, Carl Duncker. 1896.

Herman. — Ethnographische Elemente der Millenniums-Ausstellung Ungarns mit besonderer Berücksichtigung der Urbeschäftigungen. Vortrag von Otto Herman. Wien, im Selbstverlage der anthropologischen Gesellschaft. 1896.

Herrmann. — Glacialerscheinungen in der geologischen Vergangenheit. Von Dr. O. Herrmann. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter). 1896.

Hickmann. — Geographisch-statistischer Taschenatlas des Deutschen Reiches von Prof. A. L. Hickmann. I. Leipzig und Wien, Freytag & Berndt.

Hillard. — Prescott. By Geo. S. Hillard. New-York and London, G. P. Putnam's sons. 1896.

Huch. — Der Mondreigen von Schlaraffis. Von Ricarda Huch. Leipzig, H. Haessel. 1896.

Hutton. — Philip Augustus by William Holden Hutton. London, Macmillan and Co. 1896.

Jenny. — Fünf Decorirte. Epos in sieben Gesängen. Von Rud. Chr. Jenny. Zweite Auflage. Leipzig und Zürich, Th. Schröter. 1896.

Joesten. — Mein Herz ist am Rheine. Ein Gedenkbuch an die Errichtung des Wolfgang Müller-Denkmals zu Königswinter. Mit einer Auswahl Müller'scher Dichtungen von Dr. Joesten. Köln, Kölner Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. 1896.

Jordan. — Kaiser Wilhelm I. Epilog zur Enthüllung seines Standbildes am fünfundzwanzigsten Jahrestage des Frankfurter Friedens. Von Willhem Jordan. Zweite Auflage. Frankfurt a. M., W. Jordan's Selbstverlag.

Kalinka. — Der vierjährige polnische Reichstag 1788—1791. Von Valerian Kalinka. Aus dem Polnischen übersetzte deutsche Originalausgabe. Erster Band. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 1896.

Katalog der Freiherrlich von Lipperheide'schen Sammlung für Costümwissenschaft mit Abbildungen. Dritte Abtheilung. Büchersammlung. Erster Band. Berlin, Franz Lipperheide. 1896.

Keyssner. — Das Recht am eigenen Bilde. Von Hugo Keyssner. Berlin, J. Guttentag. 1896.

Knackfuß. — Allgemeine Kunstgeschichte. In Verbindung mit Anderen herausgegeben von H. Knackfuß. Mit zahlreichen Abbildungen. Zweite Abtheilung. Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing. 1896.

Knesebeck, von dem. — Die deutsche freiwillige Krankenpflege im Kriegsjahre 1870/71. Gedächtnissrede von B. von dem Knesebeck. Berlin, Carl Heymann. 1896.

Lindau. — Erzählungen eines Effendi. Von Rudolf Lindau. Berlin, F. Fontane & Co. 1896.

Loewenthal. — Geschichte der Philosophie im Umriss. Von Dr. Eduard Loewenthal, Berlin, Hannemann's Buchhandlung. 1896.

Marholm. — Wir Frauen und unsere Dichter von Laura Marholm. Zweite umgearbeitete und wesentlich vermehrte Ausgabe mit acht Porträts. Berlin, Carl Duncker.

Meyer's Reisebücher. Deutsche Alpen. Erster Theil. Fünfte Auflage. — Riesengebirge und die Grafschaft Glatz von D. Letzner. Zehnte Auflage. — Schwarzwald, Odenwald, Bergstrasse, Heidelberg und Strassburg. Siebente Auflage. — Thüringen von Anding und Radefeld. Dreizehnte Auflage. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. 1896.

Michael. — Englische Geschichte im achtzehnten Jahrhundert. Von Wolfgang Michael. Erster Band. Hamburg und Leipzig, Leopold Voss. 1896.

Müller. — Nordische Alterthumskunde. Nach Funden und Denkmälern aus Dänemark und Schleswig von Sophus Müller. Erste und zweite Lieferung. Strassburg. Karl J. Trübner. 1896.

Negri. — Stürme (Tempeste). Gedichte von Ada Negri. Ins Deutsche übertragen von Hedwig Jahn. Berlin, Alexander Duncker. 1896.

Palmer. — Gedichte eines Arbeiters. Von Ludwig Palmer. Ausgelesen und zusammengestellt von Walter Kellerbauer. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.

Pochhammer. — Einführung in die Musik. Von Adolph Pochhammer. Frankfurt a. M., H. Bechhold.

Putnam. — The question of copyright. By Geo. Haven Putnam. Second edition. New-York, London, G. P. Putnam's sons. 1896.

Putnam. — Books and their makers during the middle ages. By Geo. Haven Putnam. Volume I. New-York, London, G. P. Putnam's sons. 1896.

Roth. — Die Verbreitungsmittel der Pflanzen. Von Dr. E. Roth. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter). 1896.

Sanders, Daniel. — Conversations-Lexikon. Piccolo-Ausgabe. Berlin, S. Cohn. 1896.

Schmidt. — Geschichte der deutschen Literatur von Leibniz bis auf unsere Zeit. Von Julian Schmidt. Fünfter Band. 1814—1866. Berlin, Wilhelm Hertz (Besser'sche Buchhandlung). 1896.

Verlag von **Gebrüder Paetel** in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: Dr. **Walter Paetow** in Berlin-Friedenau.

Das Leben ist golden.

Von

Adalbert Meinhardt.

[Nachdruck untersagt.]

„Es ist gut so."

„Der Brief wurde eben gebracht, Herr Justus."

„Gut, sage ich, legen Sie ihn dahin."

„Ja, aber, der Brief ... Er hat einen schwarzen Rand, und ich glaube — ich fürchte, er kommt aus dem Wehner'schen Hause."

„Sie können gehen."

Der Comptoirbote zog ein Gesicht, dem man den Widerspruch deutlich ansah. Er blieb an der Ausgangsthür noch stehen. Ob sein junger Herr ihn nicht doch zurückrief, wenn er den Brief geöffnet hatte? Der saß über sein Hauptbuch gebeugt und hatte das Schreiben wohl schon vergessen. Der alte Bahlcke warf die Thür mit einem Nachdruck ins Schloß, daß der Ton deutlich seinen Unwillen kund that. Herr Justus ließ sich auch davon nicht stören. Er rechnete. Die Seite hinunter und noch einmal, von oben bis unten. Die gerade Linie der zusammengewachsenen Brauen über seinen kurzsichtigen Augen legte sich in finstere Falten. Er war so ganz bei seiner Arbeit, daß er das Klopfen sogar überhörte, mit dem der Buchhalter bei ihm eintrat. Ein ebenso alter Diener des Handlungshauses Johann Wendemuth Justus wie der brave Bahlcke. Und er trug die gleiche Mißbilligung deutlich zur Schau auf seinem runzeligen Gesichte.

„Junger Herr ..."

„Sind Sie es, Cordes? Wie Sie sehen, habe ich noch einmal die Rechnung durchgenommen. Ich wollte und mußte den Fehler finden. Und richtig, was ich gleich anfänglich dachte, hat sich bestätigt. Das da ist nicht Ihre Schuld und nicht meine, sondern Wehner's."

„Aber Herr Justus ..."

„Was gibt's? Ist im Geschäft was passirt?"

„Mein bester, junger Herr! Karl Wehner ... Ja, wissen Sie's noch nicht? Bahlcke sagte mir doch eben ... — Ich bin ganz erschüttert, gestern

hieß es, die Operation sei so gut geglückt. Er selbst war voll Hoffnung; er ließ Sie noch grüßen, als ich von ihm fort ging. Und nun, heute Morgen! Aber was sehe ich! Da liegt der Brief ja uneröffnet. Sagte Ihnen denn nicht Bahlcke . . .?"

Der junge Chef strich sich die kurzen, rothblonden Haare weiter zurück von der feuchten Stirn. „Es ist gut, Herr Cordes," murmelte er, „ich weiß schon, ich kann es mir wohl denken . . . Sie werden auch noch zu thun haben drinnen, bis wir schließen."

Der Alte schüttelte unzufrieden den weißen Kopf. „Er ist freilich nur Procurist und erster Commis hier im Hause gewesen. Aber wer weiß, wo ohne ihn die alte Firma Justus heute stünde! Ein Geschäftsmann durch und durch, dabei ein so lebensfrischer, gutmüthiger, heiterer Mensch — und muß Weib und Kind verlassen. — Nichts für ungut, ich dächte aber . . ."

„Lieber Herr Cordes, Sie verzeihen; ich werde oben zu Tisch erwartet, ich muß mich eilen." Dabei schloß er die Bücher in sein Pult, wischte die Feder ab, klappte das Löschheft zusammen und rückte seinen Stuhl am Schreibtisch gerade; Alles mit gründlicher, mit pedantischer Genauigkeit, wie jeden Tag.

„Ich komme womöglich nach Tisch wieder herunter. Die Rechnung vergleichen Sie selbst wohl noch einmal. Es lag also sonst nichts Wichtiges vor?"

„Sonst!" Des alten Mannes Grollen klang hinter ihm drein. „Sonst! Wüßte nicht, was noch viel Wichtigeres einem Geschäftshaus zustoßen sollte, als daß von den Zweien, die es führen, der eine und der, der was davon verstand, plötzlich fortstirbt."

Der junge Herr Justus war von seinem Privatzimmer durch die Kassenräume in das große Comptoir gegangen, wo die Commis in Reihen saßen. Seine Augen blickten von Pult zu Pult. Er sagte nichts, sah nur eben hin. Und die Federn, als spürten sie den Blick, flogen über die Seiten, die Copirmaschine machte immer eiliger ihr Ticktack, und einer der jungen Leute duckte sich, den Roman, in dem er gerade gelesen hatte, unter seinem Tische zu verbergen. Der Herr blieb neben seinem Platz stehen, eine ewig lange Minute. Dann ging er hinaus.

„Da haben Sie's wieder!"

„Kleiner Pustau, lassen Sie das, er sieht's durch die Thür noch!"

„Was habe ich denn eigentlich verbrochen! Nicht einmal gelesen, nur eben hinein geguckt, wie der Schluß ist. Und überhaupt, es ist nicht mein Buch, es gehört Herrn Wehner, der vorige Woche dabei so viel lachte."

„Ja, Wehner hätte nichts darin gefunden. Der hat Ihnen auch das Aepfelnaschen in der Geschäftszeit durchgehen lassen. Er verstand Spaß. Aber dieser Herr ‚Gerecht' . . ."

„Wenn Einer nicht lachen kann, kann er auch nicht weinen, natürlich."

„Ist es denn wahr, daß er's nicht kann, nicht weinen kann?"

„Haben Sie nicht vorhin gehört, was Bahlcke erzählte? Den Brief von Frau Wehner, der die Todesnachricht brachte, hat er einfach bei Seite geschoben, nicht aufgemacht. Der Wahlspruch des Hauses heißt: ‚Streng gegen sich, gerecht gegen Andere.' Er folgt dem Wortlaut. Von Mitgefühl steht

nichts darin. Und so vergißt er vor lauter gerechter Strenge und vor strenger Gerechtigkeit, wie gewöhnliche Menschen empfinden."

* * *

Der, um den diese Reden sich drehten, ging mit demselben trübernsten Gesicht die Treppe hinauf. Eine breite Treppe mit ausgetretenen, geschweiften Stufen, das Holz des Geländers beinahe schwarz von Benutzung und Putzen. Ueber die prächtigen Stuckornamente der alten, reichen Decken waren die Röhren der Gasleitung quer hinüber geführt. Die Thüren hatte man rücksichtslos hier in die Wände hinein gebrochen, dort zugemauert oder verschoben, wie es den verschiedenen Generationen von Bewohnern gefallen hatte, seitdem das alte Familienerbe, zum Miethhaus und für Geschäftsräume eingerichtet, von seiner einstigen Vornehmheit herabgesunken war. Das oberste, dritte Stockwerk war erst vor wenigen Jahrzehnten aufgebaut worden, so nüchtern und modern wie möglich. Damals bewohnte der Besitzer eine schöne, neue Villa vor der Stadt draußen. Jetzt hatten seine Kinder sich wieder hier oben einrichten müssen. An den Thüren las man auf kleinen Schildern die Namen; zur Linken, an dem engen Treppenplatze, stand der des jetzigen Chefs der Firma: Just Justus; an der anderen Seite der Name seines Schwagers: Professor Guido Costanzi, Musiker. Der junge Hausherr hatte rasch, ohne erst Licht anzuzünden, auf seinem Zimmer den Comptoirrock abgelegt, kehrte zurück und schloß gegenüber, ebenfalls mit seinem Schlüssel, die zweite Thür auf.

„Just!" Drinnen im hell erleuchteten Flur kam ihm seine Schwester entgegen; die kleine Köchin steckte rasch zur Küchenthür den Kopf vor, um zu hören, ob sie anrichten solle. „Onkel Just!" rief der blondgelockte Knabe und sprang an ihm hinauf, um sich küssen zu lassen.

„Nun, Schwager, wie steht's?" fragte Guido Costanzi, als sie zu ihm eintraten, und reckte seine schlanke Gestalt in dem Lehnstuhl, „was gibt es Neues an der Börse? Hörten Sie viel von meiner Sonate oder nur von Getreidepreisen?"

Seine Frau wehrte ihm: „Laß doch den Bruder; er ist müde vom Geschäft. Kommt zu Tisch, Alle. Hansi hat Hunger." Sie ging voran mit ihrem Knaben.

Der Musiker schüttelte seine dunklen Locken zurück: „Also nicht ‚shop' sprechen, befiehlst Du Gestrenge? Nicht von seinem noch von meinem eigenen? Ja, wissen Sie, Just, im Grunde hat sie Recht. Mich hat nichts so gelangweilt, als ich noch das Unglück hatte, ein großer Virtuose zu sein, wie wenn die Leute immer wieder mir über meinen Bogenstrich und über meine Auffassung Chopin's oder Beethoven's, oder was weiß ich, ihre Gefühle vorerzählten. Aber Sie, das ist doch 'was Anderes! Sie wiederholen nicht, was schon hunderttausendmal von Anderen gegeigt ward. Sie thun, was Sie wollen, was Ihnen gefällt, nach Ihrer eigensten Melodie, so, wie ich mir meine jetzt componire. Und davon, von seinem geliebten Ich, dem ewig wechselnden, nie ganz erforschten, davon zu reden wird Keiner müde."

„Nur," sagte die Frau, „daß sein Metier nicht der Ausdruck seines Ichs ist."

„Richtig, der Kaufmann kann nichts erreichen, der nicht den Pulsschlag seiner Zeit, den Gang des Handels, neue Verbindungen, die entstehen, alte, die verschwinden, bedenkt. Aber glauben Sie, der Musiker, der Geiger könnte das? Wenn ich componire, muß ich nicht den Geschmack meiner Hörer, die Neigung meiner Zeit auch bedenken? Thue ich's zu wenig, so bleibe ich unverstanden, werde ausgelacht und verketzert. Thu' ich es zu viel, so bin ich ein Nachahmer, Ina gähnt, und da der Hansi, wenn er groß ist, wird sich noch schämen, daß sein Herr Vater solches Zeug hat schreiben können. Ueberhaupt . . ."

„Ueberhaupt," rief sie wieder, „siehst Du denn nicht, wie Du von Deinem Ich so beherrscht wirst, daß Du den Gang der Ereignisse sowohl wie die Stimmung der Hörer vergißt? Hauptereigniß ist jetzt der Braten. Und Dein Haupthörer — der hört gar nichts. Just" — sie beugte sich über den Tisch vor, „Bruder Just, nimmst Du noch ein Stückchen?"

„Ich danke," sagte er.

Sie schüttelte den Kopf: „Wo Du wieder bist mit Deinen Gedanken! Martha, bringen Sie mir Herrn Justus' Teller herüber; er muß noch hungrig sein. Er wird schon essen. Du hast genug, Guido. Und Hansi? Ja, Kind, wenn es sein muß, ich schneide es Dir klein."

„Schwager Just!" rief der Professor, „was meinen Sie, wie lange lassen wir uns diese Tyrannei noch gefallen? Essen, nicht essen, sprechen, lachen, componiren, dürfen wir's etwa so, wie wir wollen? Sind wir nicht Sklaven oder Kinder, wir beide, vor unserer Herrin Ina?"

Sie hatte dem Knaben das Fleisch hergerichtet und blickte jetzt forschend wieder zu ihrem Bruder hin. Wie sie so über den hellen Augen die Brauen zusammen schob, daß dazwischen eine tiefe Falte war, sah sie ihm noch mehr ähnlich als sonst.

„Als ob Du nicht nur seine Zwillingsschwester, sondern wirklich ein Stück von ihm wärst," sagte ihr Mann, „wüßtest, was er denkt, und fühltest, was er fühlt!"

„Wenn ich's nur könnte," flüsterte sie.

Die einfache Mahlzeit war beendet. Sie gingen in das Nebenzimmer, wo Frau Ina den Kaffee bereitete. Guido rauchte, im Lehnstuhl ausgestreckt, seinen Knaben auf den Knieen, Just lehnte am Fenster und sah hinaus auf das düstere Fleth und die alten Häuser, deren geschnörkelte Giebeldächer sich gegen den Nachthimmel abzeichneten.

Sie kam zu ihm hin. „Just!" — Es klang fast schüchtern, eine Frage und Bitte zugleich.

Er nahm die Tasse, die sie ihm brachte, aus ihren Händen. „Danke," sagte er und nichts weiter.

Sie wandte sich von ihm fort und seufzte. Als sie zum Tisch zurück, an ihrem Manne vorüber ging, hielt er sie auf. Heimlich, in ihres Bruders Rücken küßte er sie. Sie strich ihm über die schwarzen, dem Kinde über die goldenen Locken. Und dann sah sie gleich wieder beunruhigt zu dem Andern hinüber.

„Just," sagte der Musiker, „wie ist es, spielen wir heute Abend ein wenig? oder nicht? Sie haben nicht Zeit? Ist Ihr Procurist noch immer krank, der arme Mensch?"

„Nein," gab Just zur Antwort, „er ist genesen von allem Uebel."

Damit ging er davon.

„Onkel Just, aber Onkel Just" — der Knabe lief ihm nach bis auf den Vorplatz. Doch als Jener nicht auf ihn Acht gab und hinter sich die Treppenthür zuschlug, kam er weinend, ohne seinen Gutenachtkuß, zu der Mutter gelaufen. Sie selbst hatte Thränen in den Augen; so wehe hatte ihr des Bruders Schroffheit gethan.

„Wenn er nur nicht Alles so in sich vergraben und sich daran verzehren wollte!"

„Er hat drei Worte bei Tisch gesprochen. Ich hab' sie gezählt. Ist das noch nicht genug?"

„O, Du! Höre, Guido, wenn Du Dich über ihn lustig machst, das ertrage ich nicht."

„Still, strenge Gerechte! Ich will mich ja bessern. Im Ernst, wenn ich für einen Menschen Sympathie und Mitleid fühle, so ist er es. Das weißt Du selbst. Schon deshalb, weil er zu Dir gehört, Deine bessere Hälfte, wie Du ihn oft nanntest. Aber mit ihm leben, weißt Du, das ist etwas Anderes. Daß ich das gerade erfreulich fände . . ."

„So, und wenn Du nicht mit ihm lebtest, nicht durch ihn hier oben, willst Du mir sagen, wie Du überhaupt leben wolltest, Du und wir, seitdem Du nicht mehr öffentlich spielst?"

„Nein, das will ich nicht und kann's nicht. Glaube mir, ich vergesse nicht, daß er es war, der's uns möglich machte, zu heirathen, der mir, selbst als Du Dich ängstigtest, geholfen hat, daß ich meine Absicht verwirklichen konnte und nun nicht mehr Musik machen muß für alles Volk, sondern still für mich sie erfinden, hören kann, wie ich sie geträumt. Ich bin nicht undankbar. Nur ehrlich. Möchtest Du mich anders?"

„Nein," sagte sie leise.

„Hast Du mich lieb?"

„Ja." Sie lachte schon wieder.

„Mehr als den da drüben?"

„Auch das."

„Nun, so will ich Dich ihm gönnen. Für eine Stunde oder auch länger. Geh' zu ihm, Ina. Du mußt versuchen, in ihn zu dringen, daß er Dir sein Herz einmal aufschließt. So, wie er in dieser letzten Zeit war, so geht's ja nicht weiter. Wenn Du ihm zusprichst, das muß ihm wohl thun. Geh' nur. Ich will componiren, dabei kannst Du mir doch nicht helfen. Ich brauche Dich nicht, und er hat Dich nöthig. Geh' Du zu ihm."

„O, Du bist gut," sagte leise seine Frau und küßte ihn auf die schönen Augen.

Er zog sie fest an sich. Beinahe hätten sie den Bruder vergessen. Guido war es, der Ina erinnerte, weshalb sie eigentlich so zärtlich Abschied von

einander nahmen. Darüber kamen sie beide ins Lachen. Hansi, der neugierig zugesehen hatte, wie seine Eltern sich umarmten, stimmte glückselig ein. Die Gattin und Mutter riß sich nur schwer los von den zwei lieben, sonnigen Menschen.

Im Flur, auf einem Haken, hing das gestrickte Wolltuch bereit, das sie immer umnahm, wenn sie drüben nach dem Rechten sehen mußte. Im Treppenhause herrschte ein scharfer Zugwind. Und bei Just war es auch nie sehr wohnlich. Die Räume freilich glichen den ihren. Aber aus der Wärme und Helle ihres hübschen Wohnzimmers kommend, das von den lachenden Stimmen erfüllt war, überfiel sie hier ein Frösteln. Er hatte die Lampe nicht angezündet. Die Fenster waren nicht verhängt. Es kam von draußen ein unsicheres Licht, wie sich gegenüber auf dem Schnee der niedrigen Dächer die Straßenlaternen und der Mondschein vermischten. Just saß in seiner Sophaecke; man sah nur den Umriß seines Kopfes. Er stand auf bei ihrem Eintritt und fragte höflich nach ihrem Begehr.

Sie ging um den Tisch herum und setzte sich neben ihn:

„Just," sagte sie leise, „Du thust mir weh. Weißt Du das auch? Kannst Du mir es denn nicht sagen, was Du hast? Sind es Deine Augen wieder? Ist's im Geschäft etwas? Daß der Wehner starb, das geht Dir schwerlich so sehr nahe. Ich weiß ja, Du hattest die letzte Zeit kein Zutrauen mehr zu seinem Rath. Aber gleichviel, was es ist. Daß Du Dich quälst und unglücklich bist und leidest, und ich — ich weiß es nicht einmal . . ."

„Geh' zu Deinem Mann. Was willst Du hier? Wirklich, mir kannst Du doch nicht helfen, und er hat Dich nöthig, geh' wieder zu ihm."

Fast genau dieselben Worte hatte Guido gesagt. Aber die Stimme, mit der ihr Bruder sie jetzt aussprach, der Ton, der Sinn, es war Alles so anders. Sie machte erst einmal Licht in dem Zimmer, daß sie ihn ordentlich sehen konnte. Sein blasses Gesicht mit den Räthselbrauen, wie Goethe sie nennt, blickte so trübe drein wie immer. Sie stand vor ihm und sah ihn an.

„Was willst Du noch, Ina?"

„Dich," rief sie, „Dich! Wir Zwei dürfen uns nicht verlieren. Just, daß ich Guido lieb gewinnen konnte, daß ich ihn geheirathet habe, das hast Du verziehen, hast uns geholfen, gibst uns die Möglichkeit, zu leben, wie er es braucht, und hast unser Kind lieb, als wär' es Dein eigenes, und arbeitest und lebst für uns. Meinst Du, ich wüßte es nicht ganz gut, wie Du trotz des alten Namens, trotz der Ehre aller Justus, die sich im Grabe vielleicht umdrehen würden, das Geschäft morgen im Stiche ließest, wenn Du uns nicht zu ernähren hättest? Und ich danke es Dir, und ich weiß, jede Secunde meines Lebens schmerzlich und stolz, was Du für mich thust. Wenn ich es könnte, ich würde gern dasselbe für Dich thun. Aber — wie darf ich all' die brüderliche Güte denn annehmen, wenn Du im Herzen mehr und mehr Dich von mir scheidest, mir förmlich fremd wirst!"

„Weshalb quälst Du mich, Ina, Du weißt doch . . ."

„Das wollte ich nicht. Ich bin auch nicht von selbst heute gekommen. Ich wage das nicht mehr. Guido schickte mich. Er meinte, wenn ich Dir

ordentlich zureden könnte, es müßte Dir wohl thun. Er hat eine zu gute Meinung von mir."

„Nein, Ina! Das hat er nicht. Daß Du bist, wie Du bist, mir nah und glücklich mit Deinem Mann, mit Deinem Knaben, meinst Du denn, ich empfände es nicht als die größte Wohlthat?"

„Aber?"

„Aber — es ist nichts weiter, als was Du weißt, ich frage mich immer: wie lang wird es dauern?"

„Just, wir sind gesund und kräftig!"

„Das waren die auch, die damals in dem Zug mit mir fuhren, und Vater und Johannes und Andere."

„Wenn man immer an alles Elend denken wollte!"

„Vielmehr, wenn man's zu vergessen vermöchte! Geh' Du zu Deinem Mann, Ihr habt kein Gedächtniß, freut Euch dessen. Ich aber — Du wirst mich schwerlich ändern. Du nicht und die Leute nicht. Die im Comptoir unten erwarteten heute von mir, daß ich mich über Wehner's Tod entsetzen sollte. Wie kann mich ein Todesfall trauriger machen, als ich's überhaupt bin! Soll ich am Ende ihn selbst bedauern, den Beneidenswerthen?"

„Just!"

„Schon gut. Du siehst, was ich rede, kann Dich doch nur schmerzen. Liebe, liebe, alte Ina, ich will Dir nicht weh' thun. Laß mich schweigen neben Dir. Sei Du froh, wenn Du's kannst, so lange Du's kannst. Und nun geh'. Ich habe noch unten zu thun."

Sie entschloß sich schwer, sich von ihm zu trennen. Ein Stück von ihrem Herzen meinte sie immer bei ihrem Zwillingsbruder zu lassen, wenn sie von ihm gehen mußte. Bis sie dann zu ihrem Mann kam und spürte, wie ihr ganzes Herz doch ihm geblieben war, und kein Fädchen daran fehlte.

Sie fand den Professor am Clavier. Hansi war neben ihm auf der Erde eingeschlafen, Bausteine, Soldaten, Bilderbücher rund um sich verstreut und den blonden Kopf auf ein Fußkissen gebettet, das er mit seinen kurzen Aermchen fest umschlungen hielt, als wäre es seiner Mutter Schulter. Sie wollte rasch zu ihm niederknieen, ihn fort zu tragen. Aber Guido legte den Finger an die Lippen.

„Still, wecke ihn nicht. Wenn er so daliegt, kommen mir die besten Ideen. Ich habe da eben ein Schlummerlied gefunden. Das sollst Du mir singen. Komm näher, hierher. Ist es deutlich genug, kannst Du's lesen, ja? Die Begleitung für mich habe ich noch nicht aufgeschrieben. Fange nur an."

Schlaf Du, mein Söhnchen, so schlafe doch ein!
Es singen und geigen die Engelein,
Sie bringen Dir Träume, hold, silberfein,
Und wiegen Dich lieblich zur Ruh'.

Doch wenn Du erst groß und ein Mann wirst sein,
Dann gibt es noch Schön'res, der Traum war Schein,
Das Leben ist golden, ist köstlich, ist Dein!
Und Glück ziemt Dir besser als Ruh'.

„Guido,“ sagte Ina leise, als sie bis zu Ende gesungen, „sind die Worte auch von Dir? Das Leben ist golden! Wie schön, o, wie schön, daß Du es so fühlst!“

„Es kommt nicht darauf an, selbst es zu fühlen,“ entgegnete er; „sondern es so in Musik zu setzen, daß die Anderen es empfinden. Die letzten Tacte klingen zu farblos. Ich muß sie verbessern. Sing' es noch einmal. Den Jungen laß nur ruhig liegen. Er soll es uns in Zukunft noch danken, wenn das Lied gut ward. Also . . . wieder von Anfang an:

Schlaf, Du mein Söhnchen, so schlafe doch ein . . .“

* * *

Just Justus fand in seinem Comptoir einen Haufen Geschäftsbriefe, die der Beantwortung noch harrten. Erst als er sie alle durchgesehen hatte, entdeckte er, halb zur Seite geschoben, neben der Schreibmappe den Brief, den Bahlcke ihm am Mittag gebracht. Er war sehr bestürzt von dem Anblick. Sie hatten ihn vorhin bei einer dringenden Arbeit gestört, hatten von ihm Entsetzen, Trauer, Ueberraschung gefordert, Gefühle, die er unmöglich für jeden neuen Todesfall aufbieten konnte, weil ihm die Thatsache des Sterbens zu allen Stunden grell, deutlich vor dem Bewußtsein stand. Aber daß diese seine ganz persönlichen Empfindungen ihn abgehalten hatten, einer Pflicht der Höflichkeit zu genügen, der armen Frau sein Beileid rechtzeitig auszudrücken, das war zu viel. Rücksichtslosigkeiten gehörten nicht in Just Justus' Lebensprogramm. — Er riß das Couvert auf. Und nun war es nicht einmal nur die Todesanzeige, die er erwartet hatte.

„Sehr geehrter Herr Justus!“ — so lautete das von einer festen und doch kindlichen Hand geschriebene Briefchen. — „Was soll ich thun? Es waren vorhin zwei Herren hier, als Onkel schon im Sterben lag, die ihn durchaus sprechen wollten. Ich ließ sie nicht zu ihm. Sie sagten aber etwas von Wechseln und Ultimo und auch von Schwindel. Und nun ist er todt. Tante weint so. Sie will mich nicht hören, sie meint, Onkels Sachen wären alle in Ordnung. Sie sind sein Chef, Sie müssen es wissen. Bitte, kommen Sie, sagen Sie uns, was geschehen muß. Anita Wehner.“

Er drehte das Schreiben noch einmal um und las es wieder von Anfang an. Dann rief er den Buchhalter rasch zu sich herein: „Hier die Briefe zur Abendpost. Sie sagen mir morgen, was sonst noch vorliegt. Wenn die Leute fertig sind, so schließen Sie an meiner Statt ab. Den kleinen Pustau könnten Sie etwas früher entlassen; der Junge sieht wieder so müde aus. Ich muß jetzt zu Wehners. Haben Sie dort etwas zu bestellen?“

„Das ist wirklich sehr gütig, Herr Justus, daß Sie selbst hingehen.“

„Ich thu's nicht aus Güte, sondern weil ich muß. Guten Abend.“

Cordes sah ihm nach. „Irgendwo hat er doch ein Herz. Nur wo anders als wir. Und dazu versteckt er es so eifrig, daß man vergißt, daran zu glauben.“

Just hatte vor der Thür einen Wagen heran gewinkt. Es regnete, hagelte und schneite durch einander. Und er war eilig, hinaus zu kommen. So schon, um in ein Trauerhaus zu gehen, eine sonderbare Stunde. Er sah nach der

Uhr: bald neun. Der Wagen fuhr ihm zu langsam. Dann, als er schließlich angelangt war, in einer neuen Straße, weit draußen vor der Stadt, den Kutscher bezahlt und fortgeschickt hatte, stand er vor der Thür eine Secunde und sah den Drücker an. Der Griff desselben war mit schwarzem Kreppstoff umwickelt. Schon! Es war fast mit einem Lächeln, daß er eintrat.

Das Speisezimmer, mit Eichenholzbörtern, in welches ihn das Dienstmädchen wies, sah aus wie wahrscheinlich Alle in diesen netten Villenhäuschen zur Rechten und Linken. Ob der Hausherr lebt oder todt ist — die Räume, die Möbel zeigen davon nichts. Altdeutsche Krüge mit Flor zu umhüllen, verlangt bisher noch kein modischer Sittencodex. Dagegen die Menschen haben schnellstens ihre Trauer äußerlich zu zeigen. Wahrscheinlich ließ ihn hier die Wittwe so lange warten, bis sie ihre obligate neue Gewandung angelegt. Er kannte die kleine Frau nicht näher. Aber er traute ihr gerade die Gemüthsart zu, die an Thürgriffen und wallenden Schleiern den gebührenden Grad von Schmerz zu zeigen abmißt. Er mußte lange warten. Am Ende brauchte man ihn nicht so nöthig, wie es ihm nach dem Brief geschienen. Schon war er im Begriff, die Glocke zu ziehen und dem Mädchen zu erklären, er wolle lieber die Damen nicht stören, werde morgen wieder kommen. Da hörte er einen Schritt auf der Treppe.

Aber es war nicht die Wittwe. Das junge Mädchen, das herein kam, trug noch keine neue Trauer. Ein blasses, schlankes Ding, fast ein Kind noch. Sie stellte sich ihm mit raschen Worten vor als die Nichte des Verstorbenen, die ihm geschrieben, Anita Wehner. Ihre Tante hätte nicht allein bleiben wollen; deshalb habe sie ihn jetzt warten lassen müssen. Sie wiederholte ihre Frage: „Was soll ich thun? Ich bin fremd hier. Und Jemand muß handeln. Was soll geschehen?"

Darauf ließ sich so rasch keine Antwort ertheilen. Doch zeigte sich das Mädchen nicht unbeholfen. Sie holte Bücher und Papiere, die er zu sehen wünschte, herbei und störte ihn nicht durch unnütze Fragen. Kurz und offen gab sie Auskunft über Alles, was er wissen wollte und schwieg dann bescheiden, während er las.

Die Sachen lagen noch viel schlimmer, als er es schon geahnt. Aus den gelegentlichen Notizen des Verstorbenen entnahm er, daß Wehner hinter dem Rücken seines Chefs gewagte Börsengeschäfte gemacht hatte. Für die Wittwe blieb sicher nichts übrig als Schulden und Noth. Er zögerte, vor dem jungen Mädchen das auszusprechen. Sie blickte ihn an, Angst und Erwartung in den Augen. Er begann eine vorsichtige Auseinandersetzung über die Vermögenslage ihrer Verwandten. Aber ehe er sich recht bewußt war, wie es geschehen, hatte sie das Schlimmste begriffen.

„O," sagte sie leise, „wie gut, wie gut hat er's, daß er starb."

„Ja," murmelte Just Justus für sich, „todt sein ist immer besser als leben."

Sie sah erschrocken auf: „Denken Sie das im Ernst?"

Er bückte sich über seine Papiere. Das Wort war ihm unabsichtlich entschlüpft. Dieser jungen Fremden, noch dazu in dieser Stunde, von sich zu

sprechen, fiel ihm nicht ein. „Die Verhältnisse sind traurig, daran ist kein Zweifel," sagte er mit seiner geschäftsmäßig ruhigen Stimme. „Doch will ich's versuchen, sie so zu lenken, daß wenigstens das Allerärgste, ein offener Eclat, vermieden wird. Viel kann für Ihre armen Verwandten nicht übrig bleiben. Vielleicht läßt sich noch etwas retten. Jedenfalls möchte ich, wenn Sie mir so weit vertrauen wollen, die Bücher da und diese Briefe mit mir nehmen . . ."

„Gewiß," sagte sie, „ich traue Ihnen."

Er erhob sich. Das kleine Mädchen war in dem Sessel sitzen geblieben; sie stützte den Kopf auf ihre Hand. Und als er ein paar lahme Trostesworte zu sagen begann, unterbrach sie ihn:

„Möchten Sie sterben, wirklich, gleich heute?"

„Ja," sagte Just. Er konnte nicht anders; die gerade Frage erforderte eine gerade Antwort.

Sie schüttelte den Kopf: „Ich dachte mir's wohl auch schon manches Mal, wenn das Leben mir schwer schien, es müßte gut sein, ihm den Rücken drehen zu dürfen. Aber dann wieder — es kann so schön noch werden! Wer weiß, was morgen kommen mag."

„Wenn man hofft! . . ."

„Und hoffen Sie gar nichts, und möchten Sie denn nichts erreichen?"

„Doch. Zum Beispiel, daß Ihrer Tante so viel erübrigt wird, um nicht zu verhungern. Deshalb, wenn Sie's mir gestatten wollen, gehe ich jetzt lieber."

„Und nichts für sich selbst?"

Er zuckte die Schultern.

Dem kleinen, fremden Mädchen standen die Thränen in den Augen: „Wie Sie mir leid thun."

„Keine Ursache," versetzte er, „Sie verschwenden Ihr Mitleid."

Sie schien seinen schroffen Ton nicht zu hören. „Und nachher, glauben Sie auch an kein Drüben?"

„Fräulein Anita, zu solchen Gesprächen ist keine Zeit heute Nacht. Sie sind erregt von dem traurigen Tage. Gehen Sie schlafen. Vergessen Sie. Sie sagen selbst, daß Sie auf bessere Zeiten noch hoffen, seien Sie froh, daß Sie das können!"

„Und Sie?" rief das Mädchen.

„Ich! — Ich sage Ihnen also guten Abend. Ich danke Ihnen, daß Sie mich zur Hülfe beriefen. Und was ich kann, was ich irgend thun kann, das werde ich sicher thun. Gute Nacht."

Sie reichte ihm ihre Hand. Er nahm sie, ließ sie wieder fallen und wandte sich, um fort zu gehen.

„Herr Justus!" rief sie.

Aber als er sich zu ihr kehrte, schüttelte sie nur den Kopf. „Ich wollte nichts weiter. Ich hätte Ihnen gern auch gedankt. Doch ich weiß nicht wie. Ich weiß nur das Eine, was ich denke: daß ich möchte, es geschähe Ihnen etwas Frohes, auf das Sie nicht hoffen, das Sie nicht erwarten, und plötzlich

schiene Ihnen Alles, wie traurig auch das Leben oft sein mag, schön und lebenswerth und sonnig!"

Er hob die kleine, eiskalte Hand noch einmal auf und drückte sie. Dann nahm er seinen Hut vom Tisch, grüßte und ging. Er hatte kein Wort mehr vernehmbar gesprochen.

* * *

„Guten Morgen, Just."

„Guten Morgen, Ina."

Es war auf dem Treppenplatz zwischen ihren zwei Wohnungen, wo sich die Geschwister begrüßten. Jeden Morgen kam die Frau Professorin an die Thür, wenn sie ihn hörte, und er hatte ihren Fragen Stand zu halten: „Wie geht's? Was machen Deine Augen? Willst Du heute zum Arzt? Du hast's mir versprochen. Gestern Abend bist Du noch spät bei Wehners gewesen? Cordes ließ mich es wissen. Nun, das gehörte sich auch so, scheint mir. Und wie fandest Du die Frau? Du sahst sie gar nicht? Nur eine Nichte? Wie ist denn die?"

„Ja, die . . ." Just zögerte.

„Also, wie ist sie? Und was hast Du mit ihr verhandelt? Laß Dir nur nicht wieder so viel Arbeit aufladen von den fremden Leuten. Ich kenne Dich. Erst thust Du ganz herzlos und zeigst ein so gleichgültiges Gesicht, als wär' das Leben oder Sterben Deiner Bekannten für Dich ein Spiel. Aber dann, wenn sie Dich zu nehmen verstehen, dann raffst Du alle ihre Sorgen auf Deine Schultern und schleppst daran, neben Deinen eigenen, Dich wund und müde. Diese hübsche, kluge Nichte Deines bisherigen Herrn Procuristen — ich kenne sie nicht — ich denke mir nur, daß sie jung und hübsch ist — was hat sie also von Dir gewollt? Und habe ich nicht Recht?"

„Recht? Daß sie jung ist, darin freilich. Ob man sie hübsch nennen würde, ich weiß nicht, ich habe sie darauf nicht angesehen."

„Siehst Du, wie ich die Leute kenne! Und ich will Dir noch etwas sagen: ich kann sie nicht leiden, nein, ganz und gar nicht."

„Sag's nicht zu früh. Du kennst sie nicht. Vielleicht gefällt sie Dir. Denn weißt Du, wem sie noch von allen Menschen, die mir je in den Weg gekommen, am meisten ähnelt? Dir selber, Ina. Und nun adieu."

„Halt, worin? Das muß ich noch hören."

„Ich habe keine Zeit. Es ist ohnedies spät geworden. Ich konnte nicht einschlafen, erst gegen Morgen, und schlief dann viel zu lang. Und ich werde unten erwartet. Laß mich fort jetzt, Ina."

Sie stand und blickte ihm nach, da er schon längst die gewundene alte Treppe hinunter war. Sie kannte ihren Bruder genau, sie verstand durch die kalte Maske hindurch zu sehen. Auch ohne ein einziges Wort hätte sie bestimmt gewußt, daß er etwas erlebt, daß ihn etwas aufgeregt hatte, anders als sonst. Ein junges Mädchen? Sie schüttelte den Kopf. Und doch, wenn es sein könnte, wenn Just aus seinem finsteren Trübsinn geweckt werden könnte durch eine Hoffnung, durch eine Liebe! . . . Sie gönnte ihn keiner Anderen recht. Aber sie wünschte ihm so innig ein wenig Sonnenschein für

sein Leben, daß sie bereit war, ihn abzutreten, einer Jeden, in dieser Stunde noch, wenn sie ihm den zu bringen vermochte.

„Wie ist das Mädchen?"

Diese Frage ging Frau Ina den ganzen Morgen im Kopf herum, während sie ihre Wirthschaft besorgte, mit ihrem Knaben spielte, ihrem Mann das Lied abschrieb, das er gestern componirt. Und plötzlich hob sie ihre Stirn von dem Notenblatt auf, die Brauen über ihren hellen Augen zusammen gezogen vom Eifer des Schreibens und des Denkens.

„Wie ist Eine, die mir ähnlich sein soll? Gefiele sie mir?"

„Nun, ich meine doch. Wenn Du selbst Dir auch nicht immer ganz schön genug bist."

„Spotte nicht, es ist mir Ernst. Worin kann solche Aehnlichkeit bestehen? Und was sind meine eigenen hervorstechendsten Besonderheiten? Gute oder schlechte?"

„Was Du Alles fragst! Erst kommt's darauf an, wer der war, der die Aehnlichkeit entdeckte. Ob er Dich gut kennt, ob er Dich lieb hat, wie ich zum Beispiel. Dann wär' es ein Lob. Und Du könntest ziemlich sicher sein, daß die Dame auch Dir gefiele. Ferner, ob er Aeußerlichkeiten, Gesicht, Erscheinung oder den inneren Menschen gemeint hat. Am klügsten wär's immer, Du sähest Dir die Betreffende an. Dann wüßtest Du Alles."

„Ja," sagte sie rasch, „das ist wahr. Und ich will es."

„Ich bemerke noch," fuhr ihr Gemahl fort, „daß ich Dir ganz sympathisch bin, und dennoch sind wir recht verschieden. Du, Sprossin eines alten Kaufmannsgeschlechts bist viel klüger als ich, der Abkömmling von so und so vielen Generationen von Geigern, Sängern und Musikanten. Und doch bin in Manchem ich besser veranlagt. Zum Beispiel besitze ich keine Neugier. Ich erkundige mich nicht einmal, wer Dir von dieser Aehnlichkeit sprach, noch wen sie betrifft. Setzen wir aber den Fall, ich käme einmal Dir mit dergleichen Fragen, würdest Du mir nur eine Secunde lang Ruhe lassen, bis ich Dir genau gestanden hätte, wer? woher? wann?"

„Ich bin mit der Abschrift fertig," rief Ina, „hier, nimm sie nur." Und sie lief aus dem Zimmer.

* * *

„Man hat Raum für zwei Menschen im Herzen." Das hatte Justina Justus sich gesagt, als sie damals, während ihr Zwillingsbruder auf der Universität und sie zum ersten Male von ihm getrennt war, dem jungen, schönen Geiger Costanzi sich zugeneigt. Sie sagte es täglich jetzt, seit sie seine Frau geworden war, und fühlte doch heimlich, wie weit er Jenen aus ihres Herzens innerstem Herzen hinaus gedrängt. Sie sah ihrem Bruder gegenüber sich wie von einer Schuld belastet. Würde er je ein Glück finden können, ähnlich dem ihren, dadurch von seinem Trübsinn geheilt werden, ihr liebster Wunsch ginge dann in Erfüllung. Ihrem Mann verrieth sie noch nichts von ihren Hoffnungen. Er lachte doch immer über ihren zu schnell entflammten Enthusiasmus, wo's galt, Andere zu beglücken. Und dann, als sie zu ihm

kam, sie habe verschiedene Besuche heute zu machen, da schritt er schon wieder mit seiner Geige in dem engen Wohnzimmerchen auf und nieder, eine Melodie zu suchen, die ihm, wie er behauptete, im Traum erklungen und wieder verschwunden war. So hörte er nur halb, was sie sagte.

Am Ende würde es nicht viel geschadet haben, hätte sie ihm oder selbst Just offen erklärt, sie gehe, der Wittwe des Herrn Wehner eine Condolenzvisite zu machen. Die Männer sind wirklich nicht mit dem Spürsinn begabt, wie sie ihn besaß, der aus A und X sich Alles, was ungesagt dazwischen noch liegen mag, zusammen klügelt. Sie hätten die Sache sehr einfach gefunden, alle beide, sich gar nichts weiter dabei gedacht. Trotzdem war es ihr lieber, daß sie Just nicht auf der Treppe traf. Sie lief die Stufen vor der Hausthür hinunter und weiter, so rasch sie nur konnte. In aufrechter Haltung, mit leuchtenden Augen, die rothen Lippen halb geöffnet, schritt sie in der scharfen Winterkälte leicht dahin. Wenn Bekannte sie grüßten, gab sie den Gruß so strahlend wieder, daß die Leute stehen blieben, ihr nachsahen und sagten: „Diese Justina bleibt doch immer die Gleiche. Sie blickt auch heute in ihrem simplen, schwarzen Kleide noch drein, als hätte sie in jeder ihrer Hände eine Million mindestens zu verschenken und wäre nicht eines armen Schluckers von Musikanten Ehefrau.“ — Sie kam vor die Stadt hinaus, vorüber an dem Eckhaus im großen Garten, wo sie einmal, vor noch gar nicht so sehr vielen Jahren, für ihren Vater die Wirthin gemacht. Sie nickte im raschen Vorübergehen den Fenstern zu, den beschneiten Bäumen. Ihr that es nicht leid, daß jetzt Fremde hier wohnten, daß sie in einer alten Straße in der engen, kleinen Etage lebte. Die Gesellschaften, die sie einst da drinnen in den prächtigen Räumen gegeben, waren freilich hübsch gewesen. Und die schönste, die, in welcher Guido Costanzi zuerst gespielt und sie vor ihm gesungen hatte, an die würde sie immer denken, ihr Leben lang! Aber ihn hatte sie behalten, und alles Andere? Es schien ihr so werthlos. Da lag in den überschneiten Wiesen die Kirche, in der sie getraut worden waren. Frau Ina sah die rothen Mauern im weißen Feld und den Himmel dahinter und das Lied ihres Mannes kam ihr wieder in den Sinn:

„Das Leben ist golden, ist köstlich, ist Dein . . .“

Wie immer war Just ihr nächster Gedanke: könnte er das auch einmal fühlen!

Als sie dann etliche Straßen weiter vor der Hausthür der Frau Wehner stand, mußte sie sich erst besinnen, daß sie hier das Wörtchen „Glück“ nicht aussprechen dürfe. Doch verging ihr, als sie die Trauervisite machte, die frohe Stimmung schon von selbst. Bei dem Gedanken, eine Frau könne ihren Mann, den sie liebte, plötzlich verlieren, stiegen ihr die Thränen auf. Leicht beweglichen Geblütes und warmherzig, wie sie war, hielt sie die Hand der jungen Wittwe fest in der ihren und hörte ihre Klagen an, voll echter Theilnahme, als wäre der Todte ihr allernächster Freund gewesen. Was er für vortreffliche Eigenschaften als Gatte, Vater, Geschäftsmann besessen, wie er besonders ihrem Bruder so unentbehrlich und von so großem Nutzen gewesen, das ließ sie sich Alles erzählen. Erst als die Freundinnen der Frau Wehner

sich in die Unterhaltung mischten, kam die richtige Ina wieder zum Durchbruch. Es waren ein paar ältliche Damen, und sie sprachen von Ina's Gatten. Wie schön der Professor sei, wie erhaben sein Geigenspiel. Und ob er nun für alle Zeit es aufgegeben und ob sein Talent als Componist denn auch wirklich ebenso groß sei?

„Ja," sagte sie, „das besprechen wir besser in hundert Jahren. Heute weiß ich es noch nicht."

Was fragten die auch nach Guido's Können, eine Frage, die sie, so oft sie sie auch heimlich gedacht, weit von sich gewiesen. Sie nahm rasch Abschied von Frau Wehner. Wer weiß, wie schlimm ihre vorschnelle Zunge sich hier sonst noch betragen hätte!

Erst im Hinausgehen fiel ihr ein, was sie eigentlich gewollt, und daß sie die, um derentwillen sie hergekommen, gar nicht gesehen habe. Sie stand schon auf dem kleinen Flur, auf den, wie in allen ähnlichen Häusern, vier Thüren mündeten. Hinter der einen erklangen die gedämpften Reden der musikliebenden Damen. Aber gegenüber tönte ein Zwitschern wie von Kinderstimmen. Da trat sie ein.

Sie hatte sich nicht getäuscht. Die Wintersonne erfüllte das Zimmer. In ihrem vollen Strahl stand mit dem Rücken zur Eingangsthür eine kleine, dunkle Gestalt, ein Kind auf dem Arm. Ein größeres Mädchen und ein Junge hatten sich zu ihr auf das Fensterbrett gehockt und hörten zu, wie sie leise ein Märchen erzählte:

„Und da trat die gute Fee ins Zimmer, und dann . . ."

„Da ist sie!" schrie der Junge.

Das junge Mädchen fuhr herum, sah Frau Ina und kam auf sie zu. Sie hielt den Kleinsten noch im Arm; die beiden Größeren hatten sich ihr an die Röcke gehängt.

Ina trat vollends ein und zog die Thür hinter sich ins Schloß. „Die gute Fee bin ich leider nicht. Aber ich war eben bei Ihrer Tante. Nun möchte ich gern Sie besuchen."

„Mich?" fragte das Mädchen.

„Ja. Sie sind doch Anita Wehner?"

„Die bin ich. Aber ich kenne hier so Wenige. Und es besuchte mich Niemand bis heute. Oder hätten Sie davon gehört, daß ich eine Stelle suchte — möglichst bald — und wüßten Sie eine?"

Ina hatte sich vorher so hübsch eine Rede ausgedacht, mit der sie hier sich einführen wollte: daß sie nicht nur der Gattin, sondern auch der Nichte des Verstorbenen zu condoliren gewünscht. — Aber mit solchen Phrasen war vor dem Gesichtchen da nicht auszukommen. Das sah sie gleich. Und ihr ging's eigentlich auch gegen den Stolz, mit gewundenen Redensarten aus einer verkehrten Situation sich heraus zu helfen. Lieber die Wahrheit, so wunderlich sie klingen mochte. Ein bißchen Beschämung scheute sie minder als eine Lüge.

„Sie irren sich," sagte sie. „Ich wußte nichts von Ihren Wünschen, bringe Ihnen auch nicht, was Sie hoffen. Ueberhaupt, ich sagte es schon, ich habe gar keine Feenkräfte und fürchte, daß ich nicht Sie noch mich selber mit

einem Wink glücklich machen kann. Ich besitze nicht einmal das Eine, das allen ehrlichen Feen doch zukommt: Allwissenheit. Im Grunde nämlich kam ich aus Neugier."

Das Mädchen Anita sah sie aus ihren ernsthaften grauen Augen fragend an.

„Nun ja," rief Ina, vollends entschlossen, diesem Blick sich so zu zeigen, wie sie war; „man hat mir gesagt, Sie und ich, wir seien uns ähnlich. Da hatte ich ergründen wollen, worin das besteht. Ich bin Frau Justina Costanzi. Der es mir gesagt hat, ist mein Bruder Just. Sie kennen ihn?"

„Ja," sagte Anita, „seit gestern Abend. Sie sind seine Schwester? er hat Sie lieb? Dann freut es mich, daß er das von mir sagte."

„So," rief Ina, „nun kann ich gehen. Denn ich weiß auch, was ich wissen wollte. Wir sind uns ähnlich darin, daß wir beide einfach und gradeaus sind. Und auch sonst erfuhr ich in diesen drei Minuten hier von Ihnen allerlei, was man oft in einer langen Staatsvisite, mit vielem Reden, um einander kennen zu lernen, kaum merken würde. Sie sind noch kein Jahr hier bei Ihren Verwandten, aber die Kinder da hängen an Ihnen. Sie scheuen sich ein wenig vor Fremden. Aber Sie wollen zu Fremden ins Haus gehen, weil Sie es für recht halten. Sie sind schüchtern und muthig zugleich."

„Ach Gott, wie können Sie mich so loben. Ich möchte sein, wie Sie mich da schildern. Wissen Sie aber, daß ich erschrak bei dem Gedanken, Sie könnten mir eine Stellung verschaffen, und ich müßte schon wieder fort?"

„Nein, das wußte ich nicht. Doch es ändert nichts an meinem Urtheil, bestätigt es nur. Sie wären also ungern gegangen. Aber Sie hätten es dennoch gethan?"

„Ich hätte es wohl müssen."

„Sehen Sie! Das Muß besteht in Ihrem Stolz. Sie wollen nicht von den Verwandten einen Tag länger Gastfreundschaft annehmen, sobald Sie sehen, daß Sie sich auf die eigenen Füße stellen können. Habe ich Recht? Und kenne ich Sie? Aber nun Eins noch; mein Bruder! hat der vielleicht auch so wie ich jetzt — gleich mit Ihnen über — über Lebensfragen gesprochen?"

Das Mädchen blickte vor sich nieder: „Herr Justus sprach mit mir vom Sterben. Er scheint mir sehr ernst."

„Ernst! Ach, wenn Sie ihn ganz kennen würden, so fühlten Sie wohl, daß das nicht das Wort ist. Sie müssen wissen, jung, lebensdurstig, unerfahren und dazu schwärmerisch angelegt — weit mehr als ich —, meinte er, wenn er nur wollte, müßte Alles ihm glücken, und seine Laufbahn sollte eine so stolze werden, wie noch nie eine war, reich an Ruhm und Ehren und allen Erfolgen. Doch ist er mit seinem Forschen, seinen Plänen für eine Reise durch Algerien und ins Innere von Afrika nur bis nah vor Marseille gekommen. Da traf ihn das Unglück."

„Ein Eisenbahnzusammenstoß? Ich hörte davon."

„Ja. Er lag ein paar Wochen nur krank. Seine Augen, die schon immer schwach gewesen, hatten gelitten. Doch schien es mit der Zeit sich zu geben. Der moralische Eindruck aber schwächte sich nicht ab. Er hat ihn nicht verwunden; den Anblick, den er damals gehabt, vergißt er, glaube ich, kaum auf Stunden.

Und wie er halbwegs hergestellt ist und zurückkehrt, sich ganz zu erholen, da ist inzwischen die große Krisis hier ausgebrochen, mein Vater vom Schlag gerührt und todt. Er muß sein Studium aufgeben, meinem Bruder beistehen, um das Geschäft über Wasser zu halten. Ein halbes Jahr später stirbt auch Johannes. Da haben Sie unsere Familiengeschichte. Und den Grund für sein ganzes Wesen. Und nun, mein kleines Fräulein Anita, die volle Wahrheit, weshalb ich hier bin: er sprach zu Ihnen gestern Abend von seinen Gedanken über das Sterben, sagen Sie. Sonst verschließt er sein Denken und Fühlen. Selbst vor mir. Und ich weiß doch, wie gerade dieses Schweigen ihn immer trauriger, einsamer macht. Und ich wünschte ihm so sehnlich . . . Es ist etwas komisch, beim ersten Begegnen einer Wildfremden sein Herz und seine geheimsten Sorgen so auszuschütten, wie ich es da thue. In Trauer, in Unruhe sind Sie selber. Aber . . . trotz Allem, ich kann nicht anders. Wenn Sie ihn einmal wiedersehen, wollen Sie ihm Gelegenheit geben, wieder mit Ihnen von sich zu reden? sich auszusprechen? ihm um keinen Preis Mitleid zeigen (das würde ihn zurückstoßen) und doch mit ihm Mitgefühl haben? Ich weiß, es ist zuviel, was ich fordere. Und ich habe kein Recht . . . Und er würde empört sein. Aber Sie, so wie Sie da stehen, Sie Kind, das Sie sind, man darf wohl Zutrauen zu Ihnen haben. Und darum noch einmal, wollen Sie?"

„Ja," sagte Anita langsam, „wenn ich es nur kann."

„O," rief Frau Ina und nahm sie in den Arm und küßte das blasse Gesichtchen, „das soll mir genug sein. Mehr, als Sie können, wollt' ich nicht fordern. Sie sind nicht Eine von vielen Worten, so wie ich. Aber ich glaube Sie doch zu verstehen, daß Ihre Art ist, was Sie versprechen, auch zu halten. Nun will ich Sie aber in Frieden lassen, daß Sie Ihr Märchen von einer besseren Fee, als ich bin, weiter erzählen. Adieu. Wenn Sie einmal zu mir kämen, das würde mich freuen. Und wenn ich Ihnen nützlich sein könnte, in irgend etwas, es wäre mir ein Fest!"

Als Ina draußen vor dem Haus stand, sah sie zurück zu der Veranda, den Erkern, dem Thürmchen, dem Thürdrücker mit der Kreppumhüllung. Alles so banal und correct. Was sie da drinnen geredet hatte, war aber gar nicht correct gewesen. Und war doch verstanden worden. Viele Leute fanden sie zu impulsiv, das wußte sie wohl. Zum Glück gab es dennoch, wenn gleich selten, solche Menschen wie eben hier dies Mädchen; die erkannten, weil sie selbst ehrlich zu fühlen verstanden, über Formfehler und über Aeußerlichkeiten hinweg auch in ihr den warmblütigen Menschen. Sie war ganz zufrieden mit dem, was sie erreicht hatte. Es schien ihr sicher, daß Just für diese kleine Anita mit dem stillen Gesicht, den wenigen Worten, dem bescheidenen und dabei so stolzen Wesen sich gestern interessirt hatte. Und wenn das war, und wenn nun künftig auch sie ihm Interesse zeigte . . .

Als sie nach Haus kam, sie konnte nicht anders, ging sie durchs Comptoir — die Commis fuhren von ihren Pulten grüßend auf, der junge Pustau grinste glückselig von einem Ohr bis zum andern, Vahlcke stürzte ihr nach, die Thüren zu öffnen, und Cordes, die Feder hinter dem Ohr, verbeugte sich, rieb sich die Hände, fand keine Worte, seine Freude auszudrücken, und verbeugte sich noch,

als sie schon längst vorüber war. In seinem Privatzimmer sah Just vom Schreibtisch auf:

„Du hier? Was gibt's?"

„Nichts," sagte sie, „es ist nur so helles Wetter, ich komme von einem langen Wege. Und der Schnee sieht so hübsch aus."

„Ist das Alles?"

„Eigentlich ja. Mich freut's, wenn die Sonne so überall glitzert, und dann denke ich, Du hier im dunklen, engen Zimmer bei Deinen ewigen Rechnereien . . ."

„Ich möchte gern gestört werden? Da irrst Du."

„Du bist unausstehlich. Adieu... Was ich Dir noch sagen wollte" — sie wandte sich an der Thür um, — „ich habe eben Frau Wehner besucht."

„So?"

„Ja, und die Nichte. Sie ist doch hübsch."

„Findest Du?"

„Mir wenigstens gefiel sie sehr. Falls Du heute wieder hinausgehst, — Du gehst wohl hin?"

„Ich weiß noch nicht."

„Nun, dann wollte ich Dich bitten, ihr von mir einen Gruß zu bestellen."

„Meine gute, liebe Frau Ina," sagte lachend Professor Guido, als sie ihm doch ihre Thaten gebeichtet hatte — denn es war ihr nach einer halben Stunde zu schwer geworden, so viel für sich allein zu behalten, — „meine gutherzige Alte, zur Diplomatin bist Du grade nicht geboren! Und hättest Du mir, wie es für eine deutsche Mustergattin sich geziemte, Deine Absichten vorhergesagt, ich würde Dir sicher in Deinem vielgeliebten, knappen und schlagenden Englisch geantwortet haben: Let well alone! Glaubst Du, wenn die zwei sich gefallen, daß sie sich nicht verständigen würden ohne Deine Einwilligung? Und glaubst Du, wenn Einer den Anderen nicht mag, er würde, nur um Dir einen Gefallen zu erweisen, seine Ansicht ändern und plötzlich Jenen lieben?"

* * *

Am nächsten Tage war Wehner's Begräbniß. Der Sarg mitten im Saal, Kränze darauf, an den Wänden dunkler Lorbeer und brennende Kerzen, ein Kreis von Frauen in Trauerkleidern, Gesang und eine lange Rede. Die Leute schluchzten vor Rührung über die Trostesworte des Herrn Pastors. Nur Justus nicht. Ihm hatten sie als nächstem Freund und Ehrengast einen Stuhl nah dem Sarge gegeben; da saß er starr, die beiden Hände auf den Knien, die Augen zu Boden gesenkt, und die Furche zwischen den Brauen immer tiefer, finsterer faltend. Trost! was für einen Trost braucht man, wenn Einer von dannen geht, als den einen, daß man ihm folgen wird! Was für ein Hoffen, als daß es bald aus sein muß auch mit uns! Wer kann es denn lieben, dies elende ungewisse Schicksal, daran wir, weil wir denken, härter als alle übrigen Lebewesen zu tragen haben!

> Denn nichts Anderes wo ist jammervoller auf Erden,
> Als der Mensch, von Allem, was Leben haucht und sich reget.

Der Pastor hatte die Rede beendet. Nach einem sehr anders lautenden Texte als dem Homer's. „Es ist bestimmt in Gottes Rath," begannen die Sänger. Just hatte ein Gefühl, als müsse er laut ein „Nein" dazwischen rufen. Was ihn zwang, die Augen aufzuheben, das wußte er selber nicht. Da drüben auf dem dunklen Grunde der Lorbeerbäume ein Paar Augen, die aus einem schmalen, weißen Gesichtchen zu ihm hinblickten — mit einem Lächeln, das gemischt war aus Mitgefühl und aus Verstehen. Oder vielleicht verstand sie ihn nicht. Sie hatte eben nur diese Art Augen, mit den unvergossenen Thränen, die zwischen den Lidern so wundersam zittern. Und er lächelte wieder, so gut er's vermochte.

Beim Fortgehen, vor der Thür des Hauses, während der Sarg auf den Wagen gehoben wurde, standen die Herren bei einander und sprachen schon wieder von gleichgültigen Dingen, Geschäft und Theater. Ein junger Kaufmann, mit dem er nur flüchtig bekannt war, winkte Just mit einer hastigen Gebärde zu sich auf die Seite. „Nun?" fragte der, als er sah, wie Jener mit sich rang, um sprechen zu können, „was ist Ihnen denn?"

„Ach, bester Herr Justus! wenn Sie mir die Wahrheit sagen wollten! Man munkelt so viel. Hat Wehner wirklich so schlimme Schulden hinterlassen? Sie wissen doch, ich soll hinaus, mein Vater hat bei einem sehr guten Haus in Caracas eine Stelle für mich bekommen . . ."

„Und Wehner's Schulden?"

„Sie meinen, die könnten mich nicht berühren? Nein, freilich, verlieren werden wir nichts. Aber die Nichte! Sie kennen sie wohl nicht. Ein ganz junges Mädchen, kaum siebzehn, glaube ich, im Reichthum erwachsen, von ihrem Vater bis zu dessen Tode unglaublich verwöhnt. Und nun . . .

„Sie sind mit dem Mädchen versprochen?"

„Ich? wie sollt' ich! Sie weiß es nicht einmal. Wie dürfte ich denn auch? Wenn sie nichts hat und so gar keine Aussicht. Ich gehe hinüber, sehe sie wohl im Leben nicht wieder. Aber . . , aber es thut mir leid."

Just gab ihm die Hand. „Das junge Mädchen ist ohne Vermögen. Das Wenige, was sie noch gehabt; hat Karl Wehner verspeculirt. Es ist die Wahrheit; ich kann nicht anders, als sie Ihnen sagen."

„Herrn Justus' Wagen!" rief der Ordner des Leichenzuges.

„Ich danke Ihnen," sagte der junge Mensch. „Dann ist's freilich vorbei damit. Sie fahren hinaus? Ich habe nicht Zeit und stehe der Familie nicht nahe. Ich muß ins Geschäft jetzt. Leben Sie wohl."

Just ließ langsam im Schritt des Wagens sich hin und her schaukeln. Er hatte dem jungen Georg Leisrink nachgesehen, bis jener mit seinen langen Schritten um die Ecke gebogen war. „Denn nichts Anderes wo ist verschiedenartiger auf Erden, als der Mensch, von Allem, was Leben haucht und sich reget" — so variirte er für sich das Wort, das ihm vorhin in den Sinn gekommen war. Er beneidete den jungen Burschen. Ehrlich lieben und Schmerzen darum leiden, muthig entsagen und heimlich doch hoffen — es ist sehr menschlich und muß sehr schön sein, solche einfachen Gefühle im Herzen zu tragen. Er dagegen, der keine Seele recht lieben konnte, weil er um jede bangen mußte,

der nichts für sich hoffte, weil er für sich auch heut' oder morgen das Ende nahen sah, er stand allein mit seinem Gram.

Draußen auf dem Friedhof, als er seine Schaufel voll Erde in das Grab seines Arbeitsgenossen hinunter warf und die hart gefrorenen Schollen klirrend auf den Sarg aufschlagen hörte, da ging wieder ein Dichterwort ihm durch den Sinn:

Wenn dir die Hoffnung starb, o Mensch,
Was lebst dann du!

Doch, da er es kaum gedacht, traf ihn von drüben, aus der Gruppe von Kindern und Frauen wieder ein Blick, derselbe von vorher, eine Bitte, ein Vorwurf und eine Ermuthigung, Alles zugleich.

* * *

Just hatte durch sein Dazwischentreten es erreicht, daß die Gläubiger Wehner's sich auf einen Accord einließen. Doch wußte die Wittwe ihm für den Beistand wenig Dank. Sie wollte noch immer nicht glauben, daß ihr Mann so viel Schulden hinterlassen habe. Sie hielt vielmehr ihn, Just, für die Ursache alles Unglücks und aller üblen Nachrede. Wenn er kam, sich mit ihr zu bereden, weinte sie und klagte ihn an. Er hielt vollkommen still dazu. Kein Wort des Vorwurfs gegen den Todten wurde je laut. Aber diese Unterredungen mit der armen, beschränkten Frau waren eine Qual für ihn. Ganz müde ging er immer fort. Es war an einem kalten, hellen Januartag, als er wieder einmal von ihr kam. Er schritt durch den Vorgarten.

„Herr Justus, Herr Justus!" rief's hinter ihm drein. Anita kam die Stufen vom Eingang herunter gelaufen. „Gehen Sie zur Stadt jetzt? Wollen Sie mich mit sich nehmen? Ich habe für Tante etwas zu besorgen."

Er lüftete den Hut zum Gruß und verbeugte sich etwas linkisch: „Wenn Sie es wünschen."

Sie nickte „Ja." Und dann ging sie mit kleinen, raschen Schritten neben ihm her. Den Schleier zog sie sich erst fester und knöpfte noch die Handschuhe zu. „Ich war so eilig," erzählte sie, „ich hörte, wie Sie aus dem Zimmer von Tante kamen, und da machte ich, so schnell ich nur konnte, weil ich . . ." Sie stockte plötzlich: „Es ist kalt heute."

„Ja, sehr," sagte er.

Ein junges Kind, das blaß und roth wird und wieder ganz blaß von den Einfällen, die ihr in bunter Folge durch das Köpfchen ziehen, was weiß solch ein Kind von all' dem Schweren, was einem Mann das Herz bedrückt!

„Ich möchte Ihnen gern etwas sagen," begann sie wieder.

„Betrifft es wohl Herrn Georg Leisrink?"

„Den? Nein, gewiß nicht. Was wollen Sie mit dem? Sie haben mich schon öfter nach ihm gefragt. Er ist nach Caracas gegangen. Ich trug ihm Grüße auf für das Land und die Luft, für jeden Bettler, jeden Baum und Stein am Wege. — Aber, nein, davon wollt' ich nicht sprechen. Auch nicht von mir und daß ich nun im Ernst eine Stelle suchen muß und Sie bitte, mir dabei zu helfen. Sondern von Ihnen."

„Von mir?“

„Ja. Haben Sie es denn vergessen, was Sie mir damals, als wir uns zum ersten Mal sahen, von sich sagten? Ich mußte immer daran denken, bei Tag und bei Nacht.“

„Das sollten Sie nicht. Ich begreife wahrhaftig nicht, wie ich dazu kam an jenem Abend. Es ist meine Art sonst nicht und nicht meine Absicht, andere Leute auch trübe zu stimmen.“

„Ach, wie wollen Sie das ändern, wenn Sie selbst es sind.“

„Ich behalte mein Denken meistens für mich.“

„Und die Sie lieb haben und Sie achten, die sollten nicht spüren, wie sich hinter Ihrem Schweigen die Traurigkeit birgt?“

„Es sind zum Glück nicht so viele Leute, die nach meinen Stimmungen fragen.“

„Nicht? Wissen Sie das so genau? Zum Beispiel, ja, gleich zum Beispiel, — Ihre Schwester?“ — Sie wurde wieder roth, als sie das sagte. Er wußte ja nichts von Ina's Auftrag.

„Meine Schwester hat eine glückliche, leicht zufriedene Natur. Ich kann ihr nur wünschen, daß sie immer so bleibt, wie sie jetzt ist; daß sie die Binde über ihren Augen behält, die ihr den täglichen Anblick der Wahrheit gnädig verhüllt. Und so mein Fräulein, sollten Sie es auch machen, die Worte vergessen, die mir unabsichtlich entschlüpften, den Tod vergessen und heiter sein — wenn Sie das können.“

„Ich kann,“ sagte sie, „und ich will. Aber Sie?“

„Ich kann's eben nicht.“

„Haben Sie wirklich gar keine Freude an Allem, was schön ist?“

„Was ist denn schön in diesem Leben?“

„O, Herr Justus!“

„Mir scheint Alles nur zum Vergehen, zum Sterben erschaffen und deshalb freudlos. Kennen Sie etwas, das besteht, darauf man sich verlassen dürfte? So sagen Sie's. Denn ich, ich konnte bis heute nichts finden. Ruhm und Reichthum sind das Ziel des Ehrgeizes Vieler. Aber daß sie glücklich machten, wenn man sie erreicht hat, hörte ich von Keinem. Und das Dritte, was Menschen erstreben, wonach wir Alle uns sehnen, die Liebe, was für Schmerzen die bereitet . . . Nein, nein, die am allerletzten, ich will sie nicht kennen.“

Das junge Mädchen sah ihn an und blieb dann stehen. Sie waren bis in die Stadt gelangt. Vor ihnen lag die zugefrorene Wasserfläche, weiß überschneit. Und hinter den Häusern, die sie einfaßten, hinter den Kirchthürmen senkte eben die Wintersonne sich langsam nieder und warf ihren goldigrothen Schein über den Himmel und auf das Eis.

„Wie schön das ist,“ sagte leise Anita, „die Farben, diese Gluth! Vor einem Jahr, da wußte ich noch nicht, daß es hier im grauen Norden so etwas gäbe, hätt's nicht geglaubt, wenn man mir's geschildert hätte. Ich meine, das könnte Ihnen auch einmal geschehen, daß Sie noch etwas Gutes, Schönes da entdeckten, wo Sie Alles für häßlich gehalten, für todt und kalt.“



„So, meinen Sie das? Nun, wenn Sie's befehlen, kann ich ja gleich morgen beginnen, meine bisherigen Gedanken von Welt und Leben auszurotten aus meinem Hirn."

„Ach, spotten Sie nicht. Es wäre doch möglich. Nicht wenn Sie es sich vornehmen, plötzlich. Aber allmälig, mit der Zeit, daß Ihnen wohler wird, daß Sie Ihre Gedanken vergessen, ohne es vorher zu wollen, und andere denken."

„Und woher, woher sie nehmen! Finden Sie vielleicht es nicht hart, daß alle Menschen sterben müssen? Daß diesem Sterben Krankheiten vorangehen, grausige Schmerzen, jammervoll ekelhaftes Verfallen, und daß wir das bei unseren Lieben mit ansehen müssen, daneben stehen und nicht helfen können? Haben Sie es nicht selber erfahren, wie außer dem Tode noch tausend Feinde unserer harren, Armuth, Noth und bittere Sorgen? Und selbst die Besten können irren, Böses stiften, wo sie Gutes schaffen wollten. Und der Freund verletzt den Freund. Und ein Wort verwundet. Und unausgesprochenes Denken kann tödtlich kränken. Also, was ist schön am Leben, und wo ist es schön?"

Sie waren dabei an dem Eisengeländer stehen geblieben und sahen einander an und hörten nur die Worte, die sie sprachen und beide dachten. Was neben ihnen sich zugetragen, das wußten sie nicht. Und das Mädchen mit brennenden Wangen und leuchtenden Augen that die Lippen auseinander, ihm Antwort zu geben. Schon wollte sie sprechen. Da klang ein Schrei gellend, lang nachhallend. Er kam vom Eis her. Da an dem Steg, an dem im Sommer die Boote liegen, hatte sich ein Menschenhaufe gesammelt. Wieder einmal waren trotz der schwarzen Warnungstafel Knaben dort hinunter gegangen und eingebrochen. Der eine hatte dem andern noch emporgeholfen. Aber er war dann selber lautlos, erstarrt vor Kälte, wieder versunken. Nun trugen die Leute das gerettete Kind davon. Und da unten mit Haken und Stricken zerrten Andere die kleine Leiche aus dem Loch auf das schmutzige Eis. Die Mutter war's, die, daneben stehend, den Jammerschrei ausgestoßen, indem sie zitternd ihre sehnsüchtigen, suchenden Arme dem kleinen Todten entgegengestreckt hatte.

„Also, was ist schön hier auf Erden?" fragte Just wieder mit knirschenden Zähnen. „Das da vielleicht?"

Anita weinte unter ihrem Schleier. Er schämte sich seines bitteren Wortes. Er zog sie fort aus dem Gedränge. Ihren Arm in dem seinen schritt er rasch die gerade Straße hinunter. Er hätte ihr gern etwas Tröstendes gesagt. Nur wollte es ihm nicht recht von den Lippen. Es klang Alles doch hart. Und sie war ein so weiches, zartes, junges Geschöpfchen. Er hätte sie gern schützen mögen. Sie davontragen, weit fort, dahin, wo es kein Leid gibt und keine Thränen. Doch wo wäre das?

„Der arme Junge," sagte sie, „der Aermste, wie war das entsetzlich!"

„Und die Mutter, die's mit ansah und leben muß?"

„Ach ja. Und doch, ich glaube, ich bedauere ihn mehr als sie. Sie hat ihn sehr lieb gehabt, sie lebt und kann sich mindestens seiner erinnern. Er aber ist todt, er weiß von ihr nichts und hat so gar nichts, gar nichts mehr."

Er nahm ihre Hand. Er murmelte etwas. Aber sie konnte es nicht verstehen. Und jetzt mußten sie sich trennen. Sie waren an dem Haus, in dem

sie zu thun hatte, angelangt. Sie dankte ihm, daß er sie so weit begleitet. Dann ging sie hinein.

Just schritt dieselbe Straße zurück, die er mit ihr gekommen war. Er that es instinctmäßig, aus der Gewohnheit, wenn ihm ein Leid den Weg gekreuzt hatte, zu versuchen, es zu lindern. Am Eis, wo vorhin die Knaben eingebrochen waren, sah es jetzt friedlich genug aus. Ein Polizeimann in der Nähe nannte ihm die Wohnung der unglücklichen Mutter. Da er bei ihr eintrat, saß die arme Frau neben der Leiche ihres Jungen, der frisch gewaschen und angekleidet auf seinem Bett inmitten der guten Stube lag. Sie hielt seine Hand in der ihren und erzählte den Nachbarinnen, wie keck er gewesen war und wie furchtlos, wie er immer am liebsten gethan, was schwer war und verboten, und wie ihm dabei Alles geglückt sei. Bis auf dies eine letzte Mal. Und sie küßte ihn. Sie wollte den Todten noch belohnen, daß er tollkühn unternommen, was ihn ihr geraubt. Da sie den fremden Herrn in der Thür sah, bat sie ihn höflich, näher zu treten. „Nicht wahr,“ sagte das arme Weib in ihren Thränen, „er sieht wunderschön aus. Und es ist traurig, so einen prächtigen, muthigen Jungen zu verlieren. Aber wenn ich mir's bedenke, wie er mich lieb hatte und ich ihn, dann meine ich immer: besser noch so. Denn hätte ich fortgehen sollen und ihn hier allein lassen, so ein Kind, wie hätte er es ertragen können! Und ich, ich habe ihn in meinem Herzen. Muß ich auch noch so lange jetzt leben, ich hatte ihn doch, ich kann nie mehr ganz unglücklich werden.“

Just neigte den Kopf. Die arme Frau aus dem Volk und vorhin das junge, zartgewöhnte Mädchen, sie sagten das Gleiche. Je mehr man einen Menschen lieb hat, sagten sie beide, um so lieber hat man das Leben, auch nachdem er starb. Nur er sträubte sich gegen Liebe und zärtliches Fühlen aus Grauen vor dem Leid, das sie bringen.

Es war Nacht geworden. Die Kälte stieg noch. Um jede Straßenecke blies ein schneidend scharfer Wind, der wie mit tausend eisigen Spitzen sich ihm in Haut und Augen bohrte. Er wußte es kaum, er spürte den Schmerz nicht, er schritt nur weiter, immer weiter.

* * *

„Guten Morgen, Just!“

„Guten Morgen, Ina.“

„Hör' Du, ich warte hier eine Ewigkeit schon auf Dich. Und gestern bist Du nicht zu Tisch gekommen. Und überhaupt nicht, den ganzen Abend! Und ich wollte Dich grade sprechen.“

„So?“ fragte er, „das klingt ja ganz feierlich. So früh am Morgen schon?“ Er hob erst einmal ihren Knaben, der mit ihr auf dem Treppenflur stand, in die Höhe: „Willst Du mir auch wohl über irgend was Vorwürfe machen? was ist's denn, Hansi?“

„Laß den Jungen. Das Manöver, durch Spielen mit ihm mich zu bestechen, daß ich Alles gutheißen soll, was Du thust, das wird Dir heute nicht gelingen. Im Ernst, Bruder Just, was machst Du für Sachen! Du behauptest

zwar immer, Sterben sei nur die Folge vom Leben, und Du wolltest Dich nicht um einen jeden Todesfall grämen. Trotz dieser harten Theorien mußt Du bei allen Straßenunfällen dabei sein und nimmst Dir die Leiden von wildfremden Menschen zu Herzen, als ob sie Dir selber ins Leben schnitten. So hast Du's getrieben, schon seit Du ein Kind warst. Aber jetzt, ein ernster Mann mit eigenen Sorgen, — so sei doch vernünftig, so denke doch an Dich, zum Mindesten an Deine kranken, empfindlichen Augen, die Du vor Kälte und vor Wind so behutsam schonen sollst. Nein, Du denkst an nichts! Bei diesem fürchterlichen Ostwind läufst Du spazieren, die halbe Nacht durch, nur weil einmal wieder irgendwo ein armer Junge, den Du nie vorher sahst, verunglücken mußte. — Und mich lässest Du sitzen und warten."

„Verzeih. Ich hatte wirklich vergessen, daß es Zeit zum Essen sei, und daß Du Dich um mich aufregen könntest. Meine kostbare Gesundheit hat nicht gelitten, wie Du siehst. Aber sage mir, woher weißt Du denn schon wieder das alles?"

„Das ist doch höchst einfach. Pustau, der grade auch aufs Eis wollte ..."

„Der Schlingel! Es war noch am Tag, zur Geschäftszeit."

„Kann sein. Er erzählte jedenfalls Bahlcke, er hätte Dich dort im Gedränge gesehen. Der Alte sagte Martha davon. Und die, weil sie wußte, wie sehr ich mich den ganzen Abend geängstigt hatte, als Du so ohne jede Erklärung fortbliebst . . ."

„Ein nettes Spionirsystem! Ich hoffe, Du hast's Deiner Köchin verboten, daß sie Dir jeden Comptoirklatsch gleich zuträgt."

„Im Gegentheil. Aber höre doch, Just, das ist es ja gar nicht, weshalb ich so gern mit Dir sprechen wollte. Sondern ganz Anderes, wieder Dein Schweigen. Habe ich's doch von fremden Leuten erfahren müssen, Du hättest die Schulden dieses Wehner, der Dich hinterging und Deine Firma schädigte, ganz auf Dich genommen. Die Einen behaupten, Du thätest es für die junge Wittwe, zu der Du, wie ich gleichfalls hörte, jetzt alle paar Tage hingehen sollst. Andere aber meinen, die Nichte . . . Ja, und das ist's, was ich wissen wollte."

„Ich habe," unterbrach er sie, „die Gläubiger Wehner's dahin gebracht, daß sie sich mit dreißig Procent zufrieden erklärten."

„Verschone mich mit Deinen geschäftlichen Details. Ich verstehe davon nichts. Ich will nur wissen, wie Du mit dem Mädchen stehst. Sie gefiel mir so gut. Und ich glaube, Just, wenn Du nur wolltest . . ."

„Was sollte ich wollen, was ich doch nicht will?"

„Findest Du es so besonders schön, nicht glücklich zu sein?"

„Wer denkt denn an Glück? Du siehst, daß ich lebe."

„Und wenn Du in Dein einsames Leben ein junges Wesen hineinbringen könntest, dem Du Sonnenschein schaffen müßtest, das Dir zu gleicher Zeit durch ihre Liebe die Tage verschönte . . ."

„Bis ich sterbe, oder bis sie stirbt. Wie kann man wissen, wann der Schlag kommt, der uns von dannen reißt, vielleicht morgen. Und ich soll sie zurücklassen, etwa wie Wehner seine arme Frau? Oder wenn's auch nur mit

meinen Augen schlechter wird — der Arzt leugnet es nicht, daß es so kommen kann —, soll ich ein junges, frohes Geschöpf verurtheilen, einen Blinden zu führen? Nehmen wir an selbst, ich lebte endlos, meine Sehkraft schwände mir nicht, ich bliebe so gesund wie ein Held, behütet vor allem und jedem Unheil — soll ich sie neben mir hinsiechen und sterben sehen? erleben, daß ich sie verliere?"

„Wenn Du Dich so davor fürchtest, so heißt das, Du liebst sie?"

Er wandte sich ab: „Ich muß ins Geschäft."

„Nein," sie vertrat ihm den Weg an der Treppe, „nein, hör' mich erst an. Just, Du bist ein Egoist, mit allem Deinem Edelmuth, Deiner Aufopferung. Man lebt nicht für sich. Und wenn Du noch so einsam bleibst, und wenn Du nicht Weib und nicht Kind und nicht Schwester lieb haben willst, es gibt immer Menschen, ob wir's wollen oder nicht, die von uns abhängen, denen wir nah' sind, die leiden um uns und uns leiden machen. Schließlich, wenn Du alle Anderen, alle Nahen von Dir verbannt hast, wird die Köchin Martha, wird Dein Lehrling, Dein Stiefelputzer . . ."

Sie kam mit ihrer zornigen Standrede nicht zu Ende. Denn plötzlich warf Hansi, der die ganze Zeit her mit immer ängstlicheren Augen zugehört hatte, seine kurzen, dicken Aermchen wie beschützend um den Onkel:

„Nicht böse sein, Mama soll nicht bös sein. Onkel Just thut's nicht wieder, nicht wahr, Onkel Just?"

Er riß den kleinen, schluchzenden Kerl, der ungebeten solche Zuneigung für ihn zeigte, stürmisch an sich: „Doch, Hansi, mein Junge, ich thu' es wieder, immer wieder. Ich kann nicht anders. Und Deine Mama wird auch wieder drum schelten. Weil sie eben ihrer Natur folgt, das Leben mit ihren Augen ansieht, wie ich mit meinen. Aber Du, mein blonder Junge, sei Du wie sie, sei mit ihr glücklich, wenn Du es sein kannst. Und um den alten, griesgrämigen Onkel kümmere Dich nicht. Er ist's nicht werth, daß Du für ihn weinst."

„Ich hab' Dich doch lieb, Onkel Just," flüsterten die weichen, feuchten Kinderlippen ihm am Ohr.

„Wärst Du nicht froher, wenn Du so einen Buben hättest," fragte Ina, „grade Du? Und möchte kommen, was da wollte, Du hättest ihn doch."

„Ja, wenn ich es vergessen könnte, was kommen muß." — Er küßte den Knaben, der schon wieder lachend sich ihm an den Hals hing und nicht loslassen wollte, als er ihn der Mutter reichte. „Da nimm Dein Kind und freue Dich seiner, solange Du es darfst." Damit lief er die Treppe hinunter.

Jung war er, hochgewachsen, gesund, bis auf die Augen, deren Versagen durch Vorsicht und Pflege noch auf lange, lange Jahre hinausgeschoben werden konnte. Und wollte nicht lieber froh sein als traurig!

„Weißt Du," sagte Justina zu ihrem Mann, als sie ihm dieses ihr heutiges Morgengespräch erzählte, „ich, wenn ich mir so recht von Just habe sagen lassen, wie grundschlecht er unser Menschendasein findet, ich fühl' es dann erst ganz, wie lieb mir meines ist!"

Er sah nur auf von seinen Noten und nickte ihr zu.

„Ja," fuhr sie fort, mitten im Zimmer stehend mit dem Staubtuch in der Hand, mit dem sie die Möbel gerieben hatte, „er thut mir gut! Wenn ich da auf dem Treppenplatze so mit ihm geplaudert habe vom Alltäglichsten und vom Höchsten, ganz flüchtig nur, so überrascht es mich immer wieder, wie er jede Sache nach ihrem wahren Werthe abwägt. Ich lerne von ihm. Und ich sehe ein, wie unwichtig es ist, ob man hier im dritten Stock wohnt oder in einem schönen Hause. Es soll mich nicht grämen, wenn sich die guten Freunde wundern, daß Du, statt als Virtuose viel Geld zu verdienen, lieber im Hoffen auf künftigen Ruhm darben willst. Mir ist Alles recht. Und ich bin stolz, daß es so ist, daß Du so bist, und ich will gar nichts weiter vom Leben als Dich und Hansi. Denn das ist das Glück."

Ebenso, wie sie von Just's Gedanken allein das in sich aufnahm, was sie für ihre Art brauchen konnte, so hörte Guido aus ihren Worten nur heraus, was ihm genehm war. „Siehst Du," rief er, „diesen Stolz, den begehre ich von Dir. Ohne Dich hätte ich auch vielleicht noch manches liebe Jahr lang mich von einem schnöden Concertunternehmer nach dem andern für die paar lumpigen Silberlinge quer durch Europa schleifen lassen. Aber mit Dir und für Dich — ja, da kam's mir zum Bewußtsein, daß ich was Rechtes leisten wollte, etwas, das nicht verweht mit dem Klang. Du mußt schon einmal mit uns beiden fertig werden, mit ihm und mit mir, die wir alle zwei unseren kleinen Sparren haben. Warum hast Du sonst Verständniß für Künstlerhoffen, Gelehrtengrübeln und kaufmännische Schwarzseherei!"

„Mit Euch fertig werden! Und wenn er noch so traurig ist und lebt und läßt sich von mir schelten, was will ich denn mehr! Und wenn Deine Compositionen auch jetzt noch von recht wenigen Menschen beachtet werden, Du spielst sie, und Hansi hört zu, und ich singe — ‚das Leben ist golden!' — o, Guido, Guido, ich bin ja so reich!"

* * *

Der Winter war sehr hart gewesen. Nun kam mit dem Februar plötzliche Milde, daß das Eis auf den Flethen zerbarst und in den Straßen anstatt der reinlich weißen Decke unergründliche Nässe herrschte. An den Häusern drang die Feuchtigkeit nach außen und überzog die Steingesimse mit einer durchsichtig weißen Hülle, fein und zierlich wie Zuckerwerk. Das sah sehr hübsch aus. Frau Ina blickte von ihrem hochgelegenen Fenster auf diese weiß überstreuten Giebel und Thürbekrönungen hinunter. Guido hatte wieder einmal mit seinem Verleger zu sprechen. Ein Weg, den er immer mit den größten Erwartungen antrat und von dem er jedesmal verstimmt zurückkam. Sonst, wenn sie konnte, geleitete sie ihn bis vor die Thür und wartete dort. Heute hatte sie zu Haus bleiben müssen. Sie war erkältet, angegriffen. Ihr Junge spielte vor ihren Füßen, aber ihre Gedanken gingen, während sie fleißig nähte, neben dem geliebten Mann her, Schritt für Schritt. Jetzt war er dort in der Straße, jetzt stieg er die Stufen hinauf zum Laden, sprach mit dem Musikalienhändler. Auch sie sprach mit, wie sie es laut nicht wagen durfte: „Ja, die Sachen müssen gefallen, er hat sein Herzblut hinein componirt. Und wenn es diesmal wieder nicht anschlägt und man immer seiner Musik andere, gering-

werthigere vorzieht, so zeigt das eben nur, wie das Publicum zu beschränkt ist, um zu begreifen, daß ein Mensch zwei große Talente besitzen kann: Virtuosenspiel und die vollendete herrliche Kunst der Composition."

„Sagst Du was, Mama?" Hansi kam zu ihr hingelaufen.

Sie küßte ihn. „Nichts für Dich. Oder doch. Daß Dein Papa der beste, größte zur Zeit lebende Componist ist. Hörst Du, das merk' Dir. Du brauchst es nicht zu sagen. Es ist ein Geheimniß, wir wollen es für uns behalten, Du, er und ich, und sonst Keinem verrathen, bis die Leute es selber entdecken. Wirst Du so lange auch schweigen können?"

„Ja, Mama," rief das Kind, das nicht verstand, was sie von ihm wollte, „ich bin schon ganz still."

Und sie nickte ihm zu. Ob er sie begriff oder nicht, sie war's zufrieden, daß sie nur wenigstens einmal hatte heraussagen können, was sie dachte. Sie nahm ihre Arbeit wieder zur Hand. Hansi spielte mit seinen Soldaten. — „Und wenn er jetzt nach Haus kommt und hat abermals Enttäuschung und Abweisung erfahren, ich will ihm doch seinen Muth wieder heben. Alles Große braucht Zeit. Schließlich, ob wir zwei darüber sterben, wenn nur seine Melodien leben, was liegt daran!"

Sie warf ihr Nähzeug auf den Tisch, trat zum Clavier und spielte aus der großen Sonate, die er gerade vollendet hatte, die ersten Tacte. Sonst hatte er immer ihr die Sachen vorgegeigt. Heute, von ihren eigenen Fingern, klang es ganz anders. Sie deckte die Hände vor beide Augen. War das denn so neu? Hatte man Aehnliches nie vernommen? War er sicher ein so großer Componist? War er es nicht, dann hatte ja sie, die ihm das Gegentheil immer sagte, ihn belogen!

Die Thür ging auf, und die Köchin Martha ließ eine Besucherin herein. Diese blieb am Eingang stehen, befangen. Ina hob den Kopf und sah sie:

„Fräulein Anita!"

„Verzeihen Sie mir," sagte das Mädchen rasch näher kommend, und nahm ihre Hände. „Ich habe Sie nicht stören wollen. Wie konnte ich denken, daß Sie weinen müssen, auch Sie . . ."

„Ich muß nicht. Ich weine nur, weil ich auch einmal etwas zaghaft und schwachmüthig sein kann. Und weil mir's zu gut geht, Alles um mich her so lieb ist, so beglückend, daß ein leiser, leiser Schatten, halb eingebildet, mich schon ängstigt. Da, kommen Sie her und setzen Sie sich mir gegenüber. Erzählen Sie mir von sich. Ihre Sorgen sind ernsthaft genug. Der meinen kann ich mich nur schämen. Also, wie ist es Ihnen ergangen in den drei Monaten, seit wir uns sahen? Und weshalb sind Sie niemals bis heute zu mir gekommen, obwohl ich Sie bat?"

Sie hatte die Thränen von ihren Wimpern rasch fortgetrocknet, legte die Arme auf den Nähtisch, der zwischen ihnen beiden stand, und sah aus ihren klugen Augen die blasse Anita erwartungsvoll an.

„Ich komme," begann diese leise, „um Abschied zu nehmen. Ich hatte Ihnen bisher nichts zu sagen. Und jetzt muß ich fort."

„Was!" rief Ina, „fort, für immer? Und wohin?"

„Zu einer Familie in meiner Heimath, in Venezuela; als Lehrerin für mehrere Mädchen. Bei meiner Tante hier bin ich doch nur ein unnützer Gast. Die Kinder sind noch zu klein, um zu lernen. Ich hoffe, später von dem, was ich verdiene, etwas herüber schicken zu können, damit sie gut unterrichtet werden."

„Und . . . und sonst?"

„Ich komme auch, um Ihnen den Auftrag, den Sie damals meinen Händen anvertrauten, zurückzubringen, unerfüllt. Ihr Bruder, Herr Justus, war oft bei uns. Wir haben viel mit einander gesprochen von ernsten Dingen. Ich brauchte mir nicht Mühe zu geben, ihn dazu zu bringen. Er war so offen mit mir, so ehrlich — ich kann gar nicht sagen, wie sehr es mir wohlthat, und wie gern ich ihm wohlgethan hätte!"

„Und dieser Unmensch wollte sich nicht wohlthun lassen? Weil er einmal es ansehen mußte, wie der Tod plötzlich unter den jüngsten, gesündesten Leuten Ernte hielt, darum glaubt er ihn seitdem immer nahe, immer drohend, und meint nun wunder wie tapfer zu handeln, wenn er einsam, traurig dahin lebt. O, aber ich werde . . ."

„Ja," sagte Anita. „Sie werden gewiß ihm viel treffender, besser das Alles sagen können als ich. Das habe ich Sie nur noch bitten wollen. Mir ist's nicht geglückt. Und wenn ich ihn nicht wiedersehen sollte, ich reise schon morgen, dann grüßen Sie ihn."

„Weiß er denn gar nicht, daß Sie gehen?"

„Es war wohl manchmal davon die Rede. Und ich habe ihn um Rath gebeten. Und er rieth mir nicht ab. Aber dann ist erst in diesen letzten Tagen der Vertrag geschlossen worden. Seitdem sah ich ihn nicht mehr. Die Familie, die mich engagirt hat, schifft sich morgen früh ein."

„Und Sie gehen gern?"

„Ich? Es ist mir auch schwer gefallen vor einem Jahr, als ich nach meines Vaters Tode von zu Hause fort mußte, hierher."

„Nun meinen Sie, das Scheiden überhaupt sei bitter, und ob man noch so schwer an einen neuen Ort geht, unter fremde Menschen, mit der Zeit gewinnt man auch die lieb, daß man dann wieder sie ungern verläßt? Sie sind eine gute Philosophin für Ihre Jugend. Aber — unter den verschiedenen Gründen, die Ihnen trotzdem den Abschied erschweren, gestehen Sie's mir, bitte, ist da einer vielleicht auch — mein Bruder?"

„Gewiß," sagte Anita.

Ina sah sie an. Sie saßen nahe, Auge in Auge, an dem kleinen Nähtisch am Fenster. Das Mädchen hielt ihrem forschenden Blick Stand, ohne nur die Lider zu senken. „Er war ein so guter Freund für uns Alle," sagte sie.

Frau Ina seufzte. Sie wußte doch nicht, was sie wissen wollte.

„Und wenn er Sie nun bitten sollte, nicht fort zu gehen — würden Sie bleiben?"

„Er wird mich nicht bitten."

Wieder saßen sie eine Weile still einander gegenüber. Dann erhob sich das Mädchen.

„Es ist Zeit. Und es hilft ja auch nichts, wenn ich hier noch bleibe. Es muß einmal sein. Ich habe Ihnen gesagt, was ich auf dem Herzen hatte. Bestellen Sie, bitte, Ihrem Herrn Bruder meine Grüße. Wenn auch vieles hier in Deutschland traurig für mich gewesen ist, daran wie er war, werde ich immer denken, so fern ich auch sein mag. Und nun muß ich gehen. Leben Sie wohl."

Frau Ina durchmaß, als das Mädchen fort war, mit unruhigen Schritten ihr kleines Zimmer. Sie hätte geradezu fragen sollen: „Liebst Du den ernsten, traurigen Menschen?" — Nur hatte sie's nicht gewagt, die Worte auszusprechen. Es war etwas in dem blassen Gesichtchen, das ihr Halt gebot. Ein Stolz, den sie nicht verletzen konnte. Aber trotz dieses abweisenden Selbstgefühls, das sich wie ein Schleier verhüllend und dämpfend um Stimme, Blicke, Worte gelegt: Frau Ina suchte in der Erinnerung noch die Hülle zu durchdringen, zu sehen, was dahinter sich barg. — Wie schwer ist das! Wie schwer ist das Leben! Nicht weil wir Alle sterben müssen, wie Just es immer schaudernd voraussieht. Wer denkt daran; es ist so weit noch bis dahin. — Sondern weil jeder Mensch in sich etwas verschließt, was der Andere nicht kennt und nicht enträthselt, so nahe er auch ist, so sehr er sich müht. Dies junge Mädchen, und ihr Bruder, ihr eigener Mann, sowie sie selbst, ein jeder trägt mit seinem Wesen sein Schicksal in sich. Die Worte, die er spricht, verleugnen meist nur das Denken. Wie dies Mädchen für Just empfand, hatte sie nicht verrathen. Wie sie, Frau Ina, über ihres Mannes große Orchestercompositionen dachte, das verheimlichte sie ihm und sich selbst!

Sie ging durch das Zimmer und rang ihre Hände. Es klangen ihr die Tacte von vorhin wieder in den Ohren. Der Gaumen ward ihr heiß und trocken. Sie horchte hinaus, ob Guido nicht käme. Sie wollte ihm die Wahrheit gestehen, gleich heute, jetzt.

Und dann ging die Thür auf; es war nicht Guido, sondern ihr Bruder.

„Just, Du! Du kommst mir wie gerufen. Fräulein Anita Wehner war eben hier. Sie geht morgen fort. Nach Südamerika, vielleicht für immer. Ich glaube aber, daß sie Dich gern hat, obwohl sie mir's nicht sagen wollte. Dir, wenn Du fragst, Dir wird sie es sagen. Denn Du liebst sie. Still, sprich nicht dagegen, ich weiß es doch. Liebe ist aber etwas Großes, sie verlangt Rechte und gibt zugleich Pflichten. Liebst Du sie, so darfst Du — darfst Du, verstehst Du wohl — sie nicht fortziehen lassen, ohne es ihr gesagt zu haben. Geh' zu ihr, jetzt gleich, halte sie fest hier, heirathe sie. Ob ihr dann sterben müßt, Du oder sie, oder alle beide, was schadet das, Ihr waret doch glücklich! Thu' es, Just, mein Bruder, Du mußt es. Sie reist morgen ganz früh!"

„Was fehlt Dir, Ina, Du bist so aufgeregt. So kenne ich Dich sonst nicht."

„Ich kann's nicht ertragen, daß Ihr zwei Euch vor einander versteckt. Und ich, ich bin wie in einem Fieber, bis Guido zurückkommt. Ich will ihm

sagen, daß es mich nicht grämt und nicht wundert, wenn der Verleger ihm auch für diese neue Sonate nicht viel Erfolg verspricht. Ich selbst, ich fürchte, nein, ich weiß, sie hat Schwächen. Was liegt auch daran, ob er als Componist berühmt bleibt, lang nach seinem Tode, oder vergessen wird als Geiger! Jetzt lebt er, jetzt! Er liebt mich und ich ihn. Und alles Andere . . . O, Guido, da bist Du!"

Sie hatte in ihrer Erregung sein Kommen nicht bemerkt. Sie lag ihm am Halse und schluchzte und lachte. Sie hörte kaum hin, als er berichtete, wie ihm der Musikverleger goldene Berge versprochen habe, wenn er nur bei der ersten Aufführung der Sonate die Geige selbst spielte. Und daß er's nicht wollte, weil er befürchtete, durch sein virtuosenhaftes Spiel die Hörer über den Werth seiner Composition zu täuschen.

„Thu's," rief sie, „oder thu' es nicht. Ganz wie Du magst, ganz wie Dir es recht scheint. Ich liebe ja nicht Deine Sonaten, ich liebe Dich, Guido, Dich allein."

Just ging leise aus dem Zimmer. Er war nur herauf gekommen, um zu sagen, daß er noch spät eine Conferenz haben werde und man ihn zu Tisch nicht erwarten solle. Er machte die Bestellung draußen, da er sie bei ihr nicht anbringen konnte, der Köchin Martha, die im Vorzimmer mit Hansi spielte.

„O, aber Herr Justus werden dann wieder nur kalte Küche bekommen, und das ist so ungesund für den Herrn."

„Ich habe zu thun, und ich muß jetzt gehen," sagte er kurz.

„Nimm mich mit," rief Hansi, „Onkel Just, nimm mich mit!" und hing sich ihm an seinen Rockschoß, daß er Mühe hatte, von der Zärtlichkeit des kleinen Burschen sich zu befreien und fortzukommen.

* * *

Es war der Tag vor Ultimo, unten viel zu thun im Geschäft, und dann noch jene Conferenz, bei der es sich um Wohl und Wehe einer nah befreundeten Firma handelte. Er mußte alle Geisteskräfte zusammennehmen. Am Ende war er kein geschulter Kaufmann wie die Anderen. Wollte er, daß sie seine Rathschläge gut heißen sollten, so mußten diese eben durchdachter und praktischer sein, als was jene selbst zu finden wußten.

Als sich die Herren empfohlen hatten, verlangte Cordes noch Antwort auf verschiedene Fragen. Im Comptoir waren sie nie so langsam gewesen mit der Ausfertigung der Correspondenz. Die Briefe mußten unterschrieben werden, da seit Wehner's Tode kein anderer Procurist da war. Und selbst dann ward Just noch von allen Seiten aufgehalten. Der Lehrling hatte die Post versäumt, ein Anderer mußte geschickt werden. Es drängte ihn, endlich fortzukommen. Und zugleich war etwas in ihm, das jeden Aufschub willkommen hieß. „Sie reist morgen ganz früh," hatte Ina gesagt. Er mußte noch vorher zu ihr, mußte. Aber was er ihr sagen würde, das wußte er nicht.

Auf der Straße bemerkte er erst, daß es bereits zu dunkeln begonnen. Der Himmel hing voller Wolken. Der Westwind, der den ganzen Tag geherrscht, war beinahe zum Sturm geworden. Er heulte um die alten Häuser,

daß auf den Dächern laut die Schindeln klapperten. Just blickte hinauf zu Ina's Wohnung. Was war das? In den Fenstern spiegelte ein rother Schein sich, flackernd — grell. Er drehte sich um. Hinter ihm aus den alten Fachwerkhäusern jenseits des Fleths mußte die plötzliche Helle kommen. Es wohnten meist arme Leute da drüben, von seinen eigenen Speicherarbeitern mehrere. Und da zuckte schon eine Flamme. Feuer! Feuer!

Ueber die Brücke in die enge, alte Twiete lief er, vor das Haus, zwischen die Menschen, welche zeterten, schluchzten. Die Feuerwehr sollte im Augenblick kommen. Im Augenblick, das heißt im nächsten. In diesem war sie noch nicht am Platz. Und die Frau da oben am Fenster rang ihre Hände. Drei kleine Kinder, das letzte erst vor zwei Wochen gekommen. Und der Mann ist zur See und wird morgen gerade erwartet.

„Ein nasses Tuch her," gebot Just Justus, „Wasser vom Fleth." Hundert hülfsbereite Arme eilten sich, zu thun, was er sagte. Selbst zu denken, anzuordnen, hatte keiner der Leute vermocht. Er ging in das Haus, schon schwelte die Treppe. Er drang durch die Gluth. „Die Kinder erst!" rief die Frau und warf ihm die Kleinen zu. „Sie auch!" befahl er, riß sie an sich, schlang ihr das nasse, schwere Laken um die Schultern, „halten Sie sich an mir und vorwärts. Rasch, es muß gehen!" — Es ging auch. Er mit den beiden kleinen Dingern kam hinunter. Die Frau mit dem Säugling hielt sich an ihm. Ein Aufschrei dankenden, frohen Jubels aus der dichtgedrängten Menge. Die Feuerwehr war gerade gekommen, mit Stricken, Rettungssäcken, Leitern. Die Kinder wurden gleich fortgetragen zu guten Nachbarn. Die Frau? Auf der letzten steinernen Stufe war sie gestrauchelt, ausgeglitten. Sie lag am Boden, wie ohnmächtig. Man richtete sie auf von dem Straßenpflaster, suchte das Blut, das ihr aus der Schläfe noch rann, zu stillen, suchte sie wieder zu beleben. Ein Arzt war auch gleich da. Eine Ohnmacht? Nein, ein Herzschlag. Die Frau war todt.

Und Just schob die Hände der Umstehenden, die dankend noch die seinen hielten, von sich und ging.

Auf der Brücke sah er wieder den Schein von da drüben in Ina's Fenstern. Er ward schon schwächer. Das Feuer war nicht schlimm geworden, nur ein Schornsteinbrand, vom Sturm auf das Fachwerk übertragen. Es würde in einer Stunde gelöscht sein. Das alte Haus hielt Stand, die Treppe ließ sich wohl erneuern. Und die Kinder waren gerettet und auch die Frau. Nur nach der Rettung . . .

Just war so hastig davon geeilt, geradeaus, immer weiter, daß er fast am Ende des Weges, in der neuen Straße, wo Wehner's wohnten, erst dazu kam, sich zu besinnen. Was wollte er eigentlich denn da drinnen? So spät am Abend, in diesem Zustand, mit den angesengten Haaren, dem triefenden Rock und den rauchgeschwärzten, blutenden Händen. Abschied nehmen, sonst nichts? Oder ihr sagen, wie Ina ihm befohlen hatte, daß er sie liebte? Und dann, wenn er das gesagt haben würde, sie heirathen? Er!

Er stand vor ihrer Thür und starrte das dunkle Haus an. Von da drinnen sollte er das Glück sich holen, hatte Ina gesagt. Doch wenn er's

auch könnte, wie sollte er's hüten. Ein Funke vom Schornstein kommt, ein Windstoß, ein letztes Straucheln auf den Stufen — das Glück ist dahin. Thöricht, wer sich selbst täuscht und hoffen und froh sein will!

Er rüttelte an den Gitterstäben des kleinen Vorgartens. „Ich kann nicht glauben. Ich will mich, mag mich nicht einwiegen lassen in gedankenloses Hoffen, auf ein Glück, das zerbricht wie Glas. Du da drinnen, ich werde Dich nie wieder sehen. Statt Deine lieben, blassen Lippen, die ich so sehnsüchtig begehre, je zu berühren, möchte ich, ich könnte sterben noch in dieser Stunde. Ich muß leben, weil die Pflicht mir auferlegt worden, und weil es feige wäre, zu fliehen. Aber Dich, meine arme Geliebte, an mich ketten, Kinder zeugen, die leben müssen so wie ich, und ihr Sterben sehen und nicht hindern können . . . — Nein, das wäre noch viel feiger. Das kann ich nicht."

Er ging von dem Hause fort. An der Ecke sah er sich noch einmal um und ging noch einmal bis vor ihre Thür. Und dann, nach einer kurzen Minute, richtete er sich straffer empor, er preßte die Arme an seine Seiten und ging.

Es war lang nach Mitternacht, als er vor seiner eigenen Wohnung angekommen war. Der Rückweg war ihm so schwer geworden. Die Augen schmerzten ihn und die Hände, die sich ihm mit großen Blasen überzogen hatten. Er schloß die Eingangsthür vorsichtig auf. Nur leise. Ina sollte ihn nicht hören. Und auch die Köchin Martha nicht, die neben der Treppe schlief und schon öfter ihrer Herrin verrathen hatte, wenn er unten beim Arbeiten oder auf nächtlichen Streifereien in bösen Gedanken zu lange fortblieb. Wie ein Dieb tappte er sich die dunkle Treppe hinauf bis in den dritten Stock. Bei den Costanzi's drang noch ein Lichtschein unter der Thür vor. Ob sie auch noch wachten so spät, die glücklichen Menschen? Er ging desto rascher auf sein Zimmer. Er warf sich aufs Bett. An Schlaf konnte er nicht denken. In seinen Schläfen klopfte das Blut. Jeder Schritt, den er gethan den ganzen Tag, jedes Wort, das Andere, das er selber gesprochen, zog an ihm vorüber. Die Scene mit Ina —: wie sie sonderbar gewesen! ganz anders als sonst. Unten im Comptoir die Verhandlung: Hatte er den Geschäftsfreunden richtig und zu ihrem Vortheil gerathen? — Und dann, bis er fortgekommen war aus dem Geschäft, und der Feuerschein in Ina's Fenstern. Wäre Pustau am Platze gewesen, hätte er fünf Minuten früher nur fortkommen können, er hätte das Feuer nicht gesehen. Er wäre hinaus zu Wehner's gegangen, hätte von ihr Abschied genommen, sie würde ihn wohl, wie sie es oft that, noch zur Thür geleitet haben. Und da hätte er ihr sagen müssen, was Ina ihm befohlen hatte auszusprechen, daß er sie liebte, daß Liebe Rechte und Pflichten gebe, daß er sie hier behalten wolle.

Würde er so gesprochen haben, wenn er nicht aufgehalten worden von all' den geschäftlichen Kleinigkeiten und das Feuer nicht gewesen wäre? Aber nein, er war ja nicht umgekehrt vor ihrer Hausthür, weil der Lehrling die Postzeit vergessen, noch weil die Schiffersfrau ihren Tod fand. Sondern weil er „er" war, Just Justus, der seine Gedanken von jeher gedacht, der das Leben sah, wie es war, der täglich auf den Schlag so gefaßt war, welcher es zerreißt

und endet, daß er an Glück nicht zu glauben vermochte, wie anders veranlagte sorglose Menschen.

So ging die Nacht hin. Die Nebelhörner riefen vom Hafen nah und deutlich. Sie reist morgen ganz früh. Nein, morgen ist heute, vielleicht jetzt. Und er hatte es gewollt, und er sah sie nie wieder. Er sagte sich, daß er nur gethan, was recht war. Und doch ging er leise über den kleinen Treppenplatz vor Ina's Thür und athmete freier, als sie nicht wie sonst gleich herauskam. Ihr Rede stehen, ihr sagen, wie er umgekehrt war — das wäre ihm heute doch schwer gefallen.

Es war wieder viel zu thun im Geschäft. An der Börse ging es stürmisch zu. Das Haus Justus stand zwar gesichert, aber viele andere waren an diesem Ultimo ins Wanken gerathen. Die Leute drangen auf ihn ein und machten ihm Vorwürfe über Dinge, die er nicht verschuldet hatte. Andere beglückwünschten ihn halb spöttisch für das, was er bei dem Feuer geleistet. Und Einer, ein Verwandter von Frau Wehner, hielt ihn am Rockaufschlag fest: „Nun, Bester, warum konnten Sie denn unmöglich hinaus kommen gestern? Sie wissen doch wohl, daß die Kleine jetzt fort ist? Sie hat Sie erwartet, den ganzen Abend, die Augen wurden ihr immer größer, das Gesichtchen immer blasser, man sah's, wie sie kämpfte mit ihren Thränen, das arme Kind."

Er riß sich los. Er konnte und wollte das nicht hören. Er sprach mit Anderen, gab Rath, gab Hülfe, hörte Alle an ganz geduldig, vergaß nicht Einen — um sich selber nur zu vergessen. Als es noch nicht Essenszeit war, ward von oben geschickt, er möchte hinauf kommen. Just ließ sagen, er käme heute so wenig wie gestern, er habe zu thun. Daß darauf nicht Ina bei ihm erschien wie sonst wohl, um nach ihm zu sehen, ihn ob seines Fleißes zu schelten, das war ihm sehr recht. In einem nahen Restaurant nahm er eine schnelle Mahlzeit hastig ein, und spät, als er fertig im Comptoir war und Alles gethan und draußen längst Nacht, da ging er wieder den Weg von gestern, bis in die stille Vorstadtstraße, bis vor ihr Haus, in dem sie heute nicht mehr war.

* *
*

Just hatte die Nacht über fest geschlafen. Aus purer, körperlicher Müdigkeit. Als er aufwachte, war das Erste, was ihm einfiel, daß er es heute nicht länger hinaus schieben könne, mit Ina zu sprechen. Er wappnete sich innerlich gegen ihre Vorwürfe und wiederholte sich wieder und wieder, daß er recht gethan habe nach seiner Weise, daß er nichts bereuen dürfe. Als er angekleidet war, stand sein Kaffee nicht wie sonst bereit. Es war wohl zu früh noch. Die gute Martha mochte sich auch einmal verschlafen, obwohl er nebenan schon Stimmen und Schritte hörte. Er nahm seinen Hut, zögerte auf dem Treppenplatz, wo die Schwester sonst jeden Morgen ihn traf, und eilte hinunter wie gestern, als sie nicht kam. Cordes sah ihn so mitleidig, halb erwartungsvoll an. Hatte der wohl irgend eine Trauerbotschaft wieder im Rückhalt? Just stürzte sich desto eifriger in seine Arbeit, sprach Zahlen,

Zahlen, wieder Zahlen und ließ dem Alten keine Zeit, mit seinen Nachrichten oder Fragen heraus zu rücken.

Dann war es Nachmittag geworden. In der Luft klang das helle Läuten der Börsenglocke, ein schwarzer Strom von eiligen Männern ergoß aus Speichern und Comptoiren sich durch die sonnbeschienene Straße, Alle in einer Richtung wandelnd. Er hatte den Fuß schon auf der Stufe, das Haus zu verlassen, ihnen zu folgen. Da kam von drinnen Jemand gelaufen, der ihm nachrief: „Herr Justus, Herr Justus!"

Er kehrte sich um: „Was gibt es wieder?"

Es war aber Niemand von seinen Leuten aus dem Comptoir. Es war ein Arzt.

„Kommen Sie. Sie hat soeben nach Ihnen verlangt. Sie dürfen heute nicht zur Börse. Es zählt nur nach Stunden."

Just stand an der Hauswand, mit der Hand tastend nach einem Etwas, um sich zu halten. Seine Lippen formten einen Namen: „Anita?" Aber er ward nicht laut.

„Nun, so kommen Sie doch," sagte der Doctor. „Anfangs wollte sie selbst sich nicht glauben, daß sie krank sei. Sie hielt es für nichts und hatte schon Fieber, als ich vorgestern Abend, grade während drüben das Feuer ausbrach, zufällig zu ihr hinauf kam. Ich erkannte die Lungenentzündung, doch hielt auch ich es nicht für so ernst, bis heute früh plötzlich die Wendung eintrat. Aber wer konnte denn auch ahnen, daß Ihre arme, kräftige Schwester so furchtbar schnell . . ."

„Ina!" schrie Just auf.

Es war ein Schrei, der durch das gewölbte Treppenhaus drang, an den Stuckschnörkeln der Decke, an den Thüren der Stockwerke sich brach und stöhnend, dumpf bis in das letzte dritte klang. Und der ihn ausgestoßen hatte, hastete die alten, flachen, ausgetretenen Stufen hinauf, an den Wohnungen der Miether vorüber nach oben. Von daher war der Schlag gekommen, vor dem er im Voraus gezittert hatte. Ina, seine Zwillingsschwester, ein Stück von ihm selbst! Er hatte zwei Tage sie nicht gesehen, kaum ganze zwei Tage. Aber so lange darf freilich Niemand darauf bauen, daß Menschen weiter leben werden. Ina, nicht Anita, Ina!

Er kniete an ihrem Bett. Sie konnte ihn noch erkennen und blickte ihn an mit den treuen Augen. Sie hatte keinen Vorwurf für ihn. Ihre bläulichen, blutlosen Lippen flüsterten seinen Namen wie bittend und dann: „Guido!" Ihre Hände griffen tastend nach denen ihres Mannes, nach seinen. Sie drückte die beiden in einander, sich auf die Brust. „Das Leben ist golden!" sagte sie noch einmal deutlich vernehmbar.

Und dann starb sie.

* * *

Es gibt Menschen, die gehen aus dem Leben fort, und die Lücke, die sie gelassen haben, füllt allmälig sich wieder aus wie eine Wunde, die nach und nach zuwächst. Und dann sind Andere, Wenige und Auserwählte, die waren

wie die Mittelsäule in einer alten gothischen Krypta. Wenn die zusammenbricht, birst das Gewölbe, und das ganze schöne Bauwerk, das darüber sich stolz erhoben, geräth ins Wanken und sinkt und stürzt in tausend formlos zerbröckelnde Trümmer. So war es, da Ina starb. Sie war das Leben und die Freude und der Lebenszweck der Ihren gewesen. Das Dasein, das durch sie bestanden, hatte ohne sie keinen Sinn mehr, es brach und zerfiel.

Just hatte gedacht, daß kein Todesfall ihn überraschen könne, daß er auf Alles, auch auf das Aergste, täglich gefaßt sei. Nun ging es ihm wie allen Menschen: dies Eine hatte er nicht erwartet, darauf war er nicht gefaßt gewesen. Es kam ihm auch plötzlicher als den Anderen, weil er doch den einen Tag sie nicht gesehen, von nichts gewußt. Noch gestern hatte er sich gesagt, daß er nichts widerrufen möchte, was er gethan, und hatte sich in seinen Gedanken die Worte wiederholt, mit denen er Ina das aussprechen würde. Und heute war sie nicht mehr da, ihn anzuhören. Und sein Schmerz war überflüssig, die Reue zwecklos, Alles todt. Und doch vermochte er nicht, wie Guido, sich neben Ina's Bett auf den Boden hin zu werfen, Speise und Trank und jeden Zuspruch abzuweisen. Er weinte nicht sich in den Schlaf wie Hansi. Er hatte zu thun. Für ihre Leiche, für ihr Grab fiel ihm die Sorge zu. Er mußte ihrem Mann den Flor um den Hut, ihrem Knaben den schwarzen Kittel kaufen — äußerliche Kleidersorgen, um die er Andere verachtet hatte. Er ging ins Comptoir wie sonst, schrieb, rechnete, traf Anordnungen. Dabei verlor er nicht eine Secunde das Bewußtsein, daß er nur halb war, daß ein Theil von ihm, sein Bestes, für immer verloren. Der Tag ging hin. Und dann der nächste. Die Beerdigung, die Reden, Trauermusik, die Fahrt zum Kirchhof, man senkt den Sarg in die Gruft hinab, wirft Erde nach, die Schollen klirren dumpf grauenvoll nieder auf das hohle, hallende Holz. Auch das überlebt man. Da steht Guido ihm gegenüber. Dem geht es noch näher. Warum legt er sich nicht in die Grube da, in die schwarze, in die man jetzt die lose Erde eilig schaufelt, und stirbt mit ihr?

Sie fuhren zusammen dann wieder heimwärts, Jeder stumm in seine Wagenecke gedrückt. Es war Just, als träume er. Er hätte es nie für möglich gehalten, das zu überstehen. Und er lebte doch. Sie kamen nach Hause, Hansi weinte, Martha vermochte ihn nicht zu beruhigen.

Er nahm den Knaben in seine Arme und trug ihn wiegend hin und her durch das Zimmer, bis er still ward, und dann in sein Bett, das man ihm in Martha's Kammer hergerichtet. Halb im Schlaf schon, streckte der Kleine, als Just ihn in die Kissen legte, seine Arme aus nach dem Onkel und küßte ihn: „Mama, Mama!“ Just war in den langen Tagen noch keine Thräne nur ins Auge gekommen. Nun über dem schönen, schlummernden Kinde, das im Traum nach der Mutter begehrte, hielt er sich nicht mehr. Er drückte sein Gesicht an die weiche, kleine Brust. Er lag da, ganz dem Gefühl hingegeben, das stärker war als Denken und Wollen, der bittersüßen Dumpfheit des Schmerzes. Da weckte ein Ton ihn, rief ihn zurück in das Bewußtsein, riß ihn in die Höhe. Nebenan spielte Jemand die Geige.

Eben noch hatte sich Costanzi jammernd und schluchzend in den Lehnstuhl geworfen, mit wilden Verwünschungen sein Schicksal, seinen Verlust, sein Leben beklagt. Und nun spielte er. Es waren Läufe, schwierige Virtuosengriffe, wie er sie früher vor jedem Auftreten geübt, um seine Finger und sein Instrument in gute Condition zu bringen. Just spürte einen kalten Schauder, als ob ihm das Herz sich zusammen krampfe. Wenn Guido nun — er war so fassungslos die Tage, so ohne Halt und Selbstbeherrschung — wenn er nun wirklich den Verstand verloren hätte? Man durfte sich nicht wundern. „Ina, arme, liebe Ina, er liebte Dich wahrlich."

Aber als Just in das Wohnzimmer kam, lehnte Costanzi an dem Tisch, auf dem Haufen von Noten lagen, und spielte mit ganz ruhiger Miene den Satz zu Ende und hörte dann auf.

„So," sagte er, indem er die Violine sorgfältig wieder in die gestickten Hüllen ihres Kastens bettete, „ich hatte nur probiren wollen, ob ich's noch kann. Mir scheint, es geht. Also werde ich mich nun weiter durchs Leben geigen."

„Sie!" rief Just, „wovon sprechen Sie, Guido? Sie wollten doch nicht . . ."

„Nein, ich wollte nicht, so lange sie lebte. Ich wollte glücklich sein. Und ich war's auch. Nun ist das vorbei. Für sie trachtete ich nach einem Ruhm, der höher steht als das lauteste Beifallsklatschen. Vielleicht hätte ich nie, auch an ihrer Seite, das erreicht, was ich geträumt. Sie selbst hat mich gewarnt, sie ahnte, fürcht' ich, daß in meinen Compositionen nicht der göttliche Funke steckte, an den ich in mir glaubte. Aber jetzt ohne sie — wozu noch mit Arbeit und Mühe, mit Darben und Schmerzen allmälig ihn anzufachen suchen! Jetzt gilt es, das Leben hin zu bringen, so rasch wie möglich, so reich wie möglich, so laut wie möglich, daß mir für meine eigenen Schmerzen nicht Zeit, nicht das Ohr bleibt, sie deutlich zu hören. Ich schreibe morgen an den Concertdirector, der mich noch kürzlich zu einer Tournée durch England und die Vereinigten Staaten bereden wollte. Ich gehe mit."

„Und . . . Hansi?" Just hatte selbst nicht gewußt, wie sehr er an dem Knaben hing. Der Gedanke, auch ihn zu verlieren, schnürte ihm die Kehle zu. „Und Hansi? Er ist solch' ein Kind, er kann doch nicht in der Welt mit herum reisen. Sie lassen ihn mir?"

„Grade weil er noch so klein ist, wird's ihm nichts schaden. Ich nehme die Martha mit zu seiner Pflege. Da, lesen Sie die Bedingungen, wie ich sie den Herren von da drüben eben aufgezeichnet habe. Ich verlange viel für mich und für ihn. Aber daß sie's mir bewilligen werden, das weiß ich auch. Ich danke Ihnen, Just, für das Anerbieten, ihn hier zu behalten. Es würde Ihnen nicht leicht fallen, weiß ich, in Ihr Junggesellenleben ihn einzufügen. Und dann — Sie haben schon genug, ohne das, für uns gearbeitet und geopfert. So lange sie da war, nahm ich es an. So lange sie da war, fand ich es gut so und scheute mich nicht. Jetzt aber — wir haben kein Recht, mein Kind und ich, Sie zum Arbeiten und zu einer Art des Lebens zu zwingen, die Ihnen nicht lieb ist."

„Guido, Sie wissen doch, jetzt und vorher, lieb ist mir keine.“

„Ja, ich weiß. Und das ist auch ein Grund, weshalb ich Ihnen den Knaben nicht lassen möchte. Er ist Ihnen sehr zugethan. Sie verstehen es, vielleicht besser als ich, so ein Kindergemüth an sich zu fesseln, seine Gedanken aufzuwecken, ihn zu leiten. Aber ich möchte nicht, daß er von Ihnen beeinflußt werde und denken lerne wie Sie. Er soll glücklich werden, mein Kind, ihr Kind. Und Sie, armer Schwager . . .“

Just schlug seine schmerzenden Augen zu Boden: „Nehmen Sie ihn mit sich,“ sagte er.

* * *

Wie schnell das geht, so ein Heim aufzulösen. Die Verhandlungen mit den Concertunternehmern diesseits und jenseits des Oceans hatten kaum einen Monat gedauert. Die Ausrüstung der Reisenden nahm den zweiten in Anspruch. Die Wohnung war sofort vermiethet, die Möbel verkauft. Und dann reisten sie fort.

Just hatte sie zum Bahnhof begleitet; an einem frühen Aprilmorgen war es. Den Knaben, der über das ganze Gesichtchen strahlte und lachte bei der Aussicht auf die Fahrt mit der Eisenbahn, hob er auf den Arm. Der strampelte schon vor Ungeduld, nur mit zu kommen. Just setzte ihn ins Coupé und küßte ihn nicht einmal. Er gab Martha die Hand. Sie knixte, fühlte sich hoch geehrt und zufrieden in ihrer neuen, verantwortlichen Stellung. Seines Schwagers letzte Aufträge, daß er die Koffer nachschicken, daß er in den Musikladen gehen, und daß er am Dienstag der nächsten Woche, ihrem Hochzeitstag, einen großen Veilchenstrauß Ina auf das Grab legen solle, hörte er an und nickte nur. Der Schaffner kam, die Thüren zu schließen. „Leben Sie wohl, Schwager,“ rief Guido. „Leben Sie wohl,“ rief er zurück, „gute Reise.“ Und dann ging er fort. Er war nicht einmal bis zu der Abfahrt geblieben. Als er von dem Bahnhofsgebäude auf die Straße hinaus trat, vernahm er drinnen aus der Halle das Pfeifen, Stöhnen, Rasseln des sich in Bewegung setzenden Zuges. Er sah nicht zurück.

Es war ein grauer, frostiger Morgen. Die Regentropfen fielen leise in das schmutzige Wasser des Fleths, als er über die kleine Brücke nahe bei seinem Hause kam. Unwillkürlich sah er hinauf zu Ina's Fenstern. Die standen leer. Er zögerte vor der Hausthür. Wenn er nun die alte, ausgetretene Treppe hinauf stieg bis zu seiner und ihrer Wohnung, sie würde doch nicht zu ihm kommen aus ihrer Thür, auf den kleinen Flur, ihn nach alter Gewohnheit zu fragen, was er gethan, wie er geschlafen. Und dann von den alltäglichsten Dingen plötzlich, unabsichtlich in einen Disput ihn zu verwickeln über die ernstesten Lebensfragen. Sie würde ihn nicht schelten, ob seiner Schwermuth und noch minder ihren blonden Kopf zurückwerfen und stolz erklären, sie liebe das Leben, und sie sei glücklich.

Arme Ina!

Er war schon im Hause und konnte doch sich nicht entschließen, jetzt die Treppe hinauf zu steigen bis zu dem Absatz, auf dem er sie zuletzt gesehen.

Er hörte zu deutlich ihre Stimme, ihre Worte, wie sie ihn gemahnt dort. Und daß er ihrem Rath nicht gefolgt war, daß er nun nicht nur sie verloren durch das blind zutappende Schicksal, sondern die Andere auch, die Kleine, durch seine eigene Schuld und Schwachheit, er hatte es noch nie so brennend, so nagend empfunden wie diesen Morgen.

Nein, er konnte nicht da hinauf gehen in die leeren, verlassenen Räume. Besser gleich an die Arbeit sich machen, das Sehnen da drinnen zu übertäuben.

Als an dem Morgen die Commis des Hauses Justus ins Comptoir kamen, saß der Chef schon an seinem Schreibtisch. Pustau, der ihm die Post hinlegen wollte, erschrak, ihn so früh am Platz zu finden. Herr Justus nahm die Briefe und sichtete sie. Ein Privatbrief war auch darunter, aus Südamerika. Diese Handschrift . . . Er winkte dem Lehrling, hinaus zu gehen. Dann schloß er die Thür seines Zimmers ab. Er trat zum Fenster. Es regnete draußen. Aber dahinter kam die Sonne aus den Wolken. Wenn sie ihm schrieb, daß sie Heimweh habe, daß sie sich drüben nicht wohl fühlen könne, nach ihm und seiner Freundschaft sich sehne . . . Wie er ihr dann wohl antworten würde? Er wußte es nicht, er sagte sich nichts. Er kehrte zurück an seinen Schreibtisch und riß den Brief auf:

Anita Wehner.
Georg Leisrink.

Weiter stand nichts auf dem weißen, glatten Bogen.

* * *

Darüber waren manche lange und schwere Jahre hingegangen.

Just Justus hatte weiter gelebt.

Wie er es gekonnt, das faßte er selbst nicht, wenn er auf jene Zeit zurück sah. Jeden Tag hatte er gemeint, nun sei er fertig, nun wolle er ein Ende machen. Jeden Tag thürmten vor ihm sich Berge von Arbeit auf, die erst bewältigt werden mußten. Und immer kamen neue Sorgen, neue Pflichten hinzu. Es waren so viele noch, die von ihm abhingen: Frau Wehner mit ihren Kindern, der Steuermann, der seine Frau bei dem Feuer verloren hatte, die arme Mutter, deren Knabe verunglückt war. Und Pustau, und Geschäftsfreunde und Andere. Hatte er es auf sich genommen, ihr Schicksal ihnen zu erleichtern, wie durfte er aus Egoismus davon gehen, sie im Stiche lassen! Und wenn es auch nur das Pflichtgefühl war, das ihn fest hielt, nur die Routine, daß er im Tretrad seines Lebens, so wie er einmal angefangen, weiter ging, den gewiesenen Weg: er fand den Muth nicht — oder die Feigheit — um inne zu halten.

Alle einstigen Genossen, die den jungen Just Justus gekannt und seine Pläne, seine leidenschaftliche Liebe zu dem freigewählten Beruf, hatten erwartet, nun die Schwester gestorben, nun der Schwager wieder Virtuose geworden war, werde er den Kaufmannsrock an den Nagel hängen, die alten Studien aufs Neue ergreifen. Er that nichts dergleichen. Er blieb an dem Platz, an den sein Schicksal ihn einmal gestellt.

Als Ina starb, war er jung gewesen. Allmälig zeigten an seinen Schläfen sich weiße Streifen, die gefurchte Stirn senkte sich mehr und mehr nach vorn

über, die blassen Wangen wurden hager, die Augen ausdrucksloser, leerer. Und dann war er blind. Das kam so langsam, so allmälig über ihn, daß er, so lange er es gefürchtet, nun die Wirklichkeit kaum als so schrecklich mehr empfand. Man gewöhnt sich selbst da hinein. Anfangs, als einmal der junge Pustau ihm die Hand geboten hatte auf den Stufen vor der Hausthür, hatte er ihn zur Seite gestoßen, allein gehen wollen. Die Unterschriften überließ er keinem Anderen, selbst als er sie nicht mehr lesen konnte. Dann mußte er endlich doch sich entschließen, dem alten Cordes Procura zu geben. Er hatte jeden Freundesdienst von sich gewiesen, den Menschen den Rücken gekehrt, wenn Einer gewagt, ihm ein Wort des Beileids zu sagen, besonders in jener ersten bösen, entsetzlichen Zeit. Nun konnte er ihrer nicht mehr entbehren. Und — waren sie anders geworden, oder war er es — er sah sie in einem besseren Lichte, ihre Theilnahme konnte ihm wohl thun, ihre Schwächen erregten nicht mehr seine Verachtung wie einst. Er lernte ihre Freuden und Leiden mitfühlen, lernte lächeln.

Und auch die Leute blickten ihn mit veränderten Augen an. Nicht im Geschäft nur, in der ganzen Stadt, bei der Verwaltung des kleinen Staates fragte man um seinen Rath. „Just, der Gerechte", wie ihn vordem seine Commis genannt hatten, so hieß er jetzt bei den Fremdesten. Aber der Sinn des alten Spottnamens war ein anderer, er war ihm zum Ehrentitel geworden.

Der Nachwuchs von jungem Volk, das da in seinem Comptoir auf den Böcken und Bänken hockte, kannte nur noch den weißhaarigen Blinden, der an ihren Pulten gebückten Hauptes langsam vorüberschritt, und Jeder rechnete es sich zur Ehre, wenn der Herr einmal grade bei seinem Platze stehen blieb, ein leises Wort an ihn zu richten. Pustau, der Schlingel von ehedem, der über das Alter des Apfelnaschens, Romanlesens und Davonlaufens hinaus war, hatte eine wichtige Stellung im Hause Justus erlangt. Er war die rechte Hand des Chefs geworden, Vorleser, Secretär, Vertrauter bei allen seinen Wohlthätigkeiten. Er mußte sogar in die Familienbriefe Einsicht erhalten, wenn in unregelmäßigen Zwischenräumen Just's Schwager, der berühmte Costanzi, aus aller Herren Ländern schrieb. Als dieser eines Tages anfragte, ob Just bereit sei, für einige Zeit seinem jetzt erwachsenen Sohn Unterkunft bei sich zu gewähren, daß der Junge in seiner Geburtsstadt probiren könne, wie seßhaftes Leben und fleißige Arbeit ihm munden würden, da er entschieden zum Künstlerthum wenig Lust verspüre, war es Pustau, von dessen Hand ihm die Antwort zu Theil ward.

Fast mit Zagen erwartete Just den Neffen. Sie hatten sich in all' den Jahren kaum einmal gesehen. Nun fühlte er sich fremd mit dem Jüngling, der ihn als Kind so lieb gehabt hatte. Wie vor einem zu ehrenden Gast entschuldigte er die Mängel und Lücken seiner Junggesellenclause. Die gute Martha, die ihren Pflegling auch jetzt nicht verlassen, schüttelte ihren Kopf dazu, was Alles fehlte in der alten Wohnung im dritten Stocke, seit sie nicht mehr nach dem Rechten gesehen. Aber Hans war ganz der Alte, obwohl er seine goldenen Locken längst eingebüßt. Er blickte sich mit den lachenden Augen im Zimmer um und meinte, hier sei Alles schön. Er ging an den Wänden

hin, die Bilder von seiner Mutter, von Großeltern und lange verstorbenen Verwandten wieder zu begrüßen, trat zum Fenster und freute sich an dem bewegten Leben unten am Fleth. — Aus Just's verstaubten Schränken suchte er einstige Studienhefte hervor, nach denen er weiter arbeiten wollte, wo Jener plötzlich abgebrochen. Und dann folgte er ihm ins Comptoir, ging Schritt für Schritt hinter ihm her, an der Börse, wo die Leute den Blinden umdrängten, auf dessen Worte wie auf ein Orakel lauschten, und wollte Alles kennen lernen, bei Allem dabei sein.

„Ich glaube wirklich, das Kaufmannsleben gefällt mir ganz gut. Jedenfalls möchte ich etwas werden, wobei man tüchtig zu arbeiten hat," sagte Ina's Sohn. „So was, wie Du bist, Onkel Just. Denn zum Künstlerthum gehört Talent. Ich meine nicht nur das in den Fingerspitzen, im Gehör, im Gefühl, sondern auch Talent zu dem Leben, das kein Daheim hat, immer in Hast ist, immer von anderen Menschen abhängt und bei dem man gezwungen wird, sich zu verbeugen, geschmeichelt zu lächeln vor einer blöden, fremden Menge, wenn einem im Herzen ganz und gar nicht nach Lächeln zu Muthe ist."

„Und glaubst Du denn, wir anderen Menschen dürften das Gesicht jemals zeigen, das uns zu machen natürlich wäre?"

„Du, Onkel Just," rief Hans, „Du hast Dich sicher niemals verstellt. Erzähle mir von Deinem Leben, wie kam es, daß Du so wardst, wie Du bist?"

Es war gleich in den ersten Tagen nach seiner Heimkehr, daß Hans so fragte, nach Tisch, im Sommer, am offenen Fenster. Und während Just gesenkten Hauptes nachsann, wie er antworten solle, kam Pustau herein mit der Post, wie immer nun schon seit Jahren jeden Abend. Die geschäftlichen Sachen wurden rasch erledigt. Hans stand hinter seines Onkels Lehnstuhl, mit seiner Cigarre im Munde, und gab Acht, wie Jener seine Entscheidungen traf, die Antworten knapp und sicher dictirte. Dann war da aber noch ein Schreiben anderer Art. „Eigenhändig" stand auf dem Umschlag.

„Soll ich das auch jetzt noch öffnen?" fragte Pustau mit einem etwas neidischen Blick auf den schönen, jungen Fremden.

„Weshalb denn nicht? Sie wissen, mein Lieber, daß ein Blinder keine Geheimnisse haben darf."

„Ja, ich meinte . . ."

„Er meint, weil ich da bin, Onkel Just. Und wozu bin ich denn eigentlich hier, wenn ich Dir nichts nütze?"

„Nein," rief Pustau, „so meinte ich's gar nicht. Im Gegentheil. Wenn Sie mir mein Amt lassen wollen, Herr Justus, werde ich stolz darauf sein. Ich bleibe, ich gehöre in Ihr Haus. Während der da . . ."

„Ich bleibe auch bei Dir, Onkel, glaub' mir, wenn Du mich behalten willst im Geschäft, ich weiß mir nichts Besseres."

„Kinder," sagte Justus, „Kinder, was soll denn das heißen? Streitet Ihr Euch um die Ehre, einem Blinden vorzulesen?"

„Ja," rief Hans, „aber Du hast recht, es ist auch kindisch. Pustau, was wollen wir beide denn Anderes, als ihm sein Leben behaglicher machen, der so viel entbehren muß, was wir Jungen, wir Sehenden haben. Also keine

Rivalität, sondern wir dienen ihm, Sie oder ich, wie's grade kommt, wie er gerade uns braucht. Und heute lesen Sie, nicht wahr? Sie brachten die Briefe."

Pustau sah zu ihm hinauf.

Hans Costanzi hatte von seinem Vater kein großes Musiktalent ererbt, aber dafür jene andere Macht, die der Geiger noch heute besaß, das Talent, Menschen sich zu gewinnen. Und Pustau, der seine Rechte bisher argwöhnisch gehütet hatte, gab ihm den Brief hin:

„Nein, lesen Sie nur. Privatsachen gehören doch eigentlich Ihnen eher als mir. Nur wenn Sie einmal verhindert sein sollten — nicht wahr, dann trete ich doch wieder in mein Amt ein?"

Hans lachte, als der Commis mit seiner Mappe unter dem Arm gegangen war. Dann, den noch unerbrochenen Brief aufnehmend, sagte er: „Er ist aus Caracas. Soll ich ihn lesen?"

Der Blinde streckte seine Hand aus, er griff nach dem Umschlag und betastete ihn leise. Die Aufschrift, dick mit Sand bestreut, zeigte kaufmännische, kräftige Züge. „Ja," sagte er, „lies nur."

Es war ein Brief von Georg Leisrink, der den Tod seiner Frau anzeigte. Er schrieb dazu einen Gruß, den sie für ihren einstigen Freund hinterlassen hatte. „Er soll wissen," hatte sie kurz vor ihrem Tode noch gesagt, „daß ich mit meinem Leben zufrieden, daß es so gut war. Hätte ich einmal erfahren können, daß auch seines ihm gefällt jetzt, mir wäre nichts zu wünschen geblieben."

Wenn Pustau das vorgelesen hätte, er würde wohl ebenso fraglos wie zu den Briefen, die von Waarensendungen oder von Wechseln handelten, die Antwort an den Rand notirt haben. Hans sah auf:

„Onkel, wer war die?"

Aber der Blinde hatte den Kopf in die Hand gesenkt und saß in Schweigen.

„Onkel," bat leise der junge Geselle, „erzähl' mir von Dir. Du hattest sie gern, die Frau da, und sie ging fort und nahm einen Anderen? Es gibt solche Fälle. Ich kann es mir denken. Ich selber, schon einmal ... O, Onkel Just, lehr' Du mich mein Leben so lenken, daß es edel, gut und schön wird, wie Deines ist."

„Ich," stöhnte Just Justus schmerzlich, „ich!"

„Ja, Du! Weißt Du, was mich hierher geführt hat? Ich merkte, daß ich in dem Treiben um meinen Vater her, in all' dem Wettstreit von Huldigungen und Schmeicheleien, die auch mir als seinem Genossen zu Theil wurden, obwohl ich gar nichts leisten konnte, mich selber verlor. Es war ein Traum, in dem ich mit trieb, was Alle trieben, mir einbildete, etwas zu sein, und doch nichts Rechtes that, Keinem nützte, am wenigsten mir. Da kam mir ein altes Wiegenlied in den Sinn, das mein Vater geschrieben und meine Mutter oft gesungen hat:

Der Traum war Schein,
Das Leben ist golden, ist köstlich, ist Dein,
Und Glück ziemt Dir besser als Ruh'.

Onkel Just, ich habe genug geträumt und geruht. Jetzt muß ich mir mein Glück erst zimmern. Sag', wie man's anfängt, Onkel Just. Hilf Du mir. Dann werde ich es können."

Just stand auf und ging an das Fenster. Er konnte den Abendschein nicht sehen, der roth und verklärend auf den neuen, hohen Speicherbauten lag.

„Früher, weiß ich noch, haben da drüben alte Fachwerkhäuser gestanden," sagte Hans, „und aus dem einen, erzählten sie mir, habest Du eine ganze Familie vom Feuer gerettet. Wie ist Dir dabei zu Muth gewesen? Erzähl' mir auch das."

„Damals konnte ich noch sehen," murmelte Just.

„Ja, natürlich. Ich meinte nur, es müßte ein beglückendes, ein erhebendes Gefühl gewesen sein, etwas so Großes zu vollbringen, Menschen dem Leben zu erhalten."

„Ich war jung und gesund. Meine Schwester lebte, Ina, Deine frohe Mutter. Und jenes Mädchen — ich liebte sie mit aller Kraft, die ich besaß, mehr als ich's heute noch begreife. Es hätte eines Wortes nur bedurft, und sie wäre die Meine geworden. Ich aber wollte nicht, ich selbst, verstehst Du das? Denn ich haßte das Leben und konnte an das Glück nicht glauben und sprang ins Feuer dort gegenüber, die Leute zu retten; doch auch, weil mir mein eigenes Dasein so gar nichts galt, daß ich bereit war, in jeder Secunde es von mir zu werfen. Aber jetzt . . ."

„Jetzt?" fragte der Jüngling.

„Kind, werde Du glücklich. Wenn man mich heute fragt, wo ich blind bin und alt und müde, wie das Leben mir gefällt, so kann ich nur sagen, ich möcht's noch nicht lassen. Ich ward wohl ein Anderer. Was ich damals gehaßt und gefürchtet, das fürchte ich nicht mehr. Ich bin ruhiger geworden, ergebener, habe gelernt, in dem ewigen Vergehen, Leiden, Sterben, das Bestehende doch zu lieben. Und so kann ich auch jetzt hoffen, daß Du hier, in meiner alten Werkstatt, Du, Ina's Sohn, ein schönes, helles Glück finden wirst. Um das zu erleben, möcht' ich bleiben. Wenn ich das noch erleben darf, dann will auch ich das Menschendasein ‚golden' preisen, so lang' es mir blüht."

Bilder aus Island.

Von
Andreas Heusler.

[Nachdruck untersagt.]

I. Die Landschaft.

Das „uralte Eisland", wie es in dem Festgesange der Isländer angerufen wird, geht nur in die jüngeren Zeiträume der Erdgeschichte zurück. Als längst schon unsere deutschen Mittelgebirge emporragten, und die Alpen, als langgestreckte Insel, zu ihrer heutigen Höhe nahezu aufgefaltet waren, da unterbrach noch kein festes Land den Ocean zwischen Grönland und dem scandinavischen Rücken. In der jüngeren Tertiärperiode brachen aus zahllosen Spalten die Lavamassen hervor, allmälig über den Seespiegel hinaus tretend, die den ältesten Grundstock der Insel bilden. Es war basaltische Lava; in vielen Schichten legten sich die flüssigen Ströme über einander, fast horizontal; die Oberfläche der unteren Lagen hatte sich umgebildet, zersetzt, ehe sich die oberen darüber ergossen, so daß der ganze Etagenbau noch heute erkennbar wird, wo spätere Vorgänge einen Querschnitt geschaffen haben.

Die Ausdehnung dieser Basaltlagen war ungeheuer; man nimmt an, daß Island nur die eine stehen gebliebene Pfeilergruppe des ganzen Baues sei; eine andere sind die Faeröer, die Inselgruppe 60 Meilen im Südosten, eine dritte die Basalthöhen an der schottischen West-, der irischen Nordküste, weitere 100 Meilen von Island abliegend.

Diese ältesten basaltischen Massen bilden den westlichen, nordwestlichen und östlichen Theil der Insel Island, die Theile, die schon beim Blick auf die Karte durch gemeinsame Eigenschaften kenntlich werden: sie sind von tiefen Meeresbuchten, den Fjorden, eingeschnitten; das Land fällt meist in steiler Bergwand nach der See ab.

Fast das ganze Südland und eine breite Zone, die sich mitten durch die Insel bis an die Nordküste zieht, ist anderen Ursprunges. Auf der basaltischen Unterlage traten neue Vulcane in Thätigkeit: sie spieen nicht Lavaströme aus, sondern Mengen von Bimsstein, Sand, Asche. Diese Auswurfsstoffe, vermehrt um die losgewitterten Trümmer der Basaltlagen, verdichteten sich unter der

Wirkung von Wasser, Wind und mechanischem Druck zu zusammenhängender, harter Gesteinsmasse, deren Entstehung sich noch an der körnigen Structur erkennen läßt. Das also gebildete Gestein, der Tuff und die Breccie (nach der chemischen Beschaffenheit Palagonittuff, -breccie genannt), steht, wenn wir den heutigen Landeskörper ins Auge fassen, neben dem Basalt ziemlich ebenbürtig da, als der zweite Hauptbestandtheil der Insel.

In vereinzelten Stücken wurden Mineralien mannigfacher Art aus den Tiefen der Erde hervor geschleudert, auch Urgestein: man kann mitten unter basaltischem Getrümmer einem Splitter Granit begegnen. Zu dem Aufbau der Landschaft hat aber noch eine Felsart beigetragen, neben dem Basalt und Tuff die dritte: der Liparit. Er hat mit dem Basalte, von dem er sich chemisch unterscheidet, das gemein, daß er als flüssige Lavamasse hervor gequollen ist. Nirgends bildet er ganze Bergzüge oder die Unterlage von Ebenen; nur in einzelnen Gipfeln ragt er da und dort, leicht kenntlich, in fremdartiger Nachbarschaft hervor.

Die Farbe des Basalts kann man im Allgemeinen als ein bläuliches Grau, die des Tuffes als ein trübes Gelbbraun, die des Liparits als ein lichtes Gelb bezeichnen.

Auf der ausgespieenen Landfläche setzte sich Pflanzenwuchs fest. Der Himmel breitete sich noch milder über diesem Theile unseres Planeten aus: was heute unter südlicheren Breitegraden gedeiht, die Platane, der Ahorn, die Eiche, der Nußbaum, die Weinrebe, das fand in dem damaligen Boden Islands Nahrung. Im Tuffe eingeschlossen und zu Kohle gewandelt, treten Reste dieser üppigeren Pflanzenwelt hervor, dem Geologen, der ihre Sprache deutet, werthvoller als dem Bauer und Fischer, dem sie das mangelnde Brennholz nicht zu ersetzen vermögen.

Die productive Thätigkeit der Vulcane hat auf Island nie aufgehört. Lavafelder aus den verschiedensten Zeiträumen haben sich über Ebenen hingelegt, über Berghänge herunter gegossen. Was der Wanderer als „Lava" im engeren Sinne leicht unterscheidet, das ist nach der Eiszeit entstanden. Oft gewahrt man an ihrem Aufriß die innere Verwandtschaft mit jenen ältesten Basaltbänken des Landes, während nur die Oberfläche, weniger abgewittert und geglättet, sie als jüngeren Zuwachs von der umgebenden Landschaft abhebt. Auch mit Bimsstein und Asche haben jüngere Ausbrüche mancherorts das Bild der Gegend umgestaltet. Ein großer See im Nordlande, das Myvatn, hat sich dadurch gebildet, daß vulcanischer Auswurf einer Niederung den Abfluß versperrte.

Von den jüngeren, leicht erkennbaren Kratern stehen die meisten als niedrige Aschenkegel, regelmäßig geformt, kahl und seltsam in der Farbe, am Fuße der alten, hohen Bergwände und blicken wie die Feuerstätten eines kleineren Vulcangeschlechts an dem Werke der gewaltigeren Vorgänger auf. Doch haben auch ein paar von den höchsten Gipfeln des Landes sogar im

letzten Jahrtausend noch gespieen. Der berühmteste von ihnen ist die Hekla, die sich mit ihren zwei jungen Gipfelkratern würdig in die Reihe der großen isländischen Berge, neben die längst übergletscherten Vulcanzinnen gestellt hat. Islands höchste Erhebungen, die zwischen 1400 und 1950 Meter über Meer fallen, sind sämmtlich aufgeschüttete Kraterkegel. Die alte Basaltplatte erreicht in ihren höchsten Wölbungen etwa 1000 Meter über Meer.

Unter den verschiedenen Kräften, die dieses Erdmaterial verminderten und zersetzten, steht das Absinken oben an. Es ist mit Spaltenbildung verbunden. In den Laven ältester wie jüngerer Zeit haben sich, beim Erkalten oder später, tiefe, senkrechte Risse gebildet; auf einer Länge von Kilometern kann man sie verfolgen. Trat längs einer derartigen Spalte eine Senkung des Landes ein, so ragte die stehen gebliebene Seite in schroffer Wand empor, und was früher der Rand eines schmalen Risses gewesen war, erschien jetzt als Kante einer Bergmauer oder eines Hochplateaus. Auf den Lavafeldern der Thingebene und des Asbyrgi (im Nordlande) treten uns diese Vorgänge anschaulich gegenüber: die Risse in dem einst ebenen Lavagrund; die Ausweitung dieser Risse durch einstiges Absinken der mittleren Erdscholle; die Ueberhöhung der nicht gesunkenen Theile, die nun in scharf geschnittener Mauer die Grenze des Tieflandes bilden. Aber in viel größerem Maßstabe müssen die nämlichen Vorgänge an den Küsten der Insel stattgefunden haben: dadurch löste sich von jenem ausgedehnten Basaltcontinente der größere Theil ab und sank unter den Spiegel des Meeres; Island blieb stehen, und an den Bruchlinien entstanden die ungefügen Basaltmauern, die Riesentreppen, in denen die isländische Hochebene steil zum Meere niedersteigt.

Von den isländischen Fjorden sind die allermeisten in jäh abfallendes Gebirge eingebettet und wesentlich durch Einsinken des Landes entstanden. Auch die Südküste besaß einst mindestens einen Fjord von ansehnlicher Größe; er zog sich westlich vom Heklagebiete tief in das Innere des Landes und war in das Tuffgebirge eingebrochen.

Was Island an Felswänden größeren Stiles besitzt — mit den Alpen kann es sich darin nicht messen — dürfte zum größten Theile durch Absenkung an Bruchlinien entstanden sein, selten durch Erosion — niemals durch Faltung: diese Kraft, die an dem verwegenen Relief der Alpen das Meiste gethan hat, ruhte auf der vulcanischen Insel. — Auch von Islands Seen hat sich der größte und schönste, der des Thinglandes, über einer abgesunkenen Lavaebene gesammelt.

Was an Oberfläche übrig geblieben war, wurde zur Eiszeit von Gletschern völlig überzogen. Die Bewegung der Gletscherströme hat weithin das Land geglättet, die rauhe Kruste der Laven weggeschliffen, den losen Schutt in die Tiefe geführt und Moränenwälle aufgeworfen. Als die weiße Decke zurückschmolz, ließ sie hinter den Schuttmauern längliche Mulden zurück, die von den Flüssen ausgefüllt wurden; von den kleineren Binnenseen Islands mag die Mehrzahl auf diesem Wege entstanden sein.

Die Vergletscherung hatte der bisherigen Thier- und Pflanzenwelt ein Ende gemacht; was sich später wieder auf der Insel festsetzte, behielt das Gepräge der arktischen Grenzzone. Aber für das Land, das nach dem Eise heißt, mag es ein tröstlicher Gedanke sein, daß seine Gletscherzeit nicht vor ihm, sondern hinter ihm in grauer Vergangenheit liegt!

In den jetzigen Hochsitzen, wohin die Gletscher zurückgewichen sind, erfüllen sie noch einen Raum von über 14000 Quadratkilometern (etwa so viel wie Elsaß-Lothringen). Dies vertheilt sich auf ungefähr zwanzig getrennte Eishorste. Der isländische Gletscherberg, der jökull (Plural jöklar), ist eine große Ebene oder eine sanft gewölbte Kuppel, bedeckt von wenig durchschrundetem Eis und weiterhin von Firnschnee. Von den Rändern der Ebene oder der Kuppel können sogenannte skridjöklar, „Schreitgletscher", herunter steigen; diese entsprechen genau den alpinen Wandgletschern (Rhone-, Grindelwaldgletscher u. s. f.), erreichen aber in dem einen Gebiete der Südküste eine ganz ungeheuerliche Ausdehnung. Thalgletscher (wie z. B. der Aletsch, der Gorner, die Pasterz) scheint es auf Island nicht zu geben. — Jenes riesige Eisareal nun entfällt zum allergrößten Theile auf die überfirnten Plateaus und Kuppeln. Norwegen zeigt sehr ähnliche Verhältnisse. Aus den Alpen wüßte ich nur den Lötschenthalgrat, zwischen dem Lauterbrunnenthal und dem Wallis, dem isländischen Jökull einigermaßen zu vergleichen. Das Modell des alpinen „Schneebergs": eine steile Firnspitze, nach allen Seiten Wandgletscher stark abfallend, keine Plateaubildung — diese Form fand ich in einem isländischen Berge annähernd wieder, dem Snaefellsjökull (Westküste), doch auch hier mit wesentlicher Milderung des Gefälles. — Die Grenze des ewigen Schnees liegt zwischen 900 und 1000 Metern über Meer und sinkt nur ausnahmsweise beträchtlich tiefer. Im letzten Juli war dem 1050 Meter hohen Skjaldbreidur der vom Dichter besungene leuchtende Linnenhelm so gut wie völlig weggeschmolzen. Die Ränder der Gletscherkuppeln können aber tiefer herabsteigen, und einzelne Wandgletscher reichen bis zu 100 Metern über Meer herunter. Wie die Gletscher der Alpen, so haben auch die isländischen zwei Menschenalter des Rückganges hinter sich.

Die erodirende Arbeit der Flüsse, der Meeresbrandung, des Windes wie der Feuchtigkeit der Luft war auf Island dieselbe wie anderswo. Scharfzackige Felsengipfel, auf die wir nur selten treffen, sind stets erst aus den compacten Horizontallagen des Basalts, den breiten Massen des Tuffs heraus gewittert. Aber auch wo eigentliche Gipfelbildung fehlt, haben zumal die Basaltwände einen guten Theil ihrer Wirkung der Erosion zu danken: die mannigfachen verticalen Linien, enge Klüfte und breitere Einwölbungen, durchkreuzen sich prachtvoll mit den Stockwerken des Berggerüstes; dazu kommt der Wechsel zwischen den fächerförmig abgestürzten Geröllmassen und den unversehrten Felsenstirnen daneben.

Dem Winde stellt das Landesinnere so gewaltige Mengen von Sand und Asche zu Gebote, daß er ansehnliche Strecken Grasland mit dichter Decke überhäufen kann und Lößbildungen in kleinem Maßstabe hervorgebracht hat.

Die Flüsse Islands erreichen bei verhältnißmäßig geringer Länge eine außerordentliche Wassermasse; die drei Hauptströme im Südland und einer der nördlichen stellen sich neben unsere großen deutschen Flüsse und haben eine Breite von 2—500 Metern. Doch können nur drei oder vier Ströme im Lande unter keinen Umständen durchritten werden; die übrigen pflegen ihr stattliches Bett nicht viel tiefer als einen Meter zu füllen.

Langgestreckte, mäßig breite Thalrinnen haben sich die Flüsse nur im Nordlande (vom Hrutafjord bis zum Skjalfandi), sei es geschaffen, sei es aus schon vorhandenen Spalten ausgeweitet. Der Isländer schätzt dieses Gebiet der engen Längsthäler als besonders schön, doch wird man es, von persönlichem Geschmack absehend, als das wenigst charakteristische bezeichnen dürfen; es ist das einzige auf Island, dem ich an etlichen Stellen das Prädikat reizlos geben möchte. Zur Belebung der Landschaft helfen kleine Cannons, Schluchten, die sich die Flüßchen scharf in den Basalt eingerissen haben, und worin sie bald in hübschen Fällen sich überstürzen, bald zu ruhigen, felsumsäumten Badewannen sich sammeln; kaum anderswo finden wir diese Schluchtrinnen so zahlreich.

Thalerosionen von der Großartigkeit, wie sie die Alpen oder selbst der Jura zeigen, hat Island kaum, und man darf vielleicht sagen, daß die isländischen Flüsse durch die Anschwemmung bedeutsamer auf die Gestalt der Insel gewirkt haben. Seine beiden größten Tieflande und grünsten Grasflächen hat Island durch junge Flußalluvion erhalten: die Stromniederung im Süden, westlich der Heklaregion, gegen 70 Quadratmeilen groß, und das Land am Borgarfjord, an der Westküste, etwa von der Drittelsgröße. An beiden Stellen ist ein einstiger Fjord, in den Inseln und Landzungen hineingeragt haben, ausgefüllt worden; der kleine Borgarfjord selbst ist ein letzter Rest des größeren Busens, und die Ströme mit ihrer stetigen Schuttzufuhr werden ihn nicht viele Jahrtausende mehr am Leben lassen. Auch in den tiefer einschneidenden und bergumrahmten Fjorden der Nordküste schreitet die Auffüllung am Innenende sichtbar vor, zumeist im Hruta- und im Eyjafjord. Wenn die Südküste viel früher, seit Ansiedler es beobachten konnten, alle schiffbaren Buchten verloren und dem Gebirge einen flachen Gürtel Schwemmlandes ununterbrochen vorgelagert hat, so mag dies vor Allem daher rühren, daß die Tuffgebirge des Südlandes stärker verwittern und den Flüssen und Gletschern mehr Geschiebe liefern.

Dem Pflanzenwuchs Islands werden seine Grenzen gezogen durch das gemäßigt nordische Klima, das seit Jahrtausenden ebenso wie heute die Insel beherrscht hat. Den Namen „gemäßigt“ darf das Klima mit gutem Rechte in Anspruch nehmen: der Sommer ist so sehr viel wärmer nicht als der Winter. Die durchschnittliche Januarkälte an der Südküste ist dieselbe wie z. B. in Bremen oder auf der Halbinsel Krim. Dagegen die durchschnittliche Juliwärme stimmt überein mit der vom Nordkap und vom nördlichsten Sibirien. Pflanzen, die dem unvergleichlich kälteren Winter z. B. im inneren

Rußland trotzen, vermögen auf Island wegen des kühlen Sommers nicht zu gedeihen.

Die Nadelhölzer fehlen völlig. Der einzige Baum, der Bestände bildet, ist die Birke (betula alba). Abweichend von den Alpen läßt auch Norwegen die Birke weiter hinauf gehen, als die Tanne und Kiefer: zwischen die baumlose nördlichste Provinz, Finnmarken, und das nadelwaldbestandene Nordlandsamt tritt das Tromsöamt, dessen Baum die Birke ist. Aber die isländischen Birken haben fast immer den buschartigen Wuchs, und auch wo ein Gehölz ausnahmsweise die Höhe von vier Metern übersteigt, macht es den Eindruck des Gestrüpps, nicht des Waldes. Für das Aussehen der isländischen Landschaft ist das Birkengebüsch, auch wo es sich stundenweit hinzieht, von geringer Bedeutung: schon aus kleinem Abstand wirkt es kaum anders als eine Grasfläche; es greift weder in den Umriß noch in das Colorit der Landschaft ein, wie unser südlicher Wald. Man kann das Fehlen des Hochwaldes im Blick auf die landschaftliche Schönheit Islands nicht beklagen: die wundervolle plastische Deutlichkeit der Formen und das Farbenspiel der ruhigen, breiten, lichten Flächen sind nur in einem waldlosen Lande denkbar.

An niedriger wachsenden Pflanzen und Blumenflor ist Island nicht arm. Wir nennen die meisthervortretenden: die Zwergweide, der kriechende Wachholder, die Blaubeere; Enzianen in acht oder mehr Arten, zahlreiche Saxifragae, Steinbrech; die Silene acaulis, die hier wie in den Alpen ihre rosarothen Polsterchen ausspannt, von den Isländern lambagras, Lämmerkraut genannt; das blaue Geranium silvaticum und montanum; der gelbe und weiße Mohn, Mauerpfeffer- und Hauswurzarten. Im nächsten Bereich der Gehöfte herrschen die breitblättrige Archangelica officinalis und die röthlichen Ampferstauden, die in üppigem Wuchse mitunter wie eine kleine Allee den Zugang zum Hause umrahmen; auf die Dächer selbst hat sich die schöne „Baldersbraue", Anthemis cotula, eine Camille von der Größe der Astern, als leuchtender faltiger Teppich gebreitet. — In der schwarzgrauen Sandwüste erscheint der weiße Taubenkropf als frühester Pfadfinder der Vegetation, auf der sandigen Düne die hohe, bläuliche Strandgerste. Die junge Lava erobert sich zuerst das silbergraue Moos; es gibt weiten Landstrichen recht eigentlich ihre Farbe. Für das Sumpfland ist vor Allem bezeichnend die fifa, Eriophorum angustifolium, das Wollgras, mit seinen nickenden, silberschimmernden Büscheln.

Die wahren Blumengärten sind manche der älteren Lavafelder: hier wird die Farbenpracht des Flores gesteigert durch den schwarzen Rahmen des schlackigen Gesteins. Demnächst ist die Heide der Aufenthalt der Blumenwelt: die unbewohnten Strecken, die weder Moor noch Sand, weder Steinwüste noch Gletscher sind. Es ist das magere, mehr oder weniger steindurchsäte Grasland mit viel Blaubeeren und den kaum fußhohen, kleinblättrigen, duftigen Zwergbirken, bräunlich und grünlich im Grundtone. Einen grünen, glatten und zugleich trockenen Sammetteppich, wie er uns als Alpenweide vertraut ist, habe ich auf Island nicht oft zu Gesicht bekommen (von den umzäunten Dungmatten

um die Häuser her sehe ich ab): wo der Wanderer eine intensiv grüne Fläche vor sich winken sieht, kann er sich mit großer Sicherheit auf ein Sumpfland gefaßt machen; auch leidlich steile Abhänge bergen oft den Sumpf unter ihrer grünen Hülle. Der Sumpf, die myri (Moor), ist ein Hauptbestandtheil der isländischen Bodenfläche. Island ist eben nicht, wie unsere mitteleuropäischen Länder, ein Kunstboden, wo jeder Quadratmeter vom Menschen erst zubereitet ist. Darum gilt von der Insel, was die Römer seiner Zeit von Deutschland aussagten: sie ist paludibus horrida, sie starrt von Sümpfen. Im Ganzen kann man wohl sagen, das isländische Flach- und Hügelland, so weit es Vegetation trägt, ist entweder Moor oder Heide — wenn man die Einschränkung beifügt, daß sowohl das Moor wie die Heide verschiedene Grade ihrer Eigenart zeigen und sich so von beiden Seiten einem guten Graslande, wie es uns vorschwebt, annähern können.

Das Moor ist der eigentliche Vertreter des Grünen in der isländischen Landschaft. Es ist ein ganz helles Grün, von der lebendigsten Leuchtkraft. In einigen der schönsten Landestheile ist dieses Grün die Hauptfarbe.

Von der wilden und zahmen Thierwelt seien nur die paar Arten genannt, die mit dem Eindruck der Landschaft untrennbar verbunden sind. Die beiden befiederten Beherrscher der Heide, der spói und die lóa. Jener, „der kleine Brachvogel' (Scolopax phaeopus L.), eine Schnepfenart mit langem, gebogenem Schnabel, folgt auf Schritt und Tritt dem Zuge unserer Pferde und kreist in Scharen, schwerfälligen Fluges, über dem Wege; die eigenthümliche Melodie seines Schlages, die in ruhigeren Tönen aufsteigt und mit einem Triller endigt, gehört zu der isländischen Heidestimmung. Die lóa ist der kleine, leichtgebaute „Goldregenpfeifer" (der brokfugl der Dänen, Charadrius apricarius), der in scheuem Fluge daherschwirrt, sich zierlich auf den nächsten Steinblock setzt und sein schwarzes, weißumsäumtes Brüstchen entgegenkehrt. — In den Lavaklüften horstet der Rabe: in diesem seltsamen Felsengethürme, das jedes Höhenmaß aufhebt, glaubt man oft den Leib eines riesigen Adlers in die helle Luft einschneiden zu sehen, bis das weithallende Krächzen die Täuschung beseitigt. — An der Küste und über den breiten Stromlanden finden wir Schwärme von Möven und Gänsen: sie kreisen über der wasserreichen Fläche; besorgt um ihre Brut fliegen sie dem Vorüberziehenden mit halb angstvollem, halb haßerfülltem Geschrei dicht über dem Kopfe her.

Aber die schönste Staffage des Heide- und Sumpflandes ist das isländische Schaf. Dieses herrliche Thier erinnert seinem ganzen Aussehen nach wenig an unsere deutschen Schafe. Es ist schlanker, gedrungener gebaut; das Gesicht schärfer, mehr ziegenhaft; die Augen groß, dunkel, ausdrucksvoll; die Nase schwarz; die geschwungenen Hörner von einer Entwicklung wie bei tropischen Schafen. In kleineren Gruppen sieht der Wanderer diese Thiere hier in einer Furche des Heidelandes, dort an dem eingesenkten Rande eines Flußspiegels auftauchen, — jederzeit ein belebender Vordergrund zu dem größeren Bilde.

Aber wir können das Pferd, diesen Liebling jedes Islandfahrers, hier, wo wir von der Landschaft sprechen, nicht übergehen. Denn man kann sich

die weidenden Herden, durch deren Mitte unser Ritt hinführt, die großen Pferdeschwärme, die man nach den Kaufstädten treiben sieht, nicht aus der Gegend wegdenken. Der isländische hestur ist ein Pony, bei welchem Kopf und Hals kräftig entwickelt sind. Er ist aus der größeren norwegischen Rasse im Laufe der Jahrhunderte entartet. Hat er an Umfang und Kraft verloren, so gewann er an Gewandtheit — im Klettern nimmt er es mit den Maulthieren der Alpen auf — und man darf wohl sagen: an Schönheit. Wer seine Augen ein paar Monate lang an den Umriß dieses rundlichen, katzenartigen, nach keiner Seite hin überzüchteten Thieres gewöhnt hat, der sieht auf dem Rückweg nicht ohne Grausen die schottischen Riesengäule mit dem verkümmerten Kopf und Hals.[3] In der Farbe der Isländerpferdchen herrschen die hellen Töne vor; die Mehrzahl sind Schimmel und Füchse; nicht selten sind die weiß und rothbraun gescheckten, deren Fell dem der Simmenthaler Kühe ähnlich sieht.

Von dem isländischen Hause endlich, d. h. dem Bauernhause echter Art, ist zu sagen, daß es in seiner Landschaft discret zurücktritt. Es ist immer auf grünen Grasgrund gesetzt, mit Rasen gedeckt und hebt sich von drei Seiten nicht anders ab, als wie eine Reihe überwachsener Erdhügelchen. Nur wenn man ihm von der Giebelfront nahe kommt, sieht man ein halbes Dutzend helle, mitunter in verschiedenen Farben bemalte Flächen entgegenblinken.

Wir haben von dem Material der Landschaft das Wichtigste aufgeführt. Suchen wir von einigen der typischen Gegenden Islands ein Bild zu geben!

Island ist nicht ein Inselchen, das man von einer hohen Bergesspitze aus überblicken könnte; es ist ein ausgedehntes Land, viermal so groß wie Sicilien, zweiundeinhalbmal so groß wie die Schweiz, nicht viel kleiner als Schlesien, Posen, Brandenburg zusammen. Die Insel hat denn auch nicht einen gleichbleibenden landschaftlichen Charakter; sie ist von der höchsten Mannigfaltigkeit, von einem außerordentlichen Reichthum der Bilder.

Gemeinsam sind den isländischen Gegenden gewisse Eigenschaften, die hauptsächlich durch die Luft bedingt werden. Eine unbeschreibbare Lichtheit und Leichtheit der Färbung; oft steht eine Scenerie wie hingehaucht da. Die Ferne ist wunderbar deutlich, aber niemals scharf und hart. Viele Landschaften sind farbenreich, aber nirgends bunt und grell. Ich könnte mir die isländische Gegend nur im Aquarell vollkommen wiedergegeben denken. Auf der Rückreise befremdete mich die Umgebung von Edinburgh durch die trübe Schwere ihrer Färbung; es lag nicht an dem britischen Fabrikruß: auf Seeland bekam ich denselben Eindruck. Die Nähe erschien schwärzlich und lastend, die Ferne entweder verschwommen oder hart. — So einheitlich gestimmte Färbung wie auf Island kenne ich sonst nur aus Italien. Aber der Grundton ist ein völlig anderer: das isländische Licht ist ein- für allemal grauer, silberner, daher kühler wirkend. Auch das Himmelsblau ist viel heller. Das Abendroth am Himmel und auf den Firnflächen ist zarter, kälter, mehr

nach dem Bläulichen hinüberliegend, als die warme orangengoldene Gluth in den Alpen; es gleicht mehr dem seltenen echten Alpenglühen, das nach dem ersten Erbleichen der Gipfel eintritt.

An specifisch hochgebirgigen Reizen kann sich Island weder mit den Alpen noch mit Norwegen messen; das folgt schon aus der ganzen Construction des Landes. In manchen Reisebeschreibungen glaube ich eine aufgeregte Selbsttäuschung zu verspüren, als ob Island alle Vorstellungen von „großartig" und „schauerlich" überbiete, — wobei denn der ganz eigenartige Zauber der Insel zu kurz kommt. Von einzelnen Bergformen, Wasserfällen, Gletschern abgesehen, fand ich nur ein einziges Mal eine ganze Gegend sehr ähnlich der alpinen; es war das Oexnathal am Eyjafjorde (Nordland): es war wie eines der kleineren, bescheideneren Hochalpenthäler. Wäre ganz Island so, so käme der deutsche Wanderer, der als Landschaftsfreund hinreiste, nicht auf seine Kosten. Die einzigartige Schönheit der Insel liegt da, wo sie nur mit sich selbst verglichen werden kann; im Ganzen beruht sie weniger auf der Silhouette als auf Flächencontrasten.

Obwohl ich 1600 Kilometer auf festem Lande, 1400 auf der See der Küste entlang durchmessen habe, sind mir wichtige und eigenthümliche Gegenden Islands unbekannt geblieben. Was ich hier schildere, ist nur etwas aus Vielem.

Daß man in einem durch und durch vulcanischen Lande sei, vergißt man beinah, wenn man das flache Mesopotamien im westlichen Theile des Südlandes durchstreift. Hier ist der breit hingelegte Fußboden junges Schwemmland. Eine grüne Sumpfniederung. Ströme in großer Zahl, ruhig gleitend, legen sich wie Bänder über das grüne Feld, milchgrau, wo sie dem Gletscher entstammen, leuchtend silberblau, wenn ihre Quelle im niedrigern Felsgebirge liegt. Zu dem Flußspiegel hin ist das Erdreich in braunem Ranfte eingesenkt. Auch die Riedflächen erhalten durch trocknere, kahle Streifen, durch Sandstrecken, in denen der Wind spielt, bräunliche Töne. Der Horizont ist weit; die zarte Bläue der Luft wölbt sich frei über der Ebene. Auf der einen Seite ahnt man die See: der Himmel steigt weißlich zu dem ungezeichneten Erdrande herab. Nach den andern Seiten sieht man felsige Hügelgestalten, längst von verwitterter Schicht und von Graswuchs gedeckt, inselgleich, in persönlichen Umrissen, aus der Niederung aufragen. Es sind die stehengebliebenen Pfeiler aus der einstigen Tuffdecke, lange Zeit vom Meere umspült, wie noch heute die Westmännerinseln draußen vor der Küste, später durch das Geschiebe dem Lande wieder verbunden. Und aus dem bergigen Innern strecken sich Höhenzüge nach unserm Tieflande her und fallen in steiler Böschung 4—700 Meter zu der flachen Sohle ab. So bildet die herrliche Felsenstirn des Ingolfsfjalls im Westen, der leicht gezackte Kamm des Thrihyrnings im Osten die weithin sichtbaren Grenzpfeiler der Ebene, und dazwischen thronen, losgelöst und weit auseinander gerückt, Hestfjall, Mosfell, Vörðufell als Horste über dem wasserreichen Plane.

Ganz nach hinten aber, im Osten und im Norden, haftet unser Blick an geheimnißvollen weißen Flächen, — — nur ganz leise gewölbt oder gegiebelt

umsäumen duftige Firnlinien unsere Welt. Unveränderlich schauen, während wir vorschreiten und die Hügelinseln sich verschieben, die stillen, reinen Gestalten aus ihrer einsamen Ferne herüber.

Unvergeßlich prägen sich diese Züge dem Wanderer ein, der unter klarem Vormittagshimmel vom Geysir aufbricht und den Weg südostwärts nach dem Gullfoß einschlägt. Das compacte Gebirgsland mit seinen Ausläufern, an deren Fuß die heißen Quellen dampfen, bleibt in unserm Rücken. Der Blick nach rechts wird frei, thalabwärts, in die große Ebene, wo matt umschleiert das Mosfell und seine Genossen neben und hinter einander lagern, bis zuletzt das rechtwinklige Profil des Ingolfsfjalls, farblos, wie ein Schattenbild, den Blick begrenzt. Vor uns schlängeln sich die Arme eines mäßigen Flusses spiegelhell durch den Moorgrund. Wir durchreiten sie und steigen jenseits etliche Meter hinan zu dem flachwelligen Grasland, das sich als Zunge zwischen die Flüsse Hvitaa und Tungufljot hindehnt. Drei Wegstunden vor uns hebt sich ein langer formloser Heiderücken sanft empor und schließt jeden Blick auf die Gipfel der Ferne ab. Aber zur linken Seite, im Norden, ist unvermerkt eine Vision aufgestiegen: ein weißer Riesenkörper, flach hingestreckt ... je mehr wir vorrücken, um so länger faltet er sich auf, als wollte er den ganzen Horizont umschlingen. Eine ungegliederte Silberfläche, im vollen Mittagslicht, ohne Schründe und ohne Felsbänder. Der Umriß, die kaum bewegte Wellenlinie, schmiegt sich weich der weißblauen Luft an. Und bis ganz herunter zu der grauen Steinwüste steigt es, das stofflose Gebilde; wie aus vertraulicher Nähe und doch unnahbar schimmert es über die sechs Stunden weite Ebene her. An seinem unteren Rande treten graue Klippenmassen aus dem Flachland hervor und zeichnen sich als gezackte Kette von der weißen Mauer ab. Links aber und rechts springen zwei nähere, massigere Bergkegel vor, von wenig Schnee durchfurcht: sie schneiden tiefer in den Horizont ein und lassen die äußersten Enden der Firnlinie hinter sich verklingen. Es sind das Hlödufell und das Blaafell, beide gegen 1200 Meter hoch; der weiße Riese selbst ist der Langjökull, Islands zweitgrößtes Gletschermassiv, —, was wir von hier aus sehen, ist kaum die Hälfte seiner Längenausdehnung.

Der Weg führt uns hin und wieder in eine kleine Mulde hinein: die Weite verschwindet; die nächsten Hänge mit ihrer handtiefen Decke von Zwergweiden und Blaubeeren, mit ihren Büscheln von Riedgras und den braunen Erdnarben dazwischen liegen unmittelbar unter dem blauen Himmel und strahlen die Wärme des Sommermittags feucht zurück. Da und dort eine Gruppe Kühe, neben einem seichten Tümpel; fast unbeweglich, dumpf in die Luft hinausstierend. Und jetzt steigt er wieder am Rande auf, so still und heimlich, der große Gletscher, und träumt über das traumversunkene, schweigende Land hin. Gegenüber aber verschwimmt die Ebene in dem glastenden Silberlicht der Hochsonne. —

Einige Meilen südlich von dieser Strecke schiebt sich eine Hügelregion vom Hochlande tief in die Niederung herein. Es sind Tuffhöhen von rundlichen

Formen. Wo sich die Laxaa und andere Flüsse durchgenagt haben, sehen wir kahle, gelbliche Schutthänge. Im Uebrigen ist es gut übergrüntes feuchtes Weidenland. Wer, von Norden her kommend, die Laxaa überschritten hat und jetzt auf vielbetretenem Wege südwärts dem berühmtesten Vulcangebiete zustrebt, hat seit langen Stunden nichts mehr von den schönen Firngipfeln gesehen. Das grüne Labyrinth der Thälchen und Hügelchen hat ihn gefangen gehalten; kaum daß das Auge einmal nach rechts hinaus die verdämmernde Ebene streifte. Aber nun, in der Mitte zwischen den Pfarrhöfen Hruni und Storinupur, lenkt der Pfad um einen Abhang, und da treten sie hervor, der Reihe nach, die drei weißen Geister des Küstenlandes: erst der Eyjafjalla-jökull, der höchste und schönste von den dreien, eine ungebrochene, kaum gefaltete, milchweiße Fläche, der unvergleichlich zarte Contour in einen weichen Doppelgiebel auslaufend. Nördlich von ihm der Tindfjallajökull: er läßt aus einer Gletscherebene sechs zierliche kleine Firn- und Felspyramiden aufwachsen. Zuletzt tritt die Hekla heraus. Ihr Abstand von uns ist nur der halbe; darum hat ihr Schneegewand nicht den gelblichen Duft der andern; es hebt sich schärfer, bläulich-silbern von dem Himmel ab. Die schwere, undurchbrochene Gletscherdecke fehlt ihr; die Schneehülle ist von grauen Aschenflecken und Lavazügen zerrissen. Ihre Form ist ausgeprägt: als regelmäßige Halbkugel scheint sie sich aus der Tiefe empor und wieder zu Thal zu wölben.

Was diese isländischen Schneeberge von denen der Alpen so völlig unterscheidet, ist zweierlei. Sie wirken mehr als Fläche denn als Körper; ihr Umriß kann bei aller Einfachheit von hinreißendem Wohllaut sein: die gegliederte Architektur der Alpengipfel ist niemals vorhanden; nicht gethürmte und geknickte Felslagen, sondern aufgeschüttete Aschenkegel tragen die schimmernde Schneelast. Und das Andere: die Firngipfel der Alpen ruhen auf einem mächtigen Unterbau von Felswänden und thronen wie unerreichbar über den Tiefthälern; der isländische jökull bettet sich gleich über dem grünbraunen Heidelande; sanfte Hänge führen den kurzen Weg zur Thalsohle hinunter. —

Verbindet sich mit diesen eigenartigen Eindrücken der Anblick der See, so entstehen wieder neue Wirkungen. — Durch ein grünes Hügelland, ganz ähnlich dem vorhin beschriebenen, führt ein Pfad, bergauf, bergab, aus den südlichsten Aschenzipfeln der Heklaebene hinüber nach dem Küstenlande. Ein gutes Stück über der gesegneten Pfarrei Breidabolstadur öffnet sich's nach links und nach vorn. Der alte Bekannte, der Eyjafjallajökull, hebt sich mälig über die grünen Halden herüber, als wüchse er gleich aus ihnen hervor. Aber jetzt tritt auch seine Wurzel heraus; wir schauen auf das Stromland, das uns von dem Jökull trennt, und er legt sich in seiner feierlichen Schönheit breit und groß auseinander, am zaubervollsten, wenn seine Nordwestfläche die Abendsonne auffängt. Folgen wir seinem Profil von der Spitze an nach rechts, so bleibt das Eisgewand bald zurück; unser Auge gleitet über eine Folge von tiefer und tiefer sinkenden Bergstufen, Alles weich abgerundet; über steinigen und grasigen Rücken läuft das Massiv in die Ebene aus. Drunten recken sich noch ein paar Felsklötze in die Höhe; sie sind einst von

der steileren Bergnase abgebrochen und heruntergestürzt. Gleich rechts davon aber tritt die vollkommen flache Sohle die unbestrittene Herrschaft an. Es ist Schwemmland, dessen nassen Ursprung man mit Augen sieht. Ein sehr beträchtlicher Gletscherstrom, das Markarfljot, wälzt sich schmutziggrau von Osten heran; mit dem Netz seiner vielen Arme erfüllt er das Thal, das uns von der Jökullkette scheidet. Wo diese aber endigt, da löst er sich in vier deutlicher gesonderte Strombette auf und umspannt mit diesen ein sandiges und sumpfiges Delta von 500 Quadratkilometer Fläche.

Von unserm Pfarrhofe aus blicken wir unmittelbar auf dieses weite Flachland nieder: erst kommen die saftig-grünen Dungwiesen um das Gehöfte her; sie senken sich sänftiglich ab zu einem gelblichen Streifen, der sich dem nächsten Stromarme entlang streckt; jenseits des hellen Wasserbandes legt sich die Ebene in wechselnd gelbgrünen und graubraunen Streifen hin, noch einmal von einem blitzenden Flußlauf belebt, bis zuletzt das Meer mit seiner schimmernden Silberfläche Alles aufnimmt. Aus seinem Spiegel treten, nicht fern vom Strande, fein gezeichnete Felszäckchen heraus, die Westmännerinseln. Sie scheinen von hier aus einen siebengipfligen Gebirgszug zu bilden, der bis an die höchsten Zinnen in die Fluth gesunken ist. Farblos, wie leichte Schatten, schweben sie über dem strahlenzitternden Meere.

Die Leuchtkraft des großen Jökulls steigert sich beim Sinken der Sonne, und über die schneefreien Theile des Gebirgs legt sich der zarteste röthliche und grünliche Hauch. Weit hinten im Thale hat sich ein weißer Nachbar zugesellt, der Godalandsjökull: eine kaum gehobene Bogenlinie, die an vier Stellen brüchige Eismassen tiefer herabhängen läßt. Und über die nächsten Grashalden in unserm Rücken schaut, täuschend nahe, die vielzinnige Reihe des Tindfjallajökulls. Sie alle baden sich in dem kühlen Abendlicht und blicken nieder auf unsere Stromebene, in deren Wasserstreifen der letzte Schein verglimmt.

Die grüne Weidenhalde, an deren Anfang Breidabolstadur liegt, zieht sich weit ostwärts in das Thal des Markarfljots hinein. Sie heißt die Fljotshlid, die Stromhalde. Ihr Grasland gehört zum besten der Insel. Von dem schönsten Pfarrhofe reitet man in drei Stunden nach dem Gehöft Hlidarendi (Halden-Ende), wo der Abhang steilere Gestalt annimmt und Felsenbänder häufig in die Weide einsetzen. Der Blick von hier ist ähnlich wie draußen. Doch ist er weniger frei; auf das Strombelta und die See sieht man eben noch schräg hinaus; die Zackeninselchen sind verschwunden. Denn das Fußgestell des Eyjafjallajökulls hat sich trotzig vorgeschoben; die Firnhöhe liegt uns körperlicher gegenüber.

In Hlidarendi lebte im zehnten Jahrhundert Gunnar, ein reicher, schöner und streitbarer Bauer; sein Bild zeichnet uns mit hoher Kunst die altisländische Njaalssaga. Einst sollte er seinen Hof verlassen und, auf drei Jahre, hinaus, in die Verbannung ziehen. Er wußte, daß Bleiben Eidbruch war und ihn das Leben kosten mußte. Schon war er mit einem norwegischen Schiffsherrn an der Küste den Vertrag eingegangen. Er hatte seine Fracht nach dem Schiffe führen lassen, war zu allen seinen Freunden im Bezirk geritten, Ab-

schied zu nehmen; am Morgen hatte er die Pferde zum letzten Ritt gesattelt und die Hausgenossen umarmt; sie hatten ihm vor den Hof das Geleite gegeben und gesehen, wie er aufs Roß sprang und von dannen ritt. Aber wie er jetzt dem Markarfljot zusprengte, da strauchelte sein Pferd, und er schwang sich aus dem Sattel; sein Gesicht kehrt sich der Halde zu und seinem Hofe. Da sagt er: „Schön ist die Halde! so schön hab' ich sie nie gesehen: die weißen Saatfelder und der gemähte Rasen ... ich reite wieder heim und reise nicht!" ... Auch der heutige Wandrer fühlt nach, daß ein Abschied von Hlidarendi schwer fallen kann, — mag sich auch sein Gesicht mehr den schimmernden Gletscherriesen drüben zukehren!

Ein verkleinertes Abbild des südlichen Stromlandes ist die Niederung, die sich vom Borgarfjord an der Westküste ins Land hinein zieht. Ihre durchschnittliche Breite beträgt 20 Kilometer. Als ungetheilte Ebene erstreckt sie sich einige 40 Kilometer in die Länge; dann beginnen die Ausläufer des Hochlandes, und die Ebene zerlegt sich in ein halbes Dutzend radial zusammenlaufender Flachthäler von ansehnlicher Breite.

Der Gesammteindruck ist nicht so erhaben, wie in dem Bezirk an der Südküste. Der zauberhafte Contrast der formlosen Ebene zu dem umsäumenden Gebirge ist hier, in dem begrenzteren Raume, weniger stark. Der Firnhintergrund steht nur auf der einen Seite, im Osten, und von diesen Schneehäuptern kann sich nur eines an Größe und Form mit den südlichen messen. An Stelle der inselhaften Tuffkuppeln haben wir hier längliche Basaltbänke, die holt, sie heben sich oft von der einen Seite in sanftem Wiesendache empor und fallen nach der andern in scharfem, nacktem Rande ab. Ihre Höhe wechselt zwischen sechs und fünfzig Metern. Sie erscheinen wie Klippenarme, die das bergige Land in den grünen Moorspiegel hinausstreckt.

Kommt man vom Hochlande, aus der eingeschlossenen Alpenlandschaft Kalmanstunga, und zieht durch das erinnerungsreiche Thal von Reykholt, so bleibt der Blick lange auf die nächsten, gestaltlosen Hänge beschränkt. Ein paar Wegstunden westlich von Reykholt bietet sich zum ersten Male das volle Panorama des Borgarfjordlandes dar. Diese Stelle, in schönem Sonnenlicht gesehen, gehört an festlicher Farbenfreudigkeit, an heiterem Reichthum der Formen zum ersten auf Island.

In unserem Rücken haben wir den Höhenzug, der das Reykholts-Thal südlich begrenzt. Der Pfad ist an seiner Schuttmasse ein Stück hinaufgestiegen; dicht über uns sehen wir die deutlichen Treppenstufen der Basaltbildung. Die gleichen Basaltstreifen erkennen wir drüben, jenseits der Ebene, in dem untern Geschoß der Bergwand, während die Gipfelpartieen verwittert und zu Kuppeln zerfressen sind, so daß dieses Nordwestviertel unseres Gesichtskreises das Bild einer belebten, vielgestaltigen Hügelreihe gewährt. Aus der Mitte dieser mattgrauen, da und dort röthlich überflogenen Höhen baut sich in zierlicher Kühnheit eine Pyramide auf, die nach Form und Farbe aus einem leichteren, edleren Stoffe zu bestehen scheint. Es ist die Baula. Ihr Stein ist der Liparit; in der Ferne wirkt er auffallend licht: ein helles Gelb, in fleisch-

farbene Töne spielend. Drei scharf gezogene Kanten sehen wir in der Spitze zusammenlaufen; die östliche ist kurz vor dem Abschluß leicht eingeknickt, so daß ein Anklang an das Matterhorn entsteht. Seine ganze Umgebung überragt der adelige Berg um ein Drittel seiner Höhe. Er ist von unserem Standpunkt 22 Kilometer entfernt.

Von der Baula kehrt sich der Blick landeinwärts, bis er in 50 Kilometer Abstand auf dem Eiriksjökull ruht. Ein symmetrisch ausgespannter Firnbogen; leicht und duftig ist er dem grau-felsigen Untersatze aufgelegt. Aus seiner großen Ferne schaut der Jökull wie der alte friedliche König unseres Tieflandes herüber. Es ist, als ob zu seinem Silberscheitel die farbige Hügelwelt um uns her andächtig aufblicke.

Die Ebene in saftigstem Grün streckt sich vor uns stundenweit, nach links hinaus bis ins Unübersehbare hin. Das Wollgras verräth den Moorboden und streut seine weißen Lichter über die Grasdecke. Von den Schlangenwindungen der Flüsse blitzt bald hier, bald dort ein Stück auf. Die Hvitaa, der Hauptstrom des Gebietes, spiegelte die Luft in herrlicher Bläue wider, obwohl sie ein Gletscherkind ist und hohen Wasserstand hatte. Dies wunderte mich, da die alte Egilssaga erzählt, an der Hvitaa, der „Weißach“, hätten die Ansiedler aus dem norwegischen Nordfjord zuerst die seltsame weiße Farbe des Gletscherwassers kennen gelernt — Hat man sich dem Strome genähert, so tritt der südwestliche Eckpfeiler des ganzen Gebietes hervor: das Hafnarfjall, einer der formenschönsten Bergkämme der Insel. Ihm lehnt sich nach innen die Skardsheidi an mit ihrer noch im Juli schneebelasteten Nordwand. Sie ist einer der wenigen isländischen Berge, die nach Steilheit und Umriß (nicht nach Höhe) lebhaft an alpine, wie etwa das Stockhorn bei Thun, erinnern.

Vollkommen verschieden in Farbe, Form und Stimmung zeigt sich uns die isländische Landschaft, wo wir jüngeren vulkanischen Boden betreten. Wir meinen jüngeren im Vergleich mit dem alten Knochengerüste des Landes, den Basalt-, Liparit- und Palagonitmassen. Die jüngere Lava hat ihrerseits wieder sehr ungleiches Alter und Aussehen.

Die Hauptstadt Reykjavik (im südlichen Theile der Westküste) liegt auf einem Lavagrunde, der vor der Eiszeit entstanden ist und daher die ganzen Wirkungen der Gletscherdecke über sich ergehen ließ. Verfolgt man die Straße nach Eyrarbakki südöstlich bis gegen den Bergpaß, das Hellisskard, so gelangt man in vierstündigem Ritt aus dem präglacialen in weit jüngeres Lavagebiet hinein. Diese ganze Gegend ist von wundersamem Reiz; den Neuankömmling, der empfängliche Sinne mit sich bringt, führt sie sogleich mit unwiderstehlicher Gewalt in den Bann einer eigenen, fremdartigen Welt.

Ein mäßig gewellter Boden zieht sich von der Küste drei Stunden tief ins Land hinein. Die Grundfarbe ist grau; es spielt ins Stahlblaue, ins Violette oder Rostbraune, je nach der Stelle, je nach der Beleuchtung. Es sind tiefere, sattere Farben als im Stromlande. Die grünen Rasenflecke verschwinden in der trümmerübersäten oder schuttüberlasteten Wellenfläche. Krystallklare Bäche schneiden scharf in die graue Hülle ein und plätschern der See zu:

sie bespült in tiefster Bläue das steinige Land und dringt in Buchten ein, einen gewaltigen Farben- und Lichtcontrast schaffend. In den Senkungen zwischen den Erdwellen haben sich kleine, seichte Seebecken gefüllt. An einer Stelle ragen dunkle, rußige Aschenkegel auf, mit zinnoberrothen Sandflecken: die Reste eines niedrigen Kraters — ein seltsam phantastisches Zierwerk der Landschaft! Fast möchte man sagen, ausgebrannt und verkohlt muthe die Erde hier an.

Den Horizont vor uns im Süden bildet eine geschlossene Hügelkette, die mit auffallendem Umriß in die Luft einschneidet. Es ist eine Zackenlinie, deren Kühnheit man mit dem Contour der Berneralpen vergleichen möchte. Die westlichsten dieser Zacken haben kaum 300 Meter Höhe; allmälig nimmt es zu, und der weithin kenntliche charaktervolle Hahnenkopf des Vifilsfells erreicht 650 Meter. Diese Kette gibt sich sofort als das feste Rückgrat zu erkennen, woran sich die übrige Halbinsel, der Stiefel, den Island im Südwesten ausstreckt, angegliedert hat. Die Hügel bestehen aus Tuff; sie sind aus mächtigeren Lagen ausgewittert.

Wir nähern uns ihren braunen Wänden, von denen schon im Frühsommer der Schnee fast völlig gewichen ist. Das Vifilsfell mit der zerfurchten und splitterüberhäuften Brust ragt jetzt gleich rechts über uns. Dahinter biegt sich die Bergwand zurück: wir schauen in kleine Thalkessel — oder sind sie groß? unser Auge verliert hier jedes Maß. Kein grüner Halm wächst hier, keine Quelle entspringt. Aber Lavaflüsse senken sich still und schwer herunter, links und rechts die Wände ihres Felsenkessels berührend und drunten fächerförmig über den Abhang sich verbreitend. Ihre obere Fläche ist wenig geneigt und glatt wie ein versteinerter Stromspiegel; aber winzige Krater stehen daraus hervor, kreisrund, und werfen ihre Schattenkegel auf das lichtgraue Feld. Es wirkt unfaßlich, mondhaft. Wenn die Sonne vom nordwestlichen Rande her ihre letzten Strahlen in die Wüste hereinschickt, und sich die Schatten länger über die mattsilbernen Flächen hinlegen, meint man wirklich auf unseren Trabanten verzaubert zu sein.

Von Reykjavik selbst zeigt sich diese Hügelkette als Hintergrund eines vier Stunden weiten Küstenlandes. So oft man aus den Gassen auf die kleine Anhöhe Landakot steigt, die eben noch die höchsten Häuser überragt, sieht man mit neuem Staunen, wie sich der südliche Horizont mit diesen seltsamen Gestalten bevölkert. Ihre Farbe ist jedesmal wieder anders: ein düsteres Graublau unter Wolkenhimmel; ein halb beschattetes Braun unter der Mittagssonne; ein leichtes Violett am klaren Abend. Von den westlicheren Zacken fesselt den Blick besonders der Keilir, eine regelmäßige Pyramide; als Vorposten in der Ebene steht das Helgafell mit rund gewölbtem Haupte. — Der Hengill, die innerste dieser Tuffhöhen, einem ruhend hingelagerten Löwen vergleichbar (770 Meter hoch), leitet über zu den massigeren, minder gezackten Basaltbergen im Osten und Norden. Drei oder vier niedrigere Kuppeln treten bis nahe an die Küste heran und bilden den unmittelbaren Hintergrund zu dem inselreichen, vielgebuchteten Meerbusen, an dessen Eingang Reykjavik liegt. Ueber diese bräunlichen Massen hinweg erspäht man in großer Ferne, jenseits

des Thingsees, eine dicht an einander gerückte Reihe von Gipfelchen. Aber der wahre Beherrscher des Reykjaviker Hafens ist die Esja. Uns gerade gegenüber, im Nordosten, wächst dieser schwere, breite Basaltberg aus dem Fjord auf, sein Fuß von einem dünnen grünen Streifen umsäumt. Er ist 12—15 Kilometer in der Luftlinie entfernt; seine Höhe nähert sich 700 Metern. Die Esja hat keinen irgendwie auffallenden, reichen Umriß. Wenn sie dennoch als formenschönes Gebilde wirkt, so beruht das auf der Modellirung ihres Abhangs durch die Erosion: die unverletzten Felslagen neben den eingestürzten, überschütteten Hängen, der Wechsel der geraden Wände mit den eingebogenen oder vorgewölbten Stellen geben der Esja etwas Persönliches, Sprechendes. Die wohlgefällige Flächengliederung hat ein erhöhtes Licht- und Schattenspiel zur unmittelbaren Folge. Eine hellgelbe kleine Liparitspitze drängt sich rechts über den langsam niedersinkenden Rücken des Berges.

Wundervoll ist nun, wie sich der Bergklotz der Esja in einer langen Gipfelreihe bis in den äußersten Nordwesten wiederholt und schrittweise verjüngt; die Formen werden immer niedriger, ferner, leichter. Die Landmasse klingt sanft in den Seespiegel aus. Zuerst lehnt sich an die äußere Schulter der Esja das Akrafjall in reizendem Flusse der Linien. Dann, in dreifacher Entfernung, die gezackten Berge über dem Hitaarthal. Ein Stück See schiebt sich hier in den Horizont ein, und was links davon folgt, erscheint als Kette steil-felsiger Inseln. Die äußerste dieser Schein-Inseln hebt sich noch einmal breiter und stolzer aus dem Wasser empor, und ein Firnkleid hängt ihr von der rechten Achsel quer bis zur See nieder, zwei Drittel ihrer Fläche übersilbernd. Das ist der Snaefellsjökull, in einer Ferne von 110 Kilometern. Wenn die Vormittagssonne seine Südostwand aufleuchten läßt, prangt er als das zierliche kleine Juwel des Reykjaviker Horizontes.

Etwa ein Sechstel unseres Umkreises ist freier, unbegrenzter Ocean. Wie die weite Fläche von links her einzieht und sich in die reichgegliederte Küste zur Rechten allmälig auflöst; wie sie zuletzt noch, zu unsern Füßen, aus dunklerm Blau die gelbgrünen Flachinseln aufleben läßt, — das ist von unvergleichlicher Wirkung. Schöneres als Reykjavik hat Island nicht, und ob es irgendwo eine schönere Rhede gebe, müßte der entscheiden, der unsern ganzen Erdball durchschweift hat.

Die erst nach der Eiszeit ausgegossenen Laven lassen landschaftlich vier Gestalten unterscheiden. Nicht ihr Alter allein schafft die Unterschiede: die Höhe über der See, die Geschütztheit vor dem Winde und andere zufällige Umstände durchkreuzen sich in ihren Wirkungen mit den durch die Entstehungszeit gegebenen Ungleichheiten. Wohl am besten läßt sich die mannigfaltige Physiognomie der Lavaoberfläche in dem Nordlande beobachten: in der großen jungvulkanischen Zone, die den See Myvatn von allen Seiten umgibt. Das Bild dieser Gegenden wurde mir durch Nebel und Regen theils getrübt, theils entzogen, so daß ich mich an die Laven im Süd- und Westlande halte.

Auf der berühmten Ebene des Allthinges, den Thingvellir, erblickt man eine alte Lava, die seit ihrem Erkalten bedeutsame Schicksale erlebt hat, das

Aussehen der Landschaft bestimmt und sich in ihrer Oberfläche dem umgebenden Gebirgskreise einigermaßen angeglichen hat.

Eine riesige Lavafläche von 200 Quadratkilometern ist einst von verschiedenen Kratern her zusammengeströmt (drei fächerförmig herabquellende Arme kann man noch jetzt vom Thingfelde aus deutlich erkennen). Diese Fläche lag, in einer Länge von dreißig Kilometern nordost-südwestlich, nicht sehr tief eingebettet zwischen alten Tuff- und Basalthöhen. — Da trat eine große Senkung ein. An mehreren parallelen Längslinien löste sich die Ebene von dem Rande ab und sank etagenweise nieder, so, daß die innerste Partie am tiefsten zu liegen kam. Zugleich aber schritt das Absinken in der Längsrichtung vor, dergestalt, daß sich im Südwesten der tiefste Kessel bildete, während der nordöstliche Beginn der Lava von seinem Niveau wenig gewichen ist. Die südwestliche Hälfte des also gesunkenen Landes füllte ein Fluß zu einem 100 Meter tiefen Seebecken aus: es ist der Thingsee (etwa von der Größe des Zürcher-Sees). Ganz allmälig steigt der Boden des Sees an dem Nordostrande heraus und setzt sich in derselben sanften Steigung als Lavathalgrund fort.

Von den Bruchlinien tritt je eine, hüben und drüben, scharf hervor: zwei Lavaklüfte, deren Außenwand senkrecht 50 Meter abfällt, während der innere First, niedriger und weniger steil, beim Absinken herunter und einwärts gerissen wurde. So ziehen sich die zwei schwarzen Außenmauern anderthalb Wegstunden hin, wie nach der Richtschnur gezeichnet, als Rahmen des Lavafeldes, das sich sechs Kilometer breit zwischen ihnen dehnt. Unter dem Spiegel des Sees setzen sich die beiden Klüfte in der gleichen Richtung fort. Den Gesammtbetrag der Senkung können wir von diesen Kluftwänden nicht ablesen; er wird auf das Drei- oder Vierfache geschätzt. Denn außerhalb dieser deutlichen Risse zeigen sich verwischtere Absätze, Thalstufen: die äußeren Bruchlinien. Insgesammt mag die Sohle des Thingfeldes über 150 Meter von ihrer ursprünglichen Höhe abgesunken sein.

Der erste Eindruck dieser Landschaft, wenn man nach achtstündigem Ritte von Reykjavik ihren Westrand erreicht, ist denn auch der einer tiefen Abgeschlossenheit. Nach keiner Seite hin öffnet sich der Horizont auf die Ebene. Wir fühlen uns gebettet und geborgen im Schoße weichgipfliger Bergmassen. Aber der Umkreis ist nicht eng. Auf dem violett-grauen Wasserspiegel ruht das Auge wohlig aus und streift zwischen den gelben hügeligen Inseln träumend hin. Das ferne Seeufer hebt sich in Mulden und Hügeln zu dem welligen Umriß des Hengill empor; dieser thront frei über der Wasserfläche und scheint herüberzublicken nach den höhern, schneebestreuten Flachkuppeln dort am andern Ende, im Nordosten, die, eingeengt zwischen und hinter den Vorbergen, kaum noch die Thalsohle beherrschen. Und wie die Lavafläche links, mit ihrem hellen Moospolster und den grünlichen Gebüschflecken, in kaum merkbaren Längswellen leicht gehoben und gesenkt, sich dem See anschmiegt und ihre Hälfte des Tieflandes erfüllt! Kaum anderswo spürte ich von einer Landschaft ein so bestimmtes wohlthuendes Raumgefühl ausgehen, gleichwie von einem großen Bauwerke von Künstlerhand. Aber man muß das Bild vom obern Rande der „Allmännerkluft" genießen, wo die lothrechte Mauer, das grüne friedliche

Thälchen an ihrem Fuß und die brüchige innere Lavascharte den denkbar besten Vordergrund schenken, und wo man das weite Feld mit seinen stotzigen Grenzhütern, dem Armannsfell und der Hrafnabjörg, ungehemmt überschaut.

Betreten wir dann den flachen Lavagrund, so fällt uns dreierlei auf. Der Pflanzenwuchs ist reich; manche Strecken haben völligen Heide-Charakter; da und dort ein Streifen schönen Grasbodens (so die Stelle, wo die Kammern der Landsgemeinde tagten); auch von Birkenbeständen hat sich noch Einiges erhalten. Sodann: wo die Lava unbekleidet hervortritt, sind alle ihre Höcker und Thürmchen weggewittert; große, glatte Platten kehren sich ans Tageslicht, flach oder gewölbt wie riesige Schildkrötenschalen; oft ist ihre Oberfläche zu kreisförmigen, concentrischen Wülsten gefaltet. Endlich fesseln uns die senkrechten Risse, die den Boden in der Längsrichtung des Tieflandes durchfurchen: manche nur handbreit, etliche zu einer Spalte von fünf und mehr Metern ausgeweitet; wir schauen 20 Meter tief in ihren Schlund, bis der Blick auf eine unbewegte Wasserfläche trifft, aus deren Grunde die Felsblöcke farbig hervordämmern.

An dem von Fremden selten begangenen Wege vom Borgarfjord der Küste entlang nach dem Snaefellsjökull (in der Mitte von Islands Westküste) liegt ein ganzes Halsband von prachtvollen Lavafeldern. Alle sind wohl viel jünger als das von Thingvellir; sie sind der Landschaft noch nicht recht einverleibt; von Weitem schon sondern sie sich greifbar ab; sobald wir den Fuß auf sie setzen, haben wir das Gefühl einer eigenthümlich verwandelten Umgebung.

Alle anderen übertrifft die Lava von Budir, die schönste aller Laven. Sie hat sich ihr ganzes phantastisches Relief von Wind und Wetter noch nicht rauben lassen: scharfe Zacken und luftig gethürmte Säulen, schmale Firste und rundliche Knollen, steile Brüche und tiefgehöhlte Kessel — das wirrt sich Alles zu einem Labyrinth durcheinander. Alles aus dem schwarzen, schlackigen Gestein, als käme es frisch aus dem Hochofen. Bescheint die Sonne dieses ruhelose Feld, so entsteht ein ganz wundersames, aufgeregtes Leben von Licht und Schatten. Und der thurmhohe runde Kraterkegel, der das Alles einst ausgespieen hat, herrscht formlos und plump über seine Schöpfung hin. — Aber unsere Lava enthüllt sich uns, indem wir sie durchqueren, als ein Treibhaus der lieblichsten Flora, gleich als ob sich von der alten Gluth noch eine laue Wärme in ihrer Kruste berge. In den tieferen Höhlen wuchert es von Farrenkräutern bis zum Rande herauf; an den sonnigen Flächen leuchtet der Enzian, der goldgelbe Mauerpfeffer; dazwischen rankt und kriecht die Brombeere, das Lycopodium. — Wenn wir eine solche Lava durchirren, glauben wir in eine Welt für sich, in einen abgesteckten und umzäunten Zaubergarten gerathen zu sein. Die wohlbekannten Berggipfel draußen blicken herein, als gehörten sie nicht mehr zu uns. Die geformte Steinwelt mit ihren Pflanzen um uns her hält uns in ihrem Reiche voll eignen Lebens gefangen.

Von der göttlichen Landschaft, deren Schwelle die Lava von Budir bildet, schweigen wir hier. Wir lernen einen dritten Laventypus kennen, eine Form, die nicht jünger zu sein braucht, die aber dem Pflanzenwuchse weniger ent-

gegengekommen ist und einen starreren, öderen Eindruck hervorruft. Dieser Art ist die Lava von Stadarhraun an der Westküste, die am Flusse Norduraa südlich der Baula und der riesenhafte Lavastrom im Landesinnern, der den einen seiner Arme zu dem Hofe Kalmanstunga herabschiebt (im obersten Theile des Borgarfjordlandes, Westviertel), und manche andere. — Wir haben eine weite silbergraue Fläche vor uns: Moos und Flechten haben sich die Wüste unterworfen und sie mit einem weichen Teppich überdeckt. Aber Alles ist besät von den Steinen und Blöcken, die der Umhüllung trotzten Hier und dort liegen sie zu kleinen Haufen und hingezogenen Mauern verdichtet. Schwarz brechen sie aus dem mattschillernden Moose hervor. Ihre wechselnden Gestalten, die Würfel und Nadeln und Säulen, zeichnen sich in der Nähe scharf ab; sie streuen unruhige Schlagschatten aus. Allmälig, nach der Ferne, mildert und glättet es sich; man meint, ein Aschenregen habe sich unregelmäßig auf die lichtgraue Decke ausgegossen. Hier zieht sich ein grünlicherer Streifen hin: einige Grasbüschel haben sich hereingewagt. Dort drängt und wühlt sich die Lava wieder kahler und schwärzer ans Sonnenlicht. Das Ganze sieht seltsam marmoriert und abgetönt in der Farbe aus. Ein reizender Contrast entsteht in der Norduraa-Lava: ein Nebenflüßchen bricht sich Bahn durch das höckerige Feld. Es windet sich in eiligem Laufe zwischen den Zackenmauern her. Jetzt taucht es unserm Blicke unter; jetzt scheint es als starker Quell, klar und kalt, aus dem schwarzen Eingeweide heraus zu sprudeln. Wieder spült es um runde, moosübergrünte Blöcke und gleitet wieder in silbernen Fällen über den höllischen Untergrund.

Den isländischen Lavastrom in seiner jüngsten Gestalt lernt man an der Hekla kennen. Die Hekla spie vor fünfzig Jahren ein Ungethüm von Strom über ihre Nordwestflanke herunter. An seinem Rande steigt der Wändrer zu den verschneiten Kratern auf. Ich bin nicht im Stande, Aussehen und Eindruck dieses dämonischen Gebildes zu beschreiben Ich habe nur die Erinnerung, daß meine Begleiter und mich am hellen Tage ein unheimliches Grausen überkam, wenn wir von unsern Spuren nach links aufblickten und diesen versteinerten Gletschersturz wie mit unhörbarem Brausen der Tiefe sich zuwälzen sahen.

Noch in zwei Landschaften möge der Leser mir folgen; beide ganz verschieden von den grünen Stromlanden wie von dem grauen Reich der Lava; beide gehören der Küste, dem nordwestlichen Viertel Islands an.

Steigen wir über die Halbinsel hinweg, die an ihrem Westende den schönen Schneeberg Snaefellsjökull trägt, so breitet sich vor uns der Breidifjord aus, Islands zweitgrößter Meerbusen. Seine Südküste ist höchst mannigfaltig gebildet; im Verlauf einer Tagereise kann der Wanderer alle Gattungen des isländischen Terrains erproben: sandigen Strand, steile Trümmerhalden, schwankendes Moor, blühende Heide, starre Lava. Da sich ein flacher Küstengürtel nur auf kurze Strecken ansetzt, führt der Weg — einer der ungebahntesten auf Island — mehrere Male tief in das Hügelland hinein; die See entzieht sich dem Blick auf Stunden.

So durchreiten wir einmal, von Westen kommend, eine verschwärzte Lavawildniß, woraus die Aschenkegel mit ihren rothen Brustlätzen in ungewöhnlicher Zahl und wirrer Unordnung hervorragen. Kaum haben wir diese unwirthliche Scenerie im Rücken, so breitet sich die See vor uns aus. Aber nicht als unbegrenzter Spiegel liegt sie da, sondern eingeengt und durchbrochen von flachen Inselchen, die wir aus der Ferne für Schattenflecke halten könnten. Noch einmal legt sich uns, dicht am Strande, die Lava entgegen, mit seebespülter und algengebräunter Zunge. Ein Pfad führt quer durch sie hin, von so seltener Vortrefflichkeit, daß wir gern der alten Kunde Glauben schenken und uns ein muskelstarkes Berserkerpaar als die Baumeister des Steiges denken. Dann gelangen wir zu der weit vorspringenden Mitte der südlichen Fjordküste. Hier weiß jeder Winkel von Wundern und Thaten zu erzählen, die in der fröhlichen und blutigen Zeit des isländischen Freistaats geschahen. Die eigenthümliche Landschaft überblicken wir am besten von einer der östlicheren Anhöhen, über die der Pfad hinführt.

Denken wir uns die Beleuchtung eines sonnigen Mittags, so sehen wir die Abhänge vor uns braun und grün gestreift zu dem hellsilberblauen Meere niedersteigen Gegenüber schiebt sich von rechts her eine lange Bergmauer, der Abfall eines Plateaus, in den Fjord, völlig gipfellos und ohne Gliederung, es sei denn, daß Wolkenschatten die bräunliche Halde beleben. Wo diese Mauer im Fjorde verläuft, da öffnet sich's auf die freiere Meeresfläche mit ihrem ruhigen Glanze, bis ganz in der Ferne eine bläuliche, wenig gezackte Linie die See und unseren Blick begrenzt. Es ist der Plateaurand der großen Nordwesthalbinsel. Aber von dieser duftigen, lichtumflossenen Ferne zieht es den Blick stets wieder auf die farbige Inselwelt zu unsern Füßen. Zu den Dingen, die dem Menschen óteljandi, unzählbar sind, rechnet der Isländer diese Inselchen des Breidifjordes; kaum ein Drittel ihrer Zahl liegt in unserem Gesichtsfelde. Es sind basaltene Felspfeilerchen, die beim Einsinken des Fjordgrundes Widerstand leisteten, und an deren weiterer Spaltung und Zerkleinerung die Meereswoge gearbeitet hat. Nur ein paar wenige thürmen sich zu kecken Rundkegeln auf; alle anderen heben sich als platte Bänke ein paar Meter aus dem Wasser, oben übergrünt, an den Seiten in graubraunem Felsbande scharf abgeschnitten.

Auch die breite Halbinsel zu unsrer Linken läßt aus ihrem grünen Plane zahlreiche Klippenbänke und eine höhere, rundliche Kuppe, das Helgafell, herauswachsen; ganz allmälig verlieren sich ihre Zungen in dem Fjorde; das Meer dringt in seichten Armen tief in sie ein. So sehen wir das feste Land unvermerkt in den Seespiegel eintauchen und hier mit seinen Riffen und Hügelchen wieder herausblicken. Eine Grenze zwischen den beiden Reichen vermöchten wir kaum zu erspähen, legten sich nicht in so hellem Perlmutterglanze die Netzarme der See um ihr Eigenthum. — So im warmen Mittagslicht geschaut, liegt die Fjordlandschaft da wie die Inseln der Seligkeit für Eidergänse und Möven. Am Abend vorher sah ich sie unter schwer verhängtem Regenhimmel: schmutzig-braun lagen die Eilande in der trüben Fläche; das dunkle Gewölk brütete über der Sumpfküste und den seichten Meeresstraßen. Es war, als

beginne die Erde ihren dritten Schöpfungstag; als wollten ungeformte Landmassen aus dem Meere aufsteigen.

Island streckt nach Nordwesten eine große, fächerförmige Halbinsel aus. Ihr Kartenbild gleicht einer Hand — obwohl es seine Schwierigkeit hat, die Fünfzahl der Finger zu entdecken.

Denkt man sich in dieser Halbinsel die Fjorde ausgefüllt, so hat man einen ungegliederten dreiseitigen Felsblock, ein Plateau von 5—600 Meter Höhe, das an zwei Stellen zu Flachkuppeln von 900 Meter Höhe anschwillt. Die Oberfläche ist sanftwelliges Heide- und Schuttland; an den beiden höheren Wölbungen haben sich flache Gletscherdecken von je 8 Quadratmeilen Größe übergelagert.

In diese compacte Felsmasse wurden die tiefen Fjorde eingerissen — nicht durch Erosion, denn nennenswerthe Flüsse hat die Halbinsel nicht; ein Gletscher pflügt niemals eine Ebene zu steilen Schluchten auf; die Meeresbrandung vermöchte wohl einen senkrechten Landesabsturz in ein schräges Schuttdach zu wandeln, nicht aber in langen, schmalen Fangarmen in ein Hochland einzufressen. Die Fjorde sind unmittelbar eingebrochen. Als die Landmassen um das heutige Island her absanken, da liefen die Bruchlinien tief eingezackt; es bereitete sich von Anfang an ein gebuchteter, zerschnittener Landesumriß vor, und die nagenden Kräfte haben an den Bau der Fjorde nur die letzte Hand angelegt.

So stellt sich die lange Küstenlinie unserer Halbinsel als die schroffe Grenzwand einer Hochebene dar und läßt uns den Bau der Gebirgsmasse im Aufriß erblicken. Die einzelnen Lagen basaltischer Lava, die sich über einander gewälzt hatten, treten in dem Absturz als ebenso viele Felsstufen zu Tage. Die obere Stufe tritt je um ein Weniges hinter die nächstuntere zurück; es entsteht das Bild einer riesigen Treppe. Daher der aus dem Schwedischen stammende Name Trapp.

Die höchste Stufenzahl, die ich einmal fand, betrug 92. Das Durchschnittliche ist 25 bis 40. Die Höhe der Stufen mag sich vielleicht zwischen einem halben und zwanzig Metern bewegen; meistens sind die an einer Wand über einander gelagerten in der Höhe ziemlich gleich. Die Steilheit der ganzen Treppe dürfte in der Regel 50 Grad überschreiten; ausnahmsweise nähert es sich dem völlig Lothrechten, wobei das Relief der Treppe fast nur noch durch Linien angedeutet ist.

Obwohl diese Trappküste einen einheitlichen und ausgeprägten Charakter hat, wie kaum ein zweiter Landestheil der Insel, hat doch im Einzelnen die Verwitterung manche Abwechslung geschaffen. Die Folge der Stufen ist auf längere oder kürzere Strecken hin durch übergestürztes Geröll verdeckt und selbst mit grünem Weidenteppich behängt. Seitlich dem Fjorde zurinnende Bäche haben an ihrer Mündung kleine Schuttfächer ausgebreitet, wodurch diese Küsten erst bewohnbar, ja betretbar wurden. Die Bäche haben die Fjordwände

eingekerbt, oft tiefe ovale Kessel ausgehöhlt; was dazwischen stehen blieb, konnte weiterhin zu frei ragenden Giebeln abwittern, so daß man mitunter nicht am Fuße eines Hochplateaus, sondern inmitten gefalteter Bergzüge zu stehen glaubt. Dies gilt für die mittleren der großen Nordwestfjorde, zumal den Dyrafjord; diese erhalten dadurch ein gastlicheres, minder starres Aussehen. Am wenigsten verwittert und am unnahbarsten erscheinen die Vorsprünge des nördlichsten Theiles. Sie zeigen die isländische Trapplandschaft in der grandiosesten Ausprägung.

Unser Dampfer nähert sich von Südosten her dem Horn, dem nördlichsten Zipfel dieser Halbinsel, dem isländischen Nordkap. Es ist höher wie sein berühmterer Bruder in Norwegen, in der vorderen Mauer gegen 400 Meter hoch, in dem südöstlich zurückliegenden Gipfel fast 500 Meter erreichend. Es wölbt sich nicht mit der ruhigen Majestät des norwegischen dem Ocean entgegen, sondern schießt in fast senkrechter, glatter Wand zu einem effectvollen Zackenprofil auf. Durch die Schwärme von Alken, die an der steilen Mauer nisten, hat der Berg eine weiße Färbung und selbst grüne Flecke bekommen. Alle die westlich folgenden Vorgebirge weisen uns die Naturfarbe des Basalts, ein lichtes Grau, verbunden mit dem leuchtkräftigen Ziegelroth, das von den reichlichen Eisenbestandtheilen herrührt und nirgends so schön wie hier die Trappwände überhaucht.

Tiefe, runde Buchten, eine einsame Hütte in ihrem Grunde, scheiden die Bergcolosse, die sich in Abständen von fünf bis acht Kilometern machtvoll vorbauen. Jeder scheint seinen Vorgänger immer noch an Höhe und Wucht zu überbieten; das Straumnes und der Ritur, die beiden letzten vor dem breiten Thore des Isafjordes, sind die gewaltigsten, wohl über 600 Meter hoch. Die Schichtung ist regelmäßig und von wunderbarer Plastik; die Bänke über 10 Meter stark, scharf abgesetzt, wenig überschüttet. Prachtvolle Verticalrisse schneiden sich mit den wagerechten Absätzen. Die obere Kante der Mauer ist bei dem einen der Riesen zu grotesken Reiterfiguren zernagt. Der Lauf unseres Schiffes verschiebt und verkürzt die ungeheueren Coulissen in schnellem Wechsel; staunend sehen wir beim Umbiegen um den Ritur erst das Profil und allmälig, größer und größer, die ganze Façade des kyklopischen Walles erstehen, die sich über zehn Kilometer lang schnurgerade und mit horizontalem Gesimse hinpflanzt. Es wirkt um so stärker, als es beständig an menschliches Bauwerk anklingt und dieses so ins Vielfache steigert.

Man muß diese Küste im vollen Sonnlichte des Abends sehen; dann gewahrt man erst, wie der Basalt, bei bewölktem Himmel eine mürrische Gesteinsart, Körper und Ausdruck erlangt; wie der Schattenschlag seiner Klüfte sich entfaltet; wie das metallische Roth aufleuchtet, und diese ganze Bergwelt ein leidenschaftliches Leben gewinnt.

Und ihr zu Füßen funkelt das stahlbaue Meer: ein gemilderter Goldbronce-Schimmer legt sich von den hohen Ufern auf die bewegte Wellenfläche.

(Ein zweiter Artikel im nächsten Hefte.)

Aus Königsberger Gelehrtenkreisen.

Von

L. Friedlaender.

[Nachdruck untersagt.]

III.

Der große Umschwung im politischen und religiösen Leben des preußischen Staates, der mit dem Jahre 1840 eintrat, zog natürlich auch die Albertina in Mitleidenschaft. Die Gesinnung, die Drumann in der Vorrede seiner „Römischen Geschichte" 1834 aussprach, war damals dort nicht mehr allgemein. Sein Buch, sagte er, sei nicht wider, aber ohne seinen Willen eine Lobschrift auf die Monarchie geworden, und er freue sich des nicht gesuchten Ergebnisses. „Denn ein Preuße und Unterthan eines Friedrich Wilhelm kann kein anderes politisches Glaubensbekenntniß haben als: ἡ μουναρχίη κράτιστον (die Alleinherrschaft ist das Beste)." In der Restaurationsperiode waren die Ostpreußen, wie Baer bezeugt (obwohl sie behaupteten, daß ihre Provinz von Berlin aus als eine Art Sibirien behandelt werde), doch die treuesten Anhänger des Königshauses und die eifrigsten Verfechter der preußischen Ehre geblieben, also Patrioten, wie sie der Staat nur wünschen konnte. Auch die Julirevolution, die in Deutschland vielfach eine so lebhafte Bewegung verursacht hatte, war in Königsberg spurlos vorübergegangen; das Ministerium hatte sogar in einem besonderen Schreiben anerkannt, daß allein auf dieser Universität nichts von revolutionären Tendenzen zu bemerken gewesen sei. Doch ehe Baer (1834) Königsberg verließ, theilte sich die dortige Gesellschaft bereits in Fortschrittsmänner und Conservative[1]). Allerdings vertagten die ersteren ihre Forderungen aus Pietät für den allverehrten, alternden Monarchen; doch gegen das Ende seiner Regierung kündigten schon manche Symptome an, daß eine neue Strömung die Oberhand zu gewinnen anfing.

Wie tief die Ausweisung der sieben, gegen den Staatsstreich des Königs Ernst August protestirenden Göttinger Professoren ganz Deutschland und

[1]) Baer, Selbstbiographie, S. 235, 246, 397.

besonders die Universitäten erregt hatte, ist bekannt. Die philosophische Facultät der Albertina drückte dem Juristen Albrecht (dem geistigen Urheber des Protestes), die medicinische dem Physiker Weber ihre Sympathie durch ein Ehrendiplom aus; der erstere (in Elbing geboren) gehörte der Provinz an und hatte seine Laufbahn an der Albertina begonnen. Beide Diplome waren auf Grund der wissenschaftlichen Leistungen der Gelehrten ertheilt und enthielten keinerlei politische Anspielungen. Dennoch ertheilte der Minister von Altenstein beiden Facultäten einen strengen Verweis. Es liege in der Wahl des Zeitpunktes und in der diesen Professoren gerade jetzt öffentlich und feierlich ausgesprochenen Theilnahme ein unverkennbar indirect an den Tag gelegtes Urtheil über die Maßregel, welche dieselben genöthigt hat, Göttingen zu verlassen; „ein solches Urtheil über Acte einer fremden Regierung ist aber, wenn auch der Einzelne sich frei darüber äußern mag, von einer Facultät ausgehend und unter öffentlicher Autorität documentirt, ein ganz unberufenes und ungehöriges, welches die ernstlichste Rüge verdient". Es könne den Universitäten nur schaden, wenn man sich eines so tactlosen Benehmens derselben versehen müsse. Auch der Kronprinz gab den beiden Facultäten sein großes Mißfallen zu erkennen. Er sei weit entfernt, Ansichten und Urtheile Einzelner meistern zu wollen. „Wenn aber Facultäten einer Hochschule, deren Rector zu sein ich die Ehre habe und in deren Diplomen mein Name obenan zu stehen pflegt, sich öffentlichen Tadel (!) erlauben gegen die Regierung eines Fürsten, welcher Seiner Majestät dem König, unserm gnädigsten Herrn, durch Bundesverhältniß und nahe Verwandtschaft befreundet ist, so kann ich das nicht mit Gleichgültigkeit ansehen." Die beiden Facultäten erwiderten, daß sie bei der Bezeigung ihrer Hochachtung für zwei verehrte Männer „bei der Wahl der Ausdrücke nur durch wissenschaftliche Rücksichten, bei der Wahl der Zeit, in welcher sie ihre Gesinnung aussprachen, von einer rein menschlichen Theilnahme an ihrem Mißgeschick" bestimmt worden seien, „ohne sich eines Tadels über Maßregeln einer auswärtigen Regierung vermessen zu wollen". Der Kronprinz antwortete hierauf sehr gnädig: in der Art, wie man seinen Tadel aufgenommen, erkenne er so ganz die ehrenwerthe Gesinnung, welche die Albertina seit jeher ausgezeichnet habe [1]).

Als nun seit 1840 Königsberg je länger je mehr eine Art von führender Stellung in der liberalen Bewegung einnahm, war es auch für die dortigen Gelehrten nicht mehr möglich, neutral zu bleiben, namentlich bei den wiederholten Conflicten der Albertina mit Altenstein's Nachfolger, Eichhorn, der „in die kleinen und kleinsten Angelegenheiten der Universitäten herrisch eingriff" [2]). Während er sie einerseits aufforderte, die Gegenwart ins Auge zu fassen und die Jugend in ihr Verständniß einzuführen, machte er ihnen, wenn sie Theilnahme am öffentlichen Leben zeigten, den Vorwurf, daß sie sich in Dinge mischten, die sie nichts angingen. „Die Freiheit der Universität," sagte Rosenkranz in einer 1846 gehaltenen Rede bei Niederlegung des Prorectorats,

[1]) Prutz, S. 92—97.

[2]) Treitschke, Deutsche Geschichte, Bd. V, S. 232.

„soll mithin eine gewisse Grenze haben; welches aber diese Grenze sei, das ist eben zweifelhaft, und eine und dieselbe Handlung kann nach ganz verschiedenen Seiten ausgelegt werden." Ein Erlaß des Ministeriums des Innern verfügte (etwa 1845) entgegen der bisher geübten Praxis, daß Universitätslehrer, wenn sie vor einem gemischten Publicum Vorträge halten wollten, dazu die Genehmigung sowohl des Oberpräsidenten als auch des außerordentlichen Regierungsbevollmächtigten einholen müßten. Bei den Parteiungen, die auch innerhalb der akademischen Körperschaft nicht ausbleiben konnten, erwies sich (nach einer Tagebuchsbemerkung von Rosenkranz) die juristische und theologische Facultät als conservativ-retrograd, die medicinische und philosophische als liberal-progressiv [1]). Die Gegensätze schärften sich, je mehr die Regierung bei Auszeichnungen, Beförderungen und Gehaltszulagen auch die politische Gesinnung der Professoren in Betracht zog. Eine Aufzeichnung in Lehrs' Tagebuch (1843) beginnt: „Ihr fragt nach den Gelehrten? Jedes absolute Regiment in gebildeten Zeiten festigt sich durch Demoralisation. Es übt diese zunächst auf Diejenigen, welche ihrem Einflusse zunächst unterworfen sind: Beamte. Sie wendet die drei großen Triebfedern an: Furcht, Eigennutz (Vortheil), Eitelkeit. Das Letztere ist aber bei den Gelehrten stärker als bei einem anderen Beamtenstande. Der Mensch erkennt es aber nicht leicht an, von Motiven, die das allgemeine moralische Gefühl verwirft, geleitet zu werden! Deshalb suchen die Beamten und speciell die Gelehrten instinctmäßig einen Halt, durch den sie sich mit den Tendenzen der Regierung in Uebereinstimmung finden. Der Jurist greift zum historischen Recht, und darüber geht ihm das menschliche Recht, die Gerechtigkeit, verloren. Der Theolog wirft sich in die Bibel, d. h. auf diejenigen Stellen und auf diejenigen Auslegungen, die ihm den principiellen Boden für seine verführte Neigung gewähren: den leidenden Gehorsam, die von Gott eingesetzte Obrigkeit, die Gleichgültigkeit gegen die Güter dieser Welt, die ihm eben, wenn er nur auf die genannte Art nach dem Reiche Gottes trachtet, von selbst zufallen." Wie sehr es den Philosophen frei stehe, die Consequenzen ihrer Principien so oder anders zu ziehen, sehe man an der Spaltung der Hegelianer in Rechte, Linke und Centrum. Die Geschichte müßte eine Lehrerin der Menschheit sein, wenn sie mit reinem Herzen getrieben würde: „Die Erfahrung zeigt, wie Wenigen sie es ist, sie sind eben nicht reines Herzens." Endlich bei den Gelehrten, die bloß als Beamte handeln, wirke außer Furcht und Eigennutz besonders die Religion, die (nach dem Goethe'schen Vers) zugleich Bequemlichkeit ist. Noch pessimistischer äußert sich Rosenkranz etwa um dieselbe Zeit in seinem Tagebuch: „Nur wenige Lehrer der Universität seien davon frei, durch Geld, Beförderung, Orden corrumpirt werden zu können oder es schon zu sein" [2]).

Die Opposition gegen das 1840 zur Herrschaft gekommene System war auf dem kirchlichen Gebiete noch schärfer und entschiedener als auf dem politischen. In der That war ja Friedrich Wilhelm IV. von der Ueberzeugung

---

[1]) Lobeck's und Lehrs' Briefwechsel, S. 327—329.

[2]) Prutz, S. 158.

durchdrungen, daß es sich jetzt um den entscheidenden Kampf zwischen Glauben und Unglauben handele[1]), und daß diese Entscheidung unendlich wichtiger sei als alle anderen. Bis 1840 hatte der Rationalismus in Preußen bei Geistlichen wie bei Laien eine fast unbestrittene Herrschaft behauptet, selbst Supranaturalisten und speculative Theologen hatten sich seinem Einfluß nicht völlig zu entziehen vermocht, und wie weit seine Macht über die Geister reichte, erkennt man am besten daraus, daß selbst Schleiermacher „niemals ganz über die rationalistische Wundererklärung und ihre Unsauberkeit hinaus kam", ja die schlechtesten Künste der rationalistischen Exegese nicht verschmähte[2]). Auch wird ohne Zweifel der Rationalismus so lange ein integrirender Bestandtheil des Protestantismus bleiben, als die große Mehrheit Aller, für die eine Versöhnung zwischen Vernunft und Glauben ein unabweisbares Bedürfniß ist, nur einer Beseligung durch falsche Begriffe zugänglich sein wird. Jetzt aber galt er plötzlich als ein Zeichen geistiger und seelischer Inferiorität und war ein Gegenstand der Verdammung, des Spottes, des Mitleids und jener Seufzer, die es beseufzen, nur Seufzer zu sein. Allerdings fehlte es nun, wie zu erwarten war, nicht an Erweckungen im Militär- und Beamtenstande, und auch in der höheren Gesellschaft mehrte sich die Zahl der „Moderngläubigen", wie Rosenkranz sie nannte, beträchtlich. Doch im Allgemeinen waren die Ostpreußen am wenigsten im Stande, heute das zu verbrennen, wovor sie gestern gekniet hatten. Der einzige Vertreter des alten Rationalismus auf der 1846 berufenen evangelischen Generalsynode, der Kanzler des Königreichs Preußen, v. Wegnern, sagte mit bescheidenem Freimuth: „Von einem alten Ostpreußen könne man doch keine andere Gesinnung erwarten"[3]).

Friedrich Wilhelm IV. betrachtete es als die Aufgabe seines Lebens und seiner Regierung, sein Phantom des christlichen Staates zu verwirklichen[4]). Die vielfach aufgeworfene Frage, was eigentlich unter dieser früher selten vernommenen Benennung zu verstehen sei, beantwortete in unerwarteter Weise in einer am Geburtstage des Königs (15. October 1842) abgehaltenen Festsitzung der Deutschen Gesellschaft in Königsberg[5]) der Garnisonsprediger Julius Rupp (1809—1884). Der christliche Staat des Mittelalters sei mit dem Beginne eines wirklichen Staatslebens für immer untergegangen. Der Staat Friedrich's II. und des tiers état gehört einer Uebergangsperiode an und theilt alle Unvollkommenheiten einer solchen; „aber darin, daß er nicht nur die Idee des mittelalterlichen christlichen Staates verwirft, sondern auch über die

[1]) Treitschke, Deutsche Geschichte, Bd. V, S. 19.

[2]) Hausrath, D. F. Strauß und die Theologie seiner Zeit, Bd. I, S. 103—115.

[3]) Treitschke, Deutsche Geschichte, Bd. V, S. 365.

[4]) Es war wohl kein Zufall, daß gerade damals (1844) der Revisor der Cotta'schen Ausgabe von Schiller's Werken, Professor Joachim Mayer in Nürnberg, in der Geschichte der Niederlande nach der Aeußerung über Philipp II.: „Er war König und Christ, und war beides schlecht," aus einer Einzelausgabe den in allen Gesammtausgaben weggelassenen Zusatz wieder herstellte: „weil er beides mit einander vereinigen wollte". Lobeck's und Lehrs' Briefwechsel, S. 368.

[5]) In der auf Veranlassung Gottsched's 1745 gestifteten, noch bestehenden Deutschen Gesellschaft werden Vorträge von allgemeinerem Interesse gehalten.

Staatskirche hinaus geht, hat er sicher und bestimmt die Formen der Zukunft begriffen und dargestellt." Sein Vorzug vor dem christlichen Staate des Mittelalters besteht in der Erkenntniß, daß der Staat das Recht seiner Existenz in sich selbst hat, daß er ein Werk des ewigen Geistes und eine göttliche Ordnung ist; doch erst die kommenden Geschlechter werden sich dieser Erkenntniß des achtzehnten Jahrhunderts wahrhaft erfreuen. Der damalige Staat begriff noch nicht, daß er in Wahrheit ein christlicher sei: seine Hauptirrthümer bestanden in seiner Stellung zu der (als Polizeianstalt aufgefaßten) Kirche, in seiner Feindschaft gegen das Christenthum und in der Beschränkung der Idee des Staates auf eine Majorität (den Bürgerstand). Die Erstreckung der Staatsidee auf das ganze Volk „eröffnet uns die Aussicht auf die Reihe der socialen Reformen, welche der Zukunft angehören". Der Staat des neunzehnten Jahrhunderts „wird keine Glaubensvorschriften und keinen Symbolzwang kennen, er wird bei seinen Bürgern nicht nach der Taufe fragen, er wird mit der christlichen Kirche in keiner unmittelbaren Verbindung stehen — und doch wird er ein christlicher Staat sein." Das Christenthum ist eben so wenig Religion, als es Staat, Kunst oder Wissenschaft ist; aber es ist das Princip und die Seele unseres politischen, künstlerischen, wissenschaftlichen und religiösen Lebens. Mosaismus und Hellenenthum leben und sterben mit einer bestimmten Nation, das Christenthum erhebt sich zur Humanität, darauf beruht seine Göttlichkeit. Dem christlichen Staate, welcher die durch das Christenthum bewirkte Vollendung des bürgerlichen Lebens bildet, gehört die ganze Zukunft mit all' ihren Hoffnungen, Thaten und Opfern. Für eine ferne Zeit stellt er das Ideal des Völkerfriedens auf, in einer näheren unterscheidet er sich von allen untergegangenen und dem Untergange geweihten Staaten dadurch, daß er „1. die Ungleichheit unter den Menschen aufhebt, so weit dieselbe die sittliche Bildung hindert und für die der sittlichen Bildung günstige Ungleichheit ihr Recht fordert; 2. beugt er dem Verbrechen vor und hält kein Opfer für zu groß, wenn er dadurch den Verbrecher der sittlichen Gemeinschaft wiederzugeben hoffen darf; 3. er setzt Vertrauen auf den Geist." — „Wo reine Theilnahme die Gefahren des Pauperismus und die Hülfsmittel dagegen in den Vordergrund der Betrachtung und des Strebens stellt, da kündigt sich Leben des christlichen Staates an." Dem Verbrechen vorzubeugen, an dem die bürgerliche Gesellschaft mitschuldig ist, strebt der christliche Staat durch Aufhebung von Gesetzen, die das Verbrechen herausfordern (z. B. der Jagdgesetze), noch mehr durch Erziehung zur Sittlichkeit, die er als seine wichtigste Aufgabe betrachtet und bis zur Erklärung der Mündigkeit fortführt. Er setzt die Frage des Pauperismus und die Erziehungsfrage in Verbindung und „glaubt so lange nichts gethan zu haben, bis er es dem Armen möglich gemacht hat, Brot zu erwerben, ohne daß er die Kinder dazu braucht". Endlich das Vertrauen auf den Geist äußert sich in der Vermeidung nicht bloß jedes Versuches, ihn zu beschränken, sondern auch jedes Versuches, ihn zu erzeugen und unterstützen zu wollen. „Wer der religiösen Wahrheit mit Staatsmitteln helfen will, ist ihr gefährlicher als der wüthendste Verfolger." Gerade dies aber wollte der

König, der seinem Cultusminister die Mission ertheilte, „eine widerstrebende Welt zum lebendigen Christenthum zurückzuführen". Rupp erhielt für seine, in prophetischer Weise die sociale Reform als Hauptaufgabe des Staates ankündigende Rede vom Consistorium einen Verweis. Doch er war nicht der Mann, seine Ueberzeugungen zu verleugnen. Durch immer neue Conflicte mit der vorgesetzten Behörde sah sich dieser „sehr achtungswerthe, im Grunde des Herzens christlich gesinnte"[1]) Geistliche aus der Kirche hinaus gedrängt; er stiftete 1846 eine freie Gemeinde.

Selbstverständlich erfolgte die Besetzung der theologischen Professuren im Sinne der herrschenden Richtung. In Königsberg machte 1841 die Ernennung Hävernick's, eines eifrigen Vertreters der Hengstenberg'schen Orthodoxie, auch deshalb einen übeln Eindruck, weil dadurch die Thätigkeit des bisherigen Lehrers der semitischen Sprachen, des liberalen und darum mißliebigen Professors v. Lengerke, paralysirt werden sollte; hauptsächlich aber, weil Hävernick als Student bei dem „heimtückischen Streiche"[2]) der Denunciation gegen die Hallenser Rationalisten Gesenius und Wegscheider (1830) durch Mittheilung der bei ihnen nachgeschriebenen Hefte betheiligt gewesen war. Er fand beim Beginn seiner Vorlesung ein gedrängt volles Auditorium; doch nachdem er einige Worte gesprochen hatte, verließen alle Studenten den Saal, und am Abend wurde Lengerke ein Vivat gebracht. Die Ausrede der Studenten bei der vom Senat angestellten Untersuchung war alles Andere eher als eine Entschuldigung: sie hätten von Hävernick eine Rechtfertigung wegen seines Antheils an jener Denunciation gegen seine Lehrer erwartet, und sich enttäuscht entfernt, als sie ausblieb. Doch eine Verabredung war nicht nachzuweisen, und der Senat verhängte nur über die Veranstalter des Vivats Carcerstrafen. Wieder erfolgte von Seiten des Ministers eine scharfe Rüge: durch die theils unterlassene, theils viel zu gelinde Ahndung der strafbaren Handlungen der Studenten habe der Senat seiner Würde etwas vergeben. Eine Remonstration des Senats wies Eichhorn zurück, wobei ein mitunterzeichneter Theologe noch belehrt wurde, seine Betheiligung sei unvereinbar mit den Grundsätzen der Moral. Der Senat beschwerte sich beim Könige, doch dieser billigte das Verfahren des Ministers, erklärte, in der Handlungsweise des Senats einen Act der Auflehnung und des Ungehorsams zu sehen, und sprach auch bei einer Anwesenheit in Königsberg 1842 einer Deputation der Universität seinen ernsten Tadel aus[3]).

Trotz der durch diese Vorfälle herbeigeführten Verstimmung zeichnete der König als Rector auf die Bitte des Senats die Feier des dreihundertjährigen Jubiläums der Albertina im August 1844 durch sein persönliches Erscheinen aus. „Es war wieder ein Ehrentag und zugleich ein Verbindungsfest für unsere Nordostmark. In Scharen waren sie herbei geströmt, die alten Herren, die einst den Albertus auf der Mütze getragen, und auf allen Lippen schwebten

[1]) Treitschke, Deutsche Geschichte, Bd. V, S. 352.
[2]) Treitschke, Deutsche Geschichte, Bd. III, S. 405.
[3]) Prutz, S. 104 f.

die Namen der beiden Männer, welche der Geschichte dieses Landes den Stempel ihres Wirkens am tiefsten eingeprägt hatten, die Namen Herzog Albrecht's und Kant's" [1]). Am Vorabende des Festes ermahnte Eichhorn die versammelten Professoren, eingedenk zu sein, daß der Staat bestimmte Formen habe und sich auch in diesen entwickeln müsse, und beklagte, daß die Universität die Homogenität zwischen dem Könige und seinen Rathgebern verkannt und selbst zu trüben gesucht habe. Der Prorector Burdach betonte in seiner Erwiderung, daß der Flor der Albertina von der freien Entwicklung der Philosophie datire; ein Rückschritt sei unmöglich, wenn man ihn auch befürchten müsse. Diese Befürchtung hätten die Professoren da angebracht, wo Pflicht und Gewissen es erheischten, und sie ständen mit dem Gefühl unverletzter Pflichttreue vor dem Minister. Mit Begeisterung gedachte er der edeln Richtung, die die deutsche Jugend zur Zeit der Burschenschaft eingeschlagen; ihr dürfe man, wenn auch einzelne Verirrungen vorgekommen seien, vertrauen [2]).

Den tiefsten Eindruck machte die Rede, die Lobeck in Gegenwart des Königs im Dome hielt. Nach einem kurzen Rückblick auf die bisherige Geschichte der Albertina und einem warmen Danke für die ihr von Friedrich Wilhelm III. erwiesenen Wohlthaten sprach er ernste Befürchtungen für ihre Zukunft, sowie für die Zukunft der Universitäten überhaupt aus. „Der jetzt mit altem Hasse erneute Kampf zwischen Clerus und Universität ist noch nicht über Deutschlands Grenze gedrungen. Aber auch hier entwickeln sich immer schroffere Gegensätze, und manche Erscheinungen in unserer Kirche erinnern an die Tendenzen jener alten Orthodoxen, die unter dem Namen der Adiaphora Dogmen und Ritus der verlassenen Confession wieder einzuführen versuchten." Er berührte dann als eine Gefahr für die wahre Bildung den Andrang materieller Interessen, und als eine zweite den „Pharisäismus der Wissenschaft, die Heuchelei genialer Erleuchtung, welche den Resultaten ernster Forschung das Gaukelwerk spielender Combinationen entgegen stellt [3]) und, statt des wissenschaftlich Erkennbaren, die ewigen Räthsel der Natur, die verblichenen Hieroglyphen der Vorwelt, die Tiefen des Geisterreiches zu ergründen strebt. Doch mitten unter diesen Vorzeichen annahender Geistesverdunkelung tröstet und erhebt uns der Glaube an die höhere Bestimmung unseres Geschlechtes, an die Kraft der Wahrheit und in nächster Beziehung auf uns das feste Vertrauen auf die Weisheit unseres allverehrten Beherrschers". Er schloß mit einem Hinweis auf die unendlich ferne Zukunft, in welcher die Scheidewand zwischen Schule und Leben fällt und alle Lehrvereine in der einen unsichtbaren, unvergänglichen Gemeinde aller edeln Geister aufgehen. „Denn die Kunst ist lang, aber das Leben ist ewig."

---

[1]) Treitschke, Deutsche Geschichte, Bd. V, S. 236.

[2]) Prutz, S. 106.

[3]) Lobeck dachte hier in erster Linie an Schelling's Philosophie der Mythologie in seiner Philosophie der Offenbarung. Vergl. seine scherzhafte Rede vom 18. Januar 1844 über die gegen die Philologen erhobene Anklage des Atheismus und des Heidenthums. (Lehnerdt, Auswahl aus Lobeck's akademischen Reden, S. 161.)

IV.

Der von Professor Ludwich in Königsberg vortrefflich herausgegebene, die Zeit von 1802—1878 umfassende Briefwechsel von Lobeck und Lehrs führt zunächst in einen Kreis, der in Gottfried Hermann den größten Philologen des Jahrhunderts verehrte. „Durch seinen Tod," schreibt Ritschl, „den ich gar nicht verwinden kann, ist mir die Hauptfreude an meinen Arbeiten zerstört. Diese unerschöpfliche Quelle wachsender Einsicht und Erkenntniß ist nun für immer versiegt". — „Es war ein wunderbarer Mensch," schreibt Meineke, „seines Gleichen wird nicht leicht wiederkehren." Als sein Nachfolger wäre Lobeck ausersehen worden, wenn man bei dessen Alter auf eine Annahme der Berufung hätte rechnen können. So wurde denn Lehrs von der philosophischen Facultät in Leipzig einstimmig vorgeschlagen, den, wie Haupt schreibt, Hermann selbst sich zum Nachfolger gewünscht hatte. Alle Freunde redeten zu. „Muth! Nehmen Sie das Kaiserthum an," schrieb Lachmann. „Ich bitte Sie von allen Kräften, lassen Sie neben Ihren Bedenken unsere Gründe gelten, und geben Sie etwas auf unser Urtheil, die wir Sie kennen und eben keine übertriebenen Faseler und Fanatiker sind." Doch Lehrs antwortete auf Haupt's dringenden Brief: „Und nun ich? Nach Hermann und Lobeck? Nein! Dieses Nein hat mir keinen Augenblick Bedenkzeit gekostet, wie mangelhaft auch hier der Ort und die Verhältnisse sind. Ich aber sollte mich auf Hermann's Katheder setzen?" Uebrigens hat Lehrs, dessen Einkommen in Königsberg bei einem sehr knappen Gehalte und einer gänzlichen Verzichtleistung auf Collegienhonorare ein sehr bescheidenes war, von diesem so ehrenvollen Rufe und den großen ihm gebotenen Vortheilen dem preußischen Cultusministerium nie eine Anzeige gemacht.

Der Gegensatz der beiden Schulen von Hermann und Böckh beruhte allerdings zunächst auf dem Gegensatze zwischen Philologie und Alterthumswissenschaft; das Gebiet jener war ein engeres, doch vollkommener beherrschtes. Damit hing es aber zusammen, daß die Männer beider Schulen dem griechischen Alterthum ganz verschieden gegenüber standen: die Einen mit der kühlen Objectivität des Forschers, die Anderen mit einem andachtsvollen Entzücken, das dem Enthusiasmus der Renaissancezeit verwandt war. Diese sahen die Welt der Griechen in einer Verklärung, die alle Schatten verschwinden ließ; für Jene war es eine interessante und bedeutende, aber fremde und durch ihre Gebrechen dem Untergange geweihte Welt. Für Lehrs, der die Menschen in Griechen und Barbaren theilte, war Böckh, der die Menge der Griechen für der Liebe und des Trostes baar erklärt und von dem tiefen sittlichen Verderben der Hellenen gesprochen hatte, bei all' seinen großen Verdiensten „doch nur ein Hellenenphilister".

Auch Gottfried Hermann gehörte zu den großartigen Naturen, die mehr durch das wirken, was sie sind, als durch das, was sie leisten, und noch im hohen Alter hatte er etwas Hinreißendes. Er begeisterte, weil er selbst begeistert war. Wenn er als junger Mann den Aeschylus las, war ihm zu Muthe, als wenn er Trompeten schmettern hörte, und als Siebziger erschien er dem jungen Friedrich Zarncke, der ihn seinen Abgott nennt, wie ein

höheres Wesen, wenn er griechische Chorgesänge recitirte. Ein „mattherziger Mann" (Dissen) hätte nach ihm sich nicht an die Herausgabe des Pindar wagen dürfen. Er und alle Gleichgesinnten forderten Enthusiasmus als Grundbedingung für das Verständniß des griechischen Alterthums. Mit Recht erinnert Lehrs an Goethe's bis an sein Ende gewahrte, ja gesteigerte Begeisterung für dasselbe und erklärt es für undenkbar, daß ein Gymnasiallehrer, der von Plato's Phädros oder Symposion, von der Antigone, von den Persern anders zurückgekommen als begeistert, die wahren Gymnasialfrüchte zeugen könne.

Lobeck ist unter den Philologen ersten Ranges wohl derjenige, dessen Werke jetzt am wenigsten gelesen werden. Allerdings erfordert ihr Studium eine nicht gewöhnliche Kraft und Ausdauer, und die sprachwissenschaftlichen sind überdies durch die Ergebnisse der Sprachvergleichung zum Theil antiquirt. Sein Hauptwerk „Aglaophamus" (1829), das für die Erkenntniß der griechischen Mysterien, eine der wichtigsten Erscheinungen der griechischen Religionsgeschichte, für immer den Grund gelegt hat, gehört einem Gebiete an, auf dem seltsamer Weise die große Mehrzahl der Philologen und Alterthumsforscher unheimisch ist. Außerdem ist jedes auf das religiöse Leben bezügliche Werk, das aus irgend einem Grunde des Rationalismus geziehen werden kann, für weite Kreise von vornherein mit einem gewissen Makel behaftet und der Geistlosigkeit und Nüchternheit, wo nicht der Plattheit verdächtig. Lobeck's Rationalismus besteht in einer unbedingten Fernhaltung der Phantastik, die gerade auf diesem Gebiete in wahrhaft ungeheuerlicher Weise ihr Wesen getrieben hatte. Es war ein Protest gegen die unerhörte Anmaßung Schelling's und Creuzer's, kraft einer selbsterklärten Genialität ihre Visionen und Phantasiespiele den Resultaten gewissenhafter Forschung entgegensetzen zu dürfen. Bei Schelling's Philosophie der Mythologie zweifelt man, ob man mehr über den Aberwitz seiner Ausführungen staunen soll oder über die Feierlichkeit und Selbstgewißheit, mit der sie vorgetragen werden. Am unheilvollsten hat Schelling durch seinen Einfluß auf Creuzer gewirkt, dessen „Symbolik und Mythologie" (1810—1812) in der That unermeßlichen Schaden gestiftet hat, besonders auch dadurch, daß die Brüder Grimm sich bis auf einen gewissen Grad in ihren mythologischen Anschauungen dadurch bestimmen ließen. Obwohl nun die Forschung allmälig die Irrwege, auf die Creuzer sie führte, verlassen hat, gilt er Manchen immer noch als Derjenige, der ihr zuerst ihre wahren Ziele zeigte [1]). Wer so denkt, kann nicht in W. v. Humboldt's Urtheil über Lobeck's „Aglaophamus" einstimmen: Es sei unmöglich, in einem höheren Grade Tiefe der Forschung und Vollendung der Darstellung zu verbinden. Die Wege Derer, die Creuzer, und Derer, die Lobeck verehren, sind für immer geschieden.

Von den beiden Thätigkeiten des Lehrens und Forschens, in denen Lobeck's Leben aufging, war ihm die letztere die liebere. Als 1831 der erste Ausbruch der Cholera Königsberg mit Schrecken und Angst erfüllte, und ein durch den

[1]) So Treitschke, Deutsche Geschichte, Bd. II, S. 73 ff., dessen Ueberschätzung Creuzer's ebenso groß ist als seine Unterschätzung G. Hermann's.

Glauben an Vergiftung der Kranken entstandener Pöbelaufruhr blutig niedergeschlagen werden mußte (wobei die Studenten sich auszeichneten), schrieb Lobeck in ein Tagebuch, in das er zuweilen scherzhafte Bemerkungen in griechischer Sprache eintrug: „Die herrliche Cholera hat den Vorlesungen ein Ende gemacht.“ Die seltene Gabe des Witzes besaß er in hohem Maße, und sein Witz wirkte am unwiderstehlichsten unter der Maske des würdevollen Ernstes; auch in den Festreden, die er als sogenannter Professor der Eloquenz zweimal jährlich zu halten hatte. Er pflegte hier in geistvoller Weise „die Gegenwart im Lichte des Alterthums und das Alterthum im Lichte der Gegenwart“ zu beleuchten, oft mit feiner Ironie. Er selbst wollte an diesen Reden (von denen erst nach seinem Tode eine Auswahl gedruckt ist) nur anerkannt wissen, daß sie nie viel über eine Viertelstunde dauerten.

Lobeck's Natur war eine durchaus milde und friedliche, in seinem Wesen eine unbeschreibliche Mischung von Anmuth und Würde; einzig war er in der völligen Unbewußtheit seines eigenen Werthes, die jede Art von Exclusivität ausschloß. Welchen Eindruck er auf die Mitlebenden machte, zeigen unter anderen August Nauck's Aeußerungen (in Briefen an Lehrs), der ihn die großartigste und erhabenste Persönlichkeit nannte, die er je gesehen; noch nie habe Jemand auf ihn einen so überwältigenden Eindruck gemacht, ihn zu einer so unbegrenzten Verehrung fortgerissen, so gehoben und so vernichtet. Für einen Tag in Königsberg wollte er mit Freuden ein Jahr seines Lebens hingeben.

Lehrs (1802—1878) war längst als einer der ersten Philologen anerkannt, als er endlich 1845 eine ordentliche Professur erhielt: vielleicht im letzten Moment, wo seine durch den doppelten Druck eines allzu belasteten Gymnasiallehreramts und eines Uebermaßes wissenschaftlicher Arbeit völlig zerrüttete Gesundheit noch hergestellt werden konnte. „Es ist eine eingestandene Thatsache,“ schrieb Lachmann nach seiner Ernennung, „daß Sie schändlich mißhandelt sind.“ Sein 1833 erschienenes Werk über Aristarch (einen der größten Philologen aller Zeiten) als Erklärer und Kritiker Homer's, war in mehr als einer Hinsicht ein bahnbrechendes und epochemachendes gewesen, und gehört (wie Lobeck's „Aglaophamus“) nach Form und Inhalt zu den nicht zahlreichen classischen Werken der philologischen Literatur. Man bewundert hier wie auch sonst bei Lehrs die imponirende Energie im Bewältigen von Massen, die Schärfe und Strenge der stets gerade auf ihr Ziel losgehenden Untersuchung, die Ruhe, Sicherheit und Reife und zugleich die Knappheit der Darstellung; man versteht es, daß der Edinburgher Professor J. Stuart Blackie, der Lehrs auch in Königsberg aufsuchte, ihn „one of the most masculine of German scholars“ nannte. Doch wie sein Buch über Aristarch nur eine Vorarbeit für eine (nie zu Stande gekommene) Ausgabe des Homer und dessen volleres Verständniß war, so war überhaupt für Lehrs' Sprachforschung, Kritik und Exegese niemals Zweck, sondern stets nur Mittel zum Eindringen in die geistige Welt des griechischen Alterthums. Hier war für ihn, noch mehr als für alle anderen geistesverwandten Forscher, die wahre Heimath, nach der er, wie ein an eine ferne Küste Verschlagener, das Land der Griechen mit der Seele suchend, sein Leben lang hinstrebte, und Alles, was außerhalb dieser

Welt lag, war ihm Fremde und Barbarenthum. Das leidenschaftliche Verlangen nach dem Anschauen idealer Schönheit, das ihn ganz erfüllte, fand seine vollste Befriedigung durch die Schöpfungen des griechischen Geistes. Seine Manifestationen in Kunst und Poesie, in Religion und Philosophie, sowie im Staatsleben in ihrem wahren Wesen zu erkennen, sich immer aufs Neue in sie zu vertiefen, durch die Kraft der hier gewonnenen Anschauungen sich über alle einengenden und ausschließenden Schranken in die Welt der Ideen zu erheben — das war das Streben, das bis zu seinem letzten Athemzuge auch seinen wissenschaftlichen Beschäftigungen Ziele und Richtung gab. In die griechische Poesie und Kunst hatte er sich so eingelebt, daß die dort angeschlagenen Töne am reinsten in seiner Seele widerhallten, ihm ihre Gestalten ebenso nahe, ja näher standen als die der modernen Dichtung: er stand den griechischen Dichtern wie ein antiker Mensch gegenüber. Nächst ihnen zog ihn am unwiderstehlichsten Plato an; denn „diejenige Weltanschauung, welche das ganze Leben unter die Begriffe des Schönen und der Liebe stellt, welche in dem sehnenden und liebenden Aufstreben nach der Schönheit der Idee die Verklärung des Lebens findet", war auch die seine. Am wichtigsten für den Alterthumsforscher erschien ihm die Erkenntniß der griechischen Religion und ihres Verhältnisses zur Ethik, wovon seine „Populären Aufsätze aus dem Alterthum"[1]) handeln. In die Anschauungen, aus denen heraus „die Götter Griechenlands" gedichtet sind, hatte er sich in einem Grade eingelebt wie selten ein moderner Mensch.

Wie seine wissenschaftliche Bildung eine allseitige war, so strebte er auch außerhalb seines Faches unablässig, seinen Horizont zu erweitern, neue Begriffe, neue Anschauungen zu gewinnen; bis zu seinem Lebensende blieb es ihm Bedürfniß, „überall seine Fühlhörner auszustrecken". Seine Lectüre war von einer seltenen Vielseitigkeit und einem erstaunlichen Umfang; aus dem vorzüglichen Register seines Briefwechsels könnte man ein Verzeichniß aller hervorragenden oder auch vielbesprochenen Erscheinungen einiger Jahrzehnte zusammenstellen, in dem sogar die „Goldelse" der Marlitt nicht fehlt. Für seinen Schönheitsdurst suchte er in der Poesie aller Zeiten und Völker Befriedigung, aber er bemühte sich auch aufs Ernsteste, die ihm unsympathischen Erscheinungen zu verstehen, z. B. die französische Tragödie. Eine Tagebuchsnotiz aus dem Jahre 1830 lautet: „Ich habe wieder einen Versuch mit J. Paul gemacht. Hesperus. Es ist ein beireisisches Cabinet: kostbar, witzig, verschiedenartig; aber toll, maschinenhaft, unheimlich. Manches Einzelne wird ansprechender bei abgezogener und gesammelter Betrachtung: bei Vielem offenbart sich auch dann Pallagonische Mißgestalt. — An diesem Schriftsteller wird sich zeigen, wie viel die Form gelte — auch unbewußt. Er wird einer der ersten Vergessenen sein." Im Wesentlichen war Lehrs' Kunstgefühl durch die in der Zeit unserer classischen Literatur, in welcher seine ganze Bildung wurzelte, herrschenden Richtungen bestimmt. Inniger und wärmer als seine Verehrung für Goethe kann kaum die eines Mitgliedes der stillen Gemeinde

[1]) Vergl. meine Anzeige in der „Deutschen Rundschau", 1876, Bd. IX, S. 138 ff.

gewesen sein. Noch auf dem Sterbebette erfreute ihn das in diesen Blättern von du Bois-Reymond mitgetheilte Gedicht Goethe's „Die Eblis" [1]), und er wiederholte mehrmals für sich: „Es können die Eblis, die uns hassen, Vollkommenes nicht vollkommen lassen." Daß Goethe in der Farbenlehre geirrt habe, wollte er ebenso wenig glauben als Rosenkranz, für den auch hier die Autorität Hegel's maßgebend war. Die Probleme der antiken Tragödie führten ihn immer von Neuem zum Studium der modernen und der darauf bezüglichen Literatur. Die „Schuldtheorien, die moralisirenden Auffassungen eines Gervinus und Anderer" waren ihm ein Greuel, und er wunderte sich, daß sie nach Schiller's Aufsätzen sich noch immer fort erhalten dürfen. Von dem Glauben an „die Unantastbarkeit Shakespeare'scher Kunstgebilde" war Lehrs weit entfernt. „Shakespeare," schreibt er einmal, „der ein Publicum hatte, das den Titus Andronikus gern sah, das ist der Verfasser von Romeo, Hamlet, Lear u. s. w. Ein größeres Lob für ihn als Menschen und Genie gibt es nicht! Aber eine natürlichere Erklärung für etwaige Kunstlosigkeiten, Geschmacklosigkeiten gibt es auch nicht." Lehrs' Briefe an Dr. W. Tobias sind voll von Zeugnissen für die Gründlichkeit und den Umfang seiner Shakespeare-Studien: seinen Tadel der ersten Scene im Lear begründet er in Erörterungen, die zehn Seiten füllen. Seine Bewunderung Byron's war eine leidenschaftliche; sogar seine Rede bei der Kant-Feier 1849 leitete er mit einer Huldigung für ihn ein. Der hundertjährige Geburtstag Kant's sei zugleich der Tag der Bestattung Byron's in Missolunghi gewesen, „dieses ebenso tiefen als erhabenen Geistes: als Mensch zu groß und zum Genossen des großen Dämons nur ein Mensch." Für seine innerste und unermüdliche Liebe zur Menschheit habe Byron das Object in dem geplagten, unterdrückten und, wie ihm schien, zur Erhebung erschlafften Geschlecht nirgends gefunden. Dem Schmerz dieser unbefriedigten Liebe habe er, dem ein Gott gewährt zu sagen, was er leide, alle Töne gegeben von der stillen Trauer durch die düstere Schwermuth bis zum herben Sarkasmus, nicht über die Menschheit, aber über die Menschen. Dort, wo er einen großen, würdigen Aufschwung zu sehen glaubte, um die ersten Bedingungen der Wiedergeburt zu einem menschenwürdigen Dasein zu gewinnen, erschien er und starb [2]).

Für die englische Literatur hatte Lehrs überhaupt eine große Vorliebe. Auch hierbei, schreibt er 1852, habe sich für ihn der Spruch: „Was man in der Jugend wünscht, hat man im Alter die Fülle," recht als Wahrheit erwiesen; Julian Schmidt's Schrift über Boz that ihm „äußerst wohl", und gleichzeitig erfreute ihn, daß J. Grimm die englische Sprache für die vollkommenste erklärt hatte. Grote's Geschichte Griechenlands war für ihn ein Ereigniß; sie gab ihm die hoch willkommene Ueberzeugung, daß die Aufgaben des Staates von der athenischen Demokratie in relativ vollkommener Weise gelöst seien. Doch zugleich empfand er es schmerzlich, daß die erste mit

---

[1]) Deutsche Rundschau, 1878, Bd. XV, S. 1 und 2.

[2]) Die Philosophie und Kant gegenüber dem Jahre 1848. Tischrede, gehalten an Kant's Geburtstage, 22. April 1849. „Altpreußische Monatsschrift", Bd. XXIII, Heft 1—2.

wahrem politischen Verständniß geschriebene Geschichte Griechenlands keine deutsche, sondern eine englische war. Wie hier, so fühlte er sich auch bei Macaulay aus dem Dunstkreis deutscher Fachgelehrsamkeit in eine freiere Atmosphäre gehoben; seine Essays las er ebenso gern wie die Geschichte Englands. In der letzteren gewährte die Jacob II. ereilende Nemesis seinem demokratischen Herzen eine solche Befriedigung, daß er sich nicht enthalten konnte, in dem betreffenden Bande zuerst zu lesen „wie er weggejagt wird“. Am meisten war ihm Macaulay dadurch sympathisch, daß für ihn die Geschichte Culturgeschichte und als solche ein Continuum war, und daß er dies nicht bloß wußte, sondern erlebt und empfunden hatte; noch mehr durch sein tiefes, auf innerster Empfindung beruhendes Verständniß des griechischen Geistes und seines Fortwirkens auf alle Zeiten und alle Länder, sowie seines Antheils an allen Triumphen der Wahrheit und des Genius über Vorurtheil und Gewalt. Daß Macaulay, der gründliche Kenner fast aller Literaturen, sich glücklich pries, im Alter der Reife des Urtheils und Geschmacks zur griechischen zurückkehren zu können, und ihm nun zu Muthe war, als habe er nie zuvor gewußt, was geistiger Genuß sei: dadurch stand er Lehrs unendlich näher als viele seiner Fachgenossen. Und wie hätte er den Mann nicht lieben sollen, der beim Anblick der Orangenbäume und Statuen im Hofe seines Gasthauses in Florenz immer an die arme Mignon dachte, und keine zwei Zeilen in der Welt wußte, die er lieber geschrieben haben würde als:

„Und Marmorbilder stehn und sehn dich an.
Was hat man dir, du armes Kind, gethan?“

Eine unerschöpfliche Quelle des Genusses war für Lehrs die Musik der großen deutschen Meister, vor Allen Beethoven's. „In ihren Schöpfungen,“ schreibt er einmal, „kommt die einfache (naturgemäße, unversetzte) Schönheit aus der Wahrheit zur Erscheinung, der Gehalt in ihrem Busen und die Form in ihrem Geist.“ Mit Luther's ihn sehr erfreuender Aeußerung, „der Teufel haßt die Musik“, stellte er den Ausspruch Pindar's zusammen, daß die Feinde der Götter vor dem Gesange der Musen erschrecken. Er wurde nie müde, dieselben großen Werke von Neuem zu hören. „Sie fragen mich,“ schreibt er (ein Jahr vor seinem Tode) an eine Freundin, „ob ich seit ‚Freischütz‘ und ‚Manfred‘ gar nichts Erhebendes gehört habe. Ja wohl! Ich habe gestern die neunte Symphonie gehört — und die Herrlichkeit, Originalität, Mannigfaltigkeit, dem Text angeschmiegte Musikempfindung und deren Ausdruck bis auf die Silbe — ist mir noch nie so aufgegangen. Der Eindruck von der Colossalität eines solchen Werkes und der Colossalität eines Genies und eines Menschen, der solch ein Werk schaffen konnte — ist an und für sich überwältigend und erhebend.“ Besonders seine Briefe an Dr. Wilhelm Tobias sind voll von Schilderungen der Eindrücke bedeutender Compositionen, Analysen, eingehenden Beurtheilungen der Aufführungen, Vergleichungen verschiedener Arten des Vortrages (z. B. Joachim's und Sarasate's), und überall spricht der Siebziger mit einem Feuer der Begeisterung, einer Innigkeit der Empfindung, daß man einen Jüngling zu hören glaubt. „Ich habe,“ schreibt er 1875, „von den beiden Carrion, der nicht jungen und häßlichen Artot und

ihrem nicht mehr ganz jungen und in der Stimme auch nicht mehr ganz frischen Mann Padilla den ‚Barbier‘ und ‚Othello‘ gehört — und bin entzückt — oder was mehr ist: erheitert, erhoben aus der Misère des Alltags in eine geläuterte Sphäre der Kunst, in Scherz wie in Ernst gehoben, zu wahrhafter Reinigung der Leidenschaften. Ich weiß das Obige von dem Alter, der Häßlichkeit u. s. w. Alles — und es ist doch wahr, was ich gesagt. — Bei diesem Ensemble, diesem Fluß — man schwimmt förmlich in Musik — diesem Ernst, womit sie bloß dies Kunstwerk zur Erscheinung bringen wollen, diesen Gegensatz gegen jeden Schatten von Pfuscherei — es ist herrlich.“ Ueberhaupt war Lehrs für die verschiedensten musikalischen Gattungen und Stile empfänglich, nur die Wagner'sche Musik blieb ihm ungenießbar, und über die Absurdität der Texte äußert er sich in starken Ausdrücken. Auch das Theater behielt für ihn einen Theil der Bedeutung, die es im Anfange des Jahrhunderts für alle Gebildeten gehabt hatte. Der von der Rachel als Athalie empfangene Eindruck blieb ihm unvergeßlich wie Jedem, der die unvergleichliche Tragödin in dieser Rolle gesehen hat.

Anschauungen der bildenden Kunst zu gewinnen, hatte Lehrs auf seinen wenigen Reisen und in Königsberg nicht viel Gelegenheit gehabt; er fand sie in Ostpreußen selbst (das er seit 1854 nicht mehr verließ) auf dem Gute Beynuhnen seines Freundes und Schülers Friedrich von Fahrenheid, dessen gleichnamiger Vater „der volksbeliebteste Mann vom liberalen preußischen Adel gewesen war, ein transscendentaler Pferdezüchter, wie Schön ihn nannte, vielseitig gebildet, menschenfreundlich, hoch verdient um Wiesenbau und Wettrennen“ [1]). Der Sohn (1816—1888) hat in Beynuhnen eine ganze Kunstwelt erschaffen, die Imhoof-Blumer das Interessanteste nannte, was er zwischen Berlin und Petersburg gesehen habe. Die dortigen, im Privatbesitz in ihrer Art vielleicht einzigen Sammlungen sind außerordentlich reich an Gypsabgüssen und andern Nachbildungen (auch Marmorcopien) von Antiken, die mit künstlerischem Geschmack in Haus, Garten und Park aufgestellt sind, aber auch an guten Copien von Meisterwerken der Malerei, Kupferstichen, Photographien u. s. w. Die Freundschaft, die Lehrs mit Fahrenheid verband, entsprang aus der gleichen Begeisterung beider Männer für das Griechenthum, seine Kunst und Poesie. Lehrs pflegte im Sommer in Beynuhnen einige Wochen zu verbringen; ein Theil seiner Briefe ist von dort datirt. Auch sein sehr lebhaftes Naturgefühl fand dort reiche Befriedigung. „Die jährliche Wiederkehr des Lebens hier“, schreibt er 1871, „hat etwas Eignes. Da sind wieder dieselben Gartenpartien, dieselben Asternbeete, theils fertig, theils während meiner Anwesenheit eingepflanzt, dieselben Gruppen und Figuren — Niobe, Amor, Apollo u. s. w. bis zur Knöchelspielerin und dem Knaben mit der Gans — und in der That mit dem Eindruck, daß dies immer so gleichmäßig wiederkehren und bleiben muß, weil es vollkommen und in vollendeter Art abgeschlossen ist. Der Park ist wirklich ganz herrlich angelegt: man weiß nicht, ob man mehr an der Wiederkehr der bekannten Blicke und Formationen

[1]) Treitschke, Deutsche Geschichte, Bd. V, S. 106.

oder daran, daß man immer wieder noch neue erblickt, mehr Vergnügen findet. — Wirklich habe ich manchmal den Gedanken so beim Herumgehen, daß so weit dem Menschen die Zufriedenheit von außen geschaffen werden kann — dies hier eigentlich erreicht ist." Aber neben den bekannten Eindrücken, empfing Lehrs bei jedem neuen Besuch auch neue. Den Belvederischen Apoll, schreibt er einmal, könne man nur hier sehen, wo er (wie sonst nirgend) auf eine sechs Fuß hohe Basis gestellt sei: „der ganze Körper in seiner Schönheit und kräftig elastischen Bewegung ist mir erst jetzt recht aufgegangen." Ein anderes Mal: „Heute großen Genuß im Kupferstichzimmer gehabt. Meinen Murillo mit dem vielen Wasser, das die Verschmachtenden tränkt, wieder recht genossen. — Die Disputa gesehen wie nie. In gutem Licht und rechter Form. — Guido Reni weiter kennen zu lernen Gelegenheit gehabt, auch in seiner Vielseitigkeit." — Bei dem Anblick einer Copie von Tizian's Petrus Martyr in der Größe des Originals hatte er „wieder den Eindruck von der Poesie gehabt, welche in jenen Malern steckte, eine Art von undogmatischer reiner Poesie selbst bei heiligen Gegenständen, wie sie in dieser Art wohl auch Cornelius nicht zeigt."

Lehrs fand in Beynuhnen auch stets einen mit allen Neuheiten aufs Reichste ausgestatteten Büchertisch. Er und Fahrenheid lasen viel zusammen, so auch, im Anschluß an neue Erscheinungen der theologischen Literatur, die Evangelien. Lehrs, als Jude geboren, war 1822 zum Christenthum übergetreten, auf seine religiöse Richtung hatte Joh. Ebel (sein Lehrer am Friedrichscollegium), wohl auch Lachmann Einfluß geübt. Eine Betrachtung in seinem Tagebuch von 1843 über das Wesen des Christenthums beginnt: „Und das schmerzt mich, denn sie waren gut, fällt mir jetzt ein, wenn ich höre, wie treffliche und einsichtsvolle Männer, durch das jetzige Christenthum der Theologen verleitet oder verstimmt, seine specifischen Vorzüge verkennen und vergessen". Doch auch er mußte sich bald zu denen zählen, die damals aus der Kirche hinausgepredigt wurden. Obwohl er nun aber dem dogmatischen Christenthum sich je länger je mehr entfremdete, blieb ihm die Bergpredigt eine der werthvollsten ethischen Offenbarungen, zu denen er immer wieder zurückkehrte; man könne sie, schreibt er 1872, als ein stets wahres und herrliches Spruchbuch immer bei sich tragen — wie Marcus Antoninus. Und daß Strauß für den „unvergänglichen Werth und die unvergängliche Hoheit" dieser Lehren gar keinen Sinn und kein Verständniß hat, daß er ihnen nicht anfühlt, sie hätten von keinem Apostel ersonnen oder gestaltet werden können, sondern seien „sichere Zeugnisse eines Ueberragenden, eines in seiner Art einzigen Genies", das möge wohl an einem natürlichen Gemüthsmangel bei Strauß liegen. Obgleich er von dessen Begabung nach dem „Leben Jesu" (namentlich in der ersten Ausgabe) viel hielt, rechnete er den „alten und neuen Glauben" zu den unerquicklichen Trivialitäten.

Das starke Heimathsgefühl der Ostpreußen hatte auch Lehrs. Obwohl er sich selbst gelegentlich unumwunden über die Schattenseiten des Lebens in Königsberg äußerte, hörte er ungern Andere davon sprechen, am wenigsten wollte er Berlin auf Kosten von Königsberg loben hören. Die Rauhheit des ostpreußischen Klimas war ihm bei seinem großen Wärmebedürfniß doppelt

empfindlich; doch als ihm eine nach Berlin übergesiedelte Freundin berichtete, das Halsleiden ihres Mannes habe sich dort gebessert, sagte er verdrießlich: „ich weiß, ganz Berlin ist geheizt".

Für jeden alternden Mann kommt die Zeit, wo er sagen muß: es lebt ein anders denkendes Geschlecht. Für Lehrs kam sie um so früher, je theurer ihm die Traditionen waren, die seine Grundanschauungen, seine ganze geistige Richtung bestimmt hatten, und je weniger er etwas davon opfern wollte und konnte. Je kleiner allmälig die Zahl der Gleichgesinnten wurde, desto lebhafter empfand er das Bedürfniß, ihnen gegenüber seine Ueberzeugungen auszusprechen und sich ihrer Zustimmung zu versichern. So wird sein Briefwechsel, von dessen Reichthum und Inhalt diese Mittheilungen kaum eine auch nur annähernde Vorstellung geben können, nicht bloß für eine künftige Geschichte der Philologie, sondern auch für eine Geschichte unsres geistigen Lebens in diesem Jahrhundert eine nicht unwichtige Quelle sein.

Experimentelle Pädagogik.

Von
Ludwig Stein—Bern.

I.

Wenn es nach der Massenhaftigkeit der Production ginge, so müßte man die Pädagogik als eine auf ihrem Höhepunkt angelangte Wissenschaft anerkennen; allein das Quantum einer Literatur ist nicht entfernt ein Kriterium für die Beurtheilung ihres Werthes. So war die Logik z. B. während des ganzen Mittelalters, ja bis tief ins letzte Jahrhundert hinein der verbreitetste, bekannteste, meist bearbeitete Zweig der philosophischen Wissenschaften. Und doch konnte Kant vor einem Jahrhundert etwa mit gutem Fug von der Logik das kühne Wort aussagen: sie habe seit Aristoteles keine merklichen Fortschritte mehr gemacht. In gleichem Sinne möchte ich nun — si parva licet componere magnis — das kecke Wort wagen: die Pädagogik als Wissenschaft hat seit Herbart, ihrem ersten philosophischen Systematiker großen Stiles, keine ernsten Fortschritte mehr gemacht.

Ich verkenne dabei keineswegs den Werth der von Beneke versuchten Umbildung der theoretischen Grundlagen der Pädagogik, wie sie Dreßler, Börner, Ueberweg, Dittes und Andere weiter geführt haben. Die Leistungen eines Fröbel oder Diesterweg in der Uebertragung theoretischer Lehrmeinungen auf die Praxis sollen keineswegs geschmälert oder verkleinert werden. Auch unterschätze ich die Bedeutung der von Tuisco Ziller und seinem Anhang vorgenommenen Umgestaltung der Herbart'schen Pädagogik, wie sie Th. Waitz, K. Schmidt, Nahlowsky, Flügel, Zimmermann, Stoy, Rein und Andere — zum Theil recht glücklich — vertreten, durchaus nicht. Vor Allem bin ich mir sehr wohl bewußt, was die meinem eigenen Denken weit näher stehenden Engländer John Stuart Mill, Alexander Bain und Herbert Spencer, sowie in jüngster Zeit der italienische Positivist Roberto Ardigò in seiner „Scienza della Educazione“ an reichhaltigem Material aufgespeichert und an feinen Beobachtungen niedergelegt haben. Endlich weiß ich auch die neueren Arbeiten der Berliner Pädagogen Paulsen und Döring ihrem vollen Gehalte nach zu würdigen.

Ungeachtet jedoch der rückhaltlosen Anerkennung, die ich den genannten pädagogischen Forschern als wissenschaftlichen Persönlichkeiten zolle, vermag ich in deren Arbeiten einen wesentlichen Fortschritt unserer pädagogischen Erkenntniß über Herbart hinaus schon darum nicht zu erblicken, weil nach der von ihnen befolgten speculativ-dogmatischen Methode, von der sich selbst die Positivisten nicht ganz frei zu halten verstanden, gesicherte, unanfechtbar feststehende theoretische Ergebnisse in der Pädagogik meines Erachtens überhaupt nicht zu erzielen sind. Bei jeder rein speculativen (dialektischen) Behandlung, sei es philosophischer, sei es pädagogischer Fragen steht eben Argument gegen Argument, eine begründete Meinung gegen eine besser begründete, ein gewandter Dialektiker gegen einen noch gewiegteren. Und da die Grenzen dialektischer Spitzfindigkeit gar nicht abzusehen sind, sofern der Scharfsinn des Einen den des Anderen stets zu überbieten und eben darum in Schach zu halten vermag, so verlieren sich diese dialektischen Tourniere, wie sie in der Pädagogik nicht minder an der Tagesordnung sind, als ehedem in der speculativen Philosophie, vielfach ins Spielerische und Unfruchtbare.

Aus diesem Kreuz und Quer einander widersprechender, sich gegenseitig aufhebender Lehrmeinungen und heftig befehdender pädagogischer Theorien gibt es indeß zum Glück einen Ausweg. Dieser führt durch das wirre Gedankenlabyrinth chaotisch durch einander wogender, somit in der Luft schwebender Behauptungen hindurch in eine gesicherte Bahn durch keinen Zweifel zu erschütternder Ergebnisse. Und diese Bahn ist die experimentelle Methode.

II.

Die herrschende Wissenschaft unseres Jahrhunderts, die Naturwissenschaft, verdankt, wie bekannt, ihre sieghafte Macht und ihre selbst die Geisteswissenschaften allgemach in ihren Dienst bannende Kraft wesentlich und vorzüglich der von Bacon — wenn freilich auch nur in rohen Umrissen — entworfenen inductiv-experimentellen Methode. Der ungehemmte Siegeslauf dieser Methode hat nach und nach selbst eine so eminente Geisteswissenschaft, wie die Psychologie sie früher darstellte, dermaßen bezwungen, daß sie sich, vor einem halben Jahrhundert etwa, genöthigt sah, von der Naturwissenschaft die experimentelle Methode zu erborgen, um diese auf die Ermittlung und mit mathematischer Präcision zu bewerkstelligende Fixirung geistiger Phänomene zu übertragen. Ebenso wird sich nun, wenn nicht alle Anzeichen trügen, die Pädagogik, wofern sie angewandte Psychologie ist und zu sein beansprucht, dazu bequemen müssen, den Boden des naturwissenschaftlichen Experiments zu betreten, soll sie anders vor sterilem Marasmus bewahrt bleiben.

Stellt der gegenwärtige Stand der Pädagogik dem nicht in, sondern über den Tagesfragen stehenden philosophischen Betrachter ein chaotisches Durcheinander von mehr oder minder gut begründeten Meinungen dar, so soll eine nunmehr auszubauende experimentelle Pädagogik eine systematisirte Fülle von Thatsachen offenbaren. Waren die pädagogischen Theorien bisher vielfach entweder aus methodisch mangelhafter Schulerfahrung oder aus apriorischen Constructionen von vager Allgemeinheit erwachsen, aus denen als-

dann die pädagogischen Regeln deductiv abgeleitet worden sind, so soll sich eine künftige experimentelle Pädagogik aus statistisch ermittelten oder experimentell erforschten Thatsachen inductiv aufbauen. Erst dann könnten an die Stelle der heute gültigen pädagogischen Normen und Regeln, die ja nothgedrungen nur auf subjective Wahrheit Anspruch erheben können, weil sie nur unter Anerkennung ihrer apriorischen Voraussetzungen Gültigkeit haben, objectiv geltende biologisch-pädagogische Thatsachen und weiterhin Gesetze treten. Bildeten bisher eine halbtheologische Ethik und die speculative Psychologie die wichtigsten Hülfsdisciplinen der Pädagogik, so sollen in Zukunft Physiologie, Gehirnanatomie, die Biologie in ihrem weitesten Verstande, daneben aber auch Schulhygiene, Demographie, eine nach pädagogischen Gesichtspunkten ausgebaute Statistik, Sociologie, endlich und insbesondere die experimentelle Psychologie die hülfswissenschaftlichen Unterlagen bilden, auf denen ein künftiges System der experimentellen Pädagogik zu ruhen und sich aufzuerbauen hätte. Soll daher die heutige Pädagogik aus ihrer dogmatischen Erstarrung und empfindlichen Unfrische aufgescheucht werden, so ist hierzu eine radicale Frontänderung in ihrer Methode wie in ihrer wissenschaftlichen Grundlegung gleich sehr erforderlich.

Man scheue den etwas prätentiösen Titel „Experimentelle Pädagogik" nicht, vor Allem aber spotte man seiner nicht. Wer die Geschichte des Aufschwunges einzelner Wissenszweige der jüngsten Vergangenheit nachdenklich verfolgt, der verlernt gar bald das Spotten. Hätte Jemand vor einem halben Jahrhundert z. B. von einer experimentellen Psychologie gesprochen, so würde ihn der damalige wissenschaftliche sensus communis unbarmherzig für narrenhausreif erklärt haben. Und heute würde der wissenschaftliche common sense jeden Psychologen als fossil gewordenen Zopfgelehrten verschreien, der es wagen wollte, alles Experimentiren in der Psychologie grundsätzlich abzulehnen. Ebenso könnte es sich fügen, daß nach einem weiteren halben Jahrhundert nur noch die experimentelle Pädagogik das Feld behauptete, während die gegenwärtig immer noch prädominirende speculative Pädagogik nur noch als einst wirksam gewesene interessante historische Phase dieser Wissenschaft angesehen würde.

Man wende nicht ein, diese ketzerischen Gedanken seien an diesem Orte und in dem Augenblicke, da wir uns zur großen Pestalozzi-Feier anschicken[1], eine Versündigung an den Manen des unsterblichen Meisters. Ich meine im Gegentheil, daß die hier vorgetragenen Gedanken und Forderungen sich, wenn ich Pestalozzi richtig verstehe, durchaus auf der Linie seines eigenen philosophischen Denkens bewegen. Forderte er doch mit John Locke und Rousseau die Erfahrung als Ausgangspunkt aller pädagogischen Reformen! Dies und nur dies ist aber auch der tiefere Sinn meiner Postulate. Nur hat sich seit Pestalozzi der Begriff der Erfahrung erweitert und vertieft. Damals nannte man Erfahrung sorgfältige Beobachtung des Geschehenden und reflectirte dialektisch entwickelte Zusammenfassung des Geschehenen zu allgemeinen Regeln.

[1]) Die leitenden Gedanken dieser Abhandlung habe ich nämlich am 14. September 1895 vor der Hauptversammlung des Bernischen Mittelschullehrer-Vereins entwickelt.

Heute heißen wir Erfahrung das Provociren von Geschehnissen, das durch künstliche Bedingungen vermittelte Heraustreiben und bewußte Hervorrufen von Thatsachen zwecks Ermittelung ihrer tieferen Ursachen und letzten Zusammenhänge. Früher lauschte man begierig auf die Laute, welche die Natur in freithätigem Schaffen zu uns sprach, und das nannte man Erfahrung; schwieg sie aber, so erfuhr man eben nichts. Heute zwingen wir die Natur zum Sprechen, und mag sie sich noch so spröde dagegen sperren! Durch Teleskop und Mikroskop, durch Lupe und Skalpell, durch Wage und Retorte, durch Titrir- und Färbemethoden nöthigen wir die Natur, uns Thatsachen und Beziehungen zu enthüllen, die sie uns bisher beharrlich vorenthalten hat. Ja, die neueren Methoden der experimentellen Gehirnanatomie, wie sie sich in der Härtung, Einbettung, Färbung und feinstem Scheibenschnitt von sorgfältig präparirten Gehirnen darstellen, locken unter Umständen aus dem todten Menschenhirn psychische Thatsachen von weittragender Bedeutung hervor, die uns das lebendige niemals hätte offenbaren können.

Würde nun Pestalozzi diese Phase der Wissenschaft, unsere Methoden des Erfahrens unter künstlichen Bedingungen voraus geahnt haben, so wäre er nach meiner festen Ueberzeugung der Erste gewesen, einer experimentellen Pädagogik, wie wir deren Aufgaben hier kurz skizziren wollen, mit dem ihm eigenen heiligen Begeisterungsfeuer kräftig das Wort zu reden. War Einer frei von eitler Selbstbespiegelung und kindischer Verliebtheit in die eigenen Ideen, so gewiß Pestalozzi, der uns in seinem „Schwanengesang“ die herrlichen Worte hinterließ: Prüfet Alles, behaltet das Gute, und wenn etwas Besseres in Euch selber gereift, so setzt es zu dem, was ich Euch in diesen Bogen in Wahrheit und Liebe zu geben versuche, in Wahrheit und Liebe hinzu!

Das Programm einer experimentellen Pädagogik, wie es mir vorschwebt, an dieser Stelle und innerhalb der mir hier gesetzten Grenzen zu entwickeln, ist schlechterdings unmöglich[1]). Es sei vielmehr aus dem stattlichen Material, das heute bereits aufgeschichtet vorliegt, ohne daß bisher eine entsprechende pädagogische Ausmünzung von irgend einer Seite versucht worden wäre, ein Problem herausgegriffen, das Jedem geläufig genug sein dürfte: die Ueberbürdungsfrage im Lichte einer experimentellen Pädagogik. An der Art, wie hier Physiologie, Gehirnanatomie, Statistik und physiologische Psychologie in eine eminent pädagogische Frage eingreifen, wird man den Werth und die Bedeutung einer experimentellen Pädagogik am durchsichtigsten zu erkennen und zutreffend zu würdigen im Stande sein.

III.

Die Ueberbürdungsfrage hat in den letzten Decennien so viele Federn in Bewegung gesetzt, daß die hierüber vorhandene Literatur schon eine stattliche

[1]) Daß sich eine „experimentelle Pädagogik“ augenblicklich vorbereitet, wenn sie gleich noch nicht auf diesen Namen endgültig getauft ist, zeigen einzelne Ankündigungen von Vorträgen, die auf dem „Internationalen Congreß für Psychologie“ (vom 4. bis 7. August 1896 in München) zur Discussion gelangen sollen. So wird beispielsweise in der dritten allgemeinen Sitzung des Congresses der Breslauer Philosoph Hermann Ebbinghaus „Ueber eine neue Methode zur Prüfung geistiger Fähigkeiten und ihre Anwendung bei Schulkindern“ sprechen.

Bibliothek füllt. Bis zum letzten Kerne dieser Frage scheinen mir jedoch verschwindend wenige Schriftsteller vorgedrungen zu sein. Was heißt nämlich Ueberbürdung im Schulsinne des Wortes? Offenbar ist Ueberbürdung nichts weiter, als über das normale, d. h. gesundheitsunschädliche Maß hinausgehende Ermüdung des Nervensystems. Die Ermüdung ist, wie schon Lavoisier festgestellt hat, ein Vorgang rein chemischer Natur. Durch übermäßige Anstrengung, sei es unseres Muskel-, sei es unseres Nervensystems, bilden sich im Blute Zerfallstoffe. Häufen sich diese Zerfallstoffe allzu sehr an, dann fühlen wir uns ermüdet; überschreiten sie die physiologische Grenze, so sind wir krank. So ist z. B. das Blut eines ermüdeten Thieres insofern giftig, als es, wie Mosso gezeigt hat, einem anderen Thiere eingespritzt, in diesem die charakteristischen Erscheinungen der Ermüdung hervorruft. Weiterhin ist experimentell festgestellt, daß die Arbeit, welche ein schon ermüdeter Muskel ausführt, demselben viel schädlicher ist als eine Arbeitsleistung unter normalen Bedingungen. Ein Gleiches gilt nach Mosso auch vom Nervensystem. Bei intensiver Gehirnermüdung wird der Kopf heiß, der Puls klein, die Augen werden blutunterlaufen und die Füße kalt.

Man hat unser Gehirn recht hübsch einmal einen „Zellenbundesstaat“ genannt, und Meynert führte dies dahin aus, daß alle Zellen athmen und die Lunge nur ein großes Sauerstoffreservoir ist, das die Athmung der Zellen ermöglicht. Die Zahl der Nervenkörper im Menschen haben Bain und Meynert auf eine Milliarde angegeben. Das menschliche Gehirn hebt und senkt sich täglich unter dem Druck des normalen Athmens etwa 15 000 mal, während das Herz im Laufe von vierundzwanzig Stunden 100 000 mal schlägt.

Die Myriaden von Zellen unserer Großhirnrinde, die durch unzählige Fasern, d. h. Leitungsbahnen, mit einander in Rapport stehen, ordnen sich nach bestimmten Provinzen (Gehirnsphären). Wie wir an der sogenannten Broca'schen Stelle das Sprachcentrum besitzen, so sind — trotz aller Einwendungen der Goltz'schen Schule — das Sehfeld, die Riechsphäre und das Gehörcentrum in unserem Gehirn localisirt. Verletzungen der betreffenden Gehirnpartien haben Functionsstörungen der ihnen entsprechenden Sinnesorgane im Gefolge.

Waren aber bis vor Kurzem nur die Sinnesorgane und das Sprachcentrum Gegenstand der Localisationsversuche im Großhirn, während complicirtere geistige Gebilde — außer etwa in den phantastischen phrenologischen Träumereien eines Gall und Spurzheim — allen Localisationsversuchen beharrlich widerstanden, so hat die vergleichende Gehirnanatomie in der jüngsten Zeit einen Erfolg zu verzeichnen, der auf dem Felde der Seelenforschung vielleicht eine Epoche bedeutet.

Der Psychiater der Universität Leipzig, Paul Flechsig, hielt nämlich am 31. October 1894 eine Rectoratsrede über „Gehirn und Seele“, in welcher er die Resultate seiner gehirnanatomischen Experimente in andeutenden Zügen niederlegte. Enthält nun dieses Programm vorerst auch noch kein Bildermaterial, das eine Nachprüfung der Flechsig'schen Behauptungen gestattete[1]),

[1]) In der soeben erschienenen zweiten Auflage dieses Vortrages (Leipzig, Veit & Co., 1896) ist das aufklärende Bildermaterial beigegeben. In der zweiten allgemeinen Sitzung des „Internationalen Congresses für Psychologie“ wird Professor Flechsig „Ueber die Associationscentren des menschlichen Gehirns mit anatomischen Demonstrationen“ sprechen.

so besitzt doch dieser Gelehrte heute bereits ein solches Credo, daß man seine mit solcher Zuversichtlichkeit vorgetragenen Behauptungen ernst nehmen muß. Und diese laufen auf nichts Geringeres hinaus, als daß es ihm gelungen sei, „die geistigen Centren“ oder „Denkorgane“ — wie sie Flechsig zuweilen etwas ungeschickt benennt, die „Associationscentren“, wie sie richtiger heißen sollten — zu entdecken. Flechsig fand vier solcher Centren: das Stirnhirn, einen großen Theil der Schläfenlappen, einen großen Bezirk im hinteren Scheiteltheil und endlich die tief im Innern des Hirns versteckte Insula Reilii. Von diesen vier Centren sagt Flechsig auf Grund seiner Präparate Folgendes aus: „Noch mehrere Monate nach der Geburt (des Kindes) sind die geistigen Centren unreif, gänzlich bar des Nervenmarks, während die Sinnescentren schon längst — ein jedes für sich, völlig ungestört von den anderen — herangereift sind. Erst wenn der innere Ausbau der Sinnescentren zum Abschluß gelangt ist, beginnt es sich allmälig in den geistigen Centren zu regen, und nun gewahrt man, wie von den Sinnescentren her sich zahllose Nervenfasern in die geistigen Gebiete verschieben, und wie innerhalb eines jeden dieser Gebiete Leitungen, die von verschiedenen Sinnescentren ausgehen, mit einander in Verbindung treten, indem sie dicht neben einander in der Hirnrinde enden. Die geistigen Centren sind also Apparate, welche die Thätigkeit verschiedener innerer (und somit auch äußerer) Sinnesorgane zusammenfassen zu höheren Einheiten. Sie sind Centren der Association von Sinneseindrücken verschiedener Qualität, von Gesichts-, Gehörs-, Tasteindrücken 2c.; und sie erscheinen schon insofern auch als Träger einer Coagitation, wie die lateinische Sprache das Denken prophetisch bezeichnet hat; sie können also auch Associations- oder Coagitationscentren heißen.“

Sollte sich diese Entdeckung Flechsig's bewahrheiten, so stehen wir in der Pädagogik nicht minder denn in der Psychologie vor völlig neuen Aufgaben. Denn unter Zugrundelegung dieser Entdeckung versteht man — wie Hirth jüngst ausgeführt hat — mit überraschender Klarheit jenes bisher unaufgeklärte Räthsel, warum, bei scheinbar gleicher Grundlage, gewisse Associationen bei dem Einen schon im zweiten, bei dem Anderen erst im dritten oder vierten Jahrzehnt zur Reife kommen. Warum Manche in der Schule nichts lernen können, ja, anscheinend schwach von Begriffen sind und doch später das Versäumte im Fluge erhaschen, oft ihren musterhaften Schulkameraden weit übertreffen. Warum so viele ausgezeichnete Schüler später stillstehen oder gar geistig verarmen. Warum uns die sogenannten Wunderkinder eher Mitleid als Hoffnung einflößen. Mit einem Worte: die Flechsig'schen Behauptungen enthalten den Schlüssel zu einer stattlichen Reihe von uns gar nicht oder nur lückenhaft beantworteten psychologisch-pädagogischen Warums.

Jetzt werden wir auch das Problem der Ermüdung des Nervensystems tiefer zu fassen und zu ergründen in der Lage sein.

Der moderne Mensch ist im Gegensatz zu seinen Vorfahren, die vorwiegend Muskelmenschen waren, in erster Linie Nervenmensch. Nur die Turnstunde ist der Ausbildung des Muskelsystems gewidmet, alle anderen der des Nervensystems. Regelmäßige Uebungen sind nun wie dem Muskel- so auch dem Nervensystem nur zuträglich; schädlich ist hier wie dort einzig das Uebermaß.

Uebung stählt und stärkt Nerven wie Muskeln; Ueberanstrengung hemmt und — im unvernünftigen Uebermaß — lähmt beide Functionen. Durch regelrechte Function wird ein Organ gehoben und befestigt, durch unregelmäßige geschwächt und verkümmert. Da wir (d. h. die weiße Rasse) nun einmal Nervenmenschen sind und bleiben wollen, um unseren Rang an der Spitze der Weltcultur zu behaupten, ist der regelmäßige Lehrgang der Schule als einer regelrechten Gymnastik des Geistes auch biologisch ein Segen. Wenn das Associationssystem des Kindes in der Schule nach biologisch erkannten Grundsätzen ausgebildet und den im Kampf ums Dasein gegebenen Zwecken angepaßt wird, dann erfüllt die Schule die höchste Function im Haushalte der Gesellschaft. Dieses hohe Ziel erreicht die Schule aber nur dann und dort, wo sie nach dem Gesetz des kleinsten Kraftmaßes möglichst reichen und nützlichen Wissensstoff mit möglichst geringem Zeitaufwande bewältigt. Schießt die Schule über dieses Ziel hinaus, d. h. ermüdet sie durch Uebermaß an Stoff- und Zeitaufwand die Associationsbahnen der Kinder dermaßen daß deren Nervensysteme darunter leiden, dann verwandelt sich dieser Segen in einen Fluch, sofern die Schule alsdann zur Pflanzstätte von Kurzsichtigen und Engbrüstigen wird, wie dies die grundlegenden „schulhygienischen Untersuchungen" des Schweden Axel Key mit erschreckender Deutlichkeit aufgezeigt haben. Axel Key kommt nämlich zu folgendem niederschmetternden Resultat, das er auf Grund von 11 210 untersuchten Schülern der höheren Schulen seiner Heimath gefunden hat. „Von diesen 11 210 Schülern waren nur 6185, d. h. 55,2 Procent, völlig gesund (normal), wohingegen 5025 oder 44,8 Procent mit allerhand Krankheiten behaftet waren. „Die höchste Kränklichkeit," fährt Key fort, „herrscht auf der Lateinlinie, wo sie für die ganze Linie bis 50,2 Procent hinaufgeht, und wo demnach die halbe Anzahl der Schüler Symptome langwieriger Krankheit der einen oder der anderen Art aufwies. Auf der Reallinie und auf der gemeinsamen Linie ist das Krankenprocent nahe um 10 Procent niedriger oder 39,6 Procent auf der ersteren und 40,9 Procent auf der letzteren."

Im Ganzen genommen zeigt sich also der Gesundheitszustand als der beste auf der Reallinie, so elend er übrigens auch auf dieser erscheint. Insbesondere die Kurzsichtigkeit, die in den unteren Klassen verhältnißmäßig weniger bedeutend ist, steigerte sich nach Key in der obersten Lateinclasse auf 21,6 Procent. Eine andere Untersuchung Key's. Nach einjährigem Schulbesuch hat ungefähr jeder dreizehnte Knabe Bleichsucht. Im zweiten Jahre nimmt diese so zu, daß mit Schluß des genannten Jahres jeder sechste oder siebente daran leidet. Mit Schluß des dritten Jahres hat sie eine derartige Ausbreitung gewonnen, daß etwa jeder fünfte Schüler bleichsüchtig befunden wurde. An Kopfschmerz leidet in der ersten Classe bloß ungefähr jeder fünfzigste Knabe, aber in der zweiten und nächstfolgenden schon jeder neunte bis zehnte. Es wurden Tabellen aufgestellt über den Einfluß der Arbeitszeit auf den Gesundheitszustand der Schüler, und das zahlenmäßig festgestellte Resultat lautete, daß die Kränklichkeit durch Arbeit zunimmt. Auf der anderen Seite hat Key aber auch eine Statistik der Leistungen einzelner Schulen aufgestellt, und dabei kommen unglaubliche Unterschiede zwischen den Maxima und Minima

der Leistungen von Schulclassen gleichen Charakters an den Tag, so daß Key zu der durchaus zutreffenden Schlußfolgerung gelangt, daß eine bedeutende Reduction der mittleren Arbeitszeit zu Stande kommen könnte, ohne daß eine Verminderung des Lehrstoffs im selben Grade nöthig wäre. Es bleibt eine unabweisliche Forderung an die Unterrichtsmethode, mit möglichst geringer Arbeitszeit die bestmöglichen Resultate zu erzielen.

Gewiß sind ähnliche Gedanken auch von früheren Pädagogen bereits ausgesprochen worden. Allein so lange hinter diesen Gedanken keine statistischen Beweismaterialien von so zwingender, unheimlicher Logik standen, wie die Key'schen Untersuchungen sie offenbaren, konnte man an diesen Gedanken achtlos vorbeigehen. Heute geht dies schlechterdings nicht mehr an. Wo uns zahlenmäßig vordemonstrirt wird, daß wir auf dem besten Wege sind, in Folge der Ueberbürdung der Nervensysteme unserer Kinder zu degeneriren, die Spitäler und Irrenanstalten zu bevölkern, auf die Dauer also in Folge der Verkümmerung der nachkommenden Generationen die Weltstellung der weißen Rasse zu riskiren — heute können wir nicht mehr mit gleichgültigem Achselzucken die erschreckende Fülle der von Key statistisch enthüllten peinlichen Thatsachen ignoriren!

IV.

Darüber sind nun wohl alle Schulmänner von gereifter Einsicht einig, daß in der Ueberbürdungsfrage der wundeste Punkt jeder modernen Schulpolitik liegt. Wie aber diesem Grundübel gesteuert werden könne, und ob überhaupt, darüber gehen die Meinungen bedenklich auseinander. Wir stehen hier nämlich vor folgendem Dilemma: gegeben ist auf der einen Seite der nach der communis opinio unerläßliche Bildungsstoff der Mittelschulen — denn nur diese sind das Problem —, von dem kaum etwas abzumarkten ist, soll man nicht im socialen Kampf ums Dasein den Kürzeren ziehen oder gar ganz erliegen. Gegeben ist auf der anderen Seite die Thatsache, daß unsere Mittelschulen mit ihrem massenhaften, noch dazu mannigfach gearteten Stoff einen großen Procentsatz der Schüler körperlich erdrücken, weil sie ihrem Nervensystem Lasten aufbürden, die diese — in ihrer gefährlichsten Wachsthumsperiode zumal — am wenigsten zu ertragen vermögen.

Sollen wir nun an diesem Dilemma zu Grunde gehen? Oder gibt es auch da einen Ausweg?

Hier scheint nun die von mir geforderte experimentelle Pädagogik mit Glück einsetzen zu können. Derselbe Turiner Physiologe Mosso, der jüngst in einer sehr beherzigenswerthen Schrift gegen das Uebermaß in den Turnübungen geeifert, hat früher einen Apparat ersonnen, den er „Ergographen" nennt. Dieser Apparat ermöglicht es, die Ausbreitung der psychischen Ermüdung auf mechanischem Wege zu fixiren und in genauen Curven darzustellen. Dem Berner Physiologen Kronecker gelang es, ein Gesetz der Ermüdung abzuleiten, das er so formulirt hat: „Die Ermüdungscurve des in gleichen Intervallen, mit gleich starken (maximalen) Inductionsschlägen gereizten, überlasteten Muskels ist eine gerade Linie." In welcher Weise die Ermüdung das Nervensystem beeinflußt, haben Fechner, Wundt, Ribot und Mosso in ihren Untersuchungen über die Aufmerksamkeit dargethan.

Mosso hat in seinem Buche „Ueber die Furcht" mit Hülfe des Plethysmographen und der Wage gezeigt, in welcher Weise sich das Blut nach dem Gehirn bewegt, wenn wir über etwas nachdenken. Sogar die Athmung erleidet während der Aufmerksamkeit eine Veränderung.

Während der Aufmerksamkeit wird der Blutandrang zum Gehirn vermehrt; sie ist also wesentlich durch den Stoffwechsel bedingt. Lange entdeckte ein periodisches Steigen und Fallen der Aufmerksamkeit, was Wundt als periodische Schwankung der Aufmerksamkeit deutete. Exner beobachtete, daß im Zustande der Ermüdung des Gehirns eine Zunahme der Reactionszeit selbst für einfache psychische Vorgänge erfolgt, und Sir Francis Galton entwarf auf Grund einer Statistik ein nicht sehr anmuthendes Krankheitsbild des geistig Ermüdeten.

Der russische Pädagoge Sikorsky hat bereits 1879 folgendes pädagogische Experiment gemacht. Er ließ Vormittags bei Beginn des Unterrichtes und Nachmittags am Schlusse desselben Dictate schreiben und stellte die Anzahl der Fehler zusammen. Er fand, daß die Nachmittags geschriebenen Dictate im Mittel um 33 Procent mehr Fehler enthielten, als diejenigen der ersten Vormittagsstunden. Das Dictatmaterial, das aus diesem Ergebniß gewonnen wurde, enthielt in Summa 40 000 Buchstaben.

Weit systematischer ging Leo Burgerstein (Realschulprofessor in Wien) in seiner „Arbeitscurve einer Schulstunde" zu Werke. Er hat 162 Schüler im Durchschnittsalter von 11, 12 und 13 Jahren in vier Classen in Bezug auf ihre geistige Leistung experimentell untersucht. Der Versuch besteht in einer Lösung von den Schülern geläufigen Rechenaufgaben. Das Zahlenmaterial ist nach einem gesetzmäßigen Verfahren Burgerstein's gegliedert. Er gelangte zu folgendem Resultat:

Die Quantität der Leistungen stieg von Viertelstunde zu Viertelstunde, doch so, daß sie von der zweiten bis zur dritten Viertelstunde am langsamsten stieg. Die Anzahl der Fehler wächst von Viertelstunde zu Viertelstunde, doch am schnellsten von der zweiten zur dritten Viertelstunde.

Auch über die von den Schülern vorgenommenen Correcturen hat Burgerstein eine Statistik aufgenommen, die nur bestätigt, daß die Ermüdung zwischen der zweiten und dritten Viertelstunde am stärksten sein müsse, da in dieser am wenigsten Correcturen vorgenommen werden. „Alles das," so resumirt Burgerstein, „deutet darauf hin, daß innerhalb der dritten Viertelstunde auf dieser Entwicklungsstufe die Fähigkeit sich ernstlich mit jenem Gegenstand zu beschäftigen, der das organische Material bereits vorher beanspruchte, beträchtlich gesunken ist. In allen Classen ist aber der Zuwachs an Fehlern überhaupt und an Multiplicationsfehlern im Besonderen vom zweiten nach dem dritten Zeitstücke der größte, was die Gesetzmäßigkeit des beim Allgemeinresultat betonten Verhaltens bestätigt. Das alles beweist klärlich, daß nach einer halben Stunde Unterrichts das Maximum der Arbeitsleistung erreicht ist." Daraus ergibt sich von selbst die Berechtigung der von Burgerstein formulirten Forderung, daß vom Standpunkt der psychischen Unterrichtshygiene eine entsprechende Reduction der Unterrichtszeiteinheit eintreten müsse.

Man kann Sitzen und Stillesein bei Kindern erzwingen, man täusche sich aber nicht, sie werden doch in vielen Fällen geistig ausruhen, bezw. sich selbst Wechsel schaffen und dem Gange des Unterrichts nicht folgen, wenn sie ermüdet sind. Das wäre aber ein Schaden nach mehr als einer Richtung.

Einen anderen Weg hat L. Höpfner eingeschlagen.

Er dictirte 46 Schülern neunzehn Sätze von zusammen 582 Buchstaben, so daß die von ihm aufgestellte Fehlerstatistik sich auf ein Material von 26772 Buchstaben stützte. Seine Fehlerstatistik ergab, daß die Fehler von vier zu vier Sätzen um je 1 Procent, also um eine constante Größe zunehmen. Die Zunahme der Fehler ist im Durchschnitt demnach der geleisteten Arbeit proportional, oder, anders ausgedrückt, die Fehlercurve ist in ihrem Hauptzuge eine gerade Linie. Ein weiteres Resultat der Höpfner'schen Fehlerstatistik faßt dieser kurz dahin zusammen, daß bezüglich des Lehrstoffes das weniger Geübte früher ermüdet, als das Gewohnheitsmäßige.

Daß aber auch die Uebungsfähigkeit ihre Grenzen hat, zeigt der Heidelberger Psychiater Emil Kräpelin an einem interessanten Experiment[1]. Bei einer Versuchsperson suchte er den Zuwachs von Rechengeschwindigkeit in Folge von Uebung festzustellen. Die Arbeitsleistung der betreffenden Versuchsperson steigerte sich vom ersten zum zweiten Versuch um 25 Procent, vom zweiten zum dritten um 15 Procent, vom dritten zum vierten aber nur noch um 6 Procent. Es gibt also bei jedem Menschen eine oberste Grenze, jenseits welcher eine Steigerung der Arbeitsgeschwindigkeit durch Uebung nicht mehr erzielt werden kann.

Hier ist der Punkt, an dem die experimentelle Pädagogik in der nächsten Zeit einzusetzen haben wird. Der Winterthurer Lehrer Robert Heller ist im „Biologischen Centralblatt", Band XIV, 1894, von schweizerischer Seite mit schönem Beispiel vorangegangen. Einmal wird experimentell zu ermitteln sein, wo für die verschiedenen Altersclassen die mittlere Grenze der durch Uebung steigerungsfähigen Arbeitsgeschwindigkeit liegt, andermal wird durch Ergographen festzustellen sein, bei welchen Fächern das gesundheitlich zulässige durchschnittliche Ermüdungsmaximum früher eintritt. Wir werden alsdann vermuthlich dazu gelangen, für die verschiedenen Fächer verschiedene Zeitabschnitte zu fordern.

Zweierlei scheint übrigens schon der heutige rudimentäre Stand der experimentellen Pädagogik mit gebieterischer Nothwendigkeit zu erheischen. Erstens scheint es nach den Untersuchungen von Mosso und Kräpelin festzustehen, daß die eingeschobenen Turnstunden nicht als pure Erholungszeit angerechnet werden dürfen. Es bedarf im Gegentheil erst nach den Turnstunden noch einer Erholungspause zur Herstellung des geistigen Gleichgewichts. Ferner zeigt besonders die Statistik Burgerstein's, daß 60 Minuten unausgesetzten

[1] Seitdem obige Zeilen niedergeschrieben wurden, hat Kräpelin im zweiten Hefte seiner „Arbeiten" eine weitere interessante Untersuchung „Ueber den Einfluß von Arbeitspausen auf die geistige Leistungsfähigkeit" veröffentlicht. Auf diese wie auf die im Märzheft 1896 von Ebbinghaus' und König's „Zeitschrift für Psychologie und Physiologie der Sinnesorgane" erschienene bedeutsame Abhandlung E. W. Scripture's (von der Yale University): „Untersuchungen über die geistige Entwicklung der Schulkinder" konnte hier nicht mehr eingegangen werden.

intensiven Unterrichts aus pädagogischen nicht minder denn aus physiologischen Gründen zu verwerfen sind. Physiologisch bedenklich ist die gegenwärtige Schulstunde deshalb, weil nachgewiesenermaßen schon nach 30—40 Minuten das Ermüdungsmaximum eintritt, wodurch die Gehirne gerade der begabteren und aufmerksameren Schüler, die mit höchster Kraftanspannung dem Unterrichte folgen, überreizt werden, woraus dann allerlei Krankheiten erwachsen. Pädagogisch falsch ist die gegenwärtige Zeiteintheilung darum, weil in der dritten Viertelstunde, wie die Statistik zeigt, die Aufmerksamkeit aller Schüler unbedingt nachlassen muß, so daß die Continuität und der logische Zusammenhang des Unterrichtsstoffes für den Schüler häufig in die Brüche gehen. Besser als jene fatale Selbsthülfe der Unaufmerksamkeit und Ablenkbarkeit, durch welche die Schüler dem Martyrium der vollen Schulstunde zu entrinnen suchen, wäre es, die Schulstunde zu theilen, so zwar, daß etwa in der Mitte der gegenwärtigen Schulstunde eine Erholungspause von 5—7 Minuten einzutreten hätte.

Daß auch hiergegen pädagogische Bedenken allerlei Art geltend gemacht werden können, verhehle ich mir keineswegs. Aber alle Bedenken müssen vor der erdrückenden Wucht der von Key enthüllten Thatsachen zurücktreten.

Wir wollen kein bebrilltes Geschlecht von Bleichsüchtigen und Engbrüstigen! Und Kräpelin hat zweifellos Recht mit seiner Behauptung, daß in einer halben Stunde scharfer Arbeit auf der Höhe der geistigen Leistungsfähigkeit mehr und vor Allem Besseres vollbracht wird, als in der doppelten Zeit bei vorgeschrittener Ermüdung.

V.

An diesem Beispiele der Behandlung der Ueberbürdungsfrage seitens einer experimentellen Pädagogik kann man abnehmen, in welcher Richtung sich meine Vorschläge zu einer Reform der Pädagogik bewegen. Es soll im nächsten Jahrhundert für die Pädagogik das Gleiche geschehen, was vor einem halben Jahrhundert von Weber und Fechner und später von Wundt und James für die Psychologie geschehen ist, d. h. sie soll statt wie bisher auf willkürliches, dialektisches Deuteln und Klügeln, statt auf speculatives Kritteln und Tifteln in Zukunft auf statistisch festgestellte Daten und experimentell ermittelte Beobachtungen gestützt werden. Hatten schon die ältesten Pädagogen die von Rousseau und Pestalozzi wiederholte und mit Nachdruck betonte Forderung erhoben: alle Erziehung sei naturgemäß, d. h. sie schmiege sich eng dem Gange der Natur selbst an, so stelle ich heute im Wesentlichen die gleiche Forderung. Nur wußten die Alten nicht, was die Natur wolle, ja meist übertrugen sie ihre eigenen Gefühle und subjectiven Erfahrungen auf die Natur oder deuteten diese in jene hinein.

Heute beginnen wir an der Hand der biologischen Wissenschaften zu ahnen, was die Natur *wirklich* will, und so ist es denn auch an der Zeit, vermittelst einer experimentellen Pädagogik den äußeren und inneren Werdegang des uns anvertrauten Kinderhirns zu belauschen, um alsdann unsere Erziehungssysteme den Gesetzen der Biologie feinspürig anzupassen.

Die Entwicklung der antiken Geschichtschreibung.

Von

Otto Seeck.

[Nachdruck untersagt.]

IV. Herodot.

Keine geistige Strömung ist so mächtig und allgemein, daß sich nicht eine starke Opposition dawider regte, und zeitweilig gelangt diese immer wieder zum Siege und macht diejenige Richtung, welche vorher die herrschende war, zur oppositionellen Unterströmung. Der historische Fortschritt bewegt sich daher auch niemals in gerader Linie, sondern immer im Zickzack der Action und Reaction. Denn auf den Gebieten der Kunst und des Wissens wie der Politik und Wirthschaft pflegt jede Partei, so lange sie das Heft in der Hand hat, ihre Principien einseitig zu übertreiben. Dies ruft auch bei der Masse der Gleichgültigen, die sich vom Strome der öffentlichen Meinung treiben lassen, Widerspruch hervor und führt sie ins Lager der Gegner hinüber. So gewinnen diese das Uebergewicht, um bald auch ihrerseits der gleichen Maßlosigkeit zu verfallen. Dadurch kommt die gestürzte Partei aufs Neue zur Macht, und so geht es weiter hin und her, wie die Schwingungen eines Pendels.

Die beste Illustration für dieses Gesetz der historischen Bewegung bietet die Geschichte unserer eigenen Zeit. Die Aufklärung des vorigen Jahrhunderts war bemüht, das ganze Leben und namentlich den Staat auf den reinen Principien der Vernunft aufzubauen, und meinte dabei von dem geschichtlich Gewordenen ganz absehen zu können. Ihren höchsten Triumph feierte sie in der französischen Revolution, deren Helden alles Althergebrachte über den Haufen warfen, das ganze Staatsgebäude wie aus dem Nichts neu aufführten und selbst die christliche Religion durch den Cultus der Vernunft zu ersetzen versuchten. Die edelsten Geister aller Nationen hatten diesen Bestrebungen Anfangs freudig zugestimmt, aber die Wildheit und Gesetzlosigkeit, mit der man gegen die zähe Kraft des Bestehenden ankämpfte, schreckte sie bald zurück und verhalf einer Geistesrichtung zum Siege, die im schärfsten Gegensatze zu der abstracten Vernünftigkeit der vorhergehenden Epoche durch und

durch historisch war. Aber die Romantik verkannte in ihrem Hasse gegen die Revolution, daß auch die Zustände, welche diese geschaffen hatte, etwas historisch Gewordenes waren; sie wollte Dinge, die längst todt und abgethan waren, wieder ins Leben rufen und suchte ihre Ideale im dunkelsten Mittelalter. So unterlag sie dem Liberalismus, der mit voller Entschiedenheit an die Principien der Revolution anknüpfte. Wie er dann abgewirthschaftet und einem neuen conservativ-romantischen Zeitalter Platz gemacht hat, haben wir selbst erlebt, und schon sieht es so aus, als sei auch dieses im Begriff, sich durch Uebertreibungen sein eigenes Grab zu graben und wieder einer liberalen Epoche die Wege zu bereiten. Doch bei diesem Auf und Ab ist keine der rückläufigen Strömungen ganz bis auf den Punkt zurückgekehrt, von dem ihre Vorgängerin ausgegangen war, sondern jede Partei hat, wenn sie zur Herrschaft gelangte, mit den Verhältnissen rechnen müssen, die ihre Gegner herbeigeführt hatten, und jede hat aus den Tugenden wie aus den Fehlern derselben ihre Lehren gezogen. So ist der Vergleich mit den Schwingungen des Pendels doch nicht ganz richtig; denn dieses bewegt sich immer zwischen denselben Punkten hin und her, während bei allem Schwanken nach rechts und links die Menschheit dennoch vorwärts schreitet.

Auch die Fortschritte der griechischen Historiographie haben sich nach dem Gesetze von Action und Reaction vollzogen. Das wissenschaftliche Streben des Hekataios war aus dem Widerspruch gegen die poetische Geschichtsbehandlung der Rhapsoden hervorgegangen, lehnte sich aber in der Uebertreibung dieses Gegensatzes wider alle Gesetze der Schönheit auf. Herodot protestirt gegen diese Formlosigkeit im Namen des hellenischen Volksgeistes und führt die Geschichtschreibung wieder zur Kunst zurück, wobei freilich die Wissenschaft etwas zu kurz kommt. Erst dem hellen Geiste des Thukydides war es beschieden, beide Richtungen zu vereinigen. Auch er schreibt zwar in bewußter Reaction gegen seinen unmittelbaren Vorgänger, dessen Leichtsinn er nicht genug schelten kann, doch besitzt er die fast beispiellose Größe, daß er auch im berechtigten Widerspruche nicht über sein Ziel hinausschießt und, indem er seinen Gegner bekämpft, sich doch die Vorzüge desselben anzueignen weiß.

Die alte historische Dichtung war den Volksmassen noch immer theuer, und selbst in den Kreisen der höchsten Bildung war die Freude an ihr durch die Schriften der Logographen zwar etwas zurückgedrängt, aber keineswegs verdrängt worden. Auch nach Hekataios sangen die Rhapsoden auf allen Märkten, und Leute aus den vornehmsten Gesellschaftsclassen fanden sich bereit, ihnen neue Gedichte zu fertigen. Zu diesen Spätlingen des populären Epos gehörte auch Panyasis von Halikarnaß, der bald nach den Perserkriegen die Thaten des Herakles und die Gründungsgeschichten der jonischen Städte in Verse brachte, sich also ganz in den Bahnen der versificirten Geschichte, wie sie schon vor Hekataios bestanden hatte, weiter bewegte. Er war ein naher Verwandter des Herodot; dieser ist also aus einer Familie hervorgegangen, in der die alte Form der historischen Ueberlieferung durch den epischen Gesang im Gegensatze zur Logographie noch gepflegt wurde, ein Umstand, der ohne Zweifel sein Schaffen in hohem Grade beeinflußt hat. Auch hier trat der in der

Geschichte so häufige Fall ein, daß die neu entstehende Opposition an die alte, halb überwundene anknüpft, aber die Ziele, welche diese sich gesteckt hatte, auf Bahnen verfolgt, die zum Theil durch den gemeinsamen Gegner gewiesen sind.

Was Herodot vor allem Anderen von den Logographen scheidet, ist das Bestreben, die Geschichte auch in ihrer neuen, prosaischen Form den breiten Massen des Volkes lieb und vertraut zu machen. Nachdem politische Wirren ihn aus seiner Heimath vertrieben hatten, ist er gleich den fahrenden Sängern von Stadt zu Stadt gezogen und hat überall Theile seines Geschichtswerkes öffentlich vorgetragen; mit welchem Erfolge, ergibt sich aus einer Thatsache, die ebenso merkwürdig wie zweifellos beglaubigt ist. Athen, das er als Vorkämpferin der Perserkriege vor allen anderen Gemeinden Griechenlands gepriesen hatte, erwies sich dadurch dankbar, daß es ihm aus Staatsmitteln ein Ehrengeschenk von zehn Talenten machte; das sind nicht viel weniger als 50000 Mark. Um dies richtig zu würdigen, muß man sich erinnern, daß die Stadt damals rein demokratisch regiert wurde, also ein so tiefes Hineingreifen in den Staatssäckel nicht ohne Beschluß der Volksversammlung möglich war. Mithin war es nicht der Beifall einiger vornehmen Kunstkenner, was dem verbannten Geschichtschreiber wieder zu behäbigem Wohlstande verhalf, sondern die frohe Begeisterung der ganzen großen Menge.

Solche Wirkungen waren nur mit den Mitteln der Kunst zu erreichen, doch griff Herodot darum nicht auf den Vers der Rhapsoden zurück. Er wollte zwar nicht nur gelesen, sondern auch gehört sein, aber nicht in der Form des Gesanges, sondern der Vorlesung. Der Hexameter mit seinen vielen Formeln und stehenden Beiwörtern war eben gar zu schwerflüssig und langsam, um eine schlichte und leichte Erzählung zu gestatten; auch hätte ein so umfangreicher Stoff, wie Herodot ihn sich gewählt hatte, in diesen langathmigen Versen niedergelegt, übermäßigen Raum beansprucht. Er schrieb daher in Prosa wie seine Vorgänger; nicht die Redeform war es, durch die er in erster Linie künstlerisch wirken wollte. Wohl sind seine Sätze etwas besser periodisirt und voller gerundet, als die der Logographen gewesen sein dürften, aber weder strebt er nach scharf zugespitzten Sentenzen noch nach Reichthum an Figuren und Gleichnissen. Sein Stil ist höchst einfach; der Reiz desselben besteht nur darin, daß er den Gedanken schlicht und klar zum Ausdruck bringt, und man über dem Stoffe die Form ganz vergißt, freilich wohl der feinste Reiz, den ein Stilist überhaupt erreichen kann.

Doch wenn er nicht viel anders schrieb, als er wohl auch zu sprechen pflegte, so hat er desto mehr künstlerische Sorgfalt auf die Auswahl und Gruppirung des Stoffes verwendet. Alle Früheren hatten entweder Localgeschichten oder allgemeine Weltgeschichten geschrieben, welche letzteren alle historischen Thatsachen enthielten, die ihren Verfassern überhaupt bekannt geworden waren. Herodot faßte seinen Gegenstand weder so eng wie die Ersteren noch so weit wie die Anderen, sondern er behandelte nur die Kämpfe zwischen Hellenen und Asiaten. Dies Thema war beschränkt genug, um Einheitlichkeit des Ganzen und einen klaren Aufbau der Handlung zu gestatten, zugleich aber auch umfassend genug, um in seinem Rahmen ein großes Weltbild zu

gewähren; vor Allem aber war es im höchsten Maße populär. Denn in den Perserkriegen feierte es die größten Thaten, auf welche das Griechenvolk zurückblicken konnte, und fast jede Stadt des hellenischen Stammes hatte an dem Ruhme derselben ihren Antheil.

Indem Herodot darauf verzichtete, den ganzen historischen Stoff, den seine Vorgänger gesammelt hatten, auch in seinem Werke zu verarbeiten, gewann er den Vortheil, nur bei denjenigen Episoden aus dem Leben der einzelnen Städte und Völker verweilen zu dürfen, die ihm für seine Zuhörer interessant erschienen. Den Inhalt der Localgeschichten, namentlich aber die geographischen Schilderungen, welche die Schriften der Logographen füllten, konnte er freilich nicht ganz bei Seite lassen, schon weil er populär sein wollte. Von den Gebildeten ließ es sich vielleicht erwarten, daß sie durch Bücher oder eigene Reisen über Land und Leute in Persien, Aegypten oder Skythien unterrichtet waren, nicht aber von der Menge, an die der öffentliche Vortrag sich wandte. Und doch konnte auch diese die Perserkriege nicht begreifen, wenn sie nicht über Art und Sitten des Perservolkes unterrichtet war; der skythische Feldzug des Dareios war nur dem verständlich, der die Natur des Skythenlandes kannte, und so mußten noch an tausend anderen Stellen, um die Handlung selbst den Zuhörern näher zu bringen, ihre Voraussetzungen ausführlich dargelegt werden. So viele weit auseinander liegende Einzelheiten darzustellen, ohne doch die Einheit des Ganzen zu zerstören und den Fluß der Erzählung zu hemmen, war eine äußerst schwierige Aufgabe, und ihre glückliche Lösung ist wohl das höchste künstlerische Verdienst, das Herodot errungen hat.

Hatten die Logographen das Zusammengehörige in unleidlicher Weise auseinandergerissen, indem sie nach rein geographischer Ordnung von jeder Stadt und Landschaft die Schicksale gesondert erzählten, so weiß Herodot auch das Fernliegendste an dem Faden seiner ruhig hinfließenden Handlung aufzureihen. Das Mittel dazu bot ihm die Form des Excurses, die er zuerst in die Geschichtschreibung eingeführt hat. Zu dieser folgenreichen Neuerung, die noch heute in der erzählenden Kunst, so weit sie den Namen Kunst verdient, ihre Wirkung fortübt, ist er wahrscheinlich durch das Vorbild des Epos angeregt worden. Es ist wohl bekannt, wie oft dieses seine Handlung durch Nebenhandlungen und Vorgeschichten unterbricht, die regelmäßig in der Weise eingeführt werden, daß der Dichter sie als Erzählung einer seiner Personen in den Mund legt. So berichtet Odysseus seine Irrfahrten, Menelaos sein Abenteuer mit dem Meergreise, Eumaios seine Jugendgeschichte, Glaukos die Thaten des Bellerophon. An einzelnen Stellen hat Herodot diese Einkleidung der Episode direct nachgeahmt — z. B. läßt er in einer Versammlung des peloponnesischen Bundes den Gesandten von Korinth die Geschichte seiner heimischen Tyrannis erzählen —, meistens aber verschmäht er diesen etwas abgebrauchten Kunstgriff und bringt seine Abschweifungen ganz unverhüllt, darum aber nicht minder kunstvoll. Denn immer weiß er sie an solchen Stellen einzulegen, wo sie das Interesse der Hörer nicht von der Haupthandlung abziehen, sondern nur noch mehr auf deren Fortgang spannen.

Um die Feindschaft zwischen Orient und Occident von ihrer ältesten Wurzel her zu verfolgen, beginnt Herodot mit dem Raube der Jo und Europa, der Medea und Helena; doch Alles dies, sowie den trojanischen Krieg, berührt er nur ganz kurz, weil er voraussetzt, daß es seinen Hörern durch die Gesänge der Rhapsoden genügend bekannt ist. Erst bei den Kämpfen der asiatischen Griechen gegen ihre Nachbarn in Lydien wird er ausführlicher und verbindet mit ihrer Schilderung dann auch sogleich die Geschichte der lydischen Könige. Als Krösus über den Halys geht und so zum ersten Male die Perser in den Gesichtskreis der Erzählung eintreten, wird auch ihre Vorgeschichte nachgeholt. Der Angriff des Kambyses auf Aegypten wird durch die Beschreibung des fernen Wunderlandes und seines geheimnißvollen Stromes eingeleitet, der Skythenfeldzug des Dareios durch die Schilderung der sarmatischen Steppen. So steht jeder Excurs an seiner richtigen Stelle, und immer begleitet den Leser die klare Empfindung, daß alle diese Abschweifungen ihn nicht seitab vom Wege, sondern in ruhigem und zielbewußten Gange weiter führen. Von Theopomp bis auf Ammianus Marcellinus herab sind die Herodoteischen Excurse von unzähligen Geschichtschreibern nachgeahmt worden, aber kein Zweiter hat es verstanden, sie so feinsinnig und zweckvoll zu verwenden, wie der erste Erfinder dieser historischen Kunstform.

Die Alten haben Herodot den Vater der Geschichte genannt, insofern mit Recht, als er der Erste war, welcher die Geschichtschreibung zur Kunst erhob, und ihnen die künstlerische Seite derselben immer viel näher am Herzen lag als die wissenschaftliche. Denn in dieser letzteren Beziehung ist er über seine Vorgänger nicht einen Schritt weit hinausgekommen, ja in Vielem sogar hinter ihnen zurückgeblieben. Um die Chronologie, die gerade damals die echten Forscher, z. B. einen Hellanikos, am meisten beschäftigte, hat er sich gar nicht gekümmert. Bald zählt er nach Generationen, bald nach Jahren, wie er es gerade in seinen Quellen fand, ohne auch nur den leisesten Versuch zur Ausgleichung dieser verschiedenen Rechnungsarten zu machen. Kritik hat er zwar geübt, aber in sehr kindlicher Weise. Fand er z. B. bei Hekataios ein Geschichtchen, wie das von dem Urworte der Menschheit „Beck“, das wir oben (S. 112) nacherzählt haben, so sagte er sich: „In Aegypten soll die Sache vorgefallen sein; folglich werden die Aegypter wohl am besten darüber Bescheid wissen.“ Er berichtete also, was er gelesen hatte, dem ersten besten Priester, mit dem er in Memphis zusammentraf, und fragte diesen, ob Alles wohl so seine Richtigkeit habe. Der Mann hatte von der ganzen Geschichte wahrscheinlich nie vorher ein Sterbenswörtchen gehört; aber die Allwissenheit der ägyptischen Priesterschaft, vor der die fremden Reisenden so hohe Achtung hatten, mochte er nicht compromittiren. So antwortete er denn mit ernsthaftem Gesicht: „Warum sollte das nicht wahr sein? Nur daß unser König so grausam war, den armen Frauen die Zungen ausschneiden zu lassen, ist ganz gewiß Verleumdung der bösen Griechen. Freilich Weiber müssen immer schwatzen, so lange sie Zungen haben; die waren also bei den Kindern nicht zu brauchen. Aber man konnte ja Ziegen als Ammen benutzen und nur dem Hirten den strengen Befehl geben, kein Wort in Gegenwart seiner Pfleglinge zu

reden. Dies genügte vollkommen für den Zweck." Hatte Herodot diese sachkundige Belehrung empfangen, so war er sehr entrüstet über die Unzuverlässigkeit des Hekataios und schrieb in sein Buch: „Daß es so und so vor sich gegangen ist, habe ich von den Priestern des Hephaistos in Memphis gehört; die Griechen aber reden allerlei Unsinn, namentlich daß Psammetich den Weibern die Zungen habe ausschneiden lassen und so erst die Kinder ihnen übergeben habe." In dieser Weise scheint er auf allen Reisen seinen Hekataios, und was er sonst an Quellen besaß, den Einheimischen vorgetragen und sich ihre Correcturen erbeten zu haben. Daß er auf solche Art nicht viel Vernünftiges erfuhr, bedarf wohl keines Beweises.

Wo er einen alten Mythus rationalistisch zurecht gemacht fand, da hat er ihn auch in dieser neuen Gestalt gutgläubig von seinen Vorgängern übernommen. Wie hätte er auch so hoch über seinem ganzen Zeitalter stehen können, um diese Form der Kritik principiell zu verwerfen? Aber selbst geübt hat er sie kaum, schon weil sie seinem innersten Wesen zuwider war. Denn als echter Sohn des Volkes, auf das er wirken wollte, hing er in treuem Glauben an der Religion seiner Väter und erkannte in der Geschichte keinen höheren Zweck, als das Walten der Gottheit in den Schicksalen der Menschen nachzuweisen. Gewiß hat diese Sinnesart nicht am wenigsten dazu beigetragen, sein Werk unter den Zeitgenossen so populär zu machen. Es ist kaum ein Zufall, daß ein Anytos es war, auf dessen Antrag das athenische Volk dem Herodot jenes Ehrengeschenk von zehn Talenten decretirte, und daß der gleiche Name uns ein Menschenalter später auch unter den Anklägern des Sokrates begegnet. Derselbe Mann oder doch ein Mann derselben Familie hat den gottesfürchtigen Geschichtschreiber reich gemacht und den gottlosen Philosophen in den Tod getrieben.

V. Thukydides.

Im späteren Alterthum erzählte man sich, bei seinem Aufenthalt in Athen sei Herodot auch bei Oloros zu Gaste gewesen und habe dort sein Werk vorgetragen. Da habe er bemerkt, daß der Sohn des Hauses, damals noch ein junger Knabe, mit Thränen der Begeisterung seinen Worten lauschte, und zu seinem Gastfreunde gesagt: „Dies Kind, o Oloros, hat eine Seele, die nach Erkenntniß schwillt." Jenes Kind aber war Thukydides.

Ohne jeden Zweifel ist diese Anekdote erfunden, aber die Thatsache, daß Derjenige, der dem Herodot einst die Palme der Geschichtschreibung entreißen sollte, als Knabe seine Vorlesungen gehört und sich an ihnen begeistert hatte, ist darum nicht minder wahrscheinlich. Jedenfalls haben die Gesichtspunkte, welche Herodot zuerst in der griechischen Historiographie geltend gemacht hatte, auf seinen größeren Nachfolger einen ganz beherrschenden Einfluß geübt. Für Thukydides stand es fest, was die Logographen niemals anerkannt hatten, daß der Geschichtschreiber vor allen anderen Dingen Künstler sein müsse, und auch die Kunstmittel, durch die Herodot seine Wirkung erzielt, hat er ihm fast alle abgelauscht. Wie dieser den Kampf der Griechen gegen die Barbaren, so wählte sich Jener den Kampf der Athener gegen die Spartaner zum Gegen-

stande; beide verloren sich also nicht in die Grenzenlosigkeit allgemeiner Weltgeschichten, sondern behandelten einen fest umschriebenen Gegenstand, der eine Abrundung zu künstlerischer Einheit duldete. Wie Herodot seinen Perserkrieg, so beginnt auch Thukydides den peloponnesischen mit einer Vorgeschichte, und diese knüpft genau an dem Punkte an, wo Jener abgebrochen hatte; auf diese Weise bringt er, halb unbewußt, seinem Vorgänger die Huldigung dar, daß er sich auch dem Stoffe nach als dessen Fortsetzer bekennt. Ebenso hat er die Form des Excurses sich angeeignet und verwendet sie ganz in demselben Sinne wie Herodot, wenn auch minder reichlich. Trotzdem empfindet er selbst viel schärfer den Gegensatz, der ihn von diesem trennt, als was sie beide verbindet. Das Gesetz der Reaction bewährt sich auch in diesem Falle. Wie der Erbe einer Krone die Politik seines Vaters meist in ihr Gegentheil verkehrt, so pflegen auch die geistigen Thronfolger im Widerstreit gegen ihre Erblasser groß zu werden.

Schon gleich in der Vorrede, wo er das Programm seiner Geschichtschreibung aufstellt, greift Thukydides seinen Vorläufer auf das Heftigste an, freilich ohne dessen Namen zu nennen. Er tadelt den Leichtsinn der griechischen Forscher und führt dafür Beispiele an, die zum größeren Theil aus Herodot entnommen sind. Es gebe auch Prosaschreiber, die, genau wie die Dichter, viel mehr Werth auf die Ergötzlichkeit als auf die Wahrheit ihrer Erzählungen legten und das erste Beste, was man ihnen aufbinde, kritiklos nachsagten. Er selbst habe es sich nicht so leicht gemacht, sondern fleißig geforscht und genau erwogen. Ueber das graue Alterthum, für welches die Ueberlieferung zweifelhaft und poetisch entstellt sei, ziehe er seine Schlüsse nach den Gesetzen der Wahrscheinlichkeit. Die Ereignisse seiner eigenen Zeit aber habe er nicht nach leeren Gerüchten oder, wie es ihm selbst am besten gefiel, dargestellt, sondern theils nach eigener Anschauung, theils nach den Berichten von Augenzeugen, und auch diese habe er nach der Parteistellung der Erzähler sorgsam geprüft. So habe er ein Werk geschaffen, das zwar Keinem durch hübsche Anekdötchen Spaß machen könne und wenig geeignet sei, wie bei den Wettkämpfen der Rhapsoden, damit Preise zu gewinnen, aber dafür seinem Volk ein ewiger Besitz sein werde.

Aus jedem Satze dieser Vorrede leuchtet der Hintergedanke hervor: „Ich will es anders machen, als Herodot," und in vielen Beziehungen erinnert sie an die kurzen Worte, mit denen Hekataios sein Werk eingeleitet hatte. Wie dieser, so bekämpft auch Thukydides die Leichtgläubigkeit der Poeten, mochten sie nun in Versen oder in Prosa schreiben. Auch er hat seine Bücher nicht für den mündlichen Vortrag, sondern fürs Lesen bestimmt, denn er will ja nicht, wie er ausdrücklich sagt, daß sie für den Augenblick schön ins Ohr fallen, sondern daß sie ein „ewiger Besitz" für die ferne Nachwelt seien. So bezeichnet auch er die Reaction des wissenschaftlichen Forschergeistes gegen eine Art der Geschichtschreibung, die nur ergötzen wollte, aber er bekämpft sie ausgerüstet mit allen Mitteln der Kunst, die er ihr selbst abgerungen und durch sein eigenes Genie noch vermehrt hatte. Doch weil er diese Seite seiner Leistung, so ehrfurchtgebietend sie auch ist, selber nur in die zweite Linie ge-

stellt hat, so wollen auch wir uns zuerst mit seinen wissenschaftlichen Verdiensten beschäftigen.

Herodot erkennt in jedem Vorfall den Finger der Gottheit, und viele Theile seines Werkes scheinen geradezu den Zweck zu verfolgen, daß jeder Zweifel an der Unfehlbarkeit der Orakel zerstört werde. Thukydides steht seiner heimischen Religion so kühl gegenüber, daß er es nicht einmal der Mühe werth findet, sie zu bekämpfen. Er verschweigt es nicht gerade, wenn eine Weissagung des delphischen Apoll einmal Recht behält, aber im Ganzen kümmert er sich sehr wenig um solche Dinge und betrachtet Ereignisse wie den Hermenfrevel oder auch die große Pest so unbefangen nur von ihrer politischen Seite, daß ihre eminent religiöse Bedeutung kaum bemerkbar wird. Der naheliegende Gedanke, dessen Herodot sich ganz gewiß bemächtigt hätte, daß in dem Scheitern der sicilischen Expedition eine göttliche Strafe für das Verstümmeln der Hermen und die Nachäffung der Mysterien gelegen habe, kommt dem Thukydides gar nicht in den Sinn; er kennt eben für jeden Erfolg oder Mißerfolg nur rein menschliche Gründe. Wie man diese Sinnesart moralisch beurtheilen will, muß Jedem überlassen bleiben; wissenschaftlich aber ist sie von unbestreitbarem Nutzen. Denn wer für jede Thatsache die allbereite Erklärung des Gottesfingers zu Hand hat, der ist leicht befriedigt und wird sich nicht bemühen, mit solcher Feinheit den Ursachen und Zusammenhängen der Ereignisse nachzugehen, wie es Thukydides gethan hat.

Von dem Banne der rationalistischen Sagenkritik hat sich selbst ein Thukydides nicht frei machen können. Auch er hält den Inhalt der Rhapsodengesänge für Wahrheit, die nur durch dichterische Ausschmückungen etwas entstellt sei; auch er sucht nach den Regeln der allgemeinen Wahrscheinlichkeit aus dem Epos seinen historischen Kern herauszuschälen. Aber wie anders sind die Gesichtspunkte, von denen er dabei ausgeht, als bei Hekataios oder gar bei Herodot! Der trojanische Krieg, so legt er dar, könne nicht so gar bedeutend gewesen sein, wie Homer ihn schildere, weil der Mangel einer ausgebildeten Geldwirthschaft es unmöglich gemacht habe, ein Heer von großem Umfange für einen so entfernten Feldzug genügend auszurüsten. Daher hätten sich auch die Griechen, als sie vor Troja lagen, durch Raubzüge und gelegentlichen Ackerbau ernähren müssen, weil eine ausreichende Zufuhr sich bei dem damaligen Mangel an baaren Mitteln nicht habe organisieren lassen. Es ist eine nationalökonomische Auffassung, die hier zum ersten und fast auch zum letzten Mal in der antiken Geschichtschreibung auftritt. Thukydides beachtet, daß die ältesten Städte fast immer in einiger Entfernung vom Meer angelegt sind, und folgert daraus, daß in den Urzeiten die Seeräuberei alle Küsten unsicher gemacht habe. Wie wir die Sitten der Naturvölker eifrig studiren, um aus ihnen auf die Vorzeit unserer eigenen Nation zu schließen, so dienen auch ihm die Zustände, die sich bei einigen zurückgebliebenen Stämmen von Hellas noch erhalten hatten, als Quellen für die ursprünglichen Verhältnisse seines ganzen Volkes. Ueberall stoßen wir bei ihm auf Anschauungen und Forschungsmethoden, die uns ganz modern anmuthen, ja, es dürften sich sehr

wenige Gesichtspunkte in der allerneuesten Geschichtschreibung finden, zu denen sich die ersten Keime nicht schon bei Thukydides nachweisen ließen.

Was ihn aber vor den meisten Forschern nicht nur des Alterthums, sondern auch der Neuzeit auszeichnet, das ist die schwere Kunst des Nichtwissens. Erscheint den Anderen die Ueberlieferung unzureichend oder gefälscht, so pflegen sie die Lücke durch irgend eine beliebige Combination auszufüllen, die dann meist mit der Miene der größten Sicherheit auftritt; wo Thukydides zu keinem klaren Ergebniß kommen kann, da schweigt er oder gesteht seine Unwissenheit offen ein. Ueber die Anstifter des Hermenfrevels erklärt er nichts zu wissen und enthält sich jedes Urtheils über die Schuld oder Unschuld Derjenigen, denen in dieser Sache der Proceß gemacht wurde. Noch charakteristischer ist das Folgende. Wie er ausdrücklich sagt, erzählt er die Geschichte der fünfzig Jahre, die zwischen dem persischen und dem peloponnesischen Kriege lagen, vornehmlich deshalb, weil Derjenige, welcher es vor ihm gethan hatte, Hellanikos, in seinen Zeitbestimmungen nicht genau und zuverlässig gewesen war. Thukydides legt also Werth auf die Chronologie und will es seinerseits besser machen. Trotzdem gibt er bestimmte Jahreszahlen fast nur in demjenigen Theile seiner Erzählung, der seiner eigenen Zeit unmittelbar vorausliegt; für den früheren Abschnitt begnügt er sich damit, das Nacheinander der Ereignisse anzugeben, ohne daß die Zahl der Jahre, welche sie trennten, fixirt würde. Er besaß eben keine officielle Chronik von Athen, die ihm erlaubt hätte, überall die Thatsachen ihrem richtigen Jahre zuzuweisen, und konnte daher nur so weit chronologisch genau sein, wie die Erinnerung seiner Zeitgenossen reichte. Aber daß er sich dem Zwange der Ueberlieferung fügte und die Chronologie, welche die Quellen ihm versagten, nicht nach Gutdünken selbst machte, ist ein Verdienst, dessen Größe man erst versteht, wenn man es mit dem Verhalten der übrigen antiken Historiker vergleicht. Dieselbe Epoche, in deren Zeitbestimmungen Thukydides so vorsichtig war, finden wir auch bei Diodor beschrieben; hier aber ist jedes Ereigniß mit voller Sicherheit einem bestimmten Beamtencollegium zugetheilt, wobei sich urkundlich nachweisen läßt, daß diese Datirungen zum größten Theil falsch sein müssen, und auch in den modernen Geschichten Griechenlands sieht man die meisten jener Kriege, deren Zeit schon dem Thukydides unbekannt war, ganz genau mit Jahreszahlen versehen.

Daß Thukydides mit den chronologischen Forschungen seiner Vorgänger, denen Herodot so gleichgültig gegenüberstand, wohl vertraut ist, braucht kaum bemerkt zu werden. Wo er nicht anders kann, wie in den alten Zeiten, da stützt er sich auf sie; soweit aber seine eigene Kunde reicht, sucht er sie an Genauigkeit zu übertreffen. Von den Generationen des Hekataios zu den Amtsjahren des Charon und Hellanikos war unstreitig ein großer Fortschritt gewesen; dem Thukydides aber genügte er noch nicht, und das mit vollem Rechte. Denn jede griechische Stadt hatte einen anderen Kalender; jede begann daher auch ihr Jahr mit einem anderen Datum, die eine um die Sommersonnenwende, die zweite um die Herbstnachtgleiche u. s. w. Rechnete man z. B., wie es Hellanikos that, nach argivischen Jahren, so fielen die entsprechenden attischen oder spartanischen niemals ganz mit ihnen zusammen; da nun die

meisten Ereignisse, wenn sie überhaupt datirt waren, sich nur einem bestimmten Beamtencollegium, nicht einem bestimmten Tagdatum zuweisen ließen, so blieb es immer zweifelhaft, ob dasjenige, was nicht in Argos, sondern in Athen oder Sparta geschehen war, noch in das argivische Jahr, mit dem das betreffende nichtargivische geglichen war, hineingehörte oder in das vorhergehende, resp. das folgende. Thukydides verzichtet daher, soweit er es kann, auf den unsicheren Begriff des Jahres und rechnet nach denjenigen Zeitabschnitten, die, weil sie natürliche sind, überall in dem gleichen Sinne verstanden wurden, d. h. nach Sommern und Wintern. Diese Eintheilung war auch künstlerisch sehr brauchbar; denn der Sommer bezeichnete die Zeit der kriegerischen Operationen, der Winter die Waffenruhe, so daß der chronologische Abschnitt meist auch mit einer Unterbrechung im Fortgang der Ereignisse verbunden war. Freilich konnten die Jahreszeiten je nach dem früheren oder späteren Eintritt der Winterregen und der Sommerhitze von recht verschiedener Ausdehnung sein, aber dieser Nachtheil erschien so unbedeutend, daß man ihn wohl in den Kauf nehmen konnte. Die Zeitabstände werden sehr oft nach Monaten angegeben, aber in den vollendeten Theilen des Werkes niemals die Namen derselben genannt, weil diese eben nur in Athen verständlich gewesen wären und Thukydides für alle Griechen schreiben wollte. Aus demselben Grunde werden bei wichtigen Epochenereignissen, wie der Ausbruch des Krieges, der Frieden des Nikias u. dgl. m., die eponymen Beamten der drei griechischen Hauptstaaten Athen, Sparta und Argos genannt. Das Bewundernswürdigste an allem diesen ist die völlige Freiheit von jenem Schematismus, wie er gerade den sorgfältigen Chronologen eigen zu sein pflegt, und die weiche Schmiegsamkeit, mit der Thukydides alle Schwierigkeiten der griechischen Kalenderverwirrung zu umgehen und sich jeder berechtigten Forderung der Wissenschaft anzupassen weiß.

Noch großartiger ist die Sammlung und Sichtung des Stoffes. Schon gleich am Anfange des peloponnesischen Krieges empfand Thukydides, daß dieser Kampf eine neue Epoche in der griechischen Geschichte eröffnen müsse, und faßte den Beschluß, ihn zu beschreiben. Nun ist es klar, daß, wer ein Ereigniß nur als Zuschauer oder Mithandelnder, wenn auch noch so theilnahmsvoll, betrachtet, sich doch alle Einzelheiten und Zusammenhänge desselben nicht so klar vergegenwärtigen wird, als wenn er von vornherein die Absicht hegt, schriftlich darüber Zeugniß abzulegen. Für dasjenige, was er selbst erlebt hat, ist also Thukydides ein Berichterstatter, wie er besser gar nicht gedacht werden kann. Auf dem weiten Schauplatz, den der peloponnesische Krieg umfaßte, konnte er freilich nicht Alles sehen, aber über Alles hatte er Gelegenheit, unmittelbar nach den Ereignissen, als ihr Eindruck noch am frischesten war, glaubwürdige Augenzeugen zu befragen. Und wo er irgend konnte, da begnügte er sich nicht mit *einem* Zeugen, sondern sammelte Berichte aus allen Lagern und von den verschiedensten Parteistandpunkten, die dann freilich meist auch sehr verschieden lauteten. Hier galt es, zu vergleichen, den einen durch den anderen zu controliren und dann aus allen ein einheitliches Geschichtsbild herzustellen.

Man hat neuerdings dem Thukydides einzelne Widersprüche und Irrthümer nachgewiesen, und Voreilige haben darum seine Zuverlässigkeit in Zweifel gezogen. Aber wer dies wagt, hat keine Ahnung davon, wie unglaublich schwer es ist, fast ausschließlich nach mündlichen Erzählungen Geschichte zu schreiben. Man frage einmal alte Leute, die den Märztagen des Jahres 1848 in Berlin beigewohnt haben! Nicht zwei wird man finden, die dasselbe erzählen, auch wenn Jeder streng bei der Wahrheit bleiben will. In dem Getümmel vor dem Schlosse hat der Eine dies, der Andere jenes gesehen, und Jeder hält gerade das, was er gesehen hat, für das Wichtigste und Wesentliche, sucht daraus alles Uebrige zu erklären und gibt diese Erklärungen, als wenn sie Thatsachen wären. Und wie oft treten zu diesen unabsichtlichen Entstellungen nicht ganz oder halb absichtliche hinzu, die durch Parteileidenschaft und Haß oder Gunst eingegeben werden! In solchem Gewirre immer den richtigen Weg zu finden, wäre eine übermenschliche Leistung, und Keiner darf es schelten, wenn auch ein Thukydides hin und wieder einmal fehlgegriffen hat. Jedenfalls ist sein Urtheil von einer Schärfe, die Kritik der Erzählungen und die Verbindung ihrer einzelnen Momente zum Ganzen von einer historischen Feinheit, wie sie kaum bei einem anderen Geschichtschreiber alter oder neuerer Zeit so wieder zu finden sind.

Freilich hätte er diese Aufgabe nicht so glänzend erfüllen können, wenn ihn nicht Herkunft und Lebensschicksal in hervorragender Weise dazu befähigt hätten. Aus uraltem Geschlecht entsprossen, das seinen Stammbaum auf Miltiades und über diesen hinaus bis auf den Telamonier Aias zurückführte, war er schon von Geburt dazu berufen, im athenischen Staat eine Rolle zu spielen. Denn daß hoher Adel durch eine demokratische Verfassung kaum an seiner Geltung verliert, zeigt noch heute das Beispiel Nordamerika's, und in dem Athen des fünften Jahrhunderts sind fast alle Politiker von Bedeutung aus den alten Geschlechtern hervorgegangen. So lernte er seit dem frühesten Kindesalter die Leitung des Staates als seinen Beruf, die politischen und kriegerischen Dinge als seine eigenste Angelegenheit betrachten, und erwarb auf diese Weise Anschauungen und Kenntnisse, die zwar nicht dem Staatsmanne, desto mehr aber dem Historiker zu Gute kommen sollten. Denn nachdem er zur höchsten Ehrenstellung, die das athenische Volk verleihen konnte, der Strategie, aufgestiegen war, hatte er im Jahre 425 Unglück bei einem Feldzuge in Thrakien und mußte es durch lange Verbannung büßen. Erst nach dem Ende des großen Krieges wurde ihm die Heimkehr gestattet, doch scheint er sie nicht sehr lang überlebt zu haben. So war er gezwungen, den größten Theil seines Mannesalters unthätig in der Fremde zuzubringen; aber gerade der Umstand, daß ihn seine Vaterstadt verstoßen hatte, gab ihm Gelegenheit, auch mit den Feinden derselben persönlich zu verkehren und, da er auch seine alten Verbindungen natürlich nicht ganz eingebüßt hatte, aus beiden Kriegslagern Nachrichten zu sammeln. Seine vornehme Geburt, die von ihm bekleidete hohe Stellung und der fürstliche Reichthum, den er sich auch in der Verbannung bewahren konnte, erschlossen ihm überall die höchsten Kreise der Gesellschaft; er hörte also nicht nur gemeine Soldaten und kleine Bürger, sondern Könige

und Feldherren, die immer im Centrum der Ereignisse gestanden und sie von ihrer Höhe am freiesten überblickt hatten, von den Thaten und Leiden des Krieges erzählen. Und dem, was er hörte, brachte er einen Maßstab der Kritik entgegen, wie er wenig Anderen gegeben war. Als Feldherr wie als Staatsmann hatte er keine achtunggebietenden Erfolge aufzuweisen; aber daß er in beiden Stellungen, wenn auch unglücklich, thätig gewesen war, verlieh ihm für Krieg und Politik den scharfen Blick des Praktikers, der ihn das Mögliche erkennen, das Unwahrscheinliche abweisen und den Zusammenhang von Grund und Folge klar erfassen ließ. Wie hoch er in der Kritik über allen anderen Geschichtschreibern des Alterthums steht, ergibt sich aus der Thatsache, daß er unter ihnen der Einzige ist, der alles Anekdotenhafte als solches principiell verschmäht.

Kaum geringer als die wissenschaftlichen Verdienste des Thukydides sind die künstlerischen. Zwar in der Umgrenzung des Stoffes und dem Aufbau der Handlung, in der Disposition und der geschickten Anwendung von Excursen ist er, wie schon gesagt, nur der Schüler des Herodot, freilich ein Schüler, der seinen Meister übertrifft. Doch tritt bei ihm zuerst ein Moment hinzu, das seitdem die ganze Geschichtschreibung des Alterthums beherrschen sollte: ich meine die Entwicklung der neuentdeckten Rhetorik.

In den Demokratien des Alterthums war der politische Einfluß des Bürgers in erster Linie davon abhängig, ob er die Gründe für die von ihm empfohlenen Maßregeln der bunten Menge einer Volksversammlung überzeugend darlegen konnte. Die freie Rede war so sehr zum vornehmsten Machtmittel der Staatskunst geworden, daß man diejenigen Männer, welche eine leitende Stellung in der Politik in Anspruch nahmen, durch das Wort „Rhetor" technisch bezeichnete. Die stete Uebung, verbunden mit der Gelegenheit, die glänzendsten Muster täglich auf dem Markte zu hören, mußte natürlich bei Allen, die in der Volksversammlung etwas gelten wollten, eine gewisse Ausbildung im Reden herbeiführen; aber darum wurde dieses bis tief ins fünfte Jahrhundert doch noch nicht als Kunst empfunden, sondern nur als Naturgabe, die höchstens durch erworbene Fertigkeit gesteigert war.

Da kam das Perikleische Zeitalter und mit ihm die reichste Entfaltung des wissenschaftlichen Sinnes, die dem Alterthum beschieden war. Alles wurde zum Gegenstande der Untersuchung, und der so geschärfte Geist nahm mit Staunen wahr, daß in den einfachsten und alltäglichsten Dingen, die man vorher kaum der Beachtung für werth gehalten hatte, eine wunderbare Gesetzmäßigkeit waltet. Namentlich richtete sich dieser erwachte Forschungstrieb auf die Sprache. Jahrtausende lang hatte man Numerus und Casus, Tempus und Modus ganz richtig gebraucht, ohne von Declination und Conjugation eine Ahnung zu haben. Jetzt plötzlich wurde man darauf aufmerksam, daß beim Zeitwort gewisse Endungen immer wiederkehrten, wenn man von etwas Gegenwärtigem sprach, und andere das Zukünftige oder Vergangene bezeichneten, daß die männlichen und weiblichen Wörter sich ebenfalls durch ihre Endung unterschieden, und was dergleichen mehr ist. Man entdeckte die Grammatik und begrüßte sie als ganz erstaunliche Offenbarung. Und als man so weit

war, begann man auch in der zusammenhängenden Rede Gesetze wahrzunehmen und eifrig zu studiren. Man beobachtete Satzverbindungen und Figuren, sonderte unter diesen gewisse Classen aus und gab ihnen Namen, die, wie Antithese oder Metapher, zum Theil noch heute im Gebrauch sind. Aber während die Grammatik nur ein rein wissenschaftliches Interesse in Anspruch nahm, suchte man die neu erkannten Gesetze der Rede sehr bald auch den praktischen Zwecken der Politik dienstbar zu machen. Indem man die Mittel, mit denen die Rhetoren in Gericht und Volksversammlung auf ihr Publicum wirkten, nach ihrer Gesetzmäßigkeit studirte, gelangte man dazu, Regeln für das schöne und eindrucksvolle Sprechen aufzustellen, und schuf damit die Rede zu einer schulmäßig erlernbaren Kunst um. Dabei nahm man dann auch die Dialektik zu Hülfe, die von den Philosophen der Zeit ausgebildet war. Aus ihr lernte man, wie Trugschlüsse zu machen und aufzudecken seien, und erkannte in beidem ein sehr erfolgreiches Mittel für den Volksredner. Von Sicilien, wo gleichfalls in den meisten Städten demokratische Verfassungen herrschten, war die Rhetorik ausgegangen, aber auch in Athen nahm man ihre Lehren mit Begierde auf. Thukydides war schon ein reifer Mann, als der Sicilianer Gorgias hierher kam und die attischen Politiker mit der Kunst, die seine Heimath hervorgebracht hatte, bekannt machte (427), aber erst zwei Jahrzehnte später vollendete er seine Geschichte, soweit sie überhaupt vollendet ist. Die Eindrücke, welche er durch die neue Belehrung empfangen hatte, fanden also mehr als genügende Zeit, in ihm auszureifen und sein Wesen ganz zu durchdringen. Jedenfalls sind die Eigenschaften, welche die Alten an der Beredsamkeit des Gorgias rühmten, die Pracht, die Würde und die Auswahl schöner Worte, genau dieselben, mit denen man auch den Stil des Thukydides charakterisiren kann.

Die Büchersprache war bisher das Jonische gewesen; dagegen bediente man sich auf der Rednerbühne natürlich desjenigen Griechisch, welches das Volk am besten verstand, das heißt des heimischen Dialektes der betreffenden Stadt. Auch Thukydides verläßt daher die Sprache des Herodot und der Logographen und schreibt in attischer Mundart, wie Perikles geredet hatte. Er konnte es damals schon thun, obgleich sein Werk nicht nur für die Athener, sondern für alle Griechen bestimmt sein sollte. Denn durch die Macht des Seebundes, der sich seit den Perserkriegen über alle Küsten und Inseln des Aegäischen Meeres ausgedehnt hatte, gab es längst keine griechische Stadt mehr, die nicht gewohnt gewesen wäre, atheniſche Redner vor ihrem Volke sprechen zu hören. Ihre Mundart war also allen hellenischen Stämmen geläufig geworden, und das Komische, das sonst jedem Dialekt in fremden Gegenden eigen zu sein pflegt, hatte sie verloren, seit sie die Sprache der Herren und Gebieter war. Gleichwohl lag in dem Gebrauch des heimischen Dialektes eine Annäherung an die Sprache des gewöhnlichen Lebens; dem feinen Stilgefühl des Thukydides aber widerstrebte es, von den größten Ereignissen, welche die Welt je gesehen hatte, ganz in demselben Tone zu erzählen, wie der brave Spießbürger mit seinem Nachbarn schwatzte. Dies ist wohl der Hauptgrund, warum Thukydides im Gegensatze zu der Einfalt des Herodot jene hochtönige, etwas schwerfällige

Pracht der Rede ausgebildet hat, die seinem Werk ihr Gepräge verleiht. Mit entschiedener Absicht lehnt er sich an die Sprache des Theaters an, und obgleich er den Unterschied des prosaischen Ausdrucks und des Verses, der hier noch ausschließlich herrschte, lebhaft empfindet, entnimmt er der Tragödie doch nicht selten ihre feierlich klingenden, poetischen Worte. Das Geplauder des Herodot verhält sich zu dem stolzen Schreiten seiner Erzählung wie etwa ein Grimm'sches Märchen zu einer Festrede von Heinrich von Treitschke.

Die großen Gegner haben beide das Schicksal getheilt, welches zum Schmerze von ganz Deutschland auch unserem Treitschke nicht erspart bleiben sollte, daß sie über ihren Werken hinstarben und diese nur unvollendet der Nachwelt hinterließen. So schwer wir dies aber auch zu beklagen haben, gewährt es uns doch bei Thukydides den hohen Vortheil, daß wir an den einzelnen Theilen seiner Geschichte wenigstens seine künstlerische Arbeit von der ersten flüchtigen Niederschrift, wie sie aus seinem Nachlaß publicirt wurde, bis zur abgeschlossenen Vollendung fast in allen Stadien verfolgen können. Da ist es denn sehr bemerkenswerth, daß Urkunden in ihrem Wortlaute sich nur in den unfertigen Stücken finden, während dort, wo der Autor die letzte Hand angelegt hat, der steife, officielle Stil der Volksbeschlüsse und Verträge immer in die indirecte Rede und zugleich in den Stil des Thukydides übersetzt ist. Sein durchgebildetes Formgefühl duldete es eben nicht, daß die Einheitlichkeit des Ausdrucks durch Einlagen von anderer Art des Stiles unterbrochen wurde. Was sagen dazu unsere Modernsten, die selbst in ganz freien Kunstwerken, wie Roman und Novelle es sein sollen, die hochdeutsche Erzählung durch Dialoge in halbverständlichen Mundarten zerreißen und den Vorleser damit zu den zungenbrechendsten Evolutionen nöthigen?

Eine wichtige Neuerung des Thukydides, die dann von fast allen späteren Geschichtschreibern bis zum Zusammenbruche der antiken Welt nachgeahmt ist, bestand in der Composition von Reden, die er den handelnden Personen in den Mund legte. Auch schon bei Herodot hatten solche zwar nicht gefehlt, aber sie enthielten so gut wie gar kein Raisonnement, sondern waren ganz mit Erzählungen ausgefüllt, so daß man sie, wie schon gesagt, nur als Einkleidung historischer Excurse auffassen kann. Dagegen unterscheiden sich die Reden des Thukydides von denjenigen, die thatsächlich in den Versammlungen von Rath und Volk gehalten wurden, einzig und allein dadurch, daß sie etwas kürzer sind. In Folge seiner Verbannung war es ihm nicht beschieden gewesen, die Belehrungen, welche er durch Gorgias empfangen hatte, in der praktischen Staatskunst anzuwenden, und jedes Können drängt nach Bethätigung. Dies innere, psychologische Bedürfniß ist wohl der letzte Grund gewesen, der Thukydides dazu geführt hat, die Volksrede in die antike Geschichtschreibung einzuführen. Den mächtigen Trieb nach politischer Beredsamkeit, den er im wirklichen Leben zurückdrängen mußte, hat er in seinem Geschichtswerk ausgeströmt.

Solange sie überhaupt bestand, unterschied die Rhetorik zwei Classen von Reden, die Prunkreden und die Streitreden. Beide sind bei Thukydides durch ganz vollendete Muster vertreten: die erste Gattung namentlich durch die berühmte Leichenrede des Perikles, die zweite durch sehr zahlreiche Beispiele. Und

wie es eine der beliebtesten Uebungen der Rhetoren war, nach einander das Entgegengesetzte zu beweisen, so verbindet auch er in der Regel je zwei Reden und greift mit der einen dieselbe politische Maßregel an, die er mit der andern vertheidigt. Dies Spiel des Witzes, so geistvoll es ist, würde doch stark nach der Schule schmecken, wenn Thukydides nicht so meisterhaft verstanden hätte, es den Zwecken der Geschichtschreibung unterzuordnen. Wo er von großen Wendungen der Ereignisse und schicksalsvollen Beschlüssen einer Versammlung oder eines Einzelnen zu berichten hat, da empfindet auch der moderne Historiker das Bedürfniß, den fortlaufenden Gang der Erzählung zu unterbrechen, indem er die Gründe der entscheidenden Handlung darlegt, ihr Für und Wider erörtert und auf ihre Folgen hinweist. Ganz dasselbe erzielt Thukydides mit seinen Reden, und indem er jene nothwendigen Erörterungen nicht, wie wir es zu thun pflegen, im eigenen Namen vorbringt, sondern sie von den Personen seines Dramas anstellen läßt, erreicht er zugleich, daß der Erzähler hinter seinem Gegenstande ganz verschwindet und die künstlerische Form zur höchsten Objectivität abgeklärt wird. Um bei bedeutsamen Wendepunkten sein Raisonnement nach allen Seiten hin abschließend zu gestalten und doch die Form der Rede nicht zu verlassen, scheut der sonst so wahrheitsliebende Mann sogar vor kleinen Unrichtigkeiten nicht zurück. Die Kriegserklärung leitet er, wie es nach seinem Princip ja ganz selbstverständlich ist, durch ein langes Redeturnier ein, dessen Schauplatz er in die Versammlung des peloponnesischen Bundes verlegt. An dieser wichtigsten Stelle seines ganzen Werkes mußten alle Standpunkte, von denen aus man den bevorstehenden Krieg betrachten konnte, erschöpfend dargelegt werden, und folglich durfte auch der athenische nicht fehlen; für diesen aber ließ sich ein Vertreter im Bundesrathe der Gegner nicht leicht finden. So führt er denn aufs Gerathewohl eine athenische Gesandtschaft ein, die keinen anderen Zweck hat, als die erforderliche Rede zu halten. Denn irgend einen Grund für ihre Anwesenheit in Sparta zu erfinden oder gar den Gesandten beliebige Namen zu geben, wie die meisten Geschichtschreiber des Alterthums ganz unbedenklich gethan hätten, ist Thukydides denn doch zu gewissenhaft.

Ueberhaupt scheinen gerade die Reden es gewesen zu sein, bei denen das künstlerische Bedürfniß des Thukydides am meisten mit seiner strengen Wahrheitsliebe in Conflict gerieth. Es ist sehr charakteristisch, wie gewunden er sich in der Vorrede über ihren Inhalt ausdrückt: „Was aber Jeder in Reden dargelegt hat vor der Erklärung des Krieges oder während seiner Dauer, daran die genaue Erinnerung zu bewahren, war sowohl mir schwer, wenn ich sie selber gehört hatte, als auch den Uebrigen, die mir von irgend welchen andern Orten her davon erzählten; ich habe es daher so dargestellt, wie mir Jeder dem zeitweiligen Gegenstände entsprechend am passendsten zu reden schien, indem ich mich so nah als möglich an den gesammten Sinn des wirklich Gesagten zu halten suchte.“ Daß seine Reden den thatsächlich gehaltenen nicht entsprachen, gibt Thukydides hier ausdrücklich zu, doch mag er trotzdem nicht offen eingestehen, daß er sie ganz frei erfunden hat; denn dies würde die Illusion der Leser, die jedem künstlerisch strebenden Autor am Herzen liegen muß, empfind-

lich stören. Er verschanzt sich daher hinter seinem schlechten Gedächtniß und läßt für jeden einzelnen Fall die Möglichkeit zu, daß die Rede so oder ähnlich gehalten sein könnte, ohne doch sein historisches Gewissen für ihre Richtigkeit zu engagiren. So hat er das erfreuliche Bewußtsein, Keinen eigentlich betrogen zu haben, während doch seinen Reden jene unmittelbar ergreifende Wirkung geblieben ist, wie sie nur durch den Eindruck der reinen, unverhüllten Wahrheit in diesem Grade erreicht werden kann.

In Thukydides hat die antike Geschichtschreibung sowohl nach ihrer künstlerischen wie nach ihrer wissenschaftlichen Seite hin einen Höhepunkt erreicht, den sie niemals überschreiten sollte. Wohl haben in der Folgezeit sehr Viele ihn bewundert und nachgeahmt, aber Keiner davon ist im Stande gewesen, seine Größe auch nur völlig zu begreifen, geschweige denn sich zu ihr emporzuheben. Es ist bezeichnend dafür, daß man nichts Anderes bei ihm so hochschätzte, wie seine Reden, die doch nur ein Schmuck, nicht der Kern seiner Arbeit waren. Im Uebrigen suchten ihm seine Nachtreter in der Einheitlichkeit und schönen Abrundung des Stoffes, im Satzbau und dem Schmuck der Rede mit poetischen Worten, kurz in der Anwendung derselben Kunstmittel das Geheimniß seiner Wirkung abzulauschen; für die Art seiner wissenschaftlichen Forschung hat Keiner im ganzen Alterthum auch nur das leiseste Verständniß gezeigt. Wohl hat man den Kreis der Gegenstände, mit denen sich die Geschichte beschäftigte, noch sehr erweitert. Namentlich Aristoteles und seine Schule sind in dieser Beziehung thätig gewesen und haben der politischen Geschichte, die bis dahin fast ausschließlich gepflegt worden war, noch die Verfassungs-, Cultur- und Literaturgeschichte hinzugefügt. Dieser Fortschritt ist gewiß nicht zu unterschätzen, aber er ging doch nur in die Breite, nicht in die Tiefe. In Methode und Auffassung erheben sie und alle ihre Nachfolger sich kaum über den Standpunkt der Logographen; die Keime, welche Thukydides gepflanzt hatte, sind von Keinem gepflegt und großgezogen.

Nur in einer Beziehung ist die antike Geschichtschreibung noch über ihn hinausgewachsen, in dem Verständniß und der Schilderung menschlicher Charaktere, und dieser letzte Fortschritt, den sie im Alterthum gemacht hat, gehört erst der römischen Kaiserzeit an. Es scheint höchst merkwürdig, daß eine Epoche, die sonst nur durch das Ersterben des antiken Geisteslebens bezeichnet ist, noch diese schöne Blüthe treiben konnte, doch ist es in den Zeitverhältnissen tief begründet. In den republikanischen Staaten war der Einzelne nur das Organ des allgemeinen Willens. Wohl fanden sich Männer, die Rath und Volk durch die Macht ihrer Persönlichkeit fortzureißen und der Politik ihres Gemeinwesens zeitweilig die Richtung zu geben wußten; aber auch diese beherrschenden Geister hätten niemals eine solche Wirkung üben können, wenn sie nicht mit dem dunkeln Drange, der in den Massen waltete, die engste Fühlung besessen hätten. Sie brachten nur das in lebensfähige Formen, was die Menge unklar ersehnte, und leiteten den Zeitgeist, indem sie seinem Drucke folgten. In der Kaiserzeit dagegen hing das Schicksal der Welt ganz und gar von dem Charakter eines Einzelnen ab; was er wollte, das konnte er, ohne auf einen andern Widerstand zu stoßen, als der in den Grenzen der Menschennatur liegt.

Jede Opposition war verstummt, und Alles beugte sich knechtisch den Winken jenes Einen. Da ist es ganz natürlich, daß bei jedem Regierungswechsel Alles ängstlich spähte, was man von dem neuen Herrscher zu erwarten habe. Jedes Wort, jede Miene von ihm wurde auf die Wagschale gelegt; keine Kleinigkeit war so unbedeutend, daß man sie nicht beachtet hätte, wenn sie irgend eine Aufklärung über Natur und Sinnesart des Kaisers versprach. In den höheren Ständen, die Gelegenheit fanden, dem Herrscher näher zu treten, und am meisten von seinen Launen zu fürchten oder zu hoffen hatten, bildete sich daher ein psychologischer Scharfblick aus, wie er der früheren Zeit des Alterthums ganz fremd gewesen war.

Dies bewirkte zunächst, daß die Biographie, obgleich ihre Wurzeln schon in eine sehr viel frühere Epoche zurückreichen, doch erst in der Kaiserzeit ihre volle Blüthe entfaltete. Das berühmteste Muster dieser Gattung ist bekanntlich Plutarch, der auf der Grenze des ersten und zweiten Jahrhunderts thätig war. Er ist durchaus kein tiefer Geist, am wenigsten ein tiefer Forscher; mit der ersten Pflicht jedes echten Historikers, der Feststellung des Thatsächlichen, hat er sich sehr wenig Noth gemacht. Auf eine Handvoll Namen und Daten kommt es ihm eben nicht an, sondern nur darauf, den ethischen Gehalt seiner Charaktere ins richtige Licht zu setzen, und dies hat er meisterlich gethan. Sein Hauptmittel dazu ist die ausgedehnte Benutzung von Anekdotenbüchern, wie sie damals in großer Zahl existirten. Ihnen entlehnt er jene Fülle kleiner Einzelzüge, die, ob wahr oder nicht, doch mit so feinem Verständniß zusammengefügt, äußerst lebendige Bilder der Persönlichkeiten ergeben. Viel tiefer und bedeutender aber sind die Charakteristiken zweier andern Historiker, die nicht Biographen sein wollen, des Tacitus und des Ammianus Marcellinus. Beide schreiben allgemeine Reichsgeschichte, aber der Zug der Zeit ist mächtig genug, um auch ihren Werken fast den Charakter einer Reihe von Kaiserbiographien zu geben. Dabei wissen sie jede Seelenregung ihrer Helden so verständnißvoll nachzuempfinden, jeden Charakter, mögen sie auch noch so verschieden sein, so allseitig und erschöpfend auszugestalten, wie es früher nie erreicht und auch in der Neuzeit nur sehr selten übertroffen ist. Drei Jahrhunderte trennen Ammian von Tacitus, und in seiner zopfigen und geschmacklosen Schreibweise spricht sich der Unterschied ihrer Zeiten deutlich genug aus; aber während sonst in dieser traurigen Epoche jede geistige Kraft eingeschrumpft ist, hat die Kraft der Charakteristik eher gewonnen als verloren.

VI. Memoiren und Tendenzgeschichte.

Wenn man die höchsten Spitzen der griechischen Geschichtschreibung bezeichnen will, pflegt man gewöhnlich drei Namen neben einander zu nennen, Herodot, Thukydides und Xenophon. Durch diese Zusammenstellung thut man den beiden Ersten großes Unrecht. Denn während Jeder von ihnen im Widerstreite zu den Zielen seiner Vorgänger mächtig über sie hinauswuchs, gibt sich in den meisten Werken des Xenophon nur noch ein Hinabsinken zu erkennen. Freilich steht auch er in ganz ähnlichem Gegensatze zu Thukydides, wie dieser

zu Herodot und Herodot zu den Logographen. Die Wellenbewegung von Action und Reaction, die jeden lebendigen Fortschritt begleitet, hatte eben zu seiner Zeit noch nicht aufgehört. Aber in diesem Falle geht der Wechsel der Richtung nicht auf Xenophon selbst zurück und hat sich nicht innerhalb des Gebietes der Geschichtschreibung vollzogen, sondern ist nur durch die Rhetorik, deren Einwirkung jetzt immer mächtiger wird, in sie hineingetragen worden.

Die ältesten Meister der Rhetorik hatten mit prunkvollen Reden geglänzt, die ihre Wirkung, solange ihre Kunstmittel noch neu waren, nicht verfehlten. Bald aber stumpften sich die Ohren gegen diesen üppigen Wortschwall ab, und zugleich bemerkte das Publicum der Volksversammlungen, daß diese Herren nicht so sehr durch vollwichtige Gründe wie durch ausgeklügelte Trugschlüsse und künstliche Mittel der Ueberredung auf seinen Willen einwirkten, und wurde mißtrauisch gegen alle Reden, an denen jene gefährliche Schulung bemerkbar war. So bildete sich denn unter Führung des Lysias eine neue Richtung aus, die nicht, wie die Jünger des Gorgias es gethan hatten, ihre Kunst zeigen wollte, sondern bestrebt war, sie möglichst zu verbergen. Die verschmitzten Trugschlüsse und Ueberredungsmittel gab sie zwar keineswegs auf, aber sie verschmähte allen in die Augen fallenden Prunk und kleidete sie in so schlichte Formen, daß für Zuhörer, die den Kunstgriff nicht kannten, die gute Sache nur durch sich selber zu wirken schien. Dieser Schule gehörte Xenophon an, und sein Stil unterscheidet sich daher von dem thukydideischen genau in derselben Weise, wie Gorgias und Lysias sich unterschieden. Im Gegensatze zu dem mächtigen Kothurngange des Thukydides zeichnet sich seine Schreibart durch die größte Einfachheit aus und sucht eben darin den höchsten Reiz, auf jedes bemerkbare Reizmittel zu verzichten. Man sieht auch hier, wie jede Reaction an die vorher überwundene anknüpft. Herodot hatte auf die Fabulierlust der Epiker zurückgegriffen, Thukydides auf die Wissenschaftlichkeit der Logographen; Xenophon will schlicht sein, wie Herodot es gewesen war, doch bleibt der Unterschied ihres Stiles darum nicht minder groß. Der alte Herr schrieb, wie ihm der Schnabel gewachsen war; sein neumodischer Jünger braucht sehr viel Kunst, nur weiß er sie zu verstecken.

Auch in der Folgezeit gehen die Wechsel, welche sich in der Form der Geschichtschreibung vollziehen, nicht aus ihren eigenen Bedürfnissen hervor, sondern spiegeln nur die Moden der Rhetorik wider. Es ist dafür bezeichnend, daß man die bedeutendsten Historiker der nächsten Epoche, Ephoros und Theopomp, immer Schüler des Isokrates nennt, eines Mannes, der nie ein Wort über Geschichte, sondern nur Prunkreden geschrieben hat. So ist der Stil bald schlicht, bald schwülstig; bald bewegt er sich in sorgsam gegliederten Perioden, bald in kurzen, spruchartigen Sätzchen; der Eine ahmt Herodot, der Andere Thukydides, der Dritte Xenophon nach; der Vierte sucht eklektisch die Tugenden mehrerer Vorbilder zu vereinigen: ein wirklicher Fortschritt ist nicht mehr zu bemerken.

Schon Xenophon war, wie wir sahen, nicht mehr so originell gewesen, wie Hekataios, Herodot und Thukydides; doch kommt ihm noch ein Verdienst als sein ganz persönliches Eigenthum zu, das gerade heutzutage besonderes

Interesse erregen dürfte. In einer Zeit, wo der Büchermarkt mit Memoiren überschwemmt wird, und, was noch merkwürdiger ist, für all' das fade Zeug sich sogar Leser finden, darf derjenige Mann, der die Aufzeichnung rein persönlicher Erinnerungen zuerst zur Würde der Geschichte erhoben hat, wohl erhöhte Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen.

Ganz ohne Vorgänger war er freilich auch auf diesem Gebiete nicht. Die ältesten Memoiren, von denen wir wissen, waren gleichzeitig mit der Geschichte des Herodot oder gar noch etwas früher durch Jon von Chios verfaßt worden. Doch dieser fühlte sich nicht, wie Hekataios, Thukydides und bis zu einem gewissen Grade auch Herodot, als Mann der historischen Wissenschaft, sondern er war ganz ausschließlich Künstler. So lag denn auch der Schwerpunkt seiner Thätigkeit auf dem poetischen Gebiete. Er hat Dithyramben, Oden, vor Allem Tragödien verfaßt, von denen mehrere in Athen zur Aufführung kamen, und gewiß sollten auch seine Denkwürdigkeiten nicht als wissenschaftliche Leistung gelten, noch weniger als Quellenwerk für künftige Historiker, sondern sie waren nur bestimmt, gebildete Leser angenehm zu unterhalten. Ihr Titel war Ἐπιδημίαι, was man wohl am passendsten durch „Reisen" übersetzen kann. Sie schilderten nämlich die Berührungen, welche Jon theils auf seinen Reisen in fremden Städten, theils in Chios bei ihren Reisen mit berühmten Männern gehabt hatte. Den deutlichsten Begriff von diesem merkwürdigen Buche, dessen Inhalt uns ganz modern anmuthet, wird wohl das folgende Fragment desselben geben: „Mit dem Dichter Sophokles bin ich in Chios zusammengetroffen, da er als Feldherr nach Lesbos schiffte, einem Manne, der beim Weine scherzhaft und umgänglich war. Als Hermesilaos, sein Gastfreund und Consul der Athener, ihn bewirthete, bemerkte er, daß der schöne Knabe, der den Wein schenkte, am Feuer stehend, über die Anwesenheit des berühmten Gastes verwirrt und roth geworden war, und sprach zu ihm: „Willst Du, daß ich mit Vergnügen trinke?" Als er es bejahte: „Nun, so reiche und nimm mir den Becher recht langsam." Da der Knabe jetzt noch viel mehr erröthete, sagte Sophokles zu seinem Tischnachbarn: „Wie schön hat doch Phrynichos gedichtet:

Hell leuchtet auf purpurner Wang' das Licht des Liebesgottes."

Da antwortete ihm ein Eretrier, der im Lesen unterrichtete: ‚Du, Sophokles, bist zwar Autorität in der Poesie; gleichwohl hat Phrynichos nicht gut geredet, wenn er die Wangen des Schönen purpurn nennt. Denn wenn ein Maler die Wangen dieses Knaben hier mit Purpurfarbe anschmieren wollte, so würde er nicht mehr schön erscheinen. Und man darf doch wahrlich das Schöne nicht mit dem vergleichen, was nicht schön erscheint.‘ Da lachte Sophokles über den Eretrier: ‚Also wird Dir, o Gastfreund,‘ sprach er, ‚auch jenes Simonideische nicht gefallen, das die Griechen doch sehr schön gesagt finden:

Aus purpurnem Munde strömte das Wort der Jungfrau,

und auch nicht der Dichter, der vom goldhaarigen Apollon redet. Denn falls der Maler die Haare des Gottes golden und nicht dunkel malte, so wäre das Bild auch schlechter. Auch nicht, der von der rosenfingrigen Eos spricht!

Denn wer die Finger mit Rosenfarbe anstriche, der würde die Hände eines Purpurfärbers, aber nicht eines schönen Weibes bilden.' Als nun Alle lachten, war der Eretrier über den Tadel beschämt; Jener aber wandte seine Rede wieder an den Knaben. Er fragte ihn, als er ein Spänchen aus dem Becher mit dem kleinen Finger entfernen wollte, ob er das Spänchen sehe. Als Jener bejahte: ‚So blase es weg, damit Du Dir den Finger nicht naß machst.' Als nun Jener das Gesicht auf den Becher neigte, führte Sophokles den Becher seinem Munde zu, damit ein Kopf dem anderen näher käme. Wie aber der des Knaben dem seinen ganz nah war, umfaßte und küßte er ihn. Als Alle ihm mit Gelächter und Geschrei Beifall klatschten, daß er den Knaben hübsch angeführt habe, da sprach er: ‚Ich übe mich in der Kriegskunst, ihr Männer. Denn Perikles sagt, ich verstände wohl Verse zu machen, aber nicht Krieg zu führen. Ist mir nun diese Kriegslist nicht gut gelungen?' Solche anmuthige Dinge sprach und that er viel beim Trunke. In den politischen Sachen aber war er nicht erfahren und geschickt, sondern wie jeder Beliebige von den braven Athenern."

Ist dies nicht, als ob man eins der modernen Memoirenwerke lese, in denen höchst untergeordnete Geister damit renommiren, daß sie einmal Goethe gesehen haben, aber nichts Besseres von ihm zu berichten wissen, als daß er den Rock zugeknöpft trug und in ihrer Gegenwart gähnte? Damit soll freilich noch nicht gesagt sein, daß Jon ein untergeordneter Geist war; denn jedenfalls bedeutet es etwas ganz Anderes, eine neue Literaturgattung zu schaffen oder als der Tausendunderste in den ausgefahrenen Geleisen einher zu trotten. Zudem ist dies Geschichtchen vom großen Sophokles zwar recht unbedeutend, aber durchaus nicht ohne Anmuth erzählt. Dies ist das einzige größere Stück, das uns aus dem Buche des Jon in seinen eigenen Worten erhalten ist; doch wissen wir, daß er auch sonst mit besonderer Vorliebe darin Gastmahlserinnerungen erzählte, und Plutarch hat ihm manche jener hübschen Anekdoten entnommen, mit denen er die Charakterbilder seiner Helden ausschmückt.

Auf einer sehr viel höheren Stufe steht Xenophon. Seine berühmte Anabasis ist zwar auch ein Memoirenwerk, insofern es nur eigene Erlebnisse des Verfassers wiedergibt, doch erhebt es sich durch die Bedeutung des Stoffes, die Würde und Objectivität der Darstellung himmelhoch über den simplen Klatsch, der die Erzeugnisse dieser Literaturgattung auszufüllen pflegt. Xenophon ist sich wohl bewußt, daß jener kühne Rückzug, den die zehntausend Griechen unter seiner Leitung durch ein rauhes und feindliches, noch ganz unerforschtes Land ausführten, zu den größten Ereignissen der gesammten Kriegsgeschichte gehört; aber gerade darum hütet er sich sorgfältig vor jedem prahlerischen Wort und erzählt seine großartige Leistung so schlicht und bescheiden, als wenn es sich um die einfachsten Dinge handelte. Seine eigene Persönlichkeit läßt er ganz zurücktreten, ja, er redet von sich sogar in der dritten Person, als wenn er über einen gleichgültigen Fremden zu berichten hätte; gerade dieses Kunstmittel trägt aber wohl am meisten dazu bei, daß seine Darstellung über das Niveau der Memoiren hinauswächst und sich in den höheren Bereich der Geschichte erhebt. Gewiß ist diese Form der Er-

zählung nichts weniger als naiv; sie steht ganz auf einer Linie mit der reizvollen Schmucklosigkeit seines Ausdrucks, die auch nicht natürlich, sondern das Ergebniß vollendeter rhetorischer Schulung ist. Aber der Leser merkt die Berechnung nicht und erfreut sich unbefangen an der vollendeten historischen Objectivität, über der doch die Frische des selbst Erlebten keineswegs verloren geht. Auf diese Weise hat Xenophon das höchste Muster der Memoirenliteratur geschaffen, das, neben unzähligen Anderen, selbst ein Cäsar seiner Nachahmung würdigte, ohne es übertreffen zu können.

Aber so weit auch Xenophon über Jon hinausgegangen ist, unabhängig von ihm war er nicht. Am deutlichsten zeigen dies seine Jugendwerke, in denen er ganz in derselben Weise, wie der chiische Dichter von Sophokles, Kimon und Perikles erzählte, seine Erinnerungen an Sokrates zusammengestellt hat; sogar die Form des Gastmahls, in der Jon sich so gern bewegte, kehrt bei Xenophon wieder. Aber während Jener mit seinen Denkwürdigkeiten keinen anderen Zweck verfolgte, als sich selbst das Gedächtniß der bedeutenden Männer, die er kennen gelernt hatte, zurückzurufen und seine Leser angenehm zu unterhalten, will Dieser Sokrates von den Anklagen reinigen, die ihm vor den athenischen Gerichten den Tod gebracht hatten. Diese Memoiren gehören also schon in das Gebiet der Tendenzgeschichte, und ihr dienen auch, mit einziger Ausnahme der Anabasis, alle übrigen Schriften des Xenophon in höherem oder geringerem Grade.

Die früheren Historiker hatten alle ohne jeden Hintergedanken geschrieben, nur um der Mit- und Nachwelt das Geschehene bekannt zu machen oder, wie Herodot es in seiner Vorrede ausdrückt, „damit nicht das Geschehene unter den Menschen durch die Zeit ausgelöscht werde und große und bewundernswerthe Thaten, die theils Hellenen, theils Barbaren vollbracht haben, ohne Ruhm bleiben". So gibt auch Thukydides keinen anderen Grund für sein Unternehmen an, als daß der Krieg, den er schildern will, groß und beachtenswerth vor allen anderen ist, Hekataios, daß die Hellenen Falsches glauben und er sie über das Richtige belehren will. Die Absicht, auch moralisch auf den Leser zu wirken, fehlt dabei nicht ganz — z. B. tritt sie bei Herodot in dem Geschichtchen von Krösus und Solon und manchen ähnlichen ganz unverkennbar hervor —, doch übt sie noch keinen beherrschenden Einfluß auf die Geschichtschreibung, sondern hält sich immer bescheiden im Hintergrunde.

Wenn mit Xenophon ein Umschwung eintritt, so trifft die Schuld dafür wohl in erster Linie die Sokratische Philosophie, zu deren Jüngern er bekanntlich gehörte. Die älteren Philosophen hatten sich fast ausschließlich mit der Physik beschäftigt; was der Urstoff der Welt sei und durch welche Kräfte sich aus ihm die Mannigfaltigkeit der Erscheinungen gebildet habe, war die Frage, die bei ihren Speculationen die Hauptrolle spielte. Gleich den Historikern ihrer Zeit pflegten also auch sie die Wissenschaft nur um des Wissens willen, ohne jeden praktischen Nebenzweck. Dieser Art der Forschung hatte Sokrates entschlossen den Rücken gekehrt. Hypothese, so demonstrirte er, stehe hier gegen Hypothese, und niemals werde man zu einem klaren Er-

gebniß kommen, das Alle befriedige. Und wenn man es wirklich über jeden Zweifel erheben könnte, daß die Welt aus dem Wasser oder aus einem bestimmungslosen Urstoff oder durch das Zusammenschießen von Atomen entstanden sei, was nütze diese Kenntniß dem Menschen für die Richtung seines Wollens und Handelns? Statt mit dem Weltgebäude, das im Grunde Keinen etwas angehe, solle man sich lieber mit dem Menschen selbst beschäftigen. Was bereitet ihm die Glückseligkeit, Lust oder Tugend? Worin besteht das Wesen der Gerechtigkeit? Diese und ähnliche Fragen solle man stellen! Auf sie eine befriedigende Antwort zu finden, sei leichter, weil ihr Gegenstand viel näher liege, und zugleich bringe ihre Lösung praktischen Nutzen. So führte Sokrates die Ethik in die Philosophie ein, und gleich darauf begann ihr Einfluß auch auf die Geschichtschreibung zu wirken.

Schon bei Thukydides findet sich die erste Spur dieser neuen Richtung, freilich nur in einem einzigen Satze seines großen Geschichtswerkes, an einer Stelle, die der allerletzten Ueberarbeitung angehört. „Was ich erzähle," schreibt er, „wird, weil ihm das Anekdotenhafte fehlt, vielleicht nicht so amüsant zu hören scheinen; wer aber wünscht, die Wahrheit des Vergangenen genau zu erkennen und dadurch auch das Künftige, da es nach der Art der menschlichen Natur ebenso oder doch ähnlich sein muß, der wird daraus einen genügenden Nutzen schöpfen." Daß die Kenntniß der Vergangenheit den Zweck habe, nur als Richtschnur für das Handeln in der Zukunft zu dienen, ist hier mehr angedeutet als ausgesprochen. Jedenfalls ist dieser gefährliche Satz, der das Ziel der historischen Wissenschaft aus dem reinen Wissen hinaus in den praktischen Nutzen verlegt, bei Thukydides nicht viel mehr als eine Concession an die herrschende Geistesströmung; auf seine Geschichtschreibung hat er gar keinen Einfluß geübt. In späterer Zeit aber wird er weiter ausgeführt und erscheint dann als Gemeinplatz, dem Keiner die Anerkennung versagt, bei den meisten Historikern. Das übliche Raisonnement lautet etwa folgendermaßen: Nur durch Erfahrung kann der Mensch klug werden; nur aus ihr kann er die Erkenntniß schöpfen, welches Handeln im gegebenen Falle nützlich oder schädlich für ihn ist. Eigene Erfahrungen aber kommen meistens zu spät, auch gewinnt man sie nicht ohne Schmerz und Reue. So ist denn die Geschichte dazu da, um diesem Mangel abzuhelfen und durch die Erfahrungen früherer Geschlechter die Belehrung zu geben, welche man für sein eigenes Verhalten braucht. Wie bedenkliche Consequenzen aus dieser Theorie folgen, liegt auf der Hand. Freilich haben wahrheitsliebende Männer, wie z. B. Polybius, hinzugefügt, nur dann könne die Geschichte die persönliche Erfahrung ersetzen, wenn sie die reine Wahrheit und nichts als die Wahrheit biete; aber diese Behauptung ließe sich anfechten. Sollte die Geschichte einem praktischen Nutzen dienen, so konnte ihr letzter Zweck doch nur sein, den Willen der Menschen aufs Gute hinzulenken; diesen Erfolg aber konnte eine Aesopische Fabel ganz ebenso gut haben. Und dann waren die Lehren der Geschichte keineswegs alle der Art, daß man sie beherzigenswerth finden konnte. Erfuhr man doch aus ihr, daß ein Hannibal sein Leben lang für die Größe seines Vaterlandes geplant und gerungen hatte, um endlich den Giftbecher trinken

zu müssen, während ein Sulla nach erbarmungslosem Wüthen gegen seine Mitbürger im ruhigen Genusse des Sieges zu den Vätern versammelt wurde. Was lag da näher, als daß man solche schlimme Beispiele zu beseitigen oder umzudeuten suchte und gute an ihre Stelle setzte, selbst wenn man sie erfinden mußte! Kurz, sobald man die Geschichte moralisch und politisch fructificiren wollte, war der Fälschung Thür und Thor geöffnet.

Bis zur bewußten Unwahrheit ist Xenophon vielleicht noch nicht fortgeschritten; aber er weiß sehr geschickt bald zu verhüllen, bald ins rechte Licht zu setzen, wie es ihm für seinen Zweck paßt. Nur seine Anabasis hält sich von jener tendenziösen Mache ganz frei; hier hatte der Verfasser, der zugleich der Haupthandelnde war, ganz dasselbe Gefühl, welches den Thukydides zu seinem Schaffen begeisterte, daß diese Thaten groß und beachtenswerth vor allen anderen seien und deshalb keine Entstellung duldeten. Gleichwohl ist gerade die Memoirenliteratur, für die hier das classische Vorbild geschaffen war, das hauptsächlichste Tummelfeld der Tendenz geworden. Diejenigen, welche später ihre Denkwürdigkeiten veröffentlichten, waren zum größeren Theil Kaiser, Könige und leitende Staatsmänner — als die bekanntesten nenne ich nur Ptolemäus Lagi, Pyrrhus, Sulla, Cäsar, Augustus, Agrippina, die Mutter Nero's und Septimius Severus —, und meist benutzten sie diese Form der Geschichtschreibung, um ihre Thaten zu rechtfertigen und auf die öffentliche Meinung im Sinne ihrer Politik einzuwirken. So schließt sich Cäsar in der schlichten Klarheit und ruhigen Objectivität der Erzählung aufs Engste an Xenophon an, und doch steht es fest, daß seine Memoiren nicht der unbefangenen Freude am Darstellen des Selbsterlebten, sondern ausschließlich politischen Zwecken ihre Entstehung verdanken.

Der wissenschaftliche und künstlerische Trieb, der sich in den Griechen der Blüthezeit so mächtig regte, hat über die Römer niemals die gleiche Gewalt besessen. Die Lehre, daß die Geschichte dazu da sei, um aus ihr Moral und Politik zu lernen, fand bei einem so praktischen Volke, wie sie es waren, natürlich lebhafte Zustimmung, und mit gewohnter Rücksichtslosigkeit haben sie alle Consequenzen daraus gezogen. Erst bei ihnen hat daher die unverschämte Tendenzlüge eine Ausdehnung gewonnen, wie sie selbst in den schlechtesten Erzeugnissen der griechischen Geschichtschreibung unerhört gewesen war. Namentlich seit den gracchischen Unruhen wird jedes politische Ereigniß, das die Gemüther mächtig ergreift, in die Geschichte der römischen Vorzeit zurückgespiegelt und durch abschreckende oder aufmunternde Beispiele, die in diese hineingefälscht werden, in höchst aufdringlicher Weise die politische Theorie gepredigt, welche der betreffende Historiker zu der seinigen gemacht hat. Wie das geschah, wird wohl am deutlichsten das folgende Beispiel zeigen.

Als in dem Proceß des Jugurtha und dem ihm folgenden Kriege die Häupter der römischen Adelspartei sich von dem afrikanischen Könige fast ausnahmslos hatten bestechen lassen und durch ihre Feilheit und Gewissenlosigkeit Schmach und Elend auf den römischen Staat gehäuft worden war, da erhob die Opposition gegen den Senat wieder mächtig ihr Haupt und leitete jene demokratische Bewegung ein, die mit der Herrschaft des Marius enden sollte.

Um jene Zeit schrieb Lucius Coelius Antipater seine Geschichte des Hannibalischen Krieges, ein Mann der Mittelpartei, der nicht mit Unrecht Aristokraten und Demokraten beide für gleich nichtsnutzig hielt, weil aber nach seiner Ansicht der Sturz der Senatsmacht nur zur Tyrannis führen konnte, für die Aufrechterhaltung des bestehenden Zustandes eintrat. Diese politische Weisheit hat er in folgendem Geschichtchen niedergelegt. In Capua, so erzählte er, hatte durch die Siege Hannibal's die antirömische Demokratie das Uebergewicht erlangt, und die Parteileidenschaft war so hoch gestiegen, daß man den ganzen Senat umbringen und die Stadt den Carthagern übergeben wollte. Dies aber erschien auch dem Führer der Volkspartei, Pacuvius Calavius, als ein Unheil, das er von seiner Heimath abwenden müsse. Er beredete daher den Senat, der voll Angst war, sich von ihm in die Curie einschließen zu lassen, trat dann vor das Volk und redete zu ihm etwa in folgender Weise: „Den Senat habe ich hier eingesperrt; ohne jede Gefahr könnt Ihr an ihm Euer Müthchen kühlen. Doch setze ich voraus, daß Ihr nur gegen die augenblicklichen Senatoren, nicht gegen jeden Senat überhaupt seid. Denn wenn wir keine solche Regierungsbehörde hätten, so bliebe uns nichts Anderes übrig, als einen König zu dulden, was ferne von uns sei. Ich schlage Euch daher vor, daß Ihr über jeden Senator richtet, aber wenn Ihr seinen Tod beschließt, vor der Vollziehung des Urtheils einen Anderen an seine Stelle setzt." Dies findet begeisterte Zustimmung. Ein beliebiger Senator wird vorgeführt, und die ganze Masse brüllt, das sei ein schlechter Kerl und müsse sterben. „Schön," sagt Pacuvius, „nun gebt mir aber für den schlechten Kerl einen guten und gerechten Senator." Anfangs herrscht tiefe Stille; als endlich schüchtern einer vorgeschlagen wird, rufen die Einen, daß sie den Menschen gar nicht kennen, die Anderen werfen ihm niedere Geburt oder ein gemeines Handwerk vor, die Dritten wissen noch schlimmere Sünden von ihm zu erzählen. Und so geht es fort; man kann für die schlechten Senatoren keine besseren finden und sieht sich denn doch gezwungen, sie leben zu lassen.

Solche Erzählungen, aus denen die „Moral von der Geschichte" dem Leser recht derb in die Augen springt, erfüllen die ganze römische Geschichtschreibung. Erst im Anfang der Kaiserzeit, als die Parteigegensätze todt sind, hört diese Art von Erfindungen auf. Aber Keiner besitzt die Kritik, sie als das zu erkennen, was sie sind, sondern jeder Folgende erzählt seinem Vorgänger arglos nach, und so haben sich diese Lügen von einem Autor in den anderen durch Jahrtausende fortgeschleppt bis in die Geschichtsbücher unserer Zeit hinein. Erst seit Niebuhr hat man mit ihrer Ausmerzung begonnen, aber diese Arbeit ist noch lange nicht zu ihrem Abschluß gelangt.

Ein durchgreifender Unterschied macht sich in der Geschichte der modernen Völker im Gegensatze zu den antiken geltend. Auch bei jenen ist zwar der geistige Fortschritt durch Ruhepausen der Ermattung unterbrochen gewesen, aber im Großen und Ganzen betrachtet, hat er anderthalb Jahrtausende lang stetig angedauert, und es gibt keine Nation Europa's, selbst die zurückgebliebensten nicht ausgenommen, die nicht in Politik und Wirthschaft, in geselligen Sitten und Wissenschaft heutzutage höher stände als vor hundert

Jahren. Denn wenn, um Beispiele zu nennen, auch Spanien und Holland von der beherrschenden Stellung, die sie im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert einnahmen, längst zurückgetreten sind, so kommt dies nicht daher, weil sie selbst nicht weitergekommen wären, sondern nur weil andere Völker noch schneller fortschritten. Dagegen sind alle Staaten des Alterthums nach einer Culturarbeit von wenigen hundert Jahren zu einer Höhe aufgestiegen, über die sie nicht mehr hinaus kamen; bei allen tritt ein Stillstand ein, der zuerst langsam, dann immer schneller in den Rückschritt übergeht. Auch in der antiken Geschichtschreibung tritt uns diese merkwürdige Erscheinung entgegen. Von Hekataios bis auf Thukydides verläuft nicht mehr als ein Jahrhundert, und doch ist darin die ganze Entwicklung von den Anfängen einer wirklichen Forschung bis zur höchsten Höhe, die sie im Alterthum erreichen sollte, vollständig abgeschlossen. Wenn die Alten einen Sophokles und Phidias nicht mehr übertroffen haben, so liegt dies in der Natur der Dinge; die Modernen haben es auch nicht gekonnt. Denn in der Kunst gibt es eine absolute Vollendung, die wohl auf neuen Wegen wieder und wieder erreicht, aber niemals überboten werden kann. Die Wissenschaft dagegen ist ihrem Wesen nach ein ewig Unvollendetes; sie mag Jahrtausende weiter streben und wird doch nie zu einem Abschluß gelangen, weil jede gelungene Lösung immer wieder neue Räthsel aufgibt. Wie die moderne Forschung den Thukydides weit hinter sich gelassen hat, so hätte es also auch die antike thun können, wenn nur die Menschen im Stande gewesen wären, die Consequenzen aus seinen genialen Neuerungen zu ziehen. Aber mit dem peloponnesischen Kriege, den er geschildert hatte, begann jene traurige Degeneration der antiken Völker, deren Gründe wir an anderer Stelle dargelegt haben. Das wissenschaftliche Streben wurde immer matter und hörte endlich ganz auf, um einer öden Nachbeterei Platz zu machen. So trat jene lange, träge Ruhe im Fortschritt der Menschheit ein, bis ein neues Volk mit frischer Schaffenskraft die entnervte alte Welt bezwang und die germanische Cultur an die Stelle der antiken setzte.

Die Berliner Gewerbeausstellung.

Von

Julius Lessing.

[Nachdruck untersagt.]

Die Berliner Gewerbeausstellung ist in ihrer Gesammtwirkung ein großer Erfolg. Wenn dieser Bericht erscheint, haben bereits Millionen froher Menschen verkündet, wie behaglich sie sich in dem herrlichen Park von Treptow gefühlt haben, Tausende, wenn nicht Hunderttausende von Fremden sind herbeigeströmt, was an Congressen in diesem Sommer für Berlin fällig war oder fällig gemacht werden konnte, ist dort abgehalten, Abend für Abend füllen Festbankette den Hauptsaal, der mehr als sechshundert Gäste faßt, und draußen im Park, wo mehr als hunderttausend Menschen sich mühelos bewegen, glänzt es und rauscht es von blanken Kuppeln, schlanken Thürmen, perlenden Cascaden. Musik an allen Ecken und Enden, fernher winken die alterthümlichen Dächer von Alt-Berlin, die Zelte der Colonialabtheilung, die Obelisken und Pyramiden von Kairo, Gletscher und Bergesalmen, auf den Gewässern tummeln sich Dampfmotorboote und venetianische Gondeln, Riesenschiffe mit voller Einrichtung und Miniaturschiffe in zierlichem Schauspiel, und wenn der Abend hernieder sinkt, blitzen und flimmern Tausende von Lichtern, vom kleinen Talgflämmchen bis zu dem stolzen Bogenlicht colossaler Spannung. Auf Pferdebahnen, elektrischen Bahnen, Eisenbahnen, auf Dampfern und Booten jeder Art strömt die Menge herbei. In dem stolzen Seeschiffe am Strande der Spree hat der Kaiser selbst eine Art von Quartier aufgeschlagen, wo er wiederholt einkehrt, und wohin er seine fürstlichen Gäste führt. Ganz Berlin steht unter dem Zeichen der Gewerbeausstellung, deren bildnerisches Symbol, der Arm mit dem Hammer, sich in allen erdenklichen Formen über ganz Europa verbreitet und über das Meer hinaus aller Welt zuruft: In diesem Sommer stelle dich ein in Berlin!

Das Plakat des Arms, der mit seinem Hammer so trutzig aus dem frischen Erdreich hervorbricht, dies strenge Wahrzeichen harter Arbeit, es hat seine Schuldigkeit gethan und von allen Ländern des Erdballes her die Scharen der Gäste nach Treptow geführt. Aber was sehen die Gäste nun

von der strengen Arbeit, was sehen sie von dem eigentlichen Berliner Gewerbe, dessen Namen die Ausstellung trägt? Davon spricht man am Wenigsten.

Wir haben einen stattlichen Katalog mit 4000 Nummern. Wer ihn auch nur flüchtig durchblättert, wird gewahr, daß er an Vielseitigkeit nichts zu wünschen übrig läßt. Es gibt kaum eine Art menschlicher Arbeit, so weit sie überhaupt in Großstädten ausgeführt werden kann, die nicht auch in Berlin vertreten wäre, und von jeder oder wenigstens von fast jeder vermag die Ausstellung kleinere oder größere Gruppen vorzuführen. Wir wollen gerne annehmen, daß viele Besucher an dieser gewerblichen Vorführung nachhaltige Freude und Belehrung finden; aber wenn wir von dem Erfolge der Ausstellung sprechen, von dem eigentlichen Moment, das sie im Leben unserer Stadt und im Reiseverkehr dieses Jahres bildet, so müßte man schon geflissentlich blind sein, wenn man hierbei von einer Begeisterung für das Berliner Gewerbe sprechen wollte. Was die Massen in Bewegung setzt und dauernd in Bewegung hält, ist das Gesammtbild, die prächtige Schale, in welcher die Früchte gereicht werden, diese Schale, die so prächtig ist, mit so unendlich vielem Aufputz versehen, daß mehr als Einer gar nicht gewahr wird, ob und welche Früchte in ihr liegen.

Es ist das Schicksal der Ausstellungen, von der Weltausstellung bis zur Localausstellung herab, daß von Jahr zu Jahr mehr der ursprüngliche Zweck zurücktritt und das glänzende, tosende Beiwerk zur Hauptsache wird. The Worlds fair, der Weltjahrmarkt, das ist das Wort, das sich in England und Amerika gebildet und dort bereits ohne spöttischen Beigeschmack gebraucht wird. Darüber pflegen dann Leute, deren Beruf die Ernsthaftigkeit ist, entrüstet den Kopf zu schütteln und über den Verfall unserer Zeit zu jammern. Als ob es je anders gewesen wäre! Wie ist es denn mit den Messen ergangen, mit den Kirchweihen! Auch sie sind ursprünglich ernsthafte, ja sogar religiöse Veranstaltungen; aber lediglich der Umstand, daß an einer bestimmten Stelle aus besonderem Anlaß große Menschenscharen zusammen strömen, hat stets Alle angelockt, die bei solchen Gelegenheiten durch Waaren oder vergnügliche Productionen ihre Geschäfte machen wollen, und so entstand aus der missa solemnis die Messe, und bei dem Worte Kirchweih denkt man heutzutage weit eher an Tanzen und Raufen als an Kirche und Weihe.

Wie sturzhaft es auf den Weltausstellungen von dem ersten gewaltigen und erhebenden Gesammtbilde menschlicher Arbeit, 1851 im Hydepark zu London, abwärts gegangen ist zu den Ausstellungen fin de siècle in Paris, das ist in unser Aller Erinnerung. Bei diesen Veranstaltungen wird jetzt ganz geschäftsmäßig berathen, nicht sowohl, ob Kunst und Gewerbe an sich eine Ausstellung wünschenswerth machen, sondern ob die betreffende Stadt, welche das Ganze veranstalten will, die nöthigen Anziehungsmittel besitzt, um auf Grund — ich möchte fast sagen — unter dem Vorwand einer Ausstellung die nöthigen Massen heranzulocken. In Paris steht in erster Linie die Frage, was das Hauptanziehungsmittel der Ausstellung sein wird; man sucht auch für 1900 einen clou, wie der Eiffelthurm es mit größtem Erfolg 1889 gewesen ist.

Eine Ausnahme von dieser Verschiebung des ursprünglichen Ausstellungsgedankens machen lediglich die Fachausstellungen, welche für einen bestimmten

Kreis und für kurze Zeit berechnet sind. Wenn der Verband deutscher Papiervereine 1890 bei seiner Generalversammlung in Berlin eine Ausstellung im Exercierhause in der Karlstraße veranstaltete, wenn der Bund der Landwirthe 1892 in Treptow auf acht Tage sein Mastvieh und seine Erzeugnisse vorführte und Aehnliches mehr, so drängen sich naturgemäß alle Industriezweige heran, welche bei dieser Gelegenheit nützliche Verbindungen anknüpfen können, aber auch nur diese. Das Bild wird vielseitig und lehrreich, das Ganze nutzbringend für alle Betheiligten, da besondere Opfer für die Ausstattung nicht gebracht zu werden brauchen und man hoffen darf, durch directen Absatz schnell wieder auf seine Kosten zu kommen. Hier bezahlt Jeder, was er verzehrt. Sobald man dagegen einen solchen fest abgegrenzten Kreis überschreitet, so geht es wie bei einem Gelage auf gemeinsame Kosten. Dann nimmt Jeder mehr als er braucht, aus Furcht, daß der Nachbar zu gut weg käme. Dann wird jeder Vorschlag auf glänzendere Ausstattung des Festes bereitwillig aufgenommen, da auf den Einzelnen doch nur ein Bruchtheil kommt, dann berauscht man sich an der eigenen Masse und Bedeutung derart, daß man es für die Pflicht aller betheiligten Kreise, städtischer und staatlicher Behörden hält, etwas zu dem Glanze des herrlichen Festes beizutragen, und schließlich weiß Niemand mehr, wie weit der festliche Apparat Mittel oder Selbstzweck ist. So geht es bei allen öffentlichen Festen und ganz vornehmlich bei allen Ausstellungen.

Auf diesem Gebiete ist ursprünglich fast niemals etwas wahrzunehmen von dem Volkswillen, der sich, wie die Festredner stets zu betonen pflegen, so mächtig manifestirt haben soll. Die Gewerbtreibenden wissen viel zu gut, wie große Opfer ihnen schließlich auferlegt werden, als daß nicht gerade die älteren und gewitzteren unter ihnen sich sträuben sollten gegen jede Zumuthung einer Ausstellung. Aus dem Gewerbe selbst kommt die Zustimmung gewöhnlich nur von der Seite der jüngeren, noch unbefriedigten Fabrikanten, sodann der Actiengesellschaften und gewisser auf große Reclame angewiesener Unternehmungen. Die eigentlich treibende Kraft für alle Ausstellungen ist fast immer eine kleine Schar von Schwärmern, denen ihre ehrliche Ueberzeugung nicht bestritten werden soll, denen sich aber alsbald Ehrgeizige und — was noch schlimmer ist — Speculanten anhängen. Schließlich wird eine Ausstellung proclamirt, und ist es einmal nicht mehr zweifelhaft, daß sie stattfinden wird, so bleibt selbst denjenigen, die sich aus gutem Grunde ablehnend verhalten haben, nichts übrig, als mitzumachen; die Ehre der Stadt steht einmal auf dem Spiel, und es gehört schon ein gewisser Muth dazu, wirklich fern zu bleiben. Dies ist der Vorgang in fast ausnahmslos allen öffentlichen und größeren Ausstellungen, und man muß zufrieden sein, wenn schließlich die Veranstaltung eine Form annimmt, welche dem ursprünglichen Zweck einigermaßen entspricht. Wir wissen nur zu genau, wie viele derartige Ausstellungen bei uns in Deutschland und im Auslande schließlich ganz und gar in eine colossale Kirchweih verlaufen sind, bei denen lediglich das Interesse der Gasthäuser und Bierwirthschaften mitzusprechen schien.

Wir müssen es dankbarlichst anerkennen, daß Berlin vor einem völligen Abgleiten auf diese schiefe Ebene bewahrt ist. Der natürliche Ernst unserer

Industrie, die Umsicht des Arbeitsausschusses (Kühnemann, Goldberger, Felisch) und vor Allem die geniale Kraft der leitenden Architekten hat uns vor solcher Verschüttung bewahrt, obgleich die Lawine drohend genug am First des unnatürlich aufgethürmten Berges hing und hängt.

Wir haben jetzt in Berlin das Zwitterbild einer Ausstellung, die in ihrem eigentlichen Kern sich auf eine einzelne Stadt beschränkt, deren Apparat aber vollkommen hinreicht, um einer Landesausstellung, und nahezu hinreicht, um einer Weltausstellung als Rahmen zu dienen.

Hierin spiegelt sich die Entwicklung ab, welche der Ausstellungsgedanke in Berlin genommen hat. Seitdem Deutschland seinen Ehrenplatz unter den Großmächten wieder errungen, sein Kaiserthum und seine Reichshauptstadt erhalten hat, wärmt es sich immer wieder mit dem Gedanken, daß es für seine Weltstellung, zum mindesten für seine Repräsentation, unerläßlich sei, nun auch eine Weltausstellung zu veranstalten. Daß diese nur in Berlin abgehalten werden könne, hat in manchen Theilen Süddeutschlands diesen Gedanken wohl etwas abgekühlt, hat ihn dagegen in Berlin in besonders angenehmer Wärme erhalten.

Was wir hier in Treptow sehen, ist eingestandenermaßen der local zugestutzte Rest dieser Welt-Wünsche. Man hat vor sechs Jahren zunächst angefangen, für eine Weltausstellung zu werben. Diese läßt sich nun beim besten Willen nicht in Bezirksvereinen 2c. organisiren. Die Staatsbehörden lehnten mit voller Bestimmtheit jeden Versuch ab. Das Beispiel von Wien 1873, das mit der Ausstellung seine aufkeimende Industrie und die Entwicklung seiner Stadt auf mehr als ein Jahrzehnt lahm gelegt hat, war wirklich zu wenig verlockend, der politische Himmel allzu umwölkt.

Für den eigentlichen Kern unserer Aufgabe, für die Belebung von Kunst und Gewerbe wäre dagegen eine Weltausstellung das einzige ganz Fruchtbare gewesen. Auf einer Weltausstellung im eigenen Lande würde das deutsche Gewerbe zum ersten Male gesehen haben, welche Figur es neben der hochentwickelten Industrie seiner Nachbarländer macht. Die spießbürgerliche Selbstgefälligkeit würde einen überaus heilsamen Stoß bekommen haben. Selbst wenn der in manchen Kreisen befürchtete unmittelbare Erfolg der gewesen wäre, daß einzelne Abnehmer und grade die besonders zahlungsfähigen sich wieder mehr den Waaren des Auslandes zuwenden, so würden die mittelbaren Folgen diesen Schaden reichlich aufgewogen haben. Es gibt keinen wirklichen Industriestaat, welcher sich dem Wettbewerb des Weltmarkts entziehen könnte, und will man auf demselben siegen, so muß man vor Allem wissen, gegen welche Kräfte man einzutreten hat. Aber es war klar, daß unter den gegenwärtigen politischen Verhältnissen Deutschland an die Einberufung einer Weltausstellung nicht denken konnte.

Man beschränkte daher das Programm und forderte für Berlin eine deutsch-nationale Ausstellung. Das war das Wenigste, was man fordern durfte, und es ist höchst bedauerlich, daß auch dieser Plan nicht verwirklicht ist. Die einzige deutsch-nationale Ausstellung, welche wir seit dem Aufschwung der letzten Generation erlebt haben, war, abgesehen von Fachausstellungen, die deutsch-

nationale Kunstgewerbe-Ausstellung in München 1876. Dieselbe hat durch Zusammenschluß der an allen Orten aufkeimenden Bestrebungen so großen Nutzen gestiftet, daß dieses Beispiel allein hätte hinreichen sollen, um dem neuen Berliner Project den Boden zu sichern.

Aber selbst wenn der ideale Erfolg des Unternehmens an manchen Stellen zweifelhaft erscheinen mochte, unzweifelhaft wäre jedenfalls der Nutzen gewesen, uns vor der unerhörten Zersplitterung zu bewahren, welche auf diesem Gebiete seit Jahrzehnten herrscht und durch die Ereignisse dieses Jahres wieder einmal auf das Deutlichste beleuchtet wurde. Kaum hatte Berlin sein Programm verlauten lassen, so beschloß man, vielleicht nur zufälliger Weise, zur selben Zeit eine Bayerische Landesausstellung zu veranstalten, welche nunmehr auch das Bayerische Kunstgewerbe hinderte, sich, wie es beabsichtigt war, in Berlin zu betheiligen. Und so ging es weiter. Wir haben daher im Jahre des Heils 1896 erstens die Localausstellung von Berlin, zweitens die Bayerische Landesausstellung in Nürnberg, drittens die Sächsische Kunst- und Kunstgewerbe-Ausstellung in Dresden, viertens die Ausstellung für Kunstgewerbe und Elektricität in Stuttgart, fünftens die Gewerbe- und Marineausstellung in Kiel, sechstens eine westpreußische in Bromberg u. s. w. u. s. w. Jede dieser Ausstellungen schadet nicht nur der andern, sondern schadet auch sich selbst, indem sie jedes Mal wieder einen engen Kreis der Interessenten beisammenhält, diesen Leuten jeden größeren Vergleichspunkt abschneidet und sie durch Medaillen, Diplome ꝛc. immer weiter in den Bann kleinbürgerlicher Selbstberäucherung hineintreibt. Und welche Zersplitterung der Mittel! An allen Orten immer wieder derselbe Apparat mit Hauptgebäuden, Festhallen, Bierdörfern, hier ein Alt-Berlin, dort ein Alt-Dresden, Sanitätswesen, beziehungsweise Colonialwesen u. s. w. u. s. w. bis zur vollen Erschlaffung. Hätte man vor fünf Jahren eine deutsch-nationale Ausstellung für Berlin 1896 ausgeschrieben, so fiel zum mindesten für die nächsten fünf, zumeist sogar für die nächsten zehn Jahre aller Grund fort, Localausstellungen zu veranstalten und hunderte von Gewerbtreibenden halb mit Gewalt in Unternehmen hineinzudrängen, bei denen schließlich nur die Gastwirthe und Bierverleger ihre Rechnung finden.

Woran der Plan der nationalen Ausstellung in Berlin scheiterte, ist schwer zu ermessen. Man wird die Gründe wohl nicht in Berlin allein zu suchen haben.

In Berlin geschah nun, was nicht ausbleiben konnte. Das einmal bestehende Comité, welches seine weiteren und verständigen Pläne ohne Hülfe der Staatsbehörden nicht durchführen konnte, zog sich auf den Boden zurück, auf dem es selbstherrlich war, und erklärte: Dann wird Berlin für sich allein ausstellen! Berlin ist groß und mächtig genug, um mit einer Localausstellung zum mindesten so viel zu leisten, als ein deutscher Mittelstaat mit einer Landesausstellung, und die Bürgerschaft Berlins ist intelligent, werkthätig und opferbereit genug, um auch der directen Mitwirkung der staatlichen Behörden entrathen zu können! Als man auf diesem Punkte angelangt war, fehlte es dem Comité nicht an lauten, zum Theil lärmenden Zustimmungen. Mochte die Ausstellung international, national oder local sein, jedenfalls hatte man eine Berliner Ausstellung und erhoffte von ihr eine schöne Anregung für

Handel und Gewerbe, einen Zustrom von Fremden, außerdem einen kräftigen Anstoß auf manchem Gebiete der inneren Verwaltung, Verbesserung der Straßen und Verkehrsmittel und was man eben noch Alles hofft von einem Unternehmen, das Millionen von Menschen und Millionen von Goldstücken in Fluß bringt.

Für das Ausstellungswesen war in Berlin ein gesunder Kern vorhanden. Gewerbtreibende und Industrielle hatten 1879 aus rein privater Thätigkeit heraus eine Ausstellung zusammengebracht, welche das kleine Dreieck am Lehrter Bahnhof bei Moabit für Ausstellungen festlegte. Hier war Alles im kleinsten Maßstabe geplant, aber der Riese Berlin reckte sich und füllte den Rahmen bis an die äußerste Grenze, erreichte künstlerische Erfolge, auf die wir noch zu sprechen kommen werden, erreichte ferner bei den sehr mäßigen Anlagekosten — das Ganze fand in Bretterschuppen statt — einen Ueberschuß, welcher seitdem als Stammcapital für gemeinnützige und Gewerbe-Unternehmungen dient. Die Veranstalter jener Ausstellung haben auch die heurige Ausstellung ins Leben gerufen. — Aber selbst in diesem Bürgercomité für die rein locale Ausstellung ging es nicht ohne harte Kämpfe ab.

Zunächst die Platzfrage: Wohin sollte die Ausstellung verlegt werden? In den Westen von Berlin, wo die wohlhabende, künstlerisch gebildete Gesellschaft wohnt, und wohin man durch den schönen Thiergarten und durch vornehme Stadtviertel gelangt, oder in den von der Arbeiterbevölkerung bewohnten Osten, dessen äußeren Rand man nur in einer unbequemen, langen Fahrt durch häßliche Straßenzüge erreichen kann? Man hatte ein sogenanntes Gesammtcomité gebildet, in welchem man den Künstlern, Gelehrten, vor Allem den Architekten einen breiten Raum gewährt hatte. Dieses Comité entschied sich für Berlin W., aber die Gegenpartei ließ dies nicht gelten, führte die Frage in den Lärm der Volksversammlungen und setzte es in wilder Form durch, daß der Beschluß umgestoßen und Berlin O. gewählt wurde. Man würde diese unerfreulichen Kämpfe gern mit Stillschweigen übergehen, aber nur aus ihnen heraus kann man es verstehen, daß die Künstler und Architekten der Ausstellung, welche nunmehr nach Treptow verlegt war, so gut wie ganz fern blieben. Man hatte die Empfindung, daß die Ausstellung geflissentlich auf das Niveau des Kleingewerbes heruntergedrückt werden solle, daß man die Wortführer der Fabrikviertel unter sich lassen müsse.

Die Folgen dieses Bruches mit den eigentlichen Spitzen des künstlerisch schaffenden Berlins sind unheilvoll gewesen. Man hat in der baulichen Anlage den Schaden verkleiden können, aber im eigentlichen Kern der Ausstellung, in der Vorführung des Gewerbes bleibt er klaffend bestehen. Wenn man diesen Schaden im ersten Rausch weniger merkt und im Glanz der Feste von den Erfolgen des Berliner Gewerbes schwärmt, so vergißt man, daß man den Gesammterfolg im Wesentlichen der äußerlichen Herrichtung und den fremden, mit der Ausstellung nur lose zusammenhängenden Zuthaten verdankt.

Die Ausstellung, wie sie jetzt in Treptow sich darbietet, hat eine unvergleichliche Unterstützung in dem herrlichen Park gefunden, der dicht vor den Thoren Berlins gelegen und doch unserm Berlin W. so gut wie unbekannt ist. Vor nicht viel mehr als zwanzig Jahren hat der Magistrat dort aus einem

öden Bruchlande an der Spree, dem schlesischen Busch, einen Park von größter landschaftlicher Schönheit geschaffen, für die Hunderttausende der Arbeiterbevölkerung von Berlin O. eine wahre Stätte körperlicher und geistiger Erholung. Daß man dieses herrliche Stück Natur, das man in unserer Mark und so dicht neben den Schornsteinen Berlins nicht vermuthet, nunmehr der Stadt und ihren Gästen in vollem Glanze vorführen konnte, ist ein Ergebniß, das in hohem Grade dazu angethan ist, auch die Gegner mit der Wahl der Stadtgegend auszusöhnen. Diesen Park der Ausstellung nicht nur in praktischer, sondern auch in rein künstlerischer Beziehung dienstbar gemacht zu haben, ist ein Verdienst der Architekten, das gar nicht hoch genug anerkannt werden kann. Hoffacker, Grisebach und Bruno Schmitz werden als die Architekten der Ausstellung bezeichnet. Vor Allem ist es Karl Hoffacker, dem wir zu Dank verpflichtet sind. Hoffacker ist nicht Architekt im berufsmäßigen Sinne; erzogen ist er zum Ingenieur; aber nachdem er seine Studien und Examina ehrenvoll beendet, setzte er sich in Berlin auf die Schulbank des Kunstgewerbemuseums, um zur ornamentalen Kunst überzugehen. Hauptsächlich beschäftigten ihn dekorative Aufgaben, aber mehr als ein Mal hat er seine Fähigkeit bewiesen, sich in das Gebiet architektonischen Schaffens emporzuheben, vor Allem in Chicago, wo wir den großen Erfolg der deutschen Abtheilung zu einem guten Theil Hoffacker verdanken, welcher es verstanden hat, alles Wirksame unter Abschieben des Nebensächlichen zu einem siegreichen Bilde zusammenzuballen. Denselben Sinn für Disposition in großen Zügen bei liebevoller Ausbildung des Einzelnen und bei praktischer Bestimmtheit hat Hoffacker auch hier im Park von Treptow bethätigt. Was diesem Park abzugewinnen war, ist rein herausgelöst. Nach den Abmachungen mit der Stadt durfte der Baumbestand in keiner Weise beschädigt werden, und trotz dieser Beschränkung oder vielleicht gerade durch diese Beschränkung bilden Park und Gebäude ein so geschlossenes Ganzes, daß man es kaum glauben möchte, daß sie einzeln entstanden und nicht für einander geschaffen sind.

Der Park ist wie alle Anlagen unseres Jahrhunderts im sogenannten englischen Stile gehalten, mit einer malerischen, scheinbar zufälligen Verschlingung der Wege. Ein dort angelegtes Gewässer, der sogenannte Karpfenteich, erweitert durch Vor- und Zurücktreten der Ufer das Bild möglichst ins Unbestimmte. Ausgenommen von dieser rein landschaftlichen Anordnung war nur eine einzige Stelle, der große Spielplatz, ein langgestrecktes Rechteck, mit je vier Reihen prächtiger Platanen. Hier war die Möglichkeit einer großen architektonischen Entwicklung gegeben. Aber anstatt das Gebäude, wie es vielleicht am nächsten gelegen hätte, mitten auf den Platz zu setzen, hat man den ganzen Platz völlig freigelassen und das Hauptgebäude in der Achse desselben so tief nach hinten gerückt, daß der eigentliche Körper in eine buschige Partie am Schluß des Parkes hineingedrängt worden ist und sich somit dem Auge völlig entzieht. Was sich noch darstellt, ist lediglich die Façade. Hierdurch erreichte man den außerordentlichen Vortheil, den schwerfälligen Körper nicht ausbilden zu brauchen. Von den älteren Londoner oder Pariser Ausstellungen oder auch von Chicago her weiß man, welche unendliche und

doch vergebliche Mühe man an diese Aufgabe gewendet hat. Die letzte Pariser Ausstellung, welche das Hauptgebäude an den Endpunkt des Champ de Mars verlegte, hat schon die Grundidee für die Anlage in Treptow abgegeben. Aber hier ist diese Idee viel bestimmter durchgeführt. Das Gebäude verschwindet völlig, man konnte alle Mittel für die Façade zusammenhalten und nun etwas hinstellen, was als prachtvolle Festdekoration den Platz abschließt.

Diese Idee auf das Glänzendste ausgebildet zu haben, ist das Verdienst von Bruno Schmitz. Was jetzt hier als Façade steht, erinnert in der Anlage an den Trocadero von Paris. Auch hier in der Mitte eine Kuppel, von zwei Thürmen flankirt und zwei langgezogene, leicht geschwungene Bogenhallen, welche den Platz einrahmen. Aber die Räume des Trocadero sind ohne Zusammenhang und schlecht zu benutzen. Hier dagegen greift Alles lebendig in einander. Die langgezogenen Hallen geben eine Wandelbahn ab und zugleich Platz für ein reichbesetzes Café. An dieser Wandelbahn liegen alle Einrichtungen für die Bequemlichkeit der Besucher, Post und Telegraph, Auskunftsbureaus, Reisebureaus, ein Lesezimmer, sehr behaglich eingerichtet mit zweitausend Zeitungen u. s. w. Die große Kuppelhalle selbst ist nicht als Ausstellungsraum, sondern als Empfangsraum behandelt. Sehr geschickt legt sich vor den großen Kuppelraum erst noch ein niedriger, der den Blick dessen, der aus dem mächtigen Park hereintritt, an die kleineren Abmessungen des Innenraumes gewöhnt. Diese Vorkuppel ist ganz einfach gehalten, die große Kuppel ist mit Bildwerk verziert. Von hier geht es in gerader Linie vorwärts in die große Hauptachse, auf welche rippenförmig die Quergalerien münden. Leider hat man nicht Raum genug gehabt, um diese Mittelhalle von Einbauten frei zu halten, sodaß es hier zu keiner architektonischen Wirkung kommt. Zur Wirkung kommen nur von der Kuppel aus rechts und links die Ansätze der beiden Seitenhallen, welche besondere Schmuckaufbauten, die Möbel aus dem Besitz des Kaisers und die Ausstellung der Porzellanmanufaktur, einschließen. Tritt man aus diesem Kuppelraum wieder ins Freie, so hat man vor sich zunächst das von der Wandelhalle eingerahmte, nahezu halbrunde Feld, mit Becken und Springbrunnen, welche Abends bei elektrischer Beleuchtung die bekannten Lichteffekte der fontaine lumineuse hergeben.

Die wahrhaft monumentale Wirkung wird dadurch erzielt, daß man den erwähnten Spielpatz nicht nur frei gelassen, sondern sogar in ein großes Wasserbecken verwandelt hat, so daß an dieser Stelle die Vorstellung von einer kleinlichen Ausnützung des Raumes nicht aufkommen kann.

Den Schluß dieses langen Beckens bildet dann als Gegenstück zum Industriegebäude das Hauptrestaurant der Ausstellung, aus dessen Mitte in mächtigen Formen der Wasserthurm emporragt. Auch hier sind leicht geschwungene Hallen, terrassenförmig aufgesetzt, nach hinten überhöht für den Bau des Festsaales, nach vorne in malerischer Abstufung bis an den Rand des Wassers verlaufend. Unter dem Thurm weg verbindet eine Durchfahrt diesen Neuen See mit den älteren Wasseranlagen, dem Karpfenteich, und es ist ein reizendes Bild, wenn durch diesen Bogen die zahlreichen Schifflein hindurchschießen, venetianische Gondeln, Ruderboote, ganz moderne Kähne mit elektrischen Motoren und alle von einer fröhlichen Menge belebt.

Die beiden großen Baukörper werden durch vier prachtvolle Platanenreihen monumental verbunden, und diese Wirkung wird noch erhöht durch die Einrichtungen für die abendliche Beleuchtung. In ganz strengen Bogen, wie Linien eines Kreuzgewölbes, sind hier von einem Ende bis zum anderen milchweiße Gaslampen angebracht, zierlich, tropfenförmig, deren geschlossene Linien von einer Architekturform gerade so viel andeuten, als es zwischen Bäumen statthaft ist. Das opalisirende Weiß dieser Glockenlinien setzt sich auch am Tage prächtig von dem dunkeln Blattgrün ab, und wenn an Illuminationsabenden diese Zehntausende von kleinen Flammen erstrahlen, so läßt sich etwas Vornehmeres in der Wirkung gar nicht denken. An solchen Abenden ist dann noch der Rand des Sees eingefaßt mit streng gehaltenen Gehängen von Lampen in rothem und grünem Licht, und darüber hin erstrahlen in weiten, regelmäßigen Abständen die mächtigen Bogenlampen, und von der Spitze des Wasserthurmes her schießt der Scheinwerfer, mächtiger als der Mond, seine Strahlenbündel in den Park hinein, die phantastischen Kuppeln und Thürme des Hauptgebäudes mit ihren silbergrau schimmernden Aluminiumdächern, die weißen Massen der Wandelgänge und des hoch aufragenden Wasserthurms leuchten in bengalischen Flammen, und die Wipfel der Bäume rauschen als wundervoller Grundton in das Bild hinein.

Wenn man die Berliner Ausstellung mit Chicago in Vergleich gestellt hat, so möchte die Bauanlage am Neuen See hierzu einen Anlaß geben. Darüber hinaus kann man den Vergleich nicht ziehen. In Chicago war das Ganze auf einem vorher wüsten Gebiet nach einheitlichen grandiosen Grundlinien angelegt; hier in Berlin bot nur die erwähnte Stelle die Möglichkeit architektonischer Anlage. Der Park selbst wird von der Treptower Chaussee, welche man erst mit großer Mühe wenige Wochen vor der Ausstellung eingehen lassen konnte, in zwei Hälften getheilt; die Hälfte nach der Spree zu ist am meisten mit alten Bäumen bestanden, welche unter allen Umständen geschont werden mußten; somit war hier eine mehr malerische Anlage geboten, zu welcher das hier seeartig sich erweiternde Ufer besondere Anregung bot. Mit bestem Geschmack hat man an dieser Stelle von den Formen des Steinbaues und des Palastes abgesehen. Die hier errichteten Gebäude: Chemie und Technik (Architekt Grisebach), Fischerei und Nahrungsmittel (Architekt Hoffacker) sind in nordischer Art gehalten. Das Chemiegebäude in der Grundform einer Basilika, das Fischereigebäude, ein malerischer Holzbau mit tiefhängenden grünen Dächern, spitzen Thürmchen, luftig durchbrochenen Galerien, eingeführten Wasserbecken und leicht geschwungenen Brücken. In ähnlicher Erscheinung schließt nach dem Lande zu das Gebäude der Stadt Berlin die Gruppe. Nach dem Wasser zu rundet sich das Bild in überraschender Weise ab durch den Aufbau des Kaiserschiffes, welches einen der transatlantischen Dampfer des Bremer Lloyd in natürlichem Maßstabe widergibt. Der riesige Schiffskörper, welcher ein tüchtiges Stück in die Spree hineinragt, erweckt hier die Vorstellung eines großen schiffbaren Stromes und hebt das Bild in grandiose Verhältnisse hinaus. Wer von hier aus mit dem Dampfer Berlin erreicht, sieht von rechts und links auf die Stadt und auf die Vorstädte, hoch ragen

die mächtigen Schornsteine, die castellartigen Gasometer, colossale Fabrikgebäude, Speicher und Werften, leicht geschwungene Brücken, von fern her immer näher rückend die Thürme der Stadt; des Abends sinkt die Sonne hinter dem Bilde von Berlin, welches durch die zahlreichen neuen Kirchenbauten ein sehr viel lebendigeres Profil erhalten hat. Aus den Niederungen der Spree erheben sich Wasserdünste; zahlreiche Dampfer und Yachten und die zierlichen Boote des Rudersportes jagen über die Fläche dahin. Auf großen Bogen in den Spreearm hineingebaut, führt die Stadtbahn in Absätzen von je wenigen Minuten unabsehbare Scharen von Menschen hin und von der Ausstellung zurück, die Bogen der Bahn schwingen sich hoch über die Brücke, über welche die Wagen und die Pferdebahn fortwährend hinwirbeln, unter der Brücke weg schießt der Dampfer, und so fluthet, in drei Absätzen übereinander, dieser Verkehr von packender Großartigkeit. Aber wir dürfen noch nicht von Treptow zurück. Vieles, unendlich Vieles ist zu sehen, das auch nur dem Namen nach aufzuführen an dieser Stelle völlig ausgeschlossen ist.

Selbstverständlich ist es nicht möglich, alle Gebäude im Park trotz seiner riesigen Verhältnisse so monumental abzusondern, als dies in der Mitte geschehen ist. An allen entlegeneren Punkten muß man es sich gefallen lassen, daß Bauten der verschiedensten Art sich in lustigem Gewühl aneinander drängen. Ein besondres Gebäude beherbergt Unterricht-, Erziehungs- und Wohlfahrtseinrichtungen; das künstlerisch vollendete Sitzungszimmer des Staatsministeriums, vom Kunstgewerbe-Museum für das neue Landtagsgebäude hergestellt, steht hier neben Badewannen und Feuerspritzen. Da gibt es große Paläste, in denen Tageszeitungen hergestellt werden, andere, in denen Tabak und Cigarren vom Blatt bis zur Verpackung in allen Stadien vorgeführt werden; im chinesischen Pavillon wird Thee geschenkt, im maurischen Kiosk wird Kaffee gebraut, in der romanischen Halle werden in effigie Leichen verbrannt, im türkischen Hause in natura Menschen gebadet, im bayerischen Berghäuschen Bier verzapft, im Moselhäuschen mit seinen zierlichen Lauben süßer und saurer Wein, in einem vornehmen Gartenpavillon in Münchener Art ein edles Bräu, ein Blechschuppen birgt Brausebäder und Volksbäder, zwei größere Pavillons Chocolade- und Confectfabriken; wo an irgend einer Stelle ein Gebäude besonders malerisch aussieht, kann man immer darauf rechnen, daß durstige Gäste willkommen sind, und um diese gefühlvollste Stelle im Herzen eines Deutschen recht sicher zu packen, hat man die ganze Romantik vom zerfallenen mittelalterlichen Kreuzgang bis zu Kapellen, stillen Klosterhallen, Berg- und Bauerhäuschen hin redlich abgearbeitet.

An zwei Stellen hat sich die feuchtselige Romantik zu künstlerisch annehmbaren Bildern verdichtet. Als Kunstleistungen ersten Ranges müssen die Anlagen am Karpfenteich bezeichnet werden. Hier ist ein Bild von Alt-Berlin hingebaut (Hoffacker) nach dem bekannten Schema von Alt-London, Alt-Antwerpen &c. Aber doch wieder ganz selbständig das wirkliche Bild einer märkischen Stadt aus dem 17. Jahrhundert, welche noch die Reste ihrer mittelalterlichen Backsteinbauten treu bewahrt hatte, wundervoll mit ihren Thürmen, Mauern, Burgzwingern und Kirchengiebeln an den Ufern dieses märkischen Sees hingelagert. Als Gegenstück dazu auf der andern Seite die

wendische Fischerhütte aus dem Spreewald mit ihren Scheunen und Strohdächern, ausgezeichnet durchgeführt, ohne irgend welchen theaterartigen Spuk. Unter viel weniger günstigen Bedingungen ist die andere künstlerisch wirksame Stätte entstanden, die Alpenwiese. Das Hauptstück derselben bildet ein ganz vortrefflich gemaltes Panorama des Zillerthales mit einer äußerst geschickt aufgebauten Wirthschaft, ringsumher Bierwirthschaften jeglicher Art, aber alle mit süddeutsch-alterthümlichem Gepräge, ein Abglanz dessen, was wir vornehmlich auf Münchener Schützen- oder Turnerfesten gesehen haben, und auch hier von einem bayerischen Architekten (Hochgürtel) ausgeführt. An anderer Stelle gibt es dann noch eine schlesische Gebirgsbaude, an noch einer anderen Stelle einen etwas bedenklichen Nordpol mit Eisbergen und besonderer Schlittenfahrt.

Noch exotischer, aber mit Ernst und Würde durchgeführt ist die Colonialausstellung, bei welcher die großen deutschen Gesellschaften und auch die Reichsregierung hülfreich eingegriffen haben. Ohne den bei privaten Ausstellungen üblichen Mißbrauch, zusammengekehrtes Gesindel aus Hafenstädten Afrika's unter volltönenden Namen vorzuführen, haben wir hier sorgsam gewählte Exemplare der in den deutschen Colonien vertretenen schwarzen Völkerschaften; Häuser und Geräthe sind direct von Afrika übertragen. Die Leute sind gut gehalten, befinden sich faul und wohl und genießen täglich unentgeltlich und mühelos das Vergnügen, sich viele Tausende von Berlinern ansehen zu dürfen, welche mit vielen Kosten und Mühen bis zu ihnen vordringen. Wenn diese Leute auch nur den zehnten Theil der schnurrigen Redensarten, welche ihnen hier von den Berlinern beigebracht werden, mit in ihre Heimath hinübernehmen und dort lautlich umbilden, so werden einmal die Sprachforscher künftiger Tage einen schweren Stand haben.

Alles oder doch nahezu Alles, was bisher erwähnt ist, bewegt sich auf dem eigentlichen, officiellen Gelände der Ausstellung. Aber das Gebiet der Schaustellungen geht weit darüber hinaus. Es hatte die Gefahr nahe gelegen, daß sich an die Ausstellung allerlei wilde Vergnügungslokale, eine Art Vogelwiese annisten würde, als Tummelplatz für die nicht gerade angenehme Fabrikbevölkerung des Stadttheils und der Vororte. Hier hat der Arbeitsausschuß verständig eingegriffen, hat die bedrohten Ländereien gepachtet, hat sie für Vergnügungszwecke freigegeben, aber unter thunlichster Sicherung einer anständigen Führung. So ist als abgesondertes Unternehmen, als größtes dieser Art und als eines der stärksten Zugmittel der Ausstellung, Kairo entstanden. Wir kennen die Straße von Kairo 1879 von Paris, dann wieder 1893 in Chicago, auch in London und anderweit ist sie bereits gewesen; an jenen Stellen war sie ein Annex der Ausstellung; die Bauten, Verkaufsläden und sonstige Merkwürdigkeiten boten das eigentliche Interesse; man konnte in irgend einem Zelte eine Tasse Kaffee nehmen, aber der Gesammtcharakter einer orientalischen Straße blieb gewahrt. Hier in Berlin ist die Sache viel breiter angelegt (Architekt Wohlgemuth): eine große Arena, Pyramiden, auf die man hinauf- und in die man hineinsteigen kann, ein Palmenhain und ein Fellachendorf, ein mächtiger ägyptischer Tempel mit Sammlungen, halb verschüttete ägyptische Gräber, eine ganze Anzahl von Panoramen und Dioramen u. s. w.

sind vorhanden, aber leider ist mit der Zahl dieser ägyptischen Bauten auch die Zahl der Bierwirthschaften gewachsen, die als nahezu geschlossener Kranz den ägyptischen Kern einfassen und die leichte Illusion, welche in der schmalen Straße der Pariser Ausstellung noch entstehen konnte, hinwegwischen.

Ein wiederum abgesondertes Gebiet ist der Vergnügungspark, nach dem Muster des Midland pleasance in Chicago errichtet, besetzt mit Singhallen, Caroussels, Menagerien, Affenbuden, Thürmen mit elektrischer Auffahrt, Concerthallen, Essenswürdigkeiten und Trinkwürdigkeiten jeglicher Art; wunderliche Dächer und Thürme schießen in die Höhe; eine Stufenbahn vermittelt den Verkehr, verworrene Musik von mehr oder minder wilden Banden und mehr oder minder zahmen Orchestrien tönt aus allen Ecken; darüber schwebt still und glänzend der unvermeidliche Fesselballon. Wiederum etwas Besonderes sind die Marineschauspiele, die ich zuerst auf der naval exhibition 1891 in London gesehen habe. Schiffe kleinsten Maßstabes, so daß der Lenker zur Noth darin kauern kann, aber vollständig richtige Verkleinerungen der Panzerschiffe, führen auf einem Wasserbecken, von elektrischen Motoren getrieben, Schiffsmanöver vor; zum Schluß gibt es eine Kaiserparade, es wird viel Pulver verknallt, und die Stimmung des höchst animirten Publicums steigert sich bis zur patriotischen Erregung.

Ein großes Theater mit einigen tausend Sitzplätzen, an Alt-Berlin angegliedert, führt Bilder aus der alten Zeit mit Massenaufzügen und etwas Dichtung vor; für ernsthafte Bildung sorgt ein an dem Chemiegebäude belegener Vorlesungssaal, wo jeden Abend unentgeltlich Vorträge aus allen Gebieten der Kunst, des Handels und der Industrie gehalten werden. Hier verhandeln die Congresse am Tage; des Abends speisen sie in der großen Festhalle und schwärmen in die Gänge hinaus, kurz, der Apparat einer großen Ausstellung, wenn man will, einer Weltausstellung fungirt in allen seinen Theilen und ohne zu viele Reibungen. In dem mächtigen Park sind die verschiedenen Centren der Anziehung so gut vertheilt, daß sich selbst Hunderttausende ohne Beschwerde an einander vorbeischieben. Dann gibt es noch allerlei Gelegenheitsausstellungen: Gartenbau, Racehunde und Sport jeglicher Art. Die meisten Besucher sind mit dem, was sie hier sehen, hören und lernen, durchaus zufrieden, bedauern, daß sie nicht mehr Zeit gehabt haben, die gewiß sehr interessante gewerbliche Abtheilung im Innern des Palastes näher zu besichtigen, und beruhigen sich mit den Zahlenreihen des Kataloges, der die außerordentliche Entwicklung der Gewerbethätigkeit Berlins so vortrefflich klarlegt.

Der Schreiber dieser Zeilen wäre sehr zufrieden, wenn auch er es dahingestellt lassen dürfte, wie weit die eigentliche Ausstellung des Gewerbes den berechtigten Anforderungen entspricht. Es bleibt aber nichts übrig, als Farbe zu bekennen. Würde es sich nur um einzelne Mißgriffe und Lücken handeln, so könnte man über dieselben hinweggleiten und sich an das viele wirklich Erfreuliche halten; aber die hier begangenen Fehler bedrohen die weitere Entwicklung unseres Ausstellungswesens und den Ruf unserer Industrie. Man hat daher nicht das Recht, die Bedenken zu verschweigen.

Meine Betrachtung mag in diesem Punkte etwas einseitig sein. Sie bezieht sich nicht auf das Gewerbe in allen seinen Theilen, sondern vorwiegend auf diejenigen Gruppen, für welche der Kunstgeschmack maßgebend ist. Ich kann mich aber nach einer ziemlich langen Erfahrung im Ausstellungswesen dem Eindruck nicht entziehen, daß die Massenwaare, welche ohne Rücksicht auf den Geschmack lediglich auf technische Zwecke oder gar Billigkeit hin gearbeitet wird, überhaupt nicht auf Ausstellungen gehört. Beim Absatz aller derartiger Stücke entscheidet ein scharf zugespitztes Marktwesen, welches der Ausstellungen gar nicht bedarf. Wir sind längst dahin angelangt, daß nicht mehr der Consument den Producenten aufsucht, sondern daß umgekehrt der Producent bis in die letzten Dörfer halb civilisirter Staaten hineindringt, um seine Waare an den Mann zu bringen. Der Musterreisende, der mit buntem Papier in die Dattelfelder von Asien oder mit Gamaschenknöpfen in die Bergnester der Cordilleras geht, der bringt nicht nur Bestellungen mit nach Hause, sondern zugleich die Kenntniß von dem Bedürfniß jedes einzelnen Landstriches, und schließlich fabricirt man den Beduinen ihren Burnus in Chemnitz und den Indern ihre Götzen in Manchester. In noch viel höherem Grade ist das Rohproduct unabhängig von Ausstellungen. Nach winzigen Proben, in einem Briefumschlag, werden ganze Schiffsladungen von Reis, Thee, Seide im Werthe von Millionen gekauft und verkauft. Wenn ein Haus, das mit derartigen Sachen handelt, sich an einer Ausstellung betheiligt, so geschieht dies immer unter einem gewissen Zwange oder allenfalls zur Reclame für die Schutzmarke. Auf eine Ausstellung gehört nur das, was Jemand nicht nach Mustern, sondern im Stücke selbst sehen muß, ehe er sich zum Kauf entschließt. Dahin fällt Vieles vom Maschinenwesen, Wohlfahrts- und Gesundheitseinrichtungen, wie die Kochmaschinen, Badestuben und dergleichen, vornehmlich aber Alles, was mit der Kunst zusammenhängt. In der Frage, ob man Rohseide für eine Million kaufen soll, entscheiden Proben und die Lage des Marktes; in der Frage, ob unter den seidnen Tüchlein im Werthe von fünfzig Pfennigen das mit der Nelke oder das mit dem Vergißmeinnicht begehrenswerth sei, entscheidet jedes Landmädchen persönlich.

Aber natürlich darf man nicht Alles aufnehmen, was sich mit Mustern schmückt. Sobald in einer Ausstellung die Marktwaare, gemusterte oder ungemusterte, einen zu breiten Platz einnimmt, ermüdet sie den Besucher und macht ihn unfähig, auch die besseren Sachen zu betrachten. Es bleibt also nichts übrig, als schon bei der Anmeldung mit fester Hand das Ungeeignete und Unbedeutende auszuscheiden und sodann bei der Aufstellung das Minderwerthige in entlegene Ecken zu verbannen.

Hierzu ist aber ein Comité aus Freiwilligen der betheiligten Kreise nicht fähig. In jeder Gruppe sind die Sachverständigen zugleich die großen Concurrenten und scheuen die Mißdeutung zu sehr, um energisch gegen die Kleinen vorzugehen. Für ein solches Vorgehen ist eine Anzahl von unbetheiligten Staatsbeamten und Regierungscommissaren unerläßlich. Diese Commissare erschweren gelegentlich mit ihren bureaukratischen Gewohnheiten die flotte Arbeit, aber sie können zugreifen ohne Gunst und ohne Scheu. Der

freudige Stolz, daß eine Ausstellung von den Bürgern einer Stadt allein ohne Staatshülfe gemacht sei, wird nicht ohne gefährliche Zugeständnisse an die Massen erkauft. Selbst zwei Monate nach der Eröffnung revoltiren ganze Gruppen gegen den Ausschuß. Es sind das die bekannten Erscheinungen jedes selfgovernment; wie sie auf eine Ausstellung wirken, das soll man sich merken.

Ein kurzer Gang durch die Berliner Ausstellung wird Jedem zeigen, daß hier von einer kritischen Aussonderung so gut wie gar nicht die Rede gewesen sein kann. Ueberall fluthet es von Mittelgut. Dankbar anerkennen wollen wir, daß man wenigstens diese Waaren in leidlich festen Rahmen zusammengefaßt hat. Es war den einzelnen Ausstellern zumeist nicht erlaubt, besondere Aufbauten zu machen, sondern für jede Gruppe sind Schränke gleichmäßiger Art hergerichtet, in welchen man nun Waaren bei einander sieht, wie bei einem Weg durch die Hauptgeschäftsstraßen der Stadt. Man ersieht nun allerdings, wer die Sachen herstellt, während man sonst nur weiß, wer sie verkauft, aber diejenigen, die davon Gebrauch machen können, wissen es ohnedies. Die geschäftsmäßige Vorführung in einem Meßpalast, in dem während acht oder vierzehn Tagen alle Interessenten des Gewerbezweiges zusammenkommen, muß nach dieser Richtung hin sehr viel mehr nützen, als die kostspielige Entfaltung in einer eleganten Ausstellung.

Aber eine Ausstellung soll ja auch kein Markt sein, sondern soll ideale Zwecke verfolgen, soll durch das Gesammtbild der Arbeit jeden einzelnen heben! Das erzielt man aber nicht durch ein willkürliches Zusammenraffen von Anmeldungen. Man braucht nicht nur gute Bürger, sondern gute Musikanten. Soll ein wirklich idealer und praktischer Erfolg erreicht werden, so muß die Ausstellung die Stätte werden, auf welcher erstens die Arbeit des letzten Jahrzehnts zusammengefaßt wird, auf welcher zweitens sich die Vorstöße zu neuen Richtungen des Geschmackes in übersichtlicher Form entfalten. Nach dieser Richtung ist die scharf gesichtete Münchener Ausstellung von 1876 von größter Bedeutung gewesen und hat die räumlich unbedeutende Berliner Ausstellung von 1879 sehr viel mehr genutzt, als es meines Erachtens der jetzigen glänzenden Ausstellung in Treptow beschieden ist.

1879 war der Zeitpunkt günstig. In Berlin lebte man bis gegen 1870 von den Nachklängen der Schinkel'schen Zeit, welche dem Möbel und Geräth etwas zu viel von classischer Architektur zugemuthet hatte. Die Renaissancebewegung, von Wien und München zum Norden vordringend, hatte bereits an die Thüren geklopft, als der Krieg ausbrach. Als er siegreich beendet war, empfand man die Formen der deutschen Renaissance als etwas Deutschnationales. In Berlin wie an allen Stellen Deutschlands riß der Zug der Geister auch die kunstgewerblichen Bestrebungen mit sich fort. In den siebziger Jahren wurde unser Wohnhaus völlig umgemodelt; statt der nüchternen, farblosen Räume erhielten wir Holzdecken, Pannele, sattfarbige Tapeten. Die Architekten machten sich bei den zahllosen Neubauten daran, die Gesammtformen der Zimmer umzugestalten. Es entstanden die Theilungen des Zimmers, der erhöhte Sitzplatz am Fenster, ein besonderer Einbau für das Ruhebett, Erker, Ballustraden, Bordbretter mit lustigem Schmuckgeräth und

Aehnliches mehr. Dies war zunächst Vorrecht der Meistbegüterten und ließ sich auch in Möbelgeschäften nicht im Zusammenhang vorführen. Da kam die Gewerbeausstellung von 1879 wie gerufen. Man hatte dort an Kunst und Architektur wenig gedacht, aber sie kamen von selbst. Fast jeder unserer frisch erfindenden Künstler setzte sich mit einer Gruppe von Handwerkern in Verbindung; der Eine machte die Zeichnungen für das Ganze, der Andere die Möbel, der Dritte Oefen, der Vierte Tapeten; dazu kam die Stickerin; die Maler hängten ihre Bilder hinein, und so entstand eine lange Reihe allerliebster Gesammtbilder (die sog. Kojen), welche mit einem Schlage die Errungenschaften des letzten Jahrzehnts den Berlinern vorführten und zum Gemeingut machten. Für die Arbeiten in Edelmetall kamen glückliche Zeiten. Die Menge von Ehrengeschenken, welche im Anschluß an die großen Kriege gestiftet wurden, die Hunderte von Ehrendiplomen, welche unseren Heroen überreicht wurden, waren jedes einzelne ein mit Sorgfalt, wenn auch nicht immer mit Geschmack hergestelltes kunstgewerbliches Erzeugniß; wir konnten 1893 eine historische Sammlung von mehr als hundert wirklichen Prachtstücken dieser Entstehung zur Weltausstellung nach Chicago schicken. Den Gipfel erreichte diese Thätigkeit in den Geschenken, welche 1881 bei der Vermählung des jetzt regierenden Kaisers hergestellt wurden, vor Allem dem unvergleichlich schönen Tafelsilber, dem Geschenk der preußischen Städte nach dem Entwurf von Adolf Heyden. Dieses und andere verwandte Stücke, deren jedes einzelne auf der erfindenden Schaffenskraft von Künstlern beruhte, waren auf der Jubiläumsausstellung der Akademie 1886 vorgeführt.

Wenn wir 1896 statt einer localen Gewerbeausstellung eine deutschnationale oder eine Weltausstellung gehabt hätten, so würde man unzweifelhaft bei dieser Gelegenheit auf diese etwas älteren, aber keineswegs alten Stücke zurückgegriffen und der Welt Aufbauten monumentalen Prachtgeräthes von überwältigender, nirgendwo übertroffener Großartigkeit vorgeführt haben.

Statt dessen sehen wir in Treptow den Handwerker in seiner Selbstgenügsamkeit, der sich freut, zu zeigen, wie er Alles allein macht, und wie er des leitenden Künstlers nicht bedarf.

Wir stehen hier vor einer Entwicklung, die sehr vernünftig ansetzte, aber leider schnell zu krankhaften Ausartungen geführt hat. In der modernen Bewegung war das ganz richtige Stichwort ausgegeben, daß der Handwerker wieder künstlerisch erzogen werden müsse, daß es falsch sei, wenn ein Künstler, der von der eigentlichen Technik nichts verstehe, Zeichnungen und Modelle entwerfe, die nun der Handwerker nur auszuführen habe. Der Handwerker muß also die älteren Kunstformen kennen lernen, eingeführt werden in die architektonischen und ornamentalen Stilregeln; er zeichnet Säulenordnungen, Pflanzen- und Thierwerk in den Formen der Renaissance, des Rococo u. s. w. In dieser Richtung arbeiten durch ganz Deutschland viele Hunderte von Schulen, von der einfachen Fachschule durch Fortbildungs- und Gewerbeschulen hindurch bis zu den großen kunstgewerblichen Lehranstalten unserer Staatsmuseen. Es könnte Alles ganz gut gehen, wenn die Schüler, wie bei den wissenschaftlichen Hochschulen, genöthigt werden könnten, den sorgfältig vor-

bereiteten Cursus ernstlich durchzumachen. In Wirklichkeit aber treten die jungen Menschen, zum Theil mit ganz ungenügender Vorbereitung ein und wenn sie nach einem Jahr, oft schon nach einem halben Jahr die Anstalt wieder verlassen, so haben sie von den Kunstformen früherer Zeit gerade so viel aufgegriffen, um sie mißbrauchen zu können. Sie wissen, wo sie Abbildungen zu Dutzenden und Hunderten finden, aus denen sie wieder und immer wieder den Kringelkram entnehmen, und mit dieser leidigen Geschicklichkeit haben sie dann noch das Recht, sich als Schüler der bewährten Anstalt zu bezeichnen. Diese Art von Leuten arbeitet nun darauf los und bringt die Formen, die in früheren Jahrhunderten entstanden und in unserer Generation von tüchtigen Architekten für unsere Bedürfnisse leidlich umgeformt sind, auf das Jämmerlichste herunter. Thäten sie weiter nichts als copiren, so möchte es noch hingehen, aber schließlich will Jeder etwas Neues oder, wie er meint, etwas Schöneres schaffen, häuft in unverständiger Weise die Schmuckglieder, und um schließlich die Waare ebenso billig herstellen zu können, wie wirklich künstlerisch durchgearbeitete Stücke, behilft er sich mit schnödem Schein und klebt gepreßte Kringel aus minderwerthiger Masse an die Geräthe. So geht es bei den Möbeln, beim Silber, bei der sogenannten Bronce, bei der Thonwaare, ja sogar bei dem strengen Schmiedeeisen.

Das Schlimmste ist, daß dieses Kraut billiger Scheinwaare auf einem Felde wächst, gegen dessen natürliche Triebkraft der Handwerker machtlos ist. Es wächst auf dem Boden der socialen Gleichberechtigung aller Stände. Der Arbeiter, der sich in seinem Anzug nicht mehr von dem Beamten oder Kaufherrn unterscheiden will, beansprucht auch für die Formen seines Geräthes die der reicheren Kreise. Die Zimmereinrichtung für tausend Mark soll ebenso aussehen, wie eine für zwei- oder dreitausend, und hiermit ist dem Unfug Thür und Thor geöffnet. Hier hilft es nichts, dem Handwerker zuzurufen, er solle solide arbeiten; gegen eine derartige sociale Strömung kommt er nicht auf. Die einzige Rettung kann hier nur eine Gegenströmung bieten, die gleichfalls von gesellschaftlichen Factoren getragen wird. Eine solche Strömung setzt jetzt ein. Sie wird zusammengefaßt in den Stichworten: daß man wieder Licht und Luft in den Zimmern haben wolle, helle Farben, einfache und glatte Formen, wie sie der englisch-amerikanische Stil bietet. Diese Bewegung entstammt zunächst dem Gefühl des Ueberdrusses; der vornehme Mann, für dessen Hausstand die reich geschnitzten Formen erfunden sind, mag sie nicht mehr sehen, wenn sie sich überall in billigen und schlechten Surrogaten breit machen, und so sucht jetzt das vornehme Haus Möbel möglichst ohne irgendwelches Ornament, aber von vollendeter Güte der Arbeit und des Materials. Wenn man sich hierbei dem Empirestil zuwendet, so ist das nur eine äußerliche Handhabe, die eine besondere Dauer nicht verspricht.

Aber der Strom hat ein tieferes Bett. Unser Jahrhundert ist nicht umsonst das Jahrhundert der Maschinen und Naturwissenschaften. Jede Zeit hat ihr Haus eingerichtet auf Grund dessen, was sie für zweckmäßig und bekömmlich ansah; wir wissen, wie die Anschauungen hierüber sich in der letzten Generation vollständig geändert haben. Man fordert jetzt auf Grund

der Hygiene eine Fülle von Licht und Luft, im Zusammenhange damit Zimmer, die leicht erhellt werden, Geräthe, die leicht abwaschbar, daher glatt und licht sein müssen. Diese allgemeinen sanitären Anschauungen sind in England zuerst in weitere Schichten gedrungen und haben sich dort gewisse Formen geschaffen, so daß diese nun auch bei uns schon eingeführten englischen Modelle nicht ein willkürlich gewähltes Vorbild, sondern Wegzeichen für die Cultur unseres Jahrhunderts sind. In Amerika, wo man von keiner Tradition verführt ist, Formen irgend eines früheren Jahrhunderts nachzuahmen, ist man noch viel entschiedener zu einfachen, constructiven Formen gekommen. Dort hat man — und das ist ein dritter wichtiger Punkt — auch die Consequenzen der modernen Maschinenarbeit gezogen und Möbel und Geräthe in verständigen Formen so hergestellt, wie sie die Maschine für die Massen liefern kann. Das alles sind Vorgänge, die so fest mit den Anschauungen unserer Zeit verknüpft sind, daß an ihrem schließlichen Siege nicht zu zweifeln ist.

Es wäre verkehrt, anzunehmen, daß damit für Europa und speciell für Deutschland der Werth der ererbten, historischen Kunstformen erloschen sei. Man wird und muß diese Formen immer beibehalten, wenn man an die alten, uns theuren Vorstellungen anknüpfen will, ebenso wie der Amerikaner auch nicht im Stande ist, Kirchen einzurichten, ohne sich an die mittelalterlichen Formen Europa's anzulehnen.

Wenn die neue hygienische Bewegung durchgreift, so wird sie unsere historischen Traditionen nicht beseitigen: beseitigen wird sie nur den Mißbrauch derselben.

Daß dieses Streben nach gesunden und constructiven Formen auch bei uns in Berlin bereits eingesetzt hat, ersieht man aus der Thatsache, daß in den großen kunstgewerblichen Magazinen Berlins die englischen und amerikanischen Waaren schon in breiter Front an Stelle der französischen getreten sind. Viel wichtiger aber ist es, was in den vornehmen Hauseinrichtungen der letzten Jahre geschaffen ist. Unsere leitenden Architekten haben sich selbstverständlich dem Zuge der Zeit nicht entziehen können, und wenn diese neue Bewegung auch jetzt bei uns noch nicht so weit vorgeschritten ist, wie 1879 die Renaissancebewegung, so wäre es doch immerhin möglich gewesen, für die Ausstellung eine Reihe von mustergültigen Zimmern der neuen Richtung herbeizuschaffen und hierdurch in weite Kreise zum ersten Male die Kenntniß der modernen Anschauungen hineinzutragen. Die Kleinbürger und die Handwerker wären aufgerüttelt worden aus der selbstgefälligen Erstarrung; sie würden bemerkt haben, daß sie sich in einem abgelebten Formenkreis bewegen, während draußen in der Welt frische Winde wehen; sie würden wissen, daß es sich um einen Kampf handelt um den Weltmarkt, und anstatt jetzt in patriotischem Brustton zu klagen, daß der vornehme Mann lieber englische und amerikanische Möbel kaufte, würden sie sich in den Stand setzen, dem eigentlichen Bedürfniß, welches diesen Anschaffungen zu Grunde liegt, noch viel besser nachzukommen, als der Import aus dem Auslande es vermag. So sicher wir es wissen, daß kein einzelnes Land sich einer großen Weltströmung widersetzen kann, so wissen wir doch auch, daß der aller Welt gemeinsame Formenkreis in jedem Lande seine Besonderheiten annehmen muß, entsprechend den Gewohnheiten und Bedürfnissen.

Von dieser Bewegung und ihren Ergebnissen, dem eigentlichen Kernpunkt **der modernen** Industrie, sind auf die Ausstellung in Treptow nur vereinzelte **Bruchtheile** hingerathen, so daß es schon eines kundigen Auges bedarf, um sie **aus dem** unendlichen Schwall hergebrachter Massenwaare herauszufinden. Die **Folge wird** sein, daß der Kleinbürger, welcher in dem Kampfe um die Ausstellung gesiegt hat, sich lediglich an den Vergleich seiner Waare mit der seines **Nachbarn** hält und sich im Gefühl seiner vermeintlichen Vorzüglichkeit berauscht. Hätte man wie 1879, mit den Architekten und Künstlern gearbeitet, anstatt sie vor den Kopf zu stoßen, so wäre der Zug geistigen künstlerischen Lebens in die Ausstellung hineingekommen; wie die Ausstellung sich jetzt zeigt, wird sie in großen Feldern den Kundigen gleichgültig lassen und den Unwissenden in falsche Selbstgefälligkeit einwiegen.

Eine weitere Folge dieser Vorgänge ist es, daß viele der leistungsfähigsten Häuser in Berlin sich an der Ausstellung überhaupt nicht betheiligt haben, so daß im eigentlichen Ausstellungsgebäude das Kleinliche überwiegt. Natürlich fehlt es nicht an einzelnen glänzenden Ausnahmen. Die königliche Porzellanmanufactur hat, noch weit prachtvoller als in Chicago, eine mächtige Halle mit ihren Erzeugnissen gefüllt, nicht nur mit Gefäßen und Geräth, sondern auch mit Wandschmuck malerischer und plastischer Art. Dagegen fehlen die Reichsdruckerei, die Eisenbahnwerkstätten und alle sonstigen staatlichen Betriebsämter. Das königliche Hofmarschallamt hat Möbel ausgestellt, welche im besonderen Auftrag zur Ergänzung des Mobiliarbestandes der königlichen Schlösser in den Formen des vorigen Jahrhunderts mit einem Kunstfleiß ausgeführt sind, welcher berühmten Pariser Werkstätten alle Ehre machen würde. Die sogenannte Confectionsbranche, in welcher Berlin den Weltmarkt beherrscht, hat zwar ihr Haupterzeugniß, die Damenmäntel und -Jacken, fast gar nicht vorgeführt, dagegen einen großen Aufmarsch historischer Costüme der letzten hundert Jahre; einzelne unserer großen Bazare haben Aufbauten gemacht, die jeder Weltausstellung würdig wären. Die Kunstschlosser sind tüchtig ins Zeug gegangen, ebenso die Clavierfabrikanten, von denen Bechstein allein eine vollständige Sammlung technisch und künstlerisch ausgestatteter Instrumente beieinander hat. Auch die Kunstarbeit in Leder ist würdig vertreten. Von der Möbelindustrie im großen Stil gibt die Einrichtung eines transatlantischen Dampfers lebendige Kunde. Teppichfabriken mit riesigen Prachtstücken vorwiegend orientalischen Stiles, Juweliere und Silberschmiede breiten ihre Schätze aus. Zweifellos gibt es auch im Industriegebäude Vieles zu sehen; an vielen Stellen fesselt die Vorführung des Betriebes, und der aufmerksame Besucher wird sich überzeugen können, daß in Berlin nicht nur in einer geradezu wunderbaren Vielseitigkeit jegliche Art von Gewerbe betrieben wird, sondern daß auch die Arbeit jegliche Art von Güte erreichen kann. Vornehmlich ist die Tischlerarbeit in den besseren Häusern von höchster technischer Vollkommenheit. Aber um dies zu sehen, bedurfte es kaum einer Ausstellung. Was eine Ausstellung leisten müßte, wäre eben ein Zusammenfassen dieser hervorragenden Kräfte, ein Aussondern des Minderwerthigen, ein kräftig geschlossenes Herausheben aller neueren Richtungen.

Wie in Berlin die Wissenschaft mit dem Gewerbe zusammenarbeitet, das mag in den Abtheilungen für Chemie, Optik &c. einigermaßen zur Geltung kommen, obgleich auch hier sicherlich nicht das erreicht ist, was etwa bei einer Weltausstellung vorgeführt worden wäre. Wie weit die Maschinenhalle ein ausreichendes Bild der betreffenden Zweige gibt, vermag ich nicht zu übersehen. Am wenigsten genügend bleibt die Ausstellung für das Arbeitsgebiet, welches der Kunst und dem Gewerbe gemeinsam ist. Es gibt außer München schwerlich eine Stadt in Deutschland, vielleicht in der Welt, in welcher für das tägliche Leben eine solche Menge von Kunstarbeit aufgewendet wird, wie gerade in Berlin. Kein neues Bierhaus, kein größerer Miethspalast entsteht, ohne daß Decorationsmaler und Modelleure beschäftigt würden. Hierbei wird naturgemäß mancherlei Unbedeutendes und Thörichtes, aber auch daneben eine Fülle von Vortrefflichem geschaffen. In Berlin haben wir Werkstätten, welche monumentale Werke jeglicher Art, vom einfachen Springbrunnen bis zum colossalen Denkmal, für die ganze Welt liefern, und wo sehen wir nun auf der Ausstellung etwas von dieser hohen Fertigkeit der decorativen Kunst? Was nicht direct von der Bauleitung bestellt ist, ist nicht vorhanden.

Arge Unklarheiten entstehen daraus, daß in einzelnen Gruppen nicht mehr Berlin allein, sondern Vereine ausgestellt haben, die sich über ganz Deutschland verbreiten, so beim Papier und bei den Graveuren. Mancherlei Waaren erhielten Zutritt, weil die betreffende Fabrik ein Bureau in Berlin unterhält. Hierdurch wird das Publicum mißtrauisch auch gegen die wirklich in Berlin hergestellten Stücke.

Wie stark durch alle diese Umstände das Gesammtbild zu Ungunsten der Berliner Industrie verschoben wird, bedarf keiner Erörterung. Der große Erfolg, den die Ausstellung erreicht hat, liegt nicht da, wo eigentlich der Schwerpunkt jeder Ausstellung sein müßte, in den ausgestellten Gewerbeerzeugnissen, der Erfolg liegt weit mehr, ja fast ausschließlich in der Installation des Ganzen und in den Nebendingen. Eine wirklich gesunde und organische Schöpfung, welche den Verhältnissen Berlin's entspräche, ist die Ausstellung nicht; es fehlt ihr die geistige Spitze der künstlerisch-gewerblichen Bewegung. Man darf ohne Weiteres sagen, daß die Kunst, die Architektur, ja selbst das vornehme Gewerbe sich für den Gedanken der Localausstellung zu begeistern und diesem Gedanken Opfer zu bringen, nicht Willens gewesen sind. Lebendig und mit froher Aussicht auf Erfolg sind alle diejenigen Unternehmungen eingetreten, welche sich an die allgemeine Bedeutung Berlin's als Reichshauptstadt und als jüngste Weltstadt halten. Sie sind eingetreten mit einem Apparate, als ob die große Ausstellung, die Berlin eigentlich hätte haben müssen, auch wirklich inscenirt worden wäre. Dieser Erfolg zeigt auf das Deutlichste, wie bedauerlich es gewesen ist, den Ausstellungsgedanken, für welchen Berlin völlig reif war, in einen Rahmen zu pressen, der für das vornehme Gewerbe zu eng war, und der nach außen hin so viel Beiwerk ansetzte, daß der Kern sich nahezu der Betrachtung entzieht.

Die Einweihung des Goethe-Schiller-Archivs zu Weimar

am 28. Juni 1896.

[Nachdruck untersagt.]

Am letzten Sonntage des vergangenen Junimonats leuchtete helle und warme Sommersonne über der anmuthigen Residenzstadt Weimar, deren fahnengeschmückte Häuser bezeugten, daß die in diesem Jahre um einen Monat hinausgeschobene Goethe-Woche mit einer Festfeier von außergewöhnlicher Bedeutung eingeleitet werden solle. Und in den ersten Stunden des Nachmittags belebte sich die Straße, die, am Schlosse vorüber, über die Ilm auf halber Höhe des von alten Bäumen beschatteten Webichts nach Tiefurt führt. Unfern der alten, hochgeschwungenen Brücke ragt das neu errichtete Gebäude empor, nach dem sich die Schritte der Festgäste wie der neugierigen Zuschauer hinlenkten, und das vor einer festlichen Versammlung die Weihe erhalten sollte.

Das in dreijähriger Bauzeit von Hofbaumeister Minckert neu erbaute Goethe-Schiller-Archiv ist ein stattlicher Bau aus weißem Sandstein, mit glücklicher Einsicht aus der Niederung, in der Schloß und Stadt gelagert sind, auf halbe Hügelhöhe durch einen starken Unterbau emporgehoben, so daß es gleich dem ebenfalls hochgelegenen Museum über die Stadt hervorragt und weithin sichtbar gen Westen seine Front erstreckt, die durch einen von vier Säulen getragenen Mittelbau geschickt gegliedert ist. Wie die Façade und die ganze Außenansicht, so bewahrt auch das Innere den Gesammtcharakter gediegener und vornehmer Schlichtheit und entspricht, so weit man einem ersten Eindrucke trauen darf, in bester Weise der Bestimmung des Bauwerkes. In drei Hauptsälen des ersten Stockwerkes sind die handschriftlichen Schätze und die Druckwerke des Archivs unter geziemenden Sicherheitseinrichtungen aufbewahrt; die bedeutende Erhebung der Decke gestattete, in halber Höhe rund herumlaufende Galerien anzubringen, und angemessene Räume für den Director und die Beamten, sowie Arbeitszimmer für auswärtige Gelehrte schließen sich an. Das für alle Innenräume als Farbe gewählte einfache Weiß entspricht ohne Zweifel vortrefflich dem Stilcharakter des Ganzen und gibt ihm ein besonders festlich ausgezeichnetes Aussehen. Allein das Wort des Meisters: „Uns bleibt ein Erdenrest zu tragen peinlich!" klingt warnend ins Ohr, und die mit un-

erbittlicher Sicherheit zu erwartende Patina würde sich vielleicht etwas leichter tragen lassen, wenn man, wenigstens für die Nebenräume, andere mit Vorsicht abgetönte, nicht minder stilentsprechende, aber weniger empfindliche Farben angewandt hätte.

Die hervorragende Anlage und die heitere Würde des neuen Bauwerkes wird sich zahlreichen Zuspruch zu werben wissen, und Keinen wird es gereuen, es auch nur zu vorübergehender Betrachtung aufgesucht zu haben. Aber seine ganze eigenartige Anziehungskraft wird es allen Denen gegenüber erweisen, welche Pietät und Verehrung gegen unsere großen Dichter und das mit ihrem Andenken unlöslich verbundene weimarische Fürstenhaus dahin führt, und denen es nun vergönnt sein wird, je nach Neigung und Beruf, flüchtigen oder tieferen Einblick in die Schätze zu gewinnen, welche es behütet, und von denen zahlreiche, sachkundig ausgewählte Proben in Glasschränken zu bequemer Betrachtung ausgestellt sind.

Kern und Grundlage des ganzen Archivs bildet Goethe's gesammter literarischer Nachlaß, der im Jahre 1885 durch testamentarische Verfügung Walther v. Goethe's, des letztverstorbenen Enkels des Dichters, in den Besitz der Frau Großherzogin Sophie von Weimar gelangte, und der eine fast unübersehbare und unerschöpfliche Fülle von Handschriften, Entwürfen, Notizblättern, Tagebüchern, Briefen und sonstigen Documenten aller Art umfaßt. Den lockendsten Anerbietungen gegenüber hat Walther v. Goethe jeder Zeit, selbst in bescheidener, ja beschränkter Lebenslage, an diesem Besitz festgehalten, um ihn dem Vaterlande zu sichern, und deß zu ewigem, dankbarem Gedächtniß schmücken die schlichten, warmherzigen und verehrungsvollen Worte seines Testaments, in Stein gegraben, den Mittelsaal. Ihnen zur Seite bewahrt eine zweite Gedenktafel die Erinnerung an die Freiherren Ludwig und Alexander von Gleichen-Rußwurm, deren hochherzige Schenkung von Schiller's literarischem Nachlaß im Jahre 1889 gestattet hat, das Institut zu einem Goethe- und Schiller-Archiv auszugestalten.

In keine würdigeren Hände konnten diese Schätze gelegt werden. Denn nicht als todtes Besitzthum hat die erlauchte Erbin jenes Vermächtniß und jene Schenkung empfangen und angesehen, sondern als ein kostbares Gut, das dazu helfen soll, das Andenken an unsere großen Dichter lebendig zu erhalten, die wissenschaftliche Erforschung ihrer Persönlichkeit, ihres Lebens und Wirkens unablässig zu mehren, zu vertiefen und auszubreiten, und vor Allem die seit Jahren immer gebieterischer hervortretende Forderung einer wahrhaft zuverlässigen und umfassenden Ausgabe von Goethe's Werken zu ermöglichen. Unter der ausgezeichneten Leitung, zuerst von Professor Erich Schmidt, nachmals und gegenwärtig von Geheimrath Bernhard Suphan, sind alle diese Aufgaben in Angriff genommen und so sachkundig und wirksam gefördert worden, daß jetzt, nach der kurzen Frist von zehn Jahren, die Ergebnisse auch die kühnsten Wünsche und Hoffnungen weit übertreffen. Außer einer stattlichen Reihe von Einzelbänden der „Schriften der Goethe-Gesellschaft", die aus dem Archiv geschöpft sind, und von denen ich nur die Briefe der Frau Rath, die Originalbriefe der italienischen Reise und die Xenien hervorheben will, ist die

große Weimarer Goethe-Ausgabe alsbald in Angriff genommen und so emsig bearbeitet worden, daß, während der erste Band 1886 erschien, jetzt bereits nahe an siebzig Bände vollendet vorliegen, welche allesammt auf Grund der Hülfsmittel des Goethe-Archivs ausgearbeitet worden sind. Seine Handschriften und Drucke gewährten die Möglichkeit, den Text altbekannter Werke kritisch zu revidiren und festzustellen, und ältere oder jüngere Bearbeitungen und Ueberarbeitungen, Entwürfe, Skizzen und Vorarbeiten aus dem Nachlasse treten theils ergänzend hinzu, theils bringen sie reichen Zuwachs an völlig Neuem und bisher Unbekanntem. Dies gilt in höchstem Maße von den Abtheilungen der Briefe und der Tagebücher mit ihrer ganz besonderen Bedeutung für Erkenntniß und Verständniß von Goethe's innerer Entwicklung und äußerem Lebensgange.

Schon die Ausmerzung zahlreicher Druckfehler und die Ergänzung nicht weniger Lücken in den älteren Ausgaben, die von Goethe selbst besorgten keineswegs ausgeschlossen, wie sie auf Grund der im Archive vorhandenen eigenhändigen Handschriften oder der Originaldictate des Dichters, und selbst bei längst bekannten seiner Werke durch die neue Ausgabe vollzogen wird, ist ein hoher Gewinn. Frei von störenden, oft sinnentstellenden Druckfehlern, und so, wie es der Schriftsteller selbst im Ganzen wie im Einzelnen gestaltet wissen wollte, verlangt man sein Werk vor sich zu sehen. Das ist eine Forderung, welche oft, ja meist weit schwerer zu erfüllen ist als der Laie meint, aber sie ist oberstes Gebot, das am zuverlässigsten dann erfüllt werden wird, wenn der Herausgeber bis auf Niederschrift oder Dictat des Schriftstellers selbst zurückgehen kann.

Einen ganz besonderen Reiz aber hat es, mit Hülfe von Goethe's Nachlaß bei der Textrevision die oft auf verstreuten Zetteln oder in Randnoten aufbewahrten verschiedenen Gestaltungen einer und derselben Stelle unter einander zu vergleichen, die Aenderungen und Correcturen zu prüfen, die er in eigenhändigen oder dictirten Manuscripten eintrug, und die Erwägungen auszuspüren, welche ihn zu der Aenderung oder der schließlich gewählten Fassung bestimmt haben mögen. Hier ist es wirklich zuweilen vergönnt, Einblick in seine Werkstatt und in die Art und Eigenart seines Schaffens zu gewinnen, und es wird möglich, dem Künstler nachzuempfinden, ja selbst nachzuschaffen, worauf und worin doch im letzten Grunde alles wahre Kunstverständniß beruht. Das abgeschlossene Werk erscheint nunmehr als ein gewordenes und werdendes, und die einzelnen Stufen seines Wachsthums werden sichtbar; mit der wachsenden Einsicht in die Eigenart seiner Entstehung wächst zugleich die Erkenntniß von dem innersten Wesen und dem individuellen Schaffen und Arbeiten seines Urhebers. Mit demselben Genusse weiß nicht nur der Künstler und Kunstgelehrte, sondern selbst der Laie in Skizzen, Entwürfen und Studienblättern von Dürer und Carstens, Cornelius, Overbeck, Genelli, Schnorr und Schwind, Chodowiecki, L. Richter und Menzel, Dreber und Preller — um bei deutschen Meistern zu bleiben, die überdies der Mehrzahl nach zu Weimar in Beziehung stehen — die Vorarbeiten zu ihren Bildwerken mit immer wachsender Einsicht in die Werke wie die Individualität ihrer Schöpfer zu

studiren. Und nicht anders ist es, wenn der Musiker sich daran erfreut und bildet, in Beethoven's Skizzenbüchern beispielsweise die verschiedenen Entwicklungsstufen zu verfolgen, welche die Melodie des Liedes „An die Freude“ durchgemacht hat, bis sie zu der vollendet abgeschlossenen Gestalt gelangte, welche die neunte Symphonie bietet. Genie ist Fleiß: es bewährt sich hierbei auf das Ueberzeugendste dem Auge, das zu sehen versteht. Die Individualität des einzelnen Schriftstellers zu ergründen, gibt es keinen mühsameren, aber auch keinen sichereren Weg, als diese Untersuchung seiner Skizzen, Entwürfe und Manuscripte, der gestrichenen Stellen wie der hinzugefügten, der in raschem Schwunge hingeworfenen und dennoch sofort festgefügten, wie der erst in zahlreichen tastenden Versuchen und Variationen zu endgültiger Fassung gelangten Abschnitte, wie sie durch das Studium der Manuscripte allein zu ermöglichen ist.

Darum ist es auch hochwillkommen, daß Schiller's hinterlassene Papiere ebenfalls dem Archiv einverleibt worden sind, und daß ein Gleiches mit Wieland's und Herder's Nachlaß geschehen ist. Und mit ganz besonderer Freude begrüße ich es, daß man sich entschlossen hat, auch hervorragende neuere Schriftsteller hinzuzugesellen. Bereits ist Immermann's, Hebbel's und Freiligrath's literarischer Nachlaß durch Kauf oder Schenkung Eigenthum des Archivs geworden, und auf demselben Wege sind Otto Ludwig, Mörike, Rückert, Fritz Reuter, Geibel, Bechstein, Scheffel, Storm, G. Keller und Andere durch mehr oder minder umfangreiches Material zur Vertretung gelangt. Selbst einige der hervorragendsten lebenden Dichter, wie Paul Heyse und Konrad Ferdinand Meyer, haben bereits ihren Ehrenplatz gefunden. Sicherlich wird auch dafür gesorgt sein, daß der im Frühjahr vorigen Jahres dahingeschiedene Gustav Freytag[1]) die ihm gebührende Berücksichtigung finde, desgleichen der jüngst verstorbene H. v. Treitschke. Denn allerdings hoffe und wünsche ich lebhaft, daß der Kreis der Aufzunehmenden nicht allzu eng gezogen und nicht auf die Poeten beschränkt werde, sondern daß man kurz entschlossen das Bürgerrecht allen denjenigen hervorragenden deutschen Schriftstellern, die wissenschaftlichen keineswegs ausgeschlossen, zuerkennen möge, deren Werke sowohl durch ihren geistigen Gehalt, als auch zugleich durch eine individuelle und künstlerisch durchgebildete *sprachliche* Darstellung ausgezeichnet sind. Ich würde, um nur einige Beispiele zu nennen, Paul de Lagarde ebenso warm zur Aufnahme

[1]) Daß man sich um den handschriftlichen Nachlaß G. Freytag's bemühen möge, ist um so dringender zu empfehlen, als ein anderes sprechendes Zeugniß aus der Werkstatt des großen Schriftstellers dem Vernehmen nach Gefahr läuft, für immer zerstört zu werden: seine Bibliothek. Wenn man Zeitungsnachrichten glauben darf, soll sie verkauft und damit ein Bücherschatz voraussichtlich der Auflösung überantwortet werden, der von der umfassenden Bildung wie von der Arbeitsweise Freytag's sprechendes Zeugniß ablegt und überdies noch durch seine in einem langen Leben mit ungemeiner Sachkenntniß zusammengebrachte Sammlung von Flugschriften des 16. und 17. Jahrhunderts geradezu unschätzbar und unersetzlich ist. Es wäre überaus dankenswerth, wenn das preußische Unterrichtsministerium wenigstens in diesem einen Falle dem trefflichen Beispiele Weimars folgen und durch Erwerbung jener Büchersammlung dem Andenken des verstorbenen Geschichtschreibers und zugleich der Geschichtswissenschaft dieselbe pietätvolle Fürsorge erweisen wollte, welche Weimar unsern Dichtern und der literaturgeschichtlichen Forschung seit lange und in reichstem Maße zu gewähren weiß. Freilich wird man leider auch hier wieder auf das gewohnte Hinderniß finanzieller Bedenken gefaßt sein müssen.

empfehlen, wie Victor v. Hehn, L. v. Ranke und H. v. Helmholtz, und möchte es als selbstverständlich betrachten, daß man bemüht sein wird, wenigstens das eine oder andere charakteristische Schriftstück des größten jetzt lebenden Deutschen zu erwerben, den man leicht auch zugleich als den größten deutschen Stilisten der Gegenwart bezeichnen darf. Das Deutsch von Fürst Bismarck's „Prachtbericht" (vom März 1858) zum Beispiel, oder des Staatsministerialberichts v. 15. September 1863 würde neben den Schriftwerken der im Archiv vertretenen Meister unserer Muttersprache seine Ebenbürtigkeit siegreich behaupten. Freilich werden von jenen, wie überhaupt den meisten umfangreicheren Schriftstücken des Fürsten die eigenhändigen Concepte schwerlich mehr vorhanden, und falls vorhanden, aus leicht ersichtlichen Gründen schwer oder nicht erreichbar sein, so daß man hier wohl nur auf ein Zusammenwirken besonders günstiger Zufälle wird hoffen können. —

Die feierliche Einweihung fand Nachmittags 3 Uhr statt, in Gegenwart des Großherzoglichen Paares und seiner erlauchten Familie, des Chefs des Civilcabinets Dr. v. Lucanus, den der Kaiser als seinen Vertreter gesandt hatte, und einer Anzahl von Festgästen, welche im Namen der Frau Großherzogin eingeladen worden waren. Ueber die Einzelheiten der Einweihungsfeierlichkeit haben die Tageszeitungen bereits mehr oder minder ausführlich berichtet. Zur Einleitung Schiller's „Lied an die Freude" aus Beethoven's neunter Symphonie, dann eine Weiherede des Directors, vier Begrüßungsansprachen der Vertreter einzelner Vereine, huldvolle Erwiderungen darauf von Seiten der Frau Großherzogin, der Schlußchor aus Robert Schumann's „Faust" zum Abschluß und dann Cercle — scheinbar war es genau so wie immer und überall bei allen Feierlichkeiten ähnlicher Veranlassung, und wer nicht persönlich dabei anwesend gewesen ist, mag wohl glauben, daß sich nichts als eine farblose Wiederholung eines bereits allzuoft wiederholten Festprogramms vollzogen habe.

Allein diese Weimarer Feier hatte in der That ihren eigenen Charakter, der im Ganzen ebenso hervortrat wie in allen Einzelheiten und jeden der Theilnehmer in seinen Bann zu ziehen verstand. Zunächst berührte außerordentlich wohlthuend die Abwesenheit von allem inhaltslosen Prunk und Glanz und von Allem, was nur nach Außen zu wirken bestimmt ist und was gegenwärtig anderwärts und allerorten für unentbehrlich erachtet zu werden scheint. Dafür gab der ganzen Feierlichkeit die schlichte, wohlwollende und in sich selbst sichere Vornehmheit in Auftreten und Haltung des Fürstenpaares und in seinem persönlichen Verkehr mit den Anwesenden das Vorbild und die Grundstimmung und bestimmte ebenso die Haltung der verschiedenen Festansprachen. Gleich frei von unerfreulichem Byzantinismus wie von leerem Pathos und aufdringlicher Beredsamkeit, fanden die Sprecher für ehrerbietiges und vertrauensvolles Dankgefühl den rechten Ausdruck und erzielten um so nachhaltigere Wirkung. Und über manchen der Anwesenden wird es gekommen sein wie eine frohe Ueberraschung darüber, daß es heute in Deutschland noch möglich ist, eine Feier gerade dieser Art zu erleben, wo eine Gemeinde, aus Mitgliedern von höchster wie von bescheidenster Lebensstellung zusammengesetzt, sich in der

Liebe und Verehrung der höchsten geistigen Besitzthümer unsrer Nation geeinigt fühlt. Jedem der anwesenden Gäste wird der weihevolle Eindruck der kurzen Stunde in dankbarem Andenken und unvergeßlich bleiben, wo man in dem hohen, schimmernden Saale stehend sich umgeben wußte von der ehrwürdigen Hinterlassenschaft unserer größten Geister. Während man der Weiherede lauschte, welche ernst und eindringlich verkündete, daß dieses Haus dazu bestimmt sei, nicht nur seinen kostbaren Besitz zu hüten, sondern ihn auch, wie bisher, in pflichttreuer wissenschaftlicher Forschung immer mehr zum Gemeinbesitz der Nation zu machen, das Andenken unserer Dichter zu bewahren und in ihrem Geiste zu leben und zu wirken, suchte das Auge unwillkürlich die erlauchte Herrin, welche an der Seite ihres Gemahls seit langen, gesegneten Jahren waltet und mit ihm vereint Weimar zu der Heimstätte des Edelsten und Besten erhoben hat, was wir als das Vermächtniß der Blüthezeit deutscher Dichtung verehren.

Die Tradition des weimarischen Hauses, die sich in Karl August verkörpert, ist in diesem Fürstenpaare wieder aufgelebt, das in der unermüdeten und opferfreudigen Pflege idealer Güter eine der schönsten Aufgaben seines Herrscherberufes erkennt. Weit über die engen Grenzen ihrer Residenzstadt und ihres Landes hinaus reicht die Wirkung dieser Persönlichkeiten, denn an ihnen bewährt es sich, daß die Kraft eines edlen Geistes und reinen Willens unermeßlich ist und aus Kleinem Großes zu schaffen vermag. Wie schon vor vier Menschenaltern, so ist auch heute wiederum Weimar dasjenige deutsche Fürstenhaus, das wie leider nur wenige andere es versteht, die von den Vätern ererbte Selbständigkeit sich in eigener That zu erwerben, um sie wahrhaft zu besitzen, indem es sich in den Dienst einer großen Aufgabe stellt und durch sein Wollen und Thun das Recht seiner Existenz beglaubigt. Mit wie großem Erfolge, das ist der Gemeinde, die sich um Weimar schart, seit lange wohlbekannt, und wird nunmehr durch Werke wie die Goethe-Ausgabe und das neue Archiv auch vor der Oeffentlichkeit offenkundig und erwiesen.

Zwar wird, wer die Zeichen der Zeit zu beachten gewohnt ist, nicht verkennen können, daß diese Bestrebungen und Leistungen bei Weitem noch nicht so hoch und ebensowenig so allgemein gewürdigt werden, wie sie es verdienen. Auch die Ursachen davon sind wohl zu erkennen. Unsere großen Dichter nehmen schwerlich noch jetzt im geistigen Leben der Deutschen dieselbe hohe und entscheidende Stelle ein, wie bis etwa vor einem Menschenalter, und ich fürchte sagen zu müssen, daß insbesondere unsere Jugend ihnen mehr und mehr entfremdet wird — „und die Arge liebt das Neue." Während die Geschlechter, welche die Kriege von 1866 und 1870 schlugen und das neue Reich begründeten, noch ebenso an Goethe und Schiller herangebildet waren, wie vormals die Jugend der Befreiungskriege, wenden sich die jungen Generationen der Gegenwart anderen Bahnen zu, die nach allen Zielen führen mögen, nur nicht zu der Welt der beiden weimarischen Dichter. Auch die Abkehr von allem historischen Sinn und damit zusammenhängend von historischer Weltanschauung und philologischer Methode wirft ihren Schatten, und von der tiefen Abneigung, mit der heutzutage breite Schichten der sogenannten Gebildeten, die das

große Wort führen, literaturgeschichtliche Forschung ebenso wie grammatisch-sprachliche und überhaupt alle philologische Untersuchung betrachten, fällt ein gutes Theil auch auf die Studien, welche im weimarischen Goethe-Schiller-Archiv ihr Centrum erkennen. So ist es eine Freude, zu wissen und zu sehen, daß es wenigstens diese Eine Stätte in Deutschland gibt, welche das zu pflegen für eine Ehre erachtet, was den Einen ein Aergerniß und den Anderen eine Thorheit ist.

Wir haben Alle die Hoffnung mit von dannen genommen, daß Weimar auch fernerhin fortfahren wolle und werde, diesen Ehrenplatz zu behaupten, und die hohe Beschützerin des Goethe-Schiller-Archivs selbst hat in ihren Antworten auf die an sie gerichteten Ansprachen diese Hoffnung gestärkt und gemehrt. Das trat insbesondere bei dem Höhepunkte der Feier am wirksamsten hervor, als Professor Erich Schmidt mit warmen und wirkungsvollen Worten die Ueberreichung einer kostbaren Gabe begleitete, welche des festlichen Tages eben so würdig war, wie der erlauchten Empfängerin und der Spendenden. Es waren die sieben Bände von Goethe's Originalbriefen an Frau von Stein, welche durch eine Privatsammlung, bei der sich auch der Kaiser, Karl August's Urenkel, betheiligt hatte, erworben worden waren und nunmehr als weihevolle Festgabe der hohen Frau dargebracht wurden. In improvisirter Rede, mit vollendeter Sicherheit und mit heller, klarer Stimme antwortete die Fürstin. Durch ihre herzlichen Dankesworte klang gerechter Stolz auf den Werth und die Bedeutung ihres Wollens und des unter ihrem Schutze bisher Geleisteten, zugleich aber auch der feste Entschluß, ihre Fürsorge auch fernerhin den Aufgaben und der Anstalt widmen zu wollen, deren Bedeutung für das nationale und geistige Leben Deutschlands sie eindringlich hervorhob.

Mit der Empfindung ehrerbietigen und verehrungsvollen Dankes verließen wir die neu errichtete Heimstätte, und erfüllt von dem Wunsche, daß ihrer erlauchten Beschützerin noch lange Jahre glücklichen und beglückenden Lebens beschieden sein mögen!

Ueber den Schluß des festlichen Tages bleibt wenig mehr zu berichten. Ein in jeder Hinsicht wohlgelungenes Mahl im Saale der Erholung vereinigte die eingeladenen Gäste. Die Bewirthung war vortrefflich, nicht minder vortrefflich war auch die Stimmung der Versammlung, ohne durch Unwesentliches beeinträchtigt, ebensowenig aber auch noch irgendwie gesteigert werden zu können. Denn man war und blieb erfüllt von dem zuvor Erlebten, und alles Andere trat vor der Erinnerung an die Weihestunde zurück, deren Bild der Seele mit bleibenden Zügen eingeprägt war, einem erhebenden, harmonisch in sich abgeschlossenen Kunstwerke vergleichbar, dessen Eindruck vor dem geistigen Auge nimmer verschwindet. Und man nahm beim Abschiede das Bewußtsein mit sich hinweg, daß zu dem vielen Großen und Guten, das in vergangenen wie gegenwärtigen Tagen in der werthen Stadt Weimar zu dauerndem und wirksamem Leben geboren worden ist, sich eine neue Schöpfung gleichen Geistes gesellt hat, welche die Gewähr gleicher Kraft des Lebens und Wirkens in sich trägt.

Kiel, den 8. Juli 1896. Alfred Schöne.

Ernst Curtius.

† 11. Juli 1896.

[Nachdruck untersagt.]

Ein Brief an seine Freunde.

Den Tod eines Mannes, der die äußersten Küsten des menschlichen Lebensbezirkes erreichte, sehen wir voraus und erwarten ihn. In philosophischer Ergebung scheinen wir vor seinem Hinweggehen schon durch Betrachtung des Unabwendbaren einen Theil des Schmerzes zu überwinden. So oft wir das erlebt haben, immer ist der Schauder, mit dem wir ihn als einen Todten endlich daliegen sehen, eine neue furchtbare Erfahrung, als machten wir sie zum ersten Male. Weit fort ist er und der Bürger eines neuen Reiches.

Wunderbar ist, wie bei dem Todten gewisse Linien des Antlitzes hervortreten, als sei in gewaltigen Schriftzügen von höherer Hand niedergeschrieben worden, was er war. Alles Edelste, Höchste und Tiefste seines Wesens scheinen sie zusammenzufassen. Eine geistige Grabschrift. So sagte Goethe von Schiller: Er war unser!

Und hinter ihm in wesenlosem Scheine
Lag, was uns Alle bändigt, das Gemeine.

Als ich Curtius so liegen sah, war es, als lernte ich ihn neu kennen. Als spräche er in einer stummen Sprache die ersten Worte. Was bis dahin wie fernes, lichtes Gewölk nur vor ihm aufgetaucht war, ist nun Wirklichkeit für ihn geworden, und was ihn bis dahin leibhaftig umgab, liegt wie fernes lichtes Gewölk unter ihm.

In Curtius ist der letzte der großen deutschen Gelehrten fortgegangen, für die Sinnen, Denken, Dichten und Lehren Lebensbegriff war. Der letzte der Staatsmänner im Bereiche der historischen Arbeit. Unmöglich war ihm, sich zum Politiker zu machen. Für Curtius gab es keine nur opportunen Verhältnisse. Immer in den gleichen Gedanken stand er der Aufgabe gegenüber, die er als die seines Lebens ansah. Treitschke starb in der Arbeit an seinem Sechsten Band, Curtius in der an den letzten Bogen seines Werkes über Olympia, die noch zu drucken sind. Deutsche und griechische Geschichte waren ihr Ziel. Im Jahrhundert der Entdeckung Amerika's hatte sich bei den schifffahrenden Völkern das Mythus des Eldorado gebildet. Danach werden Fahrten ins Ungewisse unternommen. Entdeckungsfahrten nach dem Unfindbaren. Uebertragen wir das Märchen in das Gebiet der höchsten geistigen Bemühung, so sehen wir Jacob Grimm auf einer ewigen Entdeckungsfahrt nach der Urheimath des deutschen schöpferischen Geistes, Treitschke nach der der staatenbildenden deutschen Volkskraft, Curtius auf der nach dem innersten Wesen der Griechen, deren Land ihm als die geistige Urheimath aller europäischen Völker vorschwebte. Wer könnte neben diesen dreien noch genannt werden, die in zerbrechlichen kleinen Fahrzeugen immer sich auf dem großen Weltmeere hielten und sich um Wind und Wetter nicht kümmerten.

Denen, welche Curtius in den letzten Tagen seines Leidens sahen, erschien als das Kennzeichen seines Zustandes der Kampf, mit dem er sein qualvolles Leiden als etwas Fremdes zu überwinden bemüht war. Er sah seine Krankheit als etwas Unwürdiges an, mit dem er keine Gemeinschaft haben wolle. Von ihr durfte als etwas Wirklichem nicht gesprochen werden. Kein Bedauern, ja nicht einmal eine Frage danach duldete er. Wurden die Schmerzen zu groß, so erhob er sich und ging in sein Zimmer; da sahen wir ihn still auf- und abgehen und den befreienden Augenblick erwarten. Elastisch und aufrecht, wie immer sein Gang war. Noch wenige Minuten vor seinem Tode stand er auf, frei und ohne Hülfe empor, stellte sich neben sein Bett, stemmte sich mit den Armen auf das Fußende, reckte sich wie ein Turner mit den Schultern rückwärts und in die Breite und sagte: man muß sich etwas recken, weil die Muskeln sonst ganz steif werden. Dann duldete er, daß man ihn entkleidete, legte sich wie zum Schlafe auf den Rücken und that tief und kräftig die letzten Athemzüge. Auch in jenen letzten Momenten noch, die ganz frei waren, sprach er von seinem Werke über Olympia und gab Bestimmungen, wie es damit gehalten werden solle.

Jacob Grimm sah sich gleichsam als den bevollmächtigten Gesandten des deutschen Volkes an, wie er es für sich und in sich geschaffen hatte. Dieses Deutschland war nur ihm bekannt, und das vertrat er. Als gegen seine Vermuthung, daß die Gothen und Geten dasselbe Volk seien, Widerspruch sich erhob, berührte ihn das gar nicht. Mochten Andere anders denken als er. Er blieb bei seiner Meinung. Nur das erstaunte ihn, daß man von ihm erwartete, er könne auf das hin, was Andere dagegen sagten, von ihr abgehen. Er zwang ja Niemanden. Dieses Unberührtbleiben von fremden Gedanken war das, was seine Gegner so sehr erbittert, diese germanistischen bloßen Politiker, welche meinten, es könnten auch hier Abstimmungen maßgebende Resultate schaffen. So ist Ernst Curtius sich selbst immer als der allein unterrichtete Gesandte jener alten Griechen erschienen, deren Land er besser zu kennen glaubte, als jeder Andere. Widerspruch erstaunte ihn. Gab es seinem angeborenen Amte, griechisches Wesen zu erkennen und zu erklären gegenüber Jemanden, der βασιλεύτερος gewesen wäre? Unbefangen und ohne Hochmuth sah er sich als den Zumeistwissenden an. Seine Jugendfahrt durch den Peloponnes war ihm wie die eines Fürsten, der sein Land sehen will. Seine Anschauungen attischer Topographie, das in ihm lebende Bild des alten Athens, seine Reconstruction der Ruinen waren ihm die richtigen an sich. Die Mitarbeit Anderer ließ er sich gefallen: ihm aber fiel doch die letzte Entscheidung zu. So dachten auch Jacob Grimm und Treitschke. Nichts wird weniger verstanden und geduldet aber, als dies angeborene Gefühl monarchischer, letzter entscheidender Oberhoheit. Je mehr es nur stillschweigend geltend gemacht wird, je mehr erbittert es. Mit hartem Accente habe ich gegen Curtius reden hören. Denn das war der Beweis zugleich seiner Ueberlegenheit, daß dies Gefühl von so ungeheurer Leistungskraft getragen wurde. —

Curtius hatte etwas in sich Gekehrtes. Sprach man mit ihm, so blieb man manchmal so lange ohne Antwort, daß das Gefühl aufkommen konnte,

als habe er nicht gehört, ja, als habe er nicht hören wollen. Dann, wie erwachend, gab er Antwort. Er hatte überhaupt etwas Schweigendes und fand doch im Gespräch und im Selbstsprechen Genuß und Erholung. Er hatte viel erlebt und sprach davon, als suche er für sich selbst alte Erinnerungen zusammen. Reden und Redenhalten war ihm ein Genuß und ein Bedürfniß. Er war nicht geistreich, was man gemeinhin so nennt, immer aber bedeutend. Er stritt, wo man seinen Grundanschauungen widersprach, mit höchster Lebhaftigkeit, nie aber gereizt, sondern immer mit der Milde eines überlegenen Mannes, der jedoch energisch Rechenschaft abzulegen sich für verpflichtet hält. Er hatte das Bedürfniß, junge Männer um sich zu haben und für ihr Fortkommen das Seinige zu thun. Er zeigte und erklärte gern und immer in dem Tone, als verstehe sich seine Auffassung als die allein richtige von selbst. Seine Erkenntniß war die höhere. In seinem Stile lag etwas Pathetisches, im Satzbau und auch was den Accent anlangt, man erkannte sofort, was aus seiner Feder floß. Etwas Festliches lag in seinen Worten und Auftreten. Er ging, rasch und frei und freudig, als sei er in großen Gedanken befangen. Redete man ihn an auf der Straße, so war er überrascht und sah auch seine Freunde an, als erkenne er sie eben erst und sehe sie wie nach langer Trennung wieder. Wenn ich selbst an die denke, die mir nicht mehr begegnen, so stehen sie mir in ihrem Gange meist zuerst vor Augen. Meinen Vater und meinen Onkel, Savigny, Humboldt, Treitschke, Homeyer, Cornelius, Curtius würde ich auch in der Dunkelheit nur an der Silhouette ihres Einherschreitens noch erkennen. Wie Kaiser Wilhelm I., wie Kaiser Friedrich ging, steht mir lebhaft vor Augen. Es lag wie ein Versfall in der Art, wie Jeder die Füße setzte. Und so auch erinnere ich mich bei Jedem der Haltung des Hauptes. Aus meinen Kinderzeiten weiß ich noch, wie Otfried Müller den Kopf, emporblickend, zuweilen ein wenig zurückwarf. Das war auch Ernst Curtius' Art. Treitschke hatte etwas Jupiterhaftes, als sehe er vom Ida herab frohgemuth Troer und Griechen kämpfen.

Was ich hier gebe, sind die zunächst zuströmenden Gedanken. Es fällt mir selbst auf, wie wenig mir in den Sinn kommt, von Curtius' menschlichen Schicksalen und, den Jahreszahlen nach, von seinen Büchern, von seinen Reisen, von seinen Berufungen und Anderem dieser Art zu reden. Hierüber sei im Allgemeinen nur bemerkt, daß alle menschlichen Ehren, die großen Gelehrten zu Theil werden, eine nach der anderen ihm zukamen. Auch Beleidigungen hat er erlebt, nie sich aber merken lassen, daß er sie empfand. Zu intriguiren war seinem Wesen völlig fremd. Reiche und herzliche Anhänglichkeit und Treue ist ihm zu Theil geworden. Er hing am Leben. Das Jünglingshafte seiner Natur war unverwüstlich. In seinen letzten Tagen noch ging er umher wie einer von den Olympiern, die kein Sterben kennen, und in seinem Haupte war noch Gedankenarbeit für viele Jahre. Man wird sich seiner erinnern als einer Gestalt, die emporragte. Die von der Höhe herabsah. Die über den Gipfeln wandelte.

13. Juli 1896. Herman Grimm.

Politische Rundschau.

[Nachdruck untersagt.]

Berlin, Mitte Juli.

Das bedeutsamste Ergebniß der am 2. Juli geschlossenen Session des deutschen Reichstages war die Annahme des bürgerlichen Gesetzbuches. Mit Fug wies der Reichskanzler, Fürst Hohenlohe, als er im Auftrage des Kaisers dem Reichstage Dank und Anerkennung übermittelte, darauf hin, daß durch die nach mühevoller Arbeit nunmehr gewährleistete Einführung eines einheitlichen bürgerlichen Rechts ein neues Band um die Nation geschlungen werde, dessen Bedeutung für die Stärkung ihrer Kraft nach innen und die Befestigung ihres Ansehens nach außen zu keiner Zeit verkannt worden ist. Von einem ähnlichen Gesichtspunkte aus darf gehofft werden, daß auch die Militär-Strafproceßordnung zum Abschlusse gebracht werde, nachdem der deutsche Reichskanzler seine zuversichtliche Erwartung ausgesprochen hat, daß der zur Genüge geförderte Entwurf im Herbste dieses Jahres den gesetzgebenden Körperschaften des Reiches vorgelegt werden würde. Da Fürst Hohenlohe bei seiner bewährten Umsicht eine solche Erklärung nicht ohne Zustimmung des Kaisers abgegeben haben kann, muß angenommen werden, daß das insbesondere in militärischen Kreisen noch nicht völlig beseitigte Vorurtheil gegen die Oeffentlichkeit des Verfahrens in denjenigen Fällen, in denen die militärische Disciplin nicht gefährdet erscheint, an maßgebender Stelle kaum auf Erfolg zählen darf. Hat sich die Oeffentlichkeit des Verfahrens in Bayern bewährt, so darf als feststehend gelten, daß auch in der Einführung einer einheitlichen Militär-Strafproceßordnung das einigende Moment nicht verkannt werden wird. Die Thatsache, daß der preußische Kriegsminister, General Bronsart von Schellendorff, an erster Stelle sich für die Reform ausgesprochen hat, und das gesammte Staatsministerium diese Auffassung theilt, fällt um so bedeutsamer ins Gewicht, als von den Gegnern der Reform stichhaltige Gründe nicht beigebracht werden konnten.

Im Mai d. J. war die einjährige Kündigungsfrist des Dreibundes abgelaufen, so daß dieser, da Deutschland oder Italien oder Oesterreich-Ungarn von der ihnen zustehenden Befugniß keinen Gebrauch machten, auf weitere sechs Jahre verlängert war. Thatsächlich erfolgte von keiner Seite eine solche Kündigung, und es wurde damals bereits, ohne daß auch nur der geringste Widerspruch erhoben worden wäre, betont, daß die lediglich Vertheidigungszwecken dienende Tripelallianz sich genau unter den früheren Bedingungen jedenfalls bis zum Jahre 1903 als Friedenshort erweisen würde. Um so auffälliger mußte es daher erscheinen, als ein römisches Telegramm aus der italienischen Deputirtenkammer meldete, der Conseilpräsident Marchese di Rudini habe bei der Erörterung der verschiedenen Tagesordnungen über die auswärtige Politik gegenüber dem Abgeordneten der äußersten Linken und früheren Unterstaatssecretär Fortis von einer Absicht, die Abmachungen des Dreibundes zu „verbessern", gesprochen. Mit Recht wurde sogleich in einer halbamt-

lichen Erklärung der deutschen Reichsregierung hervorgehoben: „Wir müssen annehmen, daß hier eine fehlerhafte Uebermittelung der Worte des italienischen Staatmannes vorliegt, denn von einer Absicht, den neuerdings verlängerten Dreibundsvertrag zu verändern, ist diesseits nichts bekannt.“ Rudini selbst hat denn auch nicht unterlassen, die ihm zugeschriebene Aeußerung hinsichtlich der „Verbesserung“ der Stipulationen des Dreibundes ausdrücklich zu dementiren.

Es empfiehlt sich um so mehr, in dieser Beziehung volle Klarheit zu schaffen, als in französischen Blättern der Versuch gemacht wurde, durch die Ausstreuung durchaus phantastischer Gerüchte Mißtrauen zwischen Deutschland und Rußland zu säen. So wurde in der Nummer des „Figaro“ vom 4. Juli in einem „L'Allemagne et M. di Rudini“ überschriebenen Artikel ganz ernsthaft behauptet, daß der gegenwärtige italienische Conseilpräsident eben nur aus der Schule geplaudert habe, und daß „die Tripelallianz, die früher ausschließlich defensiver Natur zu sein schien, nunmehr einen offensiven Charakter angenommen habe“. An diese nicht bloß willkürliche, sondern durchaus grundlose Combination wurden dann allerlei Verdächtigungen gegen die deutsche Politik geknüpft, denen von Anfang an um so entschiedener entgegengetreten werden muß, als der in Betracht kommende Mitarbeiter des „Figaro“ an derselben Stelle schreibt, an der früher im französischen Ministerium des Auswärtigen geschöpfte Informationen zum Ausdrucke gelangten. Allerdings ist der gegenwärtige Leiter des Ressorts der auswärtigen Angelegenheiten, Herr Hanotaux, ein viel zu erfahrener Staatsmann, als daß er im Ernste auch nur einen Augenblick an der Richtigkeit der Darstellung zweifeln könnte, wonach der Dreibund lediglich unter den alten Voraussetzungen stillschweigend verlängert worden ist. Ebensowenig wird es der französischen Presse gelingen, in Petersburg eine Wirkung zu erzielen, wenn im „Figaro“ die Frage aufgeworfen wird: „Wie will man jetzt fortfahren, in den zwischen Berlin und Petersburg stattfindenden Besprechungen zu behaupten, daß der Dreibund keine Veränderung des gegenwärtigen Territorialstandes ins Auge faßt?“ Die wesentlichen Abmachungen der zwischen Deutschland, Italien und Oesterreich-Ungarn abgeschlossenen Bündnißverträge sind jedoch längst in allen Kanzleien, auch in derjenigen des Fürsten Lobanow, bekannt; der deutsch-österreichische ist sogar im Wortlaute veröffentlicht worden, so daß die von französischer Seite ausgehenden Verdächtigungen nirgends einen Widerhall finden werden. Vielmehr wird nach wie vor als feststehend gelten, daß der casus foederis für jede der drei Großmächte nur dann vorhanden ist, wenn ein Angriff auf den gegenwärtigen Besitzstand einer von ihnen erfolgt, während die sogenannten Interessensphären keineswegs in Betracht kommen. Dies wurde bereits mit aller Entschiedenheit betont, als ein österreichisches Blatt die Ansicht kundgab, daß der Dreibund auch in Wirksamkeit treten würde, wenn sich auf der Balkan-Halbinsel Verschiebungen zu Gunsten Rußlands vollziehen sollten. In Deutschland mußte eine solche Auffassung ebenso entschieden zurückgewiesen werden, wie jetzt abgelehnt werden muß, einer Invasion französischer Streitkräfte in Tripolis auf Grund der Abmachungen der Tripelallianz entgegenzutreten. Daß auch nicht der leiseste falsche Schein in dieser Hinsicht bestehen bleibe, liegt vor Allem im Interesse Italiens selbst. Besteht doch andernfalls die Gefahr, daß die italienischen Kammern im Vertrauen auf fremde Hülfe einer umfassenderen Heeresverminderung zustimmen, wodurch nur die Begehrlichkeiten Frankreichs in Nordafrika verstärkt werden könnten.

Nachdem aber die Regierung des Königs Umberto in Abessinien bereits die Erfahrung gemacht hatte, daß sie in der Colonialpolitik lediglich auf die eigenen Kräfte angewiesen ist, muß sie in Bezug auf Tripolis um so größere Vorsicht beobachten, als sie gerade in Tunesien früher sehr trübe Erfahrungen gemacht hat. Trotz ganz bestimmter Versicherungen von Seiten französischer Staatsmänner mußten damals die Italiener auf ihren maßgebenderen Einfluß in der Regentschaft Verzicht leisten. Damit aber nicht genug, sehen sie Sicilien und Sardinien nunmehr

in absehbarer Zukunft mehr bedroht, sobald erst der von Frankreich in großem Stile geplante Kriegshafen von Biserta vollendet sein wird. Ist bereits mancherlei zur Verbesserung dieses an der Nordküste von Tunesien liegenden Hafens geschehen, so wurde unlängst auch in der gesammten französischen Presse mit Genugthuung darauf hingewiesen, daß ein großes Panzergeschwader in den zum südlicheren See von Biserta führenden Canal eingelaufen und vor Anker gegangen ist.

Anstatt nun im Hinblick auf drohende Angriffe den Dreibund als die sicherste Bürgschaft für die Aufrechterhaltung des italienischen Besitzstandes zu erkennen, ergehen sich Deputirte wie Imbriani in heftigen Anschuldigungen gegen das Cabinet Rudinì. Auch darf nicht verhehlt werden, daß der frühere Parteigenosse Imbriani's, Felice Cavallotti, wenn er zunächst eine minder ablehnende Haltung gegenüber dem Dreibunde angenommen hat, sich durch die Erwägung leiten ließ, daß in der That eine „Verbesserung" der Abmachungen zu Gunsten Italiens erfolgen sollte. Würde aber Cavallotti mit seiner Auffassung durchdringen und wohl gar, wie hier und da behauptet wird, in die Regierung eintreten, so wäre die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß durch die Verwirklichung von Plänen, wie der Heeresverminderung, und zwar in noch umfassenderem Maße, als sie von dem General Ricotti bereits vorgeschlagen wurde, die Machtstellung Italiens beeinträchtigt werde. Sicherlich würde eine solche Auffassung in Frankreich sehr bald Anklang finden, so daß dieses sich veranlaßt sehen könnte, in Tripolis größere Zurückhaltung zu beobachten. Die Meinungsverschiedenheiten über die Herabsetzung der Heeresstärke haben inzwischen zu einer Ministerkrisis geführt, die mit der Neubildung des Cabinets durch Rudinì ihren Abschluß erhielt. General Ricotti ist durch den bewährten General Pelloux ersetzt worden, nachdem dessen Forderung, das Kriegsbudget auf 246 Millionen Lire zu erhöhen, angenommen worden war. Auch in der Leitung der auswärtigen Angelegenheiten, des Schatzministeriums und einiger technischen Ressorts erfolgten Personalveränderungen.

Weit näher, als für den Dreibund Verpflichtungen hinsichtlich der Interessensphäre Italiens in Nordafrika, sowie in Bezug auf das Gleichgewicht im Mittelländischen Meere zu ersinnen, müßte es für England liegen, die diesem selbst drohenden Gefahren sich gegenwärtig zu halten. Nachdem vor einiger Zeit erst Deutschland, Oesterreich-Ungarn und Italien ihre Vertreter bei der ägyptischen Staatsschuld in dem Sinne instruirt hatten, daß für die Expedition nach Dongola gewisse Fonds zur Verfügung Englands gestellt werden sollten, dessen Verwaltung Aegyptens auf diese Weise volle Anerkennung fand, darf sich Lord Salisbury nicht der Wahrnehmung verschließen, daß England noch mehr als Italien an der Aufrechterhaltung des status quo in Tripolis interessirt ist. Im Besitze Algeriens und Tunesiens, würde Frankreich durch die Occupation auch nur eines Theils von Tripolis seine Machtsphäre in Nordafrika in bedenklichem Umfange erweitern. Die Richtigkeit des Vorwandes, unter dem Ghadames an der tunesisch-tripolitanischen Grenze besetzt werden soll, mahnt bereits zu besonderer Vorsicht. Weil dort der Marquis de Morès, ein Abenteurer auf colonialpolitischem Gebiete, von einigen Tuaregs ermordet worden ist, soll der französische Einfluß daselbst begründet werden, und der Deputirte Deloncle hat in der Kammer ein Amendement zum Colonialbudget eingebracht, wonach in Ghadames eine „Handelsagentur für die französischen Interessen, sowie für die Ueberwachung der Karawanenstraßen" zwischen den vorgeschobenen Posten und den Oasen von Ghadames und Rhât errichtet werden soll. Ein Blick auf die Specialkarten und die dort verzeichneten, weithin verstreut auf tripolitanischem Gebiete liegenden Oasen von Ghadames genügt, um die französischen Begehrlichkeiten sofort deutlich zu erkennen. Haben sich die Franzosen jedoch erst in Tripolis festgesetzt, so werden sie nicht bloß die dorthin führenden Handelsstraßen aus dem Innern zu Ungunsten der Italiener für sich ausbeuten, sondern auch die Machtstellung Englands bedrohen, das mit Recht bisher den größten Werth darauf legte, seine Verbindungen mit Ostindien auf dem Wege durch die Straße von Gibraltar,

das Mittelländische Meer und den Suezkanal in keiner Weise in Frage gestellt zu sehen. Unleugbar liegt in dem Vorgehen Frankreichs ein ganz bestimmtes System, und dies wird zugleich durch die jüngsten Gerüchte über ein französisch-spanisches Zukunftsbündniß erhärtet. Hofft man jenseit der Vogesen, daß Rußland im Osten des Mittelmeeres die auf Tripolis gerichteten Begehrlichkeiten unterstützen würde, so soll andererseits der spanische Einfluß für eine Action im Westen, in Marokko, verwerthet werden, als ob Spanien selbst nicht gerade dort vitale Interessen wahrzunehmen hätte. Bezeichnend ist, daß die Nothlage der spanischen Expeditionstruppen auf Cuba den mittelbaren Anlaß für diese Speculationen in Frankreich bietet. Der Empfang, den ein französisches Geschwader in den Häfen von Coruña und Ferrol gefunden hat, würde kaum als ausreichender Grund für weitgehende Combinationen erscheinen, obgleich südländische Phantasie diese Kundgebungen bereits mit denjenigen von Kronstadt und Toulon in Parallele gestellt hat. Ist doch auch schon ein spanisch-französisch-russisches Zukunftsbündniß angekündigt worden.

Charakteristisch ist nun, daß gerade in einem Petersburger Blatte, dem „Herold", zuerst auf die Nebenabsichten Frankreichs in Marokko mit aller Deutlichkeit hingewiesen worden ist. Die der spanischen Regierung näher stehenden Organe haben zugleich der Ueberzeugung Ausdruck verliehen, wie bedenklich ein Bündniß mit Frankreich auch in anderer Richtung sein würde. Daß Cuba den Spaniern augenblicklich große Sorge bereitet, ist eine unleugbare Thatsache. Von dieser Sorge wird Spanien jedoch sicherlich nicht durch eine thätige Unterstützung Frankreichs und noch weniger durch diejenige Rußlands befreit werden, da beide Mächte viel zu sehr vor der Möglichkeit eines Conflictes mit den Vereinigten Staaten von Amerika zurückschrecken, als daß sie sich durch eine politische Action oder auch nur durch diplomatische Schritte zu Gunsten Spaniens engagiren sollten. So soll durch die freundliche Sprache der französischen Blätter in Verbindung mit den mots sonores, die in Coruña und Ferrol an die Adresse der Bevölkerung gerichtet wurden, nur die Fata Morgana entstehen, die den Spaniern die Unterdrückung des Aufstandes auf der großen Antille und deren völlige Wiedergewinnung vorgaukelt. Die Franzosen selbst möchten aber, noch ehe sie auch nur das geringste Aequivalent gewährt haben, sich Vortheile in Marokko sichern, wo sie seit geraumer Zeit bereits von Algerien aus ihr Augenmerk auf die Tuat-Oasen gerichtet haben. Canovas del Castillo, der Leiter der konservativen Regierung, hat dieses Doppelspiel allem Anscheine nach bereits durchschaut, und so läßt er es ruhig geschehen, wenn in einzelnen spanischen Hafenstädten zu Wasser und zu Lande Verbrüderungsbankette stattfinden; seine Organe warnen jedoch vor allen sanguinischen Erwartungen eines Bündnisses, zumal die Regierung in Madrid sich nicht verhehlt, daß das Mißtrauen Englands und der Vereinigten Staaten geweckt werden muß, wenn der französischen Republik Anerbietungen gemacht werden. Ueberdies kann diese Bewegung nur den Republikanern willkommen sein, deren Organe denn auch für das spanisch-französische Bündniß Propaganda zu machen bemüht sind. Alle besonneneren Elemente verhehlen sich dagegen nicht, daß durch eine schärfere Betonung des Gegensatzes zu den Vereinigten Staaten lediglich der Verlust Cuba's beschleunigt werden könnte, während zugleich die Franzosen in Marokko sich auf Kosten Spaniens für ihre rein akademischen Freundschaftsversicherungen eine Compensation sichern würden.

Die Thatsache, daß Méline, der Leiter der extrem schutzzöllnerischen Bewegung, an der Spitze der französischen Regierung steht, nöthigt aber zu dem Schlusse, daß diese nicht etwa gewillt ist, der „lateinischen Schwester" jenseits der Pyrenäen auf wirthschaftlichem Gebiete Zugeständnisse zu machen. Würde durch die Gewährung minder hoher Einfuhrzölle für den spanischen Wein, eines der hauptsächlichsten Bodenerzeugnisse des Landes, dieses in den Stand gesetzt werden, die beträchtlichen Kosten für die cubanische Expedition leichter zu bestreiten, so verhält sich Frankreich in dieser Hinsicht nach wie vor durchaus ablehnend. Daß aber in Spanien selbst das extrem schutzzöllnerische System eine Abschwächung erfahren, erhellt aus dem handelspolitischen

modus vivendi, den das Cabinet Canovas del Castillo der deutschen Regierung vorgeschlagen und den Cortes unterbreitet hat. Nachdem der früher zwischen den beiden Staaten vereinbarte Handelsvertrag dadurch Schiffbruch gelitten hatte, daß die spanischen Schutzzöllner die Berathung im Parlamente zu vereiteln wußten, lehnte die deutsche Regierung mit Recht ab, für die Einfuhr aus Spanien die Meistbegünstigung des Vertragstarifs gegen den spanischen „Minimaltarif" zu gewähren. Vielmehr sollte Spanien bei der Anwendung dieses „zweiten Tarifs" nur auf den deutschen Generaltarif Anspruch haben. Da die spanische Regierung jedoch Zugeständnisse verlangte, die von deutscher Seite regelmäßig nur für Gegenconcessionen bewilligt worden sind, und ihren auf den Zollkrieg berechneten Maximaltarif zur Anwendung brachte, belegte Deutschland den spanischen Import mit erheblichen Kampfzöllen. Diesem Zollkriege soll nun durch den neuen modus vivendi ein Ende gemacht werden. Den Cortes ist daher von dem Cabinet Canovas del Castillo der Gesetzentwurf vorgelegt werden, durch den die Regierung ermächtigt wird, den deutschen Boden- und Industrie-Erzeugnissen die Zollsätze des Minimaltarifs ohne weitergehende Zugeständnisse zu bewilligen, insofern Deutschland seinerseits den Erzeugnissen aus Spanien und dessen Colonien die Zollsätze seines Generaltarifs gewährt ohne die Zuschläge, denen einzelne Einfuhrgegenstände gegenwärtig unterworfen sind. Spanien verzichtet also auf die Meistbegünstigung, wogegen es selbst für die Einfuhr aus Deutschland den Minimaltarif „ohne weitergehende Zugeständnisse" gelten lassen will. Diese letzteren sind bisher nur einigen kleineren Staaten, wie der Schweiz, gemacht worden, mit denen Spanien besondere Handelsverträge abgeschlossen hat, ohne daß jedoch die in Betracht kommenden Ermäßigungen von wesentlicher Bedeutung wären. Ueberdies bezeichnet der den Cortes unterbreitete Entwurf einen ersten Schritt, dem, wie erwartet werden darf, im Interesse Deutschlands sowohl als auch Spaniens weitere im Sinne eines lebhafteren wirthschaftlichen Verkehrs folgen werden.

Dem deutschen Botschafter am spanischen Hofe, Herrn von Radowitz, der, wie auf seinen früheren Posten als Gesandter in Athen und als Botschafter in Constantinopel, auch in Madrid ganz auf der Höhe seiner Aufgabe steht, gebührt jedenfalls das Verdienst, trotz aller Bestrebungen, die in Spanien mehr nach Frankreich hin zu gravitiren scheinen, das handelspolitische Problem der Lösung näher geführt zu haben. Für Spanien ist eine solche Lösung eben nicht bloß deshalb von Bedeutung, weil die Bodenerzeugnisse des Landes besser verwerthet werden können, sondern es kommen auch politische Erwägungen in Betracht. War Spanien doch vollständig isolirt, nachdem es wie in einer Reihe anderer Fragen auch auf wirthschaftlichem Gebiete jede Solidarität mit den übrigen europäischen Mächten zurückgewiesen hatte. Dies mußte aber eine Minderung des Einflusses Spaniens zur Folge haben; auch wird man kaum bei der Annahme fehlgehen, daß die Vereinigten Staaten von Amerika in der cubanischen Angelegenheit mehr Rücksicht genommen haben würden, wenn die rechtliche Besitzerin der großen Antille nicht im europäischen Concerte gewissermaßen abseits gestanden hätte.

Hat es den Spaniern bis in die jüngste Zeit an Bundesgenossen, ja auch nur an Wohlwollen bei den andern europäischen Mächten gefehlt, so kann sich die ottomanische Regierung in letzterer Hinsicht allem Anscheine nach durchaus nicht beklagen. Aus Anlaß des Aufstandes auf Kreta waren die in Constantinopel beglaubigten Botschafter von Anfang an eifrig bemüht, ihre guten Dienste im Sinne des Verbleibens der Insel unter der Herrschaft des Sultans zu bethätigen. Allerdings soll im Wesentlichen auch den berechtigten Ansprüchen der christlichen Bevölkerung Kreta's Rechnung getragen werden. Insbesondere waren die übereinstimmenden Bestrebungen der Botschafter darauf gerichtet, den im Interesse dieser Bevölkerung vereinbarten Vertrag von Chaleppa wiederhergestellt und ergänzt zu sehen. Auch hat die Pforte bereits die Ernennung eines christlichen Civilgouverneurs sowie Amnestie und die Einberufung der Nationalversammlung ohne

Neuwahlen zugestanden. Die christliche Bevölkerung Kreta's erhob allerdings noch andere Forderungen und verlangte insbesondere die Beschränkung der Vollmachten des Militärgouverneurs, sowie die Unterstellung der nur aus Kretensern zu bildenden Milizen und der Gendarmerie unter den christlichen Civilgouverneur.

Während von Griechenland aus von Anfang an über die Lage auf Kreta sehr pessimistische Meldungen verbreitet wurden, ist am 7. Juli aus Athen berichtet worden, daß von zahlreichen christlichen Delegirten, die sich in Phre versammelt hatten, beschlossen worden wäre, an die christlichen Deputirten die Aufforderung zu richten, daß sie sich an den Arbeiten der Nationalversammlung betheiligen, um über die Verbesserungen des Vertrages von Chaleppa zu berathen. Da den Griechen nach wie vor in Bezug auf Kreta Annexionsgelüste zugeschrieben werden, war die aus griechischer Quelle stammende Nachricht jedenfalls bemerkenswerth. Allerdings hat sich die griechische Regierung wohl überzeugt, daß bei den europäischen Mächten auch nicht die geringste Neigung bestehe, solchen Annexionsgelüsten Vorschub zu leisten. Die Treulosigkeit, mit der Griechenland das Vertrauen seiner Staatsgläubiger getäuscht hat, läßt sicherlich auch ausgeschlossen erscheinen, daß Kreta unter griechischer Verwaltung der fortschreitenden Cultur in höherem Maße gewonnen sein würde als früher. Nicht verhehlt werden darf andererseits, daß die Sympathien der europäischen Mächte für die Türkei nicht so sehr auf inneren Gründen beruhen, wie auf der allgemeinen Erwägung, daß im Interesse der Aufrechterhaltung des europäischen Friedens die orientalische Frage nicht aufgerollt werden darf.

Wie die kretensische Frage allem Anscheine nach eine friedliche Lösung finden wird, muß auch mit Genugthuung begrüßt werden, daß die Reise des Vicekönigs von Petschili, Li-Hung-Chang, in Europa wohl die Ausgleichung gewisser Gegensätze fördern wird. Wurde der ausgezeichnete chinesische Staatsmann in Deutschland aufs Freundlichste empfangen, so ist ihm auch in den übrigen Ländern eine ähnliche Aufnahme bereitet worden. Am 14. Juli, dem französischen Nationalfeste, wohnte er auf dem Longchamp einer großen Truppenschau bei, dessen Glanz allerdings durch den gegen den Präsidenten der Republik, Faure, unmittelbar vorher verübten Anschlag einigermaßen getrübt wurde. Mag es sich immerhin nicht um ein anarchistisches Verbrechen handeln wie am 24. Juni 1894, als Carnot inmitten der zu seinem Empfange in Lyon veranstalteten Festlichkeiten von dem Mordstahle Caserio's getroffen wurde, so mußte der Vorgang doch von Neuem an die der gesellschaftlichen Ordnung drohenden Gefahren mahnen. Jedenfalls wurde aber auch in Deutschland die lebhafteste Befriedigung darüber empfunden, daß der französische Staatschef, Faure, dessen friedliche Gesinnungen volle Anerkennung verdienen, unverletzt geblieben ist.

Literarische Rundschau.

Freeman's Geschichte Siciliens.

[Nachdruck untersagt.]

1. Geschichte Siciliens. Von Edward A. Freeman. Deutsche Ausgabe von Bernhard Lupus. Erster Band. Die Urbevölkerung, die phönikischen und griechischen Ansiedelungen. Mit dem Bildnisse des Verfassers und fünf Karten. Leipzig, Druck und Verlag von B. G. Teubner. 1895.
2. Geschichte Siciliens unter den Phönikern, Griechen und Römern. Von Edward A. Freeman. Aus dem Englischen übersetzt mit einer die Beschreibung der Münzen enthaltenden Beigabe von Jos. Rohrmoser. Mit in den Text gedruckten Figuren und einer Karte von Sicilien. Leipzig, Wilhelm Engelmann. 1895.

Als der Geschichtschreiber der „normannischen Eroberung Englands" am 16. März 1892, ein Neunundsechziger, starb, da ließ er das zweite Hauptwerk seines Lebens, dasjenige, welches recht eigentlich sein krönendes hätte werden sollen, unvollendet zurück. Auch das Erscheinen der abgekürzten Geschichte Siciliens, welches einen gedrängten Auszug aus der umfangreicheren darstellt und einen Band der von L. Fisher Unwin in London herausgegebenen „Story of the Nations" bildet, hat er nicht mehr erlebt; die von fremden Initialen unterzeichnete Vorrede sagt uns, daß beide Werke, das größere wie das kleinere, Torsi geblieben sind. Denn an das hier in der Uebersetzung vorliegende „Sicily, Phoenician, Greek and Roman" sollte sich ein zweiter Band über das saracenische und normannische Sicilien anschließen, der leider auch nicht geschrieben worden. Auf spanischem Boden ist Edward A. Freeman gestorben, und die Vermuthung liegt nahe, daß ihn Studien über die Saracenen hergeführt, deren Herrschaft in Spanien um mehrere Jahrhunderte länger gedauert und deren Cultur daselbst zahlreichere geschichtliche Denkmale hinterlassen hat, als in Sicilien. Der Historiker Freeman hat alle Schauplätze der von ihm erzählten Begebenheiten mit einer greifbaren Deutlichkeit beschrieben, die nur auf ausgedehnten und langen Reisen durch Autopsie zu gewinnen war. „Wiederholte Besuche Siciliens," sagt er in der Vorrede, „haben mir viele der Plätze, von denen ich sprechen werde, so vertraut gemacht wie mein eigenes Heim oder meine eigene Universität"; und oft, wenn man diesen ersten Band liest, der im Wesentlichen die Geographie der Insel und die Topographie der Ansiedelungen gibt, möchte man wünschen, ihn dort bei sich gehabt zu haben; wie viel mehr und wie viel besser hätte man dann gesehen. Aber der Blick und die Vergleiche des Oxforder Professors reichen weiter und beschränken sich niemals auf den unmittelbaren Gegenstand; wenn er Sicilien und Italien überhaupt gut kennt, so kennt er „sein eigenes Heim und seine eigene Universität" besser; er kennt ganz Europa und die Vereinigten Staaten und so viel von Afrika, als er in Begleitung seines Diodor sehen konnte. Dieser Horizont, wie er die Alte und die Neue Welt umfaßt, rückt auch die fernsten Zeiten mit den näheren in einen Contact, der sich

in Analogien äußert und dadurch erst recht verständlich wird. Aehnlichkeiten zwischen der griechischen Ansiedelung in Sicilien und der englischen in Amerika werden nachgewiesen; die Größe von Syrakus wird an der von Neapel und Marseille gemessen, das chalkidische Naxos mit dem angelsächsischen Ebbsfleet verglichen. Ja, diesen Analogien „zwischen der großen Insel des Mittelmeeres und der großen Insel des Oceans“ mag der Grundgedanke dieses Werkes entsprungen sein, in welchem Freeman gleichsam die letzte Parallele zu seinem ersten schaffen wollte. Dem Geschichtschreiber der normannischen Eroberung Englands drängte sich, wie von selbst, der Plan auf, auch eine Geschichte der normannischen Eroberung Siciliens zu schreiben. Es waren hier wie dort dieselben Normannen mit ihrem Heer von Abenteurern, Rittern und Sängern und ihren Herzogen oder Grafen, die sich auf einem Schlachtfeld die Königskrone gewannen, und hier wie dort war das Ziel und Angriffsobject eine Insel. Aber groß wie die Aehnlichkeiten zwischen Britannien und Sicilien: die Verschiedenheiten und Gegensätze waren größer. In Britannien, wiewohl zu einer Weltherrschaft bestimmt, die Sicilien kaum jemals annähernd erreicht, haben sich doch nie Kämpfe vollzogen von solch' entscheidender Wichtigkeit für die Welt, wie auf der Insel, deren Westküste das afrikanische Meer, deren Ostküste das jonische bespült, die beiden Welten andeutend, die sich in den Kämpfen der Hellenen und Phöniker, der Byzantiner und Saracenen gegenüber standen, bis zuletzt, immer von Norden her, über das tyrrhenische Meer derjenige kam, der den Ausschlag in diesen Kämpfen gab: der Römer und der Normanne. Im Vergleich zu der sicilischen Geschichte kommt der britischen nur locale Bedeutung zu, bis zu dem Eintritt der Normannen. Mit dem Tage von Hastings kann kein anderer, der vorher lag, sich messen, weder in den Kämpfen der Römer mit den Kelten noch in denen der Angelsachsen mit den Dänen; das England, welches seitdem in der Weltgeschichte mitzählt, schuf Wilhelm der Eroberer. Dagegen, als Roger in Messina landete, da waren die Geschicke Siciliens nahezu vollendet; es war der Schlußact einer fast zweitausendjährigen Vergangenheit, die, bis in die Dämmerzeit des Homer zurückreichend, über die Frage zu bestimmen hatte: ob die Centralinsel des Mittelmeeres europäisch oder afrikanisch sein, ob — im Alterthum — sie dem Griechen oder dem Barbaren und — im Mittelalter — dem Christen oder dem Mohammedaner gehören solle; über diese „ewige“ orientalische Frage, die, so weit Sicilien in Betracht kommt, der Sohn des Hauses Hauteville durch die Niederwerfung der Saracenen endgültig entschied. Die sicilische Geschichte endet, wo die englische beginnt: in England herrschen die Normannen, mit den anderen Volkselementen gemischt, heute noch; in Sicilien sind sie verschwunden, und Alles, was nachher kommt, auch die glänzende Zeit des großen Hohenstaufenkaisers Friedrich's II., hat nur noch den Werth einer Episode. Das weltgeschichtliche Interesse der sicilischen Geschichte liegt in jenem seit den Anfängen historischer Ueberlieferung unaufhörlichen Ringen des Ostens und des Westens um den Besitz der Insel; in beiden Abschnitten dieser Kämpfe siegt Europa: das erste Mal, wo der Phöniker vor dem Hellenenthum erliegt, das zweite Mal, wo der Saracene vor dem Christenthum zurückweicht, und beide Male büßt Sicilien mit dem Siege seine Selbständigkeit ein: es wird römische Provinz, die Schicksale des mächtigen Reiches, seines Zerfalls und Unterganges theilend, und es wird ein Annex Italiens — viele Jahrhunderte leidend, duldend, bis zu dem Augenblicke, wo Garibaldi mit seinen Tausend an der schicksalsvollen Küste von Lilybaion ans Land steigt und von hier aus seinen Triumphzug zur Befreiung des nach Einheit schmachtenden Vaterlandes antritt.

Es ist dem englischen Historiker nicht vergönnt gewesen, seinem Ziele so weit nahe zu kommen. Wenn man sein Porträt betrachtet, das diesen ersten Band schmückt, dieses Antlitz voll Freundlichkeit und Energie, die mächtige Stirn, die lächelnden Augen, deren Brauen über der edel geformten Nase leicht zusammengezogen sind, den lang auf die Brust herabwallenden ergrauten Bart, so erhält

man den Eindruck eines ehrwürdig schönen Alters, aber durchaus nicht den der Greisenhaftigkeit. Man sagt sich, daß dieser Mann wohl im Stande gewesen wäre, mit derselben Kraft und Frische wie die ersten auch die letzten Bände zu schreiben; sein Plan, in der That, umfaßte die ganze Geschichte Siciliens, von den frühesten Zeiten bis zu dem Tode Kaiser Friedrich's II.; was wir wirklich erhalten haben, sind fünf Bände, die bis zur römischen Eroberung reichen, und ein sechster Band, der die der Normannen enthält. Was dazwischen liegt, fehlt ebenso wie der Abschluß. Man wird es mit Herrn Bernhard Lupus, der seine Arbeit als deutscher Uebersetzer und Herausgeber in mustergültiger Weise gethan hat, aufrichtig beklagen, daß wir also „nur einen großartigen Torso" besitzen, aber dasselbe könnte man — bis jetzt wenigstens — auch von Mommsen's „Römischer Geschichte" sagen, die dennoch in der ganzen Reihe römischer Geschichtschreibung den obersten Rang einnimmt. Seien wir auch hier dankbar für das, was wir wirklich empfangen haben, um so mehr, als es, wenngleich nur ein Theil des Ganzen, doch in sich vollkommen geschlossen erscheint.

Freeman hatte das kleinere Werk für einen allgemeinen Leserkreis bestimmt und darum jede Spur wissenschaftlichen Apparates fern gehalten, der allerdings in dem anderen, größeren einen beträchtlichen Raum einnimmt, sowohl in Quellencitaten unter dem Text als in gelehrten Excursen hinter demselben. Und dennoch möchten wir behaupten, daß für jeden Gebildeten, selbst wenn er kein Fachmann wäre, das umfangreichere Werk auch das anziehendere sein wird. Hier wird wirklich ein großes Geschichtsbild vor dem Leser aufgerollt, und gern folgt er einem Historiker, der so wie dieser die Gabe besitzt, angenehm darzustellen und die mühsamen Untersuchungen des Ethnologen, des Archäologen und des Philologen auch dem Nichteingeweihten interessant und verständlich zu machen. Der ganze Band schildert eigentlich nur die Scene, auf welcher die künftigen Ereignisse sich abspielen werden, und die Völkerelemente, die zunächst im ersten Stadium des Kampfes um Sicilien daran Theil genommen haben. Aber wie lebendig steht Alles vor uns, und wie gut können wir uns orientiren mit Hülfe der ausgezeichneten Kiepert'schen Karte, die, von Herrn Lupus für den vorliegenden Zweck vervollständigt, neben den antiken Ortsnamen überall die modernen gibt und durch ein sinnreiches Verfahren — verschiedenfarbige Linien und Striche — zugleich ihren Ursprung andeutet. Mit einem Blick überschauen wir nun das Ganze, bis an die Grenze der vorgeschichtlichen Zeit, deren verschwindender Rest, die Sikaner, wahrscheinlich Kelten und von der iberischen Halbinsel herüber gekommen, wenn nicht Autochthonen, so doch die frühesten Bewohner Siciliens waren, von denen wir Kenntniß haben. Derselben Periode, die noch keine Chronologie zuläßt, gehört der Völkerstamm der Elymer an, welche wir uns als Colonisten, vermuthlich aus dem Osten, in jener von den Sikanern unbesetzt gebliebenen Nordwestecke der Insel denken müssen, wo der Berg Eryx und die Städtenamen Drepana (Trapani) und Segesta noch heute an sie erinnern. Erst mit dem Sikeler betreten wir festeren Grund. Der Sikeler hat der Insel den Namen gegeben; er ist Italiker, aus Italien eingewandert; ihn und den Phöniker findet der Grieche vor, als er sein Colonisationswerk in Sikelia mit der Gründung von Naxos beginnt, dessen Mauerblöcke heute von den Wein- und Olivengärten Giardini's, zu den Füßen Taormina's, bedeckt sind. Und hiermit beginnt auch die Geschichte Siciliens, deren erster Abschnitt die beiden Jahrhunderte der griechischen Ansiedlung von 735—581 v. Chr. in sich begreift. Wie ein Kranz schlingen sich nun diese blühenden Colonien, die jonischen von Katane (Catania) und Zankle (Messana, Messina) um die Nordostküste, mit dem einsamen Vorposten im Norden Himera (seine Bäder, Thermai, heute Termini-Imerese genannt), und reicher noch die dorischen, von Megara und Syrakus bis Akragas (Girgenti) und Selinus (Selinunt) um die Südost- und Südküste, deren Grenzfestung Mazara den letzten besetzten Punkt gegen Westen bildet. Jenseits derselben ist das Gebiet des Phönikers; vor dem Griechen, von

beiden Seiten gedrängt, weicht er in diese Westecke zurück, die er und seine Nachkommen oder Nachfolger, Karthager und Araber, behaupten oder wieder gewinnen, bis nach anderthalb Jahrtausend der Kreislauf sich vollendet und der Europäer dem Asiaten, dem Afrikaner Sicilien für immer entrungen hat. Der Sikeler, als Arier dem Griechen verwandt, geht in diesem auf, und wenngleich die griechische Sprache die seine verdrängt, und der Sikeliot auch in den spätesten Zeiten noch sich als Grieche fühlt, so hat doch auch das Sikelerthum tiefe Spuren zurück gelassen, im Cult der Hellenen, namentlich dem Demetercult an den heiligen Stätten von Henna. Zahlreich sind die mythologischen Ueberlieferungen, die heute noch an den Quellen und Seen leben, am Pergussee und dem der Paliken, am Akisfluß und Brunnen der Arethusa; von den Dichtern verherrlicht, treten sie Jedem nahe, der mit offenen Sinnen in Sicilien reist, und zusammen mit den wunderbaren Trümmern der alten Zeit, den Tempeln und Theatern der Griechen, den Ueberbleibseln arabisch-normannischer Paläste geben sie zugleich ein Bild von der Vergänglichkeit und dem ewigen Zusammenhange der Dinge.

Dem modernen Reisenden, der Sicilien, wenn auch nur aus flüchtigem Aufenthalt, kennt, werden einige Kleinigkeiten in Freeman's erstem Bande aufgefallen sein, mit denen er nicht ganz übereinstimmen kann. Daß „in dem einst griechischen Ostsicilien, gerade wie in dem heutigen Griechenland, das Pferd weit häufiger zu tragen, als zu ziehen" habe (S. 80), dürfte kaum gesagt werden können, da die Heimath der „carri dipinti". welche Freeman vornehmlich dem „einst phönikischen Westen" vindiciren will, doch recht eigentlich jener Osten ist, wie denn auch die größte Fabrik dieser eigenthümlichen, mit den Gestalten des Heldenlieds und der Sage bemalten zweirädrigen Karren sich in Catania befindet. (Man vergl. Mazzoleni, Gli ultimi echi della leggenda cavalleresca in Sicilia, p. 24, n. 1). Desgleichen scheint die Behauptung, daß in Sicilien das Dorf gänzlich unbekannt sei (S. 82), vielleicht etwas zu weit zu gehen: in der Nähe von Acireale gibt es, am Abhang des Aetna, Dörfer genug: alle sechs andren Aci's sind Dörfer, ganz nach unsrem Begriff von Land und Landbau. Wie denn auch in diesen sieben Aci's (mit Einschluß der Stadt) und nicht nur in den beiden von Freeman genannten (S. 163) der Name des Akis sich erhalten hat. Endlich möchten wir nicht unbedingt zugeben, daß der Saracene so wenig eine Spur in Sicilien zurückgelassen habe, wie sein Verwandter, der Phöniker. Auch wenn man von der Beimischung arabischen Blutes in der Bevölkerung des Westens und arabischer Anklänge in der Volksmundart ganz Siciliens absehen will, so sprechen doch „der Berg der Berge" (für Aetna), der Mongibello (zusammengesetzt aus dem lateinischen Wort mons und dem gleichbedeutenden arabischen djebel), der Schlammvulcan Maccaluba bei Girgenti, der sein Gegenbild auf Malta hat in der ebenfalls durch vulcanische Eruption entstandenen Felsschlucht Macluba (von „takleb", das Unterste zu oberst kehren); es sprechen ferner, auch in ihrer heutigen Entstellung erkennbare Ortsnamen wie Castrogiovanni (aus Cassr Janni, der arabischen Form für Castrum Ennae), Straßennamen, z. B. der Cassaro in Palermo, die alte, zum Schloß führende Straße, heute via Vittorio Emmanuele, und selbst arabische Inschriften (wenngleich diese zum Theil aus der Normannenzeit stammen mögen), noch immer sehr deutlich von der einstigen Anwesenheit der Saracenen in Sicilien. Ihr dauerndstes Denkmal aber ist die Stadt selbst, die von allem Anfang die der Phöniker war und im Laufe der Jahrhunderte die der Hellenen — einst die größte nicht nur Siciliens, sondern des ganzen damaligen Europa's — überholt hat. Als dem Araber gelang, was seinem Vorgänger, dem Karthager, nicht gelungen war, nämlich Sicilien, das dem Byzantiner entrissene, seiner alleinigen Herrschaft zu unterwerfen: da ging die Vormachtstellung der Griechen- und Römerstadt Syracus auf die Semitenstadt Panormos über, und sie verblieb dieser, auch nachdem der letzte Saracene sie verlassen hatte. Syracus, eine Provinzialstadt jetzt, ist auf den Umfang seines Inselchens Ortygia, von dem es ursprünglich ausging,

zusammengeschrumpft und sein Doppelhafen meistens leer; Palermo dagegen hat sich weit und weiter ausgebreitet, vom Rande des goldenen Beckens (wie Holm, statt „goldner Muschel", die berühmte „conca d'oro" richtiger verdeutscht) bis zum Rande des Meeres; in seinem „Allhafen", nach welchem die Griechen einst die Stadt benannten (Panormos), wehen noch immer die Flaggen aller Nationen, und an der identischen Stelle, wo vormals Al Caſſ'r, der alte Palast der Emire gestanden, steht der Palazzo Reale, nach einander das Residenzschloß der Normannen, der Hohenstaufen, der Arragonesen, der Castilier, der Bourbonen und jetzt des Königs von Italien.

Wie hier, von anderer Seite, jüngst Strasburger's Rivierabuch dem Reisenden empfohlen worden ist, der Italiens Culturentwicklung im Lichte seines Vegetationscharakters studiren möchte, so können wir Freeman's kleineres Werk als Begleiter Demjenigen empfehlen, der in Sicilien über die Vergangenheit der denkwürdigen historischen Stätten etwas mehr und etwas Zusammenhängenderes zu erfahren wünscht, als die gebräuchlichen Handbücher bieten. Auch diesem Buch ist die Kiepert'sche Karte beigefügt, auf welcher die antiken Namen theils durch den ausgezeichneten Kartographen selbst, theils durch Ad. Holm, den großen deutschen Geschichtschreiber Siciliens, eingetragen worden sind. Durch Letzteren unterstützt hat der Uebersetzer, Herr Jos. Rohrmoser, in einem Anhang die Beschreibung der in dem Werk enthaltenen Münztypen hinzugefügt, welche sehr dankenswerth ist.

Wir mögen unseren Bericht, der, was Freeman's größere Geschichte Siciliens anbelangt, nur ein vorläufiger sein kann, nicht schließen, ohne noch einmal der vorzüglichen Uebersetzung zu gedenken, die den Stil des englischen Autors mit feiner Empfindung für dessen charakteristische Merkmale nachbildet, ohne darum der eigenen Sprache den mindesten Zwang anzuthun. Das Maß von Hingebung und Liebe, welche Herr Lupus dieser Arbeit gewidmet, zeigt sich vielleicht am besten darin, daß er sich keineswegs mit der tadellosen Wiedergabe des Originals begnügt, sondern es in den Anmerkungen hier und da durch ein Quellencitat, einen Hinweis auf die neuere Forschung vervollständigt oder manche gewagt erscheinende Angabe desselben an Ort und Stelle nachgeprüft und in discreter Weise, wo nicht berichtigt, so doch in berechtigten Zweifel gezogen hat.

J. R.

Die Weltverbesserer und andere Geschichten. Von J. V. Widmann. Wien, Verlag der Literarischen Gesellschaft. 1896.

Der Dichter des im vorigen Hefte erschienenen „Thurm von Bevano", sowie der an dieser Stelle besprochenen „Touristennovellen" und „gemüthlichen Geschichten" bietet in dem vorliegenden Bande den Lesern eine größere und vier kleinere Erzählungen. Der oft kaustische Humor, die an G. Keller erinnernden Einfälle, welche schon einzelne der kleinen Touristennovellen auszeichneten, kommen besonders in den vier kürzeren Geschichten zur Geltung. Den Preis dürften „Die Hasen von Turfflingen" und „Die Jagdhunde ihres Mannes" verdienen; die ersteren wegen ihrer packenden Naturschilderungen und des gemüthvollen, wahren Humors, die letzteren wegen der Meisterschaft der Darstellung. Wie die den früh verblichenen jungen Gatten betrauernde Frau durch die ihren gewohnten Weg nehmenden Lieblingshunde des Todten zu der bäuerlichen Geliebten geführt wird, von deren Dasein sie nichts ahnte, dürfte jeden Leser ergreifen. Von den Erzählungen „Apfelblüthe" und „Herr Krattelmeyer im Thierschutzverein" ist letztere wohl eine Satire mit thatsächlichem Hintergrund. Ebenso anmuthend im Stoff wie behaglich und wohlthuend in der Ausführung ist die umfangreiche Gabe, die dem vorliegenden Bande den Namen gibt: „Die Weltverbesserer". Widmann schildert darin eine Episode aus dem Leben der Dichter Coleridge und Southey. Was er bietet, ist kein historischer Roman, in dem mit ängstlichem Fleiß allerlei culturgeschichtliche Details verarbeitet sind. Er erzählt vielmehr in der Art, wie etwa Zschokke in seinen besten Schöpfungen, in anregender Weise die Jugendträume und Pläne der genannten Dichter und ihres Freundes Lovell als Studenten in Oxford, eine Reise der drei Weltstürmer nach Bristol und ihr Einlaufen dort in den friedlichen Ehehafen. Nur mit herzlichem Bedauern legt man die Novelle aus der Hand. Sie ist so fesselnd und amüsant, man gewinnt die darin handelnden Personen so lieb, daß man aufrichtig eine Fortsetzung wünscht. Wer für feinen, gemüthvollen Humor und leise, wohlwollende Satire Verständniß hat, wird Widmann's Schöpfungen jeder Zeit mit Freuden begrüßen und sich freuen, so oft ihm eine neue geboten wird.

Das Achilles-Schloß auf Corfu. Von Dr. Constantin Christomanos. Wien, Karl Gerold. 1896.

Von dem märchenhaften Schlosse, das sich die Kaiserin von Oesterreich in dem Paradies Europa's, dem alten Phäakenlande Corfu, hat errichten lassen, waren bisher nur glühende Beschreibungen zu uns gedrungen. Jetzt liegen uns in einem eleganten Bande vollständige Abbildungen vor, die in ihrer farbig getonten Behandlung den zauberischen Reiz dieser Schöpfung widerspiegeln. Die Gebäude, die Denkmäler — darunter der „sterbende Achill", nach dem das Schloß genannt ist, der von der Kaiserin hochverehrte Heinrich Heine, der Kronprinz von Oesterreich, — die Hallen mit ihren antiken Bildwerken, ferner die Gärten und die wunderbaren landschaftlichen Ausblicke, Alles klingt zusammen wie in einer bald rauschenden, bald elegischen Symphonie. Diese hochgestimmte Klangfarbe hat auch der Text. Wer das Glück gehabt hat, dieses Zauberland zu betreten, wird begreifen, daß hier Bilder und Worte höher glänzen.

Herbsttage in Andalusien. Von Georg Wegener. Mit 21 Vollbildern. Berlin, Allgemeiner Verein für Deutsche Literatur. 1895.

Das, wie alle Werke des genannten Verlags, sehr hübsch ausgestattete Buch ist eine Frucht der 1892 in Huelva abgehaltenen Feier des vierhundertsten Jahrestags der Entdeckung Amerika's. Der Verfasser, ein thätiges Mitglied der Berliner geographischen Gesellschaft, benützte den Anlaß, um dabei Tanger zu sehen und einen erheblichen Theil Spaniens zu bereisen. Mit jugendlichem Enthusiasmus und in voller Frische der Erinnerung schildert er Cadiz, die Festtage in Huelva und dem Kloster la Rabida, die berühmten Rio Tinto-Minen, Sevilla, Cordoba, Granada und Murcia. Die Farben sind manchmal etwas lebhaft aufgetragen, und in echt deutscher Weise begeistert sich der Erzähler für so Manches, was einen Engländer oder Franzosen kühl lassen würde; aber sein Buch liest sich sehr gut und dürfte Jedermann, der Spanien kennt oder der es besuchen will, interessiren. Von geographischem Werthe sind die Schilderungen der eigenartigen Steppe von Baza und der spanischen Berieselungswirthschaft. Ist doch über Natur und Beschaffenheit dieses alten Culturlandes merkwürdiger Weise bis heute nur sehr wenig wirklich brauchbares Material vorhanden. Es wäre darum sehr erwünscht gewesen, wenn der Verfasser diese Capitel noch etwas ausführlicher gestaltet hätte.

Die Erlanger Burschenschaft 1816—1833. Ein Beitrag zur inneren Geschichte der Restaurationszeit von Friedrich Reuter. Erlangen, Max Mencke. 1896.

Die Vorrede gibt Aufschluß über die eigenartige Entstehung dieses Buches, dessen reichem Inhalte gegenüber sich die Mehrzahl der Leser, gleich dem Referenten, wohl nur rein empfangend verhalten wird. Man fühlt überall, daß Reuter in Erlangen zu Hause ist. Es geschieht nicht zum ersten Male, daß wir ihn dahin begleiten. Auch seine Rückert-Arbeiten führten uns nach Erlangen, und gerne lenkt auch das vorliegende Buch, wo es angeht, in die Poesie und Erlanger Zeit Rückert's und Platen's ein. Nach raschem Ueberblick über das ältere Erlanger Studentenleben betrachtet Reuter die 1815 gegründete Jenaer Burschenschaft, das unter Theilnahme fast aller deutschen Universitäten 1817 gefeierte Wartburgfest und die 1818 hergestellte Verfassungsurkunde der allgemeinen deutschen Burschenschaft. Ihre auf Freiheit und Einheit Deutschlands gerichteten Bestrebungen waren den Regierungen verdächtig, noch ehe Sand's That 1819 die Handhabe zu ihrer Verfolgung bot. Inzwischen drangen auch in Erlangen die burschenschaftlichen Ansichten

durch, und die ersten Vertreter derselben, die **Teutonen**, schufen sich einen Burschenbrauch, **dessen Inhalt** und Wortlaut sich an einen Aufsatz **Ernst Moriz** Arndt's in seinem „Wächter" an**lehnte**. Gegen Ende des Jahres 1817 wurde **dann in** Erlangen, nach dem in Jena ge**gebenen** Vorbilde, die Burschenschaft Arminia **gegründet**, deren inneres Leben, ihre Stellung zu Gegnern und Behörden von Reuter bis ins Einzelne behandelt wird. Trotzdem, daß sie in Ausführung der Karlsbader Beschlüsse 1819 officiell verboten wurde, erlebte sie doch, bei der Antipathie des bayerischen Königs**hauses** gegen das Metternich'sche System, gerade in den ersten zwanziger Jahren ihre Blüthezeit, bis all' dies kräftig sich regende Leben 1824 nach Verrath des Tugendbundes erdrückt wurde. Allmälig bereitet sich in den folgenden Jahren eine Zersetzung des burschenschaftlichen Geistes und eine innere Spaltung vor, die fortgedauert hat. So wenig erfreulich der Anblick dieser Strecke des Buches für uns sein kann, so finden wir dennoch hier sehr lesenswerthe Ausführungen, vor Allem, was Reuter auf den Blättern über Goethe, Schiller, Uhland, Jean Paul, Ludwig Tieck, Amadeus Hoffmann und ihre Werthschätzung durch die Burschenschaft zu sagen weiß. Den Beschluß des Ganzen bilden biographische Skizzen ehemaliger hervorragender Mitglieder der Erlanger Burschenschaft.

Im Allgemeinen verfolgt der Verfasser die Tendenz, sein unermüdlich zusammengebrachtes Material wie Urkunden für sich selbst sprechen zu lassen, ein Vortheil, den freilich die dadurch bedingte lockere Composition des Ganzen bisweilen schmälert, doch nicht aufhebt. Glücklicher Weise war dies Verfahren für Reuter kein Hinderniß, fest mit seiner eigenen Persönlichkeit und Ueberzeugung hervorzutreten. Die Jahre der eigenen Studentenzeit — und wohl auch Zugehörigkeit zur Erlanger Burschenschaft — sind offenbar für ihn schon längst vergangen. Aber ihm blieb der ideale Sinn für Alles, was lebendig ist und wieder Leben schaffen will. Es geht doch, trotz mannigfachen Verweilens bei dem Kleinen, ein großer Zug durch dieses Buch. Wo Reuter das gegenwärtige und künftige Verhältniß der deutschen Burschenschaft zu Staat und Volk zu Kaiser und Reich berührt, da fordert er von ihr wahre, in sittlicher Persönlichkeit wurzelnde Vaterlandsliebe, die in freier That die echte deutsche Art gegen alle Fährlichkeit von außen und von innen zu schützen wissen werde. Ein Buch, aus solcher Gesinnung geschrieben, so treu und anspruchslos gearbeitet, wird seine Wirkung nicht verfehlen.

ϱσ. **Heinrich von Kleist als Mensch und Dichter.** Von Professor Dr. Hermann Conrad. Berlin, Hermann Walther. 1896.

Die kleine Schrift ist aus einem Vortrag, gehalten im Casino der Haupt-Cadettenanstalt zu Lichterfelde, hervorgegangen und kann zu Schulzwecken nicht genug empfohlen werden. Was sie rühmlichst auszeichnet, ist die warme, historisch mitlebende Beurtheilung Heinrich's von Kleist, die der Verfasser im grundsätzlichen Widerspruche gegen die neueren Biographen durchführt. Wir pflichten seiner Auffassung freudig bei. An einzelnen Beispielen hat er auch die abgestorbene Methode der Biographen grell beleuchtet. Wir glauben, daß es, wenn einmal die letzten Berliner Jahre Kleist's gründlich untersucht und von den gewöhnlichen Verdrehungen befreit sind, noch ganz anders tagen wird. Also auf Wiedersehen!

σπ. **Jahresberichte für neuere deutsche Literaturgeschichte.** Unter ständiger Mitwirkung von J. Bolte, W. Creizenach, G. Ellinger u. s. w. mit besonderer Unterstützung von Erich Schmidt herausgegeben von Julius Elias und Max Osborn. Leipzig, Göschen. Band IV. 1896.

Von diesem verdienstlichen Unternehmen ist der vierte Band erschienen, der es in rüstigem Fortgange zeigt. Wie sich die Zahl der Mitarbeiter auf neununddreißig vermehrt, der äußere Umfang des Buches gegen den des ersten Bandes mehr als verdoppelt hat, so ist auch der Horizont des Werkes umfassender geworden. Zwei neue Rubriken: Kunstgeschichte und Politische Geschichte des achtzehnten bis neunzehnten Jahrhunderts, wurden in den Plan aufgenommen. Gegenüber dem Specialistenthum in dem Betriebe der Literaturgeschichte kann diese weite Auffassung des Begriffes der Wissenschaft nur wohlthuend wirken. Wie gewaltig die Productivität in der literarhistorischen Forschung ist, lehren am eindringlichsten diese Jahresberichte. Und das allein läßt ihre Existenz als eine Nothwendigkeit erscheinen, so daß man bald nicht mehr verstehen wird, wie man ohne dieses Hülfsmittel hat auskommen können. Man darf es, ohne sich einer Uebertreibung schuldig zu machen, aussprechen, daß, wer heute auch nur ein begrenztes Gebiet der deutschen Literaturgeschichte bearbeitet, schwerlich noch im Stande ist, von den wichtigeren Erscheinungen seines Faches rechtzeitig Kenntniß zu nehmen. Sie alle zu lesen, vermag auch der Bestgestellte nicht. Wie werthvoll unter diesen Umständen eine Uebersicht über die Gesammterscheinungen ist, die zugleich erkennen läßt, welche Publicationen der Betrachtung werth sind, und welche man ohne Schaden übersehen kann, das liegt auf der Hand. Eine unerläßliche Bedingung des Unternehmens freilich ist Vertrauen zu den Mitarbeitern. Man muß die Gewißheit haben, daß die Berichte von einer verständnißvollen Kritik getragen sind und eine treue, auf intimer Versenkung beruhende Wiedergabe der in den besprochenen Werken niedergelegten Intentionen enthalten. Beides, jenes kritische Urtheil wie diese Fähigkeit, Geist und Gehalt einer fremden Arbeit zu erfassen, darf man den Mitarbeitern der Jahresberichte, unter denen wir einer nicht geringen Anzahl von Autoritäten begegnen, wohl sämmtlich zuerkennen. Sicher, und das ist schon sehr viel, herrscht bei allen der redlichste Wille, diesen Forderungen gerecht zu werden. Uebrigens dürfte die Lectüre der Jahresberichte, insofern sie Einblick in das lebendige Getriebe einer nach allen

Richtungen verzweigten, mit den verschiedensten Mitteln nach Erkenntniß ringenden Wissenschaft gewähren, auch für den Nichtfachmann belehrend und interessant sein.

ϱ. **Deutscher Literatur-Kalender auf das Jahr 1896.** Herausgegeben von Joseph Kürschner. Achtzehnter Jahrgang. Mit zwei Porträts. Leipzig, G. J. Göschen'sche Verlagshandlung.

Wenn von irgend einem Buche gesagt werden kann, daß es für seinen Interessentenkreis unentbehrlich sei, so ist Kürschner's Literatur-Kalender dies Buch: obwohl erst in seinem achtzehnten Jahrgange, kann man sich doch heute kaum eine Zeit denken, in der man ohne dasselbe fertig geworden. Aus den bescheidensten Anfängen, einem schmalen Duodezbändchen von knapp 500 Seiten, hat der Kalender sich zu einem starken Octavband mit mehr als 1600 Seiten entwickelt, und wie handlich ist er geblieben, wie bequem zum Gebrauch und wie stattlich angethan, um auch in seinem Aeußeren der deutschen Literatur Ehre zu machen! Joseph Kürschner ist in Wahrheit ein encyklopädisches Genie; von all' seinen verdienstvollen Handbüchern aber ist dieses das verdienstvollste, schon weil es das einzige seiner Art ist. Was für eine Summe von gewissenhafter, unermüdlicher Arbeit darin steckt, vermag nur der ganz zu würdigen und voll anzuerkennen, der es berufsmäßig täglich zu Rathe zieht und sicher ist, in allen literarischen Personalfragen die zuverlässigste Auskunft darin zu finden. Laut dem poetischen Motto, das dem Buche voran steht, will es nur die Pforte zum „Schloß der Geister" sein: für den Herausgeber mag wohl manchmal das „lasci ogni speranza" sich darüber gezeigt haben, denn all' diese Geister zu bannen, ist gewiß nicht immer leicht gewesen. Aber mit der stets wachsenden Schwierigkeit, ein so ungeheures Material zu sammeln und zu sichten, hat die Liebe des Herausgebers für sein Werk gleichen Schritt gehalten, und er, dessen Aufgabe nicht war, zu kritisiren, sondern zu registriren, hat sie in so vollkommener Weise erfüllt, daß jede Richtung der Literatur ihm dankbar sein, und Jeder, der sich mit ihr zu beschäftigen hat, wissen wird, welch' unschätzbares Hülfsmittel er in „Kürschner's Literatur-Kalender" besitzt.

β. **Logik.** Eine Untersuchung der Principien der Erkenntniß und der Methoden wissenschaftlicher Forschung von Wilhelm Wundt. Zweiter Band: Methodenlehre. Zweite Abtheilung. Zweite, umgearbeitete Auflage. Stuttgart, Verlag von Ferdinand Enke. 1895.

Mit dieser Abtheilung der Methodenlehre, die hier in zweiter Auflage vorliegt, schließt das Wundt'sche Werk über die Logik, das eine wahrhaft bewunderungswürdige Schöpfung des wohl größten unter unsern jetzt lebenden Systematikern ist und in seinem zweiten Theile in nahezu gleichmäßig sorgfältiger und formvollendeter Durchführung seines großartigen Grundgedankens die Anwendung, die von den Principien des logischen Denkens in der Praxis der wissenschaftlichen Forschung gemacht wird, die Ausprägung, die die natürliche Methodik desselben in den thatsächlich geübten Methoden der einzelnen Wissenschaften gefunden hat, eingehend untersucht und zur Darstellung bringt. Dieser Versuch, den gemeinsamen logischen Gehalt dieser Methoden aus den verschiedenartigen Einkleidungen, in denen er in ihnen auftritt, herauszuschälen und sie solchergestalt sämmtlich auf ihre gemeinsame Wurzel zurückzuführen, ist wohl der erste seiner Art und der Natur der Sache nach mit so ungeheuren Schwierigkeiten verknüpft gewesen, daß der Verfasser selbst im Hinblick auf diese sagt: „es möge vielleicht weniger erforderlich sein, die Mängel dieses Versuches, als ihn selbst zu entschuldigen". Auf alle Fälle setzt er neben der selbstverständlichen Befähigung zu wissenschaftlichen Leistungen der schwierigsten Art außerdem noch so umfassende Kenntnisse nach den verschiedensten Richtungen hin und eine so genaue Vertrautheit mit dem gegenwärtigen Stande der wissenschaftlichen Methodik auf allen Forschungsgebieten voraus, wie sie sich wohl nur äußerst selten in einem Kopfe vereinigt finden. Unser Verfasser genügt beiden Erfordernissen in einem so hohen Grade, daß man nicht weiß, was man mehr bewundern soll: die Fülle des Wissens, die die Grundlage seiner Arbeit bildet, oder die Energie des Denkens, die sich in der gleichmäßigen Sicherheit und Leichtigkeit bekundet, mit der er sein riesiges Material durchdringt und beherrscht. Beide Vorzüge, die dem ganzen Werke dauernd eine hervorragende Bedeutung sichern, treten auch in dem vorliegenden abschließenden Theile, der die (allgemeine und specielle) Logik der Geisteswissenschaften behandelt, in imponirender Weise hervor. Der Geist, von dem das Ganze durchweht ist, kommt in den Worten der Vorrede zum Ausdruck, in denen der Verfasser es als eine der schönsten philosophischen Aufgaben bezeichnet: „gegenüber der Zersplitterung der Einzelforschungen und der mit ihr so oft verbundenen Unterschätzung fremder Arbeitsgebiete das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit der Wissenschaften wach zu erhalten und die Gleichberechtigung der wissenschaftlichen Interessen zu wahren . . . ." Die schöne und klare Darstellungsweise ermöglicht es thatsächlich — dem Wunsche des Verfassers gemäß — nicht bloß dem Fachmanne, sondern jedem wissenschaftlich gebildeten Leser, dem Gedankengang im Ganzen wie im Einzelnen zu folgen.

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 20. Juli zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Adamkiewicz. — Clique und Wissenschaft. Von Prof. Dr. Albert Adamkiewicz. Wien, Verlagsanstalt „Neue Revue". 1896.

Aesthetisch-politische Briefe von einem Aesthetiker. Leipzig, Reinhold Werther. 1896.

Aschrott. — Volksbibliothek und Volkslesehalle eine communale Veranstaltung. Von P. F. Aschrott. Berlin, Otto Liebmann. 1896.

Aus dem Tagebuch meiner Gedanken. Von einem Arzt (B. J. Große). Straßburg i. E., Bouillon & Bussenius. 1896.

Becker. — Das Geldfeuerchen am Wittstrauch. Eine oberhessische Dorfgeschichte von J. Becker. Leipzig, Reinhold Werther. 1896.

Becker. — Karthäuserich Anndort. Eine oberhessische Dorfgeschichte von J. Becker. Leipzig, Reinhold Werther. 1896.

Becker. — Der Wildhirt. Eine oberhessische Dorfgeschichte von J. Becker. Leipzig, Reinhold Werther. 1896.

Boguslawski. — Die Ehre und das Duell. Von A. v. Boguslawski. Berlin, Schall & Grund. 1896.

Borcke. — An des Grabes Rande. Von Heros von Borcke. Herausgegeben von Hermann Müller-Bohn. Berlin, Paul Kittel. 1896.

Bredenbrücker. — Dorcherpack. Blätter aus einem bescheidenen Menschensein von Richard Bredenbrücker. Berlin, Verlag der „Romanwelt". 1896.

Charléty. — Histoire du Saint-Simonisme (1825—1864). Par Sébastien Charléty. Paris, Librairie Hachette et Cie. 1896.

Cohn. — Das neue deutsche bürgerliche Recht in Sprüchen. I. Allgemeiner Theil. Von Dr. Georg Cohn. Berlin, Otto Liebmann. 1896.

Coubertin. — L'évolution française sous la troisième republique par Pierre de Coubertin. Paris, Librairie Plon. 1896.

Duhm. — Das Geheimniss in der Religion. Vortrag von Bernhard Duhm. Freiburg und Leipzig, J. C. B. Mohr. 1896.

Dutmeyer. — Die siebente Großmacht oder der Schatten. Lustspiel in fünf Acten von Friedrich Dutmeyer. Leipzig, Ernst Wiest Nachf. 1896.

Dupont. — Enterbte des Glücks. Berliner Roman. Von Hermann Dupont. Berlin, Max Rockenstein. 1896.

Ehrenberg. — Das Zeitalter der Fugger. Geldcapital und Creditverkehr im 16. Jahrhundert. Von Dr. Richard Ehrenberg. Zweiter Band. Die Weltbörsen und Finanzkrisen des 16. Jahrhunderts. Jena, Gustav Fischer. 1896.

Finck. — Wagner und seine Werke. Die Geschichte seines Lebens mit kritischen Erläuterungen von Heinrich T. Finck. Deutsch von Georg v. Skal. Mit einem Porträt von Richard Wagner. Zwei Bände. Breslau, S. Schottlaender. 1896.

Fischer. — Malthus und seine Gegner. Von Marie Fischer. Leipzig, Reinhold Werther. 1896.

Fleischer. — Oldenbarnevelt. Geschichtliches Trauerspiel von Paul Fleischer. Altenberg im Erzgebirge. 1896.

Freytag. — Gesammelte Werke von Gustav Freytag. Erste Lieferung. Leipzig, S. Hirzel. 1896.

Fries. — Studien zur Geschichte der Elsässer Malerei im 15. Jahrhundert vor dem Auftreten Martin Schongauer's. Züricher Dissertation von Friedrich Fries. Frankfurt a. M., Moritz Diesterweg. 1896.

Gelléri. — Ungarns Millennium. Aus der Vergangenheit und Gegenwart des tausendjährigen Ungarn. Redigirt von Moritz Gelléri. Budapest, Pester Buchdruckerei-Aktiengesellschaft. 1896.

Generalregister zur Deutschen Rundschau. Band 41—80 (XI.—XX. Jahrgang). Berlin, Gebrüder Paetel. 1896.

Gizycki. — Die neue Frau in der Dichtung. Von Lily v. Gizycki. Stuttgart, J. H. W. Dietz.

Grüttefien. — Die Thäterschaft des verantwortlichen Redacteurs. Von Dr. jur. Ernst Grüttefien. Berlin, Otto Liebmann. 1896.

Guthart. — Pastor Hammer. Ein Zeitbild von Leopold Guthart. Leipzig, Reinhold Werther. 1896.

Hammermann. — Die Kunst, glücklich zu sein. Ernstgemeinte Plaudereien von F. Hammermann. Leipzig, Reinhold Werther. 1896.

Harnack. — Deutsches Kunstleben in Rom im Zeitalter der Classik. Ein Beitrag zur Culturgeschichte von Otto Harnack. Weimar, Emil Felber. 1896.

Hauch. — Wilhelm Zabern. Ein Roman aus der Zeit Christian's II. Herausgegeben von C. Hauch. Aus dem Dänischen von Johann Claussen. Leipzig, Reinhold Werther. 1896.

Hausschatz des Wissens. Abtheilung X (Band 15 und 16). Geschichte der Weltliteratur und des Theaters aller Zeiten und Völker. Von Julius Hart. In zwei Bänden. Band I 1894. Band II 1896. Neudamm, J. Neumann.

Heermann. — Wetterleuchten. Gedichte, Sprüche und Gaben von Theo Heermann. Moskau, Oscar Damm. Dresden-N. 1896.

Heiberg. — Aus allen Winkeln. Novellen. Von Hermann Heiberg. Leipzig, Gustav Fock. 1896.

Henckell. — Ada Negri. Ein Vortrag von Karl Henckell. Mit dem Porträt der Dichterin. Zürich und Leipzig, Karl Henckell & Co. 1896.

Hepding. — Julius Sturm. Ein Gedenkblatt von A. Hepding. Gießen, J. Ricker'sche Buchhandlung. 1896.

Herwegh. — 1848. Briefe von und an Georg Herwegh. Herausgegeben von Marcel Herwegh. München, Albert Langen. 1896.

Heyse. — Die Fornarina. Trauerspiel in fünf Acten von Paul Heyse. (Band II der Sammlung: Kennst Du das Land). Leipzig, C. G. Naumann. 1896.

Hirsch. — Wissenschaftlicher Centralverein Humboldt-Akademie. Skizze ihrer Thätigkeit und Entwicklung 1878—1896. Ein Beitrag zur Volkshochschulfrage. Im Auftrage des Vorstandes von Dr. Max Hirsch. Berlin, Hugo Steiritz. 1896.

Holm. — Holsteinische Gewächse von Adolf Holm. Leipzig, A. G. Liebeskind. 1896.

Hughes. — Der atheistische Schuhmacher. Ein Blatt aus der Geschichte der West-London Mission. Von Hugh Price Hughes. Leipzig, Reinhold Werther.

Jacoby. — Cunita. Ein Gedicht aus Indien. Von Leopold Jacoby. Zürich und Leipzig, Karl Henckell & Co. 1896.

Jarry. — Ubu Roi. Par Alfred Jarry. Paris, Edition du Mercure de France. 1896.

Jensen. — Auf der Ganerbenburg. Eine tragikomische Historie von Wilhelm Jensen. Weimar, Emil Felber. 1896.

Jensen. — Aus stiller Zeit. Novellen von Wilhelm Jensen. Erster Band. Zweite, durchgesehene Auflage. Weimar, Emil Felber. 1896.

Ignotissimus. — Eine Stimme aus Elsass. Une voix d'Alsace. Von Ignotissimus. Paris, Armand Colin et Cie. 1896.

Joël. — Die Frauen in der Philosophie. Von Dr. Karl Joël. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter). 1896.

Josenhaus. — Die Wildbadkur. In gemeinverständlicher, gedrängter Darstellung von Dr. Wilhelm Josenhaus. Minden i. W., J. C. C. Bruns'Verlag. 1896.

Journal du maréchal de Castelane. 1804—1862. Tome quatrième. 1847—1853. Paris, Librairie Plon.

Kelle. — Geschichte der deutschen Literatur von der ältesten Zeit bis zum dreizehnten Jahrhundert. Von Johann Kelle. Zweiter Band. Berlin, Wilhelm Hertz (Besser'sche Buchhandlung). 1896.

Kollbach. — Wanderungen durch die deutschen Alpen von Karl Kollbach. Köln a. Rh., Paul Neubauer.

Kraus. — Rumänien und Bukarest von Dr. Hans Kraus. Bukarest, Carl Müller. 1896.

Lenbach. — Auf der Sonnenseite. Geschichten von Ernst Lenbach. Illustrirt von C. Reichert, A. Mandlick, O. Bluhm, R. Reinick, P. Rieth, G. Büchner und B. Hohlfeld. Leipzig, Ernst Keil's Nachf.

Liebenau. — Ein Ausflug nach dem Sinai. Von Ed. von Liebenau. Wiesbaden, J. F. Bergmann. 1896.

Lomberg. — Präparationen zu deutschen Gedichten. Nach Herbartischen Grundsätzen ausgearbeitet von Aug. Lomberg. Erstes Heft: Ludwig Uhland. Langensalza, Hermann Beyer & Söhne. 1896.

Martens. — Ein Caligula unseres Jahrhunderts, von Dr. Oscar Martens. Berlin, Georg Reimer. 1896.

Mauthner. — Die bunte Reihe. Berliner Roman von Fritz Mauthner. Paris, Leipzig und München, Albert Langen. 1896.

Mazel. — La synergie sociale. Par Henri Mazel. Paris, Armand Colin et Cie. 1896.

Meyer's Conversations-Lexikon. Fünfte Auflage. Zwölfter Band. Mauria bis Nordsee. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. 1896.

Michel. — Notes sur l'art moderne (Peinture). Par André Michel. Paris, Armand Colin et Cie. 1896.

Müller-Guttenbrunn. — Deutsche Culturbilder aus Ungarn von Adam Müller-Guttenbrunn. Zweite Auflage. Leipzig, Georg Heinrich Meyer. 1896.

Neumann. — Der Kampf um die neue Kunst. Von Carl Neumann. Berlin, Hermann Walther. 1896.

Oppenheimer. — Die Siedlungsgenossenschaft. Versuch einer positiven Ueberwindung des Communismus durch Lösung des Genossenschaftsproblems und der Agrarfrage. Von Dr. Franz Oppenheimer. Leipzig, Duncker & Humblot. 1896.

Paetel. — Ein Recht auf Liebe. Geschichte einer Seele. Von Erich Paetel. Illustrirt von H. Susemihl. Berlin, Julius Münnich's Verlag.

Patzschke. — Durch Sturm zur Stille. Ein Bild aus der Gegenwart, gezeichnet von Fr. Patzschke. Leipzig, Reinhold Werther.

Poritzky. — Abseits — vom Leben. Skizzen aus der Anatomie von J. E. Poritzky. Berlin, R. Boll. 1896.

Rabenlechner. — Die ersten poetischen Versuche Hamerling's. Von Dr. Michael Maria Rabenlechner. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter). 1896.

Rebell. — Le magasin d'auréoles. Par Hugues Rebell. Paris, Société du Mercure de France. 1896.

Rehmke. — Grundriss der Geschichte der Philosophie zum Selbststudium und für Vorlesungen. Von Dr. Johannes Rehmke. Berlin, Carl Duncker. 1896.

Rein. — Encyklopädisches Handbuch der Pädagogik. Herausgegeben von W. Rein. Zweiter Band. Zweite Hälfte. Langensalza, Hermann Beyer & Söhne. 1896.

Rethwisch. — Die Bewegung im Weltraum. Kritik der Gravitation und Analyse der Achsendrehung. Von Ernst Rethwich. Zweite, ergänzte Auflage. Berlin, F. Schneider & Co. 1896.

Rubinstein. — Hamlet als Neurastheniker. Von Dr. Fr. Rubinstein. Leipzig, Hermann Haacke. 1896.

Sachse. — Canossa. Historische Untersuchung von Walther Sachse. Erstes Heft. Leipzig, Theodor Thomas. 1896.

Schmidt. — Milton's Jugendjahre und Jugendwerke. Von Dr. Immanuel Schmidt. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter). 1896.

Schneider. — Hellenische Welt- und Lebensanschauungen in ihrer Bedeutung für den gymnasialen Unterricht. Von Dr. Gustav Schneider. Zweiter Theil: Irrthum und Schuld in Sophokles' Antigone. Gera, Theodor Hofmann. 1896.

Schröer. — Faust von Goethe. Mit Einleitung und fortlaufender Erklärung herausgegeben von K. J. Schröer. Zweiter Theil. Dritte, durchaus revidirte Auflage. Leipzig, O. R. Reisland. 1896.

Schubert. — Die philosophischen Grundgedanken in Goethe's Wilhelm Meister. Von J. Schubert. Leipzig, C. G. Naumann. 1896.

Schumacher. — Das Hungerloos. Eine tragikomische Geschichte. Von H. V. Schumacher. Berlin, Deutsches Verlagshaus (Bong & Co.).

Semon. — Im australischen Busch und an den Küsten des Korallenmeeres. Reiseerlebnisse und Beobachtungen eines Naturforschers in Australien, Neu-Guinea und den Molukken von Richard Semon. Leipzig, Wilhelm Engelmann. 1896.

Sohm. — Die socialen Pflichten der Gebildeten. Vortrag von Prof. Dr. Rudolph Sohm. Leipzig, Reinhold Werther. 1896.

Sorel. — Bonaparte et Hoche en 1797. Par Albert Sorel. Paris, Librairie Plon. 1896.

Soubies. — Histoire de la musique allemande par Albert Soubies. Paris, Ancienne maison Quantin.

Spamer's illustrirte Weltgeschichte. Erster Theil. In dritter Auflage neu bearbeitet von Prof. Dr. Otto Kaemmel. Dritter Band: Geschichte des Mittelalters I. Leipzig, Otto Spamer. 1896.

Spir. — Denken und Wirklichkeit. Versuch einer Erneuerung der kritischen Philosophie. Von A. Spir. Dritte, revidirte und stellenweise umgearbeitete Auflage. Zwei Bände. Stuttgart, Paul Neff.

Spir. — Moralität und Religion (dritte Auflage). Recht und Unrecht (zweite Auflage). In einem Bande. Von A. Spir. Stuttgart, Paul Neff.

Spir. — Philosophische Essays. Von A. Spir. Stuttgart, Paul Neff.

Springer. — Handbuch der Kunstgeschichte von Anton Springer. Vierte Auflage der Grundzüge der Kunstgeschichte. Illustrirte Ausgabe. III. Die Renaissance in Italien. Leipzig, E. A. Seemann. 1896.

Steffen. — Streifzüge durch Großbritannien. Schilderungen und Beobachtungen aus Stadt und Land von Gustav F. Steffen. Aus dem Schwedischen von Dr. Oscar Reyher. Stuttgart, Hobbing & Büchle. 1896.

Stein. — Das Ideal des „ewigen Friedens" und die sociale Frage. Zwei Vorträge von Ludwig Stein. Berlin, Georg Reimer. 1896.

Stona. — Menschen und Paragraphen. Von M. Stona. Wien, Carl Konegen. 1896.

Streiter. — Karl Bötticher's Tektonik der Hellenen als ästhetische und kunstgeschichtliche Theorie. Eine Kritik von Dr. Richard Streiter. Hamburg und Leipzig, Leopold Voss. 1896.

Treitschke. — Reden von Heinrich von Treitschke im deutschen Reichstage 1871—1884. Mit Einleitung und Erläuterungen herausgegeben von Dr. Otto Mittelstädt. Leipzig, S. Hirzel. 1896.

Trinius. — Thüringer Wanderbuch. Von August Trinius. Sechster Band. Minden i. W., J. C. C. Bruns.

Turner. — Die strahlende Materie. Von A. Turner. Leipzig, Theodor Thomas. 1896.

Tuttle. — History of Prussia under Frederic the Great 1756—1757. By Herbert Tuttle, late Professor in Cornell University. With a biographical sketch of the author by Herbert B. Adams. Boston and New-York, Houghton, Mifflin and Co. 1896.

Ufer. — Die Pflege der deutschen Aussprache in der Schule. Ein erweiterter Vortrag von Chr. Ufer. Altenburg, Oskar Bonde. 1896.

Vaihinger. — Kant-Studien. Philosophische Zeitschrift. Herausgegeben von Dr. Hans Vaihinger. Band I. Heft 1. Hamburg und Leipzig, Leopold Voss. 1896.

Vely. — Mente. Roman von E. Vely. Berlin, Richard Taendler. 1896.

Wagner. — Soldatenlieder aus dem deutsch-französischen Kriege von 1870/71. Von Martin Wagner. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter). 1896.

Waldheim. — Die Frau ist schuld! Ein Weckruf zum Kampfe gegen die sociale Noth. Von Sibylle von Waldheim. Leipzig, Reinhold Werther. 1896.

Walter. — Der Mönch von Amalfi. Eine seltsame Geschichte. Von Th. von Walter. Braunschweig, C. A. Schwetschke & Sohn. 1896.

Wereschtschagin. — Selbstbiographien unbedeutender Leute. Skizzen aus dem russischen Volksleben und Porträts von Wassily Wereschtschagin. Einzig autorisirte Uebersetzung von Dr. Alexis Markow. Berlin, Karl Siegismund. 1896.

Wichert. — Hinter den Coulissen. Roman von Ernst Wichert. Zweite Auflage. Zwei Bände. Dresden und Leipzig, Carl Reißner. 1896.

Widmann. — Spaziergänge in den Alpen. Wanderstudien und Plaudereien von J. V. Widmann. Dritte veränderte und vermehrte Auflage. Frauenfeld, J. Huber. 1896.

Wilkinson. — The nations awakening. Essays towards a british policy. By Spenser Wilkinson. Westminster, Archibald Constable and Co. 1896.

Wohlfahrtseinrichtungen, die, Berlins. Ein Auskunftsbuch. Herausgegeben von der Auskunftsstelle der deutschen Gesellschaft für ethische Cultur. Berlin, Carl Heymann. 1896.

Wolf. — Die Arbeitslosigkeit und ihre Bekämpfung. Vortrag von Dr. Julius Wolf. Dresden, Zahn & Jaensch. 1896.

Wülker. — Geschichte der englischen Literatur von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart von Prof. Dr. Richard Wülker. Bis zur sechsten Lieferung. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. 1896.

Wundt. — Grundriss der Psychologie. Von Wilhelm Wundt. Leipzig, Wilhelm Engelmann. 1896.

Wyzewa. — Ecrivains étrangers. Par Théodor de Wyzewa. Paris, Perrin et Cie. 1896.

Zaeslin. — Eine Tragödie von Emanuel Zaeslin. Berlin, Richard Taendler. 1896.

Zaeslin. — So seid Ihr! Lustspiel von Emanuel Zaeslin. Berlin, Richard Taendler. 1896.

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: Dr. Walter Paetow in Berlin-Friedenau.

Wegscheide.

Erzählung
von
Ilse Frapan.

[Nachdruck untersagt.]

Es war Sonnabend vor Ostern und natürlich keine Schule. Mit dem Gründonnerstag hatten die Ferien begonnen. Das heißt für die Kinder. Die Lehrerinnen waren alle da, alle fünf, und jede saß in ihrem leeren Schulzimmer, fleißig und feierlich, an dem gelb lackirten Pult auf dem gelb lackirten Stuhl, und schrieb mit schön gerade gehaltenen Fingern und vorschriftsmäßigen Buchstaben die Vierteljahrszeugnisse aus den peinlich geführten Classenbüchern ab. Gute Striche — schlechte Zeichen — Warnungen — Nullen — ah! Alle sahen blaunäsig aus und waren in Schulterkragen oder Wolltücher gewickelt — die schön gerade gehaltenen Finger waren so kalt! Es war ein bißchen geheizt worden, natürlich; Fräulein Schulenburg würde doch ihre Classenlehrerinnen nicht frieren lassen! Aber sie waren eigensinnig, und es fror sie doch; — die verlassenen Schulbänke und die versprengten Regentropfen an den Fenstern, die frisch gebölten Fußböden und der grützegraue Himmel, der durch die großen Scheiben blickte, das leere, zusammengeknüllte Butterbrotspapier neben dem Classenbuch, und die drei Stunden Arbeit, die ihnen noch bevorstanden — nein, das bißchen Feuer in den kalt glitzernden, weißen Kachelöfen konnte dagegen nicht aufkommen. Gute a und schlechte x, mittelmäßige c und bedenkliche y! Und dann platzten wie Kanonenkugeln, nachdem Alles zusammengerechnet und von einander abgezogen worden, die schrecklichen Nullen herein und rissen vier arme, gute a auf einmal weg, und in den Ecken lauerten die Warnungen, und unter diesen schielten noch halbe Warnungen hervor, seit einem Vierteljahr gab es auch halbe Warnungen — Fräulein Schulenburg hatte sie erfunden und spielte damit wie ein Taschenspieler mit bunten Bällen — aber Lili, Lili Gentzsch, die Classenlehrerin der Dritten, war in Verzweiflung darüber. Sie verrechnete sich fortwährend. Bald da, bald dort klopfte es an die Thür einer Collegin, schwach und schüchtern, man wußte gleich, wer das war. Und dann steckte sich ein Kopf herein, ein rundes,

rothbäckiges Gesicht mit erstaunten Augen, und eine gedämpfte Stimme bat, ob sie nicht einen Augenblick stören und etwas fragen dürfe. „Ich geh' auch gleich wieder weg, wirklich!" Aber ließ man sie ein, so verschwand die Verzweiflung und machte einem störenden Muthwillen Platz, der für eine Lehrerin so außerordentlich unpassend war. Fräulein Lübke schrie plötzlich auf — diese Gentzsch hatte sie in den Arm gekniffen, während man dem Unhold helfen wollte. Fräulein Mielk, die mit süß-saurer Miene aus unendlicher Höhe auf die junge Collegin herabsah, bekam vor Schrecken und Mißbilligung drei und eine halbe Runzel auf der Stirn — die Gentzsch hatte mit unvermutheter Zärtlichkeit ihre schlanke Taille umschlungen und gedrückt! Fräulein Stark, das runde, widerstandslose Wesen, fühlte sich gar von ihrem hohen Sitz herunter gezerrt und in dem abscheulich öden Schulraum herum gezwirbelt, so schnell, daß sie auf dem glatten Boden ausglitt und gegen Tische und Bänke polterte. Nein, mit der Gentzsch war es nicht auszuhalten.

Als sie zu der vierten Thür kam, rief es ihr entgegen: „Machen Sie, daß Sie weg kommen, sonst schließe ich meine Thür ab!" Und dann, mit einem Lachen, das nicht ohne strafende Schadenfreude war: „Da! Fräulein Schulenburg ruft Sie. Schnell, machen Sie doch. Sagen Sie ihr, wir würden heute alle nicht fertig, ob wir vielleicht auch Ostersonntag anzutreten hätten." Fräulein Rademacher lachte bissig, wie sie Lili's verwandelte Miene, ihr schuldbewußtes Erröthen sah. Zur Oberlehrerin citirt worden? Und wenn man nicht weiß, warum? Lili blickte an ihrem Kleide hinunter, Fräulein Stark hatte ihr bei der improvisirten Polka die Litze abgetreten. Das wird natürlich das Erste sein, was die Schulvorsteherin bemerkt. Sie konnte vor Herzklopfen kaum vorwärts über den langen Corridor — wenn doch wenigstens auf dem Boden eine Stecknadel läge! Aber Alles dunkel und sauber, die reinste Wüste. Ihr bißchen Lustigkeit war ganz verflogen; lieber Gott, da zwitscherte eine Schwalbe an der Hausmauer vorbei — was für ein Glück es wäre, jetzt zwei kleine, spitze Flügel aufmachen und hinaus fliegen zu können! Liebe, glückselige Vögel! Mit lose hängenden Thränen trat sie in das gefürchtete Sprechzimmer; den Kopf gesenkt, beschämt wie das jüngste Schulkind und ohne ein Wort der Erwiderung ließ sie die Vorwürfe auf sich herab regnen.

Das bucklige Fräulein mit den scharfen Augen war sehr unzufrieden. „Sie haben keine Disciplin. Ihre Schülerinnen treiben Dinge, die Sie nicht sehen. Hier, diesen Zettel finde ich gestern unter der vierten Bank. Ich will es Ihnen 'mal vorlesen: ‚Herzzerreißend geliebte Auguste, weißt Du was? Tante Lili Gentzsch trägt ihren Bräutigam im Medallong'."

„O, Fräulein Schulenburg, es ist meines Bruders Bild." Lili faßte nach dem Herzchen an ihrem Halse, sie lachte, und dabei liefen ihr Thränen herunter.

Fräulein Schulenburg hackte mit der langen Nase auf den verrätherischen Zettel. „Fräulein Gentzsch, ich muß Ihnen sagen, lassen Sie derartige Dinge zu Hause. Sie können sich ja Sonntags Nachmittags damit schmücken. Ihre Hefte — es ist nichts recht in Ordnung. Sehen Sie diesen Stoß Aufsätze?

Aus dreien hängt wieder das rothe Löschblatt heraus. Und dann, bitte — warum sitzen Sie in den Stunden? Eine Lehrerin hat beständig von Platz zu Platz zu gehen. Gestern fand ich Sie sitzend, es war noch dazu in der französischen Orthographie."

Lili nickte beschämt; es war schrecklich, daß sie manchmal so müde war, sie gab allerdings eine nichtsnutzige Lehrerin ab; Fräulein Schulenburg war wie ein Wiesel, trotz ihres Buckels.

Die Vorsteherin räusperte sich: „Auch über Ihr Aeußeres, Fräulein Gentzsch. Sie haben die Untugend, durch Ihr Haar zu fahren, und dabei geht manchmal das ganze Netz los. Sehen Sie sich zum Beispiel jetzt in den Spiegel. Man sollte denken, Sie hätten getanzt! Locken im Netz — das ist überhaupt keine passende Frisur für eine Lehrerin. Ich möchte, daß Sie das ändern, bis nach dem Fest. Sind die Zeugnisse fertig?"

„Ach Gott, nein! Wir alle noch nicht," stotterte das junge Mädchen. Plötzlich wendete sie den Kopf auf die Seite und flüsterte kläglich: „Fräulein Schulenburg, heut' Nacht hat mir geträumt, Sie ließen mich kommen und sagten: Eine so untüchtige Person kann ich nicht brauchen, und — —"

„Nun?" die geschliffene Stimme klang ein wenig gesänftigt.

„Und da war ich so furchtbar unglücklich, Fräulein Schulenburg."

In den spähenden Augen über der scharfen Nase erschien ein heimliches Lächeln. „Das begreife ich, Fräulein Gentzsch. Es würde auch Ihren Eltern nicht angenehm sein. Nehmen Sie sich zusammen! Sie sind zu freundlich, das müssen Sie ablegen. Zu wenig gesetzt, Fräulein Gentzsch, ich kann Ihnen den Vorwurf nicht ersparen. Auch denken Sie gewiß oft an andere Dinge als an die Schule. Sehen Sie, daß ich recht habe?"

Mit bußfertiger, innig zerknirschter Miene kam Lili aus dem Verhör. Jetzt hätte sie um die Welt keinen Unsinn machen können.

„Na, Ihnen ist wohl die Petersilie verhagelt! Was hat ‚Sie' denn im hohen Rath ihrer Weisheit beschlossen?" erkundigten sich die Colleginnen. Als sie hörten, daß sie die Zeugnisse zu Hause fertig schreiben dürften, streckten sie ihre eingefrorenen Glieder und entfernten sich mit kurzen Worten und langen Schritten. Lili war die Letzte, die Freude am Weggehen war ihr verdorben. Dann, als sie schon die Steinstraße entlang geschlendert war und eben in die Marktkörbe der Altenländerinnen zu gucken begann, wo ein grün und rother Gemüsefrühling glänzte, fiel es ihr aufs Gewissen, daß sie den Schlüssel ihres Schulschrankes hatte stecken lassen. Eben hatte sie die braunen Locken aus dem Netz geschüttelt; nun sperrte sie mit zitternder Hand die Uebermüthigen wieder ein und rannte zurück. Ach, wie machten es nur die Anderen, daß ihnen nie solche Vergeßlichkeiten passirten! Athemlos vor Angst, huschte sie die Treppen hinauf; vielleicht hatte sie Glück, vielleicht fand sie die Thür noch offen, oder das Dienstmädchen kam, wenn sie klingeln mußte. Nein, sie hatte kein Glück, Alles war fest verschlossen, und als die Glocke unter ihren bangen Fingern unheimlich laut ertönte, war es wirklich Fräulein Schulenburg selbst, aufgestört aus der Vorbereitung zum Nachmittagsschlaf und äußerst ungnädig, die nach ihrem Begehren fragte.

„Fräulein Gentzsch," sagte sie kopfschüttelnd, „ich fürchte, Ihr Traum wird in Erfüllung gehen, wenn Sie so fortfahren! Sie haben keinen Ehrgeiz" — ihre Augen rollten; plötzlich, als sie die Thränen der jungen Lehrerin sah, reichte sie ihr die Hand hin: „Sie könnten die Erste hier sein, Lili, nach Ihren Gaben — können Sie mir nicht versprechen, daß Sie sich vollständig ändern wollen, bis nach Ostern?"

„Ach, wie gern, Fräulein Schulenburg! Ein recht frohes Fest wünsche ich Ihnen — Adieu!"

Und schluchzend lief sie die Treppe hinunter. Wie war doch dieses gräßlich mit dem fehlenden Ehrgeiz! Woher soll ich ihn nur kriegen bis nach Ostern? dachte sie, rathlos und tief gedemüthigt. — Aber dann, auf der Straße, hatte sich solch' ein reizender Wind aufgemacht, da war die Sonne, die warm und lachend zwischen den Wolken hervorbrach und sich in allen Pfützen und sogar in den Silberschuppen der Fische spiegelte, die von den Verkäuferinnen auf die umgestülpten Körbe geschüttet wurden. Und die Leute trugen Vierländerbouquets aus rothen Tulpen und gelben Narcissen, und Lili hatte gerade noch dreißig Pfennige und kaufte auch eins, und wie sie die Augen in den feurigen Tulpenkelch und die Nase in die gelben Duftbecher versenkte während des Gehens, vergaß sie die a und die x und ihre Sorgen und Aengste und den Ehrgeiz, den sie sich anschaffen sollte, und die abgerissene Litze an ihrem Kleide, die bei jedem Schritte darauf weiter abriß, und fing an, unsäglich glücklich vor sich hin zu lachen, daß jetzt drei Tage keine Schule sei, drei ganze, himmlische Tage! „Süßer Pausback!" sagte ein alter Herr, der an ihr vorbei ging, und nickte ihr zu. Lili blickte ihm nach; sie kannte ihn nicht; der war doch wohl ein bißchen unartig gewesen. Aber er war ja schon so alt und hatte es gewiß gut gemeint. Sie mußte lachen, und plötzlich nickte wieder Einer: „Tag, klein Deern!" Na, das war nun aber! Und der war nicht 'mal alt, ein fein gekleideter, junger Herr mit glänzendem Cylinder, und hier an den Alsterarkaden; Lili nahm sich vor, furchtbar streng auszusehen von jetzt an; „kleine Deern!" und dabei war sie dreiundzwanzig und Lehrerin! Der Gedanke an Fräulein Schulenburg kam wieder, und es wurde ihr grau vor den Augen, grau wie die Alster, von der der zitternde Sonnenschimmer eben wieder verschwunden war.

„O, Tiddeltaddel! wie süß ist es hier! Wie hast Du das machen können Alles in einem Tag!" seufzte Lili ihrer Schwester entgegen, als sie endlich zu Hause war.

Die Schwester stand mit runden Wangen — auch sie aus der Familie der Pausback — vor dem gedeckten Tisch und glänzte die Eintretende an; sie war stolz auf ihr Werk; lauter frische Gardinen und Servietten vertheilt, die kleinen Stuben blitzblank, sogar die Callas vor den Fenstern abgewaschen, und in den Vasen auf dem Bücherschrank Vierländer Tulpen, wie die in Lili's Händen.

„Sieh' 'mal, auch schon zwei Möschenkränze![1]) Ich bin nämlich mit Mari auf dem Hopfenmarkt gewesen! Ja, ich hab' meine kleinen Beine

[1]) Waldmeisterkränze.

ordentlich nachgezogen, das sag' ich Dir, Lili. Aber so spät kommst Du! Die Altsche hätte Dich wohl en bißchen eher los lassen können."

„Was ist denn das hier?" Lili deutete auf einen Teller, den zartrosa Seidenpapier verdeckte. Mathilde lächelte geheimnißvoll.

„Otto war da, hat dies gebracht. Er kommt nicht heute Abend."

„Kommt nicht?" Lili schien ganz enttäuscht. „Aber doch morgen, hoffentlich?"

„Ohne Otto könnt' ich mir keinen Leseabend denken," betheuerte Mathilde; „ja, morgen kommt er. Glaubst Du, daß unsere Mami sich freut, wenn sie die Stuben sieht? Ganz nett osterlich, nicht?"

Lili ward nicht müde, zu loben und zu bewundern; bis in die Schlafkämmerchen hinauf war Alles „entzückend".

„Ja? freust Du Dich? aber Du" — Mathilde gerieth in ein sorgenvolles Kopfschütteln — „der alte Puffer hat richtig 'n dicken Wasserrand, ich kann mich todtärgern!"

„Ach, Tiddel, desto besser schmeckt er ja. Sieh' 'mal, als ich durch den Garten kam, waren schon zwei Leberblümchen offen — die schick' ich Otto. Ohne ihn ist gar kein rechter Osterabend."

„Richtig, da ist ja auch ein Brief an Dich gekommen, Lili; ich glaube von Onkel Stehr, meinst Du nicht?"

Ja, er war von Onkel Stehr, und Lili las der Schwester, roth vor Vergnügen, die kleine poetische Epistel vor:

„Sollt' ich nicht dem Rufe folgen,
Der von meiner Nichte kommt?
Ei, sie weiß es wohl, die Nichte,
Was dem alten Onkel frommt!
Weiß, wie gern er dorten weilet,
Wo des Geistes Funken sprüh'n,
Wo für unsere großen Dichter
Alle Herzen heiß erglüh'n.
Ja, mein Nichtchen, ja, ich komme,
Stelle mich am Sonntag ein,
Will, so gut ich es verstehe,
Dann Ihr lieber Onkel sein!"

Mathilde wurde so gerührt über Onkels Verse, daß ihre Aeuglein zu tröpfeln begannen. Er war ja gar kein wirklicher Onkel, nur ein Zufall hatte den prächtigen Graukopf in ihre Lesegesellschaft geführt. „Nein, jetzt ärgert mich sogar der alte Puffer nicht mehr, dies ist ein zu reizender Tag! Und heut' Abend um Sieben kommt unsere Mami wieder," sagte Mathilde, und dann fragte sie zum zehnten Male, ob Alles so gut und niedlich sei und ob „Mami" sich wohl wundern würde. Zwei grüne Papageien in frisch versorgten Käfigen begleiteten das entzückte Geplauder der Schwestern mit durchdringendem Hurrahgeschrei und begeistertem Krähen, bis plötzlich der weisere der zwei Grünen nach aufmerksamem Hinausäugen gegen das Gartenpförtchen mit menschlicher Stimme mahnte: „Papa kommt!" Da war's vorbei mit der Tändelei, da mußte man gleichzeitig an die Hausthür stürzen, um die

Kette abzunehmen, und in die Küche, um die Suppe zu beordern: „Mari, wenn Ihnen Ihr Leben lieb ist, kommen Sie schnell. Papa scheint fürchterlich hungrig zu sein!“

Ja, er sah sehr brummig aus, aber er fragte heute nicht gleich: „Wo ist denn Mama?“ wie all' die fünf Tage, seit sie verreist war. Er hatte sich schon an die wundersame Thatsache gewöhnt. Aber „wo ist der Junge?“ fragte er doch, kaum, daß er am Eßtisch saß. Gottlob, da rasselte der Junge schon an der Vordielenthür, die Schwestern athmeten auf. „Tag, Kinder!“ schrie der Zwanzigjährige im Eintreten; „na? wo ist denn unsere Mami? Aha, richtig!“ Der Sohn konnte es noch immer nicht begreifen, daß die Mama fünf ganze Tage fort blieb — er guckte ganz verdutzt das Veilchenbouquet an, mit dem er ihr hatte um den Hals fallen wollen. Mathilde stellte es hülfreich in ein Wasserglas: „Die sind ja noch heut' Abend frisch, mein Ede.“ Nein — Papa war offenbar gut gelaunt! Er erzählte von zwei „ausgerissenen Kassirern“, von ihrer Schlauheit und ihrem Erfolg, erwähnte noch lachend einer Schlägerei zwischen ein paar schwarzen Matrosen und streckte sich dann aufs Sopha, indem er Lili heran winkte, damit sie ihm die weißen Haare ausziehe. Das war stets ein untrügliches Zeichen. Die Augen der Schwestern befragten einander: sagen? oder lieber nicht sagen? Mathilde zog sich mit einem bedenklichen Schulterzucken aus der Verantwortung, der Bruder hatte bald nach Tisch wieder ins Geschäft gehen müssen. Lili saß da, zupfte vorsichtig an den väterlichen Silberfäden und überlegte.

„Hast Du's Papa gesagt?“ fragte Mathilde, als auch der Papa das Haus wieder verlassen hatte.

„Nein,“ machte Lili kleinlaut.

„Aber warum denn nicht? Du hattest jetzt so schön Gelegenheit dazu! Er wird gewiß furchtbar ärgerlich, er kann diese Leseabende nun 'mal nicht ausstehen.“

„Ach, Tiddel, es ist ja der letzte diesen Winter. Ich denke, er brummt nicht. Wir wollen das Beste hoffen, Tiddel.“

Mathilde schüttelte den Kopf zu Lili's verträumten Blicken: „Ja, Du willst immer das Beste hoffen, und nachher sitzen wir da.“

Lili ging in ihr Bodenkämmerchen und schrieb auf einen Zettel:

„Kein Nordsturm kann uns schrecken,
Der Lenz, der Lenz ist da!
Schon blüht an Gartenhecken
Sein Kind Hepatica.

Und als ich's wollte pflücken,
Da sprach's in meiner Hand:
Du sollst mich weiter schicken,
So hab' ich's Dir gesandt!“

Ihre Backen glühten. „Und jetzt muß ich noch mein Protokoll machen,“ summte sie fröhlich vor sich hin, „und das soll anfangen — —“

„Nein, Lili, das ist scheußlich, daß Du all' Deine alten Bücher in den ordentlichen Stuben herumstreust! in jeder liegt ein Ueberbleibsel von Dir —

da!" Und Mathilde schob ihr die zerzausten Pakete zu — ach, Herrgott, da waren die Classenbücher und die Zeugnisse wieder!

Lili blickte sie jammervoll an. „Uebermorgen!" sagte sie feierlich zu sich selbst; „oder über-übermorgen, dann ist Dienstag nach Ostern! Dann will ich sie alle auf einmal schreiben."

Nein, solch ein' himmlischer Ostermorgen! Blau, wolkenlos blau der ganze Himmel, und die Luft voll Geläute, und Lili's Herz voll Entzücken. Es gab wenigstens zwölf Gründe dafür. Erstens: Mami war wieder da, war wichtig und vergnügt von ihrem Ausflug an die schleswigsche Küste heim gekommen, einen Sack voll komischer Abenteuer und voll zärtlicher Grüße von der dritten Schwester bringend, die da oben bei einem Pastor „Unterschied" lernte. Jawohl, einen ordentlichen Unterschied konnte sie dort zu sehen bekommen, wo man sich hauptsächlich von Schafmilch und Grütze nährte, und alle Sonntage einen „Stickelgrintje" dazu briet. So hatte Mami die Sachlage geschildert, und sie hatten sich alle Thränen gelacht. — Zweitens war heute keine Schule — o, das war nicht bloß zweitens — das war zweitens bis zehntens wenigstens. Elftens war auch morgen und übermorgen noch frei, und zwölftens war heute Leseclub, und Lili hatte eine so prachtvolle Rolle: das Käthchen von Heilbronn, das geliebte, sanfte, starke Käthchen — es war, um sofort aus dem Bett zu springen und im Nachthemd in der Kammer herum zu tanzen. Mami würde die böse Kunigunde gewiß grauenhaft schön lesen und — Wetter vom Strahl — das war das Interessanteste — den kannten sie noch gar nicht, den brachte Freund Otto mit, das sollte etwas ganz Besonderes von Lesegenie sein! Nicht einmal seinen Namen wußten sie, Otto hatte ganz einfach von einem „guten Bekannten" gesprochen, der um Einführung gebeten habe.

Während des Ankleidens warf sie ein-, zweimal einen scheuen Blick in die halbdunkle Ecke unter dem schrägen Dach — das zerraufte Papier dort umschloß ihre Feinde, die Classenbücher, die unfertigen Zeugnisse. Nur nicht hinsehen! nur die Augen zudrücken und schnell nach dem Fensterchen stürzen, vor dem die harztriefenden, braunen Kastanienknospen wie dicke Pinsel voll Farbe funkelten. Schloß sie doch ebenso die Augen, wenn sie in den Ferien zufällig an der Schule vorüber kam, zufällig — denn mit Bewußtsein machte sie die krummsten Umwege, um das gefährliche Haus zu vermeiden.

Ein Festtag, wie er nur sein konnte! Zwar kamen Vormittags die Osteronkel und saßen steif und stattlich vor ihrem Glase Wein, und Mathilde kniff ihre Schwester heimlich in den Arm und flüsterte verzweiflungsvoll: „Sag' mir doch, was ich mit ihnen sprechen soll, ich weiß nicht eine Silbe!" Aber auch das ging vorüber, und der kleine Lammbraten, den Mami aus Schleswig mitgebracht hatte, übte auf Papa eine „balsamische Wirkung", wie Tiddel-Taddel sich ausdrückte, so daß beim Auflauf zum Nachtisch ein großartiges Gläserklingeln entstand, in das der weisere der zwei Grünen im Bauer sein schmetterndes „Eins, zwei, drei, hurrah!" hineinwarf. Darauf winkte Papa leutselig seiner ältesten Tochter zum „weiße Haare ausziehen" und schlummerte

behaglich auf dem Sopha ein. Leise, wie auf Katzenpfötchen, schlich sich Lili aus der Stube — jetzt wurde es Zeit, in der „Holzkammer" nebenan, wie Papa die gute Stube ingrimmig lächelnd nannte, an die Vorbereitung zum Leseclub zu gehen! —

„Gelungene Leute seid ihr doch!" sagte Otto kopfschüttelnd, „nun weiß der Alte immer noch nichts von dem Leseabend heute?" Lili betrachtete entzückt die fünf Anemonen, die Otto mitgebracht hatte: „Sehen sie nicht aus wie Kinder mit frierenden, frostrothen Bäckchen? Und Du warst heut' Morgen im Niendorfer Gehölz? Ach, und wie famos uns die Chocoladeneier geschmeckt haben, gestern! Nicht, Tiddel? Sag' es 'mal Otto, wie wir uns gefreut haben."

Otto wandte sein gesetztes Antlitz mit dem kurzen Lockenschmuck und dem keimenden Schnurrbärtchen zu Mathilde: „Alles recht gut, Kinder, aber wenn der Alte nachher ärgerlich wird? Wo ist er denn jetzt? im Bett?"

„Auf dem Sopha nebenan schläft er den Schlaf des Gerechten!"

Otto kratzte sich hinterm Ohr, lachte kurz auf und besah sich die Familie; Mami, Lili, Tiddel und Ede — wie geschäftig und heiter waren sie, kleine Tische zu decken, Leuchter darauf zu pflanzen, Stühle hereinzutragen, aber Alles leise und auf den Zehen. „Warum hast Du nun nicht" — begann er wieder zu Lili.

Jetzt gab sie Antwort: „Wirklich Otto, besser ist besser! Wenn ich Papa nun um Erlaubniß gefragt hätte, und er machte es wie gewöhnlich und finge an zu donnern?"

Mami blieb mit dem Leuchter in der Hand stehen, sah Lili an, zuckte die Achseln und lachte verlegen.

„Aber er braucht ja bloß aufzuwachen, und der Donner kommt heut' Abend, wenn alle Leute da sind," beharrte Otto.

Mami wurde blaß und ging schnell hinaus; Lili sagte gemächlich: „Das wollen wir nicht hoffen", und Mathilde schrie ein bißchen und drückte sich dann die Hand auf den Mund.

„Gelungene Leute seid ihr doch!" Otto näherte sich Lili und sagte halblaut und nur ihr verständlich: „Du hast eigentlich keine Spur von Ernst, Lili, — Dir, als meiner Freundin, darf ich das wohl sagen!" Das Mädchen schrak zusammen, wurde roth und ließ den Kopf hängen. Fräulein Schulenburg sagte, sie habe keinen Ehrgeiz, Freund Otto behauptete, sie habe keinen Ernst; mein Gott, was für eine Art Ungethüm war sie denn eigentlich. Hatte nicht auch Mami sie gelegentlich ein „unbrauchbares Möbel" genannt?

Onkel Stehr kam als Erster der Gäste; er ging gleich auf das schwarze Schaf zu und schüttelte dem „Wahlnichtchen" die Hand. Sein buschiges graues Haar war kühn emporgestrichen, seine durchdringenden dunkeln Augen hafteten voll Freude auf dem „Pausback". „Hier ist mein Jungbrunnen," sagte er, ihre Hand festhaltend, „Ihre Einladung kam mir wie gerufen, — wenn man so Tag aus Tag ein im Laden stehen muß, Laden stehn muß, — na, Sie wissen, was ich sagen will."

„Geht es Ihren Kindern wohl?" fragte Otto dazwischen.

Der Onkel nickte friedevoll: „Danke, sie haben so 'ne Tanzgesellschaft heute Abend, 'n Kränzchen, alle drei, im Hotel de Russie glaub' ich, meine Tochter ist da bekannt. — Na, was macht unser Stück? Fein präparirt? Freu' mich, daß ich hier bin!“ — mit strahlendem Gesicht wandte er sich von Einem zum Andern.

Lili ging in ihr Bodenkämmerchen, um ihr Protokoll über den letzten Leseabend zu holen; als sie an der gefährlichen Dachecke herumgriff, richtig, waren wieder die Zeugnisse da. „Na, am Ostersonntag kann das doch kein Mensch verlangen!“ sagte sie stirnrunzelnd; es schien ihr nämlich, als stecke das alte Classenbuch ihr die Zunge aus. Sie riß den rothen Löschblattfetzen ab und rannte die Treppen hinunter; vielleicht war Wetter vom Strahl inzwischen schon angelangt, Otto hatte sich vorhin verabschiedet, um ihn zu holen. Ihr Herz war schwer und gespannt, und sie seufzte, — gab es wohl viele Menschen, die so den Kopf voll hatten wie sie? Schule, Leseclub, Papa im dämmernden Hintergrunde, und da vor ihr dieser Wetter vom Strahl, mit dem sie lesen sollte, und von dem ihr schon die ganze Nacht geträumt hatte, und zwar soviel Hohes und Herrliches, daß Otto's begeisterte Schilderung seines neuen Bekannten doch vollständig dagegen wegfiel. Na, vielleicht hatte der ihr nur die Ueberraschung nicht vorweg nehmen wollen — hatte sich doch grade Otto so sehr gefreut, daß Lili eben zu diesem Abend das Chorlied für den Leseclub und dann das andere kleine Versding gemacht hatte; die lithographischen Abzüge waren seine Erfindung, und die Vignette hatte er dazu nach dem Kladderadatsch gezeichnet. Es mußte doch schön werden!

Unten auf dem Vorplatz, zwischen den Röcken und Hüten, stand ein langer, langarmiger Herr, der sein gutes breites Gesicht zu dem freundlichsten Lachen verzog, um sie zu begrüßen. Bruder Ede schleppte er dabei mit sich, denn er hatte ihm den Arm um den Hals gelegt und in drolliger Zärtlichkeit seinen Kopf an sich gedrückt. Das war Freund Peters, eine der Hauptstützen der Gesellschaft; nur körperlich mußte er stets etwas umklammert halten, um auf seinen langen Scheren fest zu stehen.

Während sie mit den Beiden plauderte, bewegte sich die Hausthür — die Glocke war mit Rücksicht auf Papas segensreichen Schlummer angebunden worden —, und eine fremde Stimme tönte in Otto's bekannte, eine sammetweiche, sympathische Stimme, die Lili aufhorchen machte. Es war, als habe sie diese Laute schon irgendwo gehört, war's nicht heut' Nacht im Traum? Sie wendete sich hastig um, da stand der neue Ankömmling und hängte seinen Hut auf. Otto kam auf sie zu, sagte ein paar Worte; in der Verwirrung ließ sie seine Hand nicht los, — wenn doch der Fremde noch einmal sprechen möchte!

„Unser Wetter vom Strahl,“ sagte Otto — ein etwas spöttischer Blick aus hellen Augen heftete sich einen Moment auf Lili und glitt zu den verschlungenen Fingern hinunter; hastig machte sich das Mädchen frei und bemühte sich, gleichgültig auszusehen. Sie war sehr erschrocken. Auch die Person des Fremden schien ihr bekannt, aber in wie anderer Weise als die Stimme! War es nicht der junge Elegant im Cylinder, der ihr unverschämt vertraulich

ins Gesicht geguckt und dazu gerufen hatte: „'Tag, klein Deern?“ Nein, es war ja unmöglich, irgend eine oberflächliche Aehnlichkeit hatte sie getäuscht. Mit wie liebenswürdiger Artigkeit begrüßte er die Damen des Hauses, wie gewinnend entschuldigte er sein Eindringen in den geschlossenen Kreis.

„Otto hatte mich so neugierig gemacht; so Etwas gibt es ja kaum, ein so frisches Geistesleben! Er ist an Allem schuld. Aber bitte, schicken Sie mich fort, wenn es zu unverschämt ist.“

Natürlich beeiferte sich Mami, ihn ihrer Freude zu versichern. „Les amis de nos amis sont nos amis!“ sagte sie zierlich. Mathilde drückte durch Blicke gegen die Stubendecke ihre Bewunderung für ihn aus.

Otto berührte Lili an der Schulter: „Wat süht Du den so suer ut?“

„So seh' ick von Natur ut,“ erwiderte Lili wie üblich, aber um ihren Mund begann es zu zucken, und sie wandte sich schnell ab.

Onkel Stehr erhob die bemalte Kuhglocke, das Zeichen seiner Präsidentenwürde. „Na, dann dürfen wir wohl 'mal zuerst das Protokoll hören, nicht?“ Otto starrte bedenklich die Flügelthür an; wie, wenn jetzt Papa mit verschlafenen Augen und gesträubtem Haar auf der Schwelle erschiene und so ganz freundschaftlich sich erkundigte, was zum Teufel hier los sei? Otto hatte das schon einmal mit erlebt, und der Schrecken störte oft noch seine Träume. Aber es schnarchte noch immer gelinde, und außer ihm schien Niemand in Sorge. Nur seine Freundin Lili gefiel ihm nicht; sie hatte ihre gereimte Schilderung des Karlsschüler-Abends ohne allen Antheil heruntergeschnurrt und während des Vorspiels plötzlich aufgelacht — ein furchtbares Vergehen gegen die Feierlichkeit des Leseclubs. Er winkte ihr seine höchste Mißbilligung zu; auch Wetter vom Strahl hielt in seiner Vertheidigungsrede gegen Onkel Stehr-Theobald's feurig zornige Anklage durchaus nicht, was man von ihm erhofft: seine Stimme war weich und klangvoll, aber die Aussprache so nachlässig, daß er nicht nur Endsilben, sondern ganze Wörter verschluckte. Ede schrieb auf sein Reclamexemplar: „Du, der schwabbelt!“ und reichte es Otto zur Begutachtung. Was blieb ihm übrig, als sich hinterm Ohr zu kratzen? Wenn jetzt Lili-Käthchen sich nicht zusammennahm — — Aha! da klangen das erste Mal die Worte: „Mein hoher Herr!“ Und wie! Alle blickten zu Lili hin, so fremd, widerwillig, zaghaft, aus dem Traum geschreckt hatte das geklungen. Mami bückte sich zu ihr und flüsterte: „Kind, fehlt Dir etwas?“ Aber sie bekam keine Antwort, die Zwiesprache mit Wetter vom Strahl war schon in vollem Gange, — die grausame, kalt barsche Befragung des verlaufenen Kindes. Allerdings die Worte waren da in einem sonderbaren Gegensatz zu dem Organ, das sie vorbrachte. Immer milder, eindringlicher, liebkosender sprach dieser herbe Rittersmann, dabei gedämpft, als ob er für Käthchen allein rede; sie hatte diesen Ton angeschlagen, und er war mit feiner Fühlung darauf eingegangen; es war wie ein Einverständniß zwischen diesen Beiden, die sich doch nie zuvor gesehen hatten. Auch Onkel Stehr schaute mit väterlicher Zärtlichkeit sein Töchterchen an; die süße Mitte zwischen Kind und Mädchen, zwischen gläubiger Zuversicht und Traumbefangenheit — wie nur die Lili diese Töne traf! Nach der langen Schlußscene des ersten Actes reichte der Alte stumm seine

warme Hand hinüber mit einer großen Gebärde der Segnung. Ja, Onkel Stehr war „Einer mit dem Turnus", wie Mama es nannte. Aber Lili, Lili war so erregt, daß sie bereits keine schwarzen und grauen Röcke, keine Kneifer und Wassergläser und Stearinlichter mehr sah, sondern glänzende Harnische, vermummte Ritter und den zerfallenen Mauerring der Burg mit dem süßduftenden Fliederstrauch, drin der Zeisig sein Nest hat. Sie fühlte sich darunter liegen, gedeckt von schattenden Zweigen; ja, ja sie selbst das Käthchen, bereit, ihrem Ritter zu folgen über Wasser und Land, lebend vom Licht seiner Augen, auch wenn sie zornig auf sie herabsahen, vom Ton seiner Stimme, auch wenn sie donnerte und sie hinweg scheuchte, — nichts wünschend, nichts verlangend, als ihm nah zu sein und sich zu freuen, daß er lebte.

„Käthchen, schläfst Du?"
„Nein, mein verehrter Herr."
„Und doch hast Du die Augenlider zu."
„Die Augenlider?"
„Ja; und fest dünkt mich."
„— Ach, geh'!"
„Was! Nicht? Du hältst die Augen auf?"
„Groß auf, so weit ich kann, mein bester Herr;
„Ich seh' Dich ja, wie Du zu Pferde sitzest —"

Otto räusperte sich; das süße Geplauder wurde mit so viel Echtheit zu Gehör gebracht, daß ihm ganz unbehaglich wurde. Sie kann doch nie Maß halten, diese Lili, dachte er, jetzt ist sie so drin — ordentlich wie hypnotisirt. Als das Stück zu Ende war, schaute sie sich wirklich nach rechts und links um in einer Verwirrung, die Onkel Stehr sogar auffiel. „Na, suchen Sie vielleicht Ihren Ritter und Gemahl?" fragte er lachend; „je je, die gibt es nun leider nicht mehr; die Käthchen hätten wir wohl noch, wie Figura zeigt, aber so'n Graf Wetterstrahl — na prosit!"

Lili hatte den Kopf auf die Seite gelegt: „Ach glauben Sie das, lieber Onkel?"

„Jawohl, liebe Nichte, so ist es. Und daran ist nichts zu ändern. Es ist unangenehm für die jungen Mädchen. Höchstens mal so'n alter Knabe mit greisem Haar," er faßte sich an die Tolle, „der zu seinem Schaden das alte romantische Blut noch in seinen Adern fühlt — je, was ist da zu machen!"

Die Sache wurde bei Thee und kaltem Aufschnitt noch eine Weile erörtert. „Na, jetzt wollen wir mal die schweren Gespräche lassen," sagte Otto und schlug an sein Glas, „ich bitte anzustimmen: ‚Deutschland, Deutschland über Alles.'" Aber als die Wogen der Begeisterung schon über aller Köpfe hinwegrauschten und gegen die engen Zimmerwände brandeten, daß es dröhnte, ging die Stubenthür auf und — „Papa! Papa Gentzsch!" schrie die ganze Gesellschaft, und ohne sich im Uebrigen im Singen zu unterbrechen, stand Jedes mit Theetasse oder Bierglas in der Hand auf und jubelte dem Eintretenden entgegen:

„Uns zu edler That begeistern
Unser ganzes Leben lang."

„Mein Gott, was ist denn das nu wieder?“ murmelte Papa, an der Schwelle festgewurzelt; aber sie ließen nicht ab:

„Deutsche Frau'n und deutsche Treue,
Deutscher Wein und deutscher Sang!“

schmetterten sie ihm in die Ohren, daß er sich ängstlich die Hände an den Kopf preßte, und schwabb! die Thüre wieder hinter sich zuzog, verschwunden wie in einer Versenkung. Mami's und Otto's Augen trafen sich; es schien dem jungen Menschen, als stehe ihr das Herz still vor Erwartung des Kommenden. „Nein, das geht doch nicht! Papa Gentzsch!“ rief er, hastig nach einem reinen Glase greifend und es füllend, „ich muß doch 'mal seh'n“ — und mit einem kühnen Satz war er draußen. Lili, Mathilde und Ede hatten lange Gesichter bekommen, auf Mami's Antlitz stand ein gespanntes Horchen — wie wenn jetzt da draußen ein Ungewitter losbräche.

„Wir tanzen doch eigentlich auf einem Vulkan, nicht Mami?“ flüsterte Mathilde, die neben ihr saß. Die Gäste waren nur eine halbe Minute erstaunt geblieben, — sie kannten den Hausherrn nur flüchtig und gestanden ihm bereitwillig jede berechtigte Eigenthümlichkeit zu.

„Na, Vater ist wohl nicht recht wohl?“ bemerkte Onkel Stehr gemüthlich; „meine Herrschaften, ich lade Sie zu einem Rundgesang.“ Und indem er sich gegen Mami, seine Tischdame, verbeugte, begann er mit einem tiefen angenehmen Bariton: „Lebe, liebe, trinke, schwärme und erfreue dich mir —“ als Tiddel mit aufgeregtem Flüstern dazwischen fuhr: „Meine süße Mami, er bringt ihn! Otto hat ihn 'rumgekriegt! Na, Gott sei Dank!“ und noch leiser flüsterte sie: „O unser Otto! Otto der Hülfreiche, nicht, meine Zuckermami?“ Wahrhaftig, er hatte es durchgesetzt! Etwas süß-säuerlich zwar, aber doch im feinen Gesellschaftsrock, an Otto's Arm, ward Papa Gentzsch hereingeführt. „Hier! Hier! Hier!“ rief es nun von allen Seiten, Jeder versuchte neben sich Platz zu machen für einen Stuhl, alle Hände wurden dem Ankömmling entgegengestreckt; er schüttelte und schob sie gleichzeitig zurück — das war seine Art so.

Als er glücklich saß, begann der unermüdliche Graukopf von Neuem: „Na, denn können wir ja nun fortfahren. Mutter Gentzsch, bitte! Lebe! liebe! trinke —“

„Einen Augenblick! ich bitte ums Wort, da ich der Gesellschaft noch etwas mitzutheilen habe. Bitte, den Rundgesang zu verschieben, bis die Bowle kommt!“

„Bowle? Aber Otto, wenn Du Dich nur nicht irrst?“ begann Mami in furchtbarer Verlegenheit.

„Liebe Mama Gentzsch, es ist kein Irrthum. Der Waldmeister muß nur noch 'n bißchen ziehen. Vorläufig bitte ich die geehrten Freunde, mit mir anzustoßen auf den Spender! Unser verehrter Papa Gentzsch, er lebe hoch!“

Nein, wurde das ein Jubel!

„Kuck' den Slieker!“ murmelte Mami glückselig, während Papa ganz wie ein Spitzbube die Achseln zuckte und von gar nichts zu wissen vorgab.

„Singen immer von deutschem Wein und picheln nichts als Thee!“ brummte er hinter seinem Glase; dann blickte er verdutzt das Zettelchen an, das ihm plötzlich von Otto, ihm wie den Andern, in die Hand gesteckt wurde: „Nanu, doch keine Traktätchen?“

Wieder erklang Otto's Messer am Glas: „Meine lieben Freunde! Meine liebe Freundin hat uns für das heutige Schlußfest ein paar Lieder gedichtet. Nach der Melodie: ‚O Tannebaum!‘ Also bitte möglichst volltönig und einstimmig:

„O Leseclub! o Leseclub, du kannst uns sehr gefallen!
Du grünst nicht nur zur Winterzeit,
Nein auch um Ostern, wenn es mait —“

Freund Peters lächelte seinem Ede liebevoll zu: „Nein, Ede, das ist aber so wahr!“ — denn die Schlußstrophe mußte gar auf allgemeines Verlangen wiederholt werden:

„Sind wir nicht mehr im Zimmer froh,
Dann treffen wir uns anderswo — —“

Das Lied hatte eingeschlagen.

„Na, der kann jawoll keine Minute sitzen bleiben,“ rief Papa, denn Otto hatte abermals einen Vorschlag zu machen.

„Meine lieben Freunde! Damit die Worte unserer lieben Freundin so bald wie möglich Wahrheit werden! ich schlage vor: ‚Wilhelm Tell,‘ gelesen im Grünen, sagen wir im Niendorfer oder Harburger Gehölz, den ersten, schönen Sonntag von heute ab!“

„Ich schlage nach!“ schrie Freund Peter kühn und mit einem Klapps auf Otto's Rücken, der ihn beinahe geknickt hätte.

„Angenommen! angenommen!“ jubelte die Runde.

„Da sehen Sie, was Sie alles ins Werk setzen,“ bemerkte Wetter vom Strahl zu Lili hinüber. „Darf ich auch mit nach Harburg?“

„Wenn Sie mögen?“ Lili bewunderte befangen das feine Profil, das er zuwandte. Wie war es nur möglich gewesen, daß sie diesen herrlichen Menschen mit jenem Cylinderträger hatte verwechseln können! Seine flotte Jugendlichkeit war bezaubernd wie seine Stimme. Er schaute sie, mit der er grade angestoßen, etwas ungläubig an. „Sie können wohl lachen!“

„Ich? lachen? warum?“ lispelte das Mädchen, froh beschämt, daß man sich so viel um sie bekümmerte.

„Ich habe solch' frisches Geistesleben nicht gekannt,“ der junge Mann senkte den schwarzhaarigen, tadellos frisirten Kopf und heftete seine blassen Augensterne auf den Diamantring an seinem kleinen Finger. „Solch' frisches Geistesleben, und Sie der geistige Mittelpunkt von Allem, Sie können wohl lachen.“ Er seufzte.

Das Mädchen hatte verwundert die Augen aufgerissen: „Der Mittelpunkt sollte ich sein? Nein, wie kommen Sie darauf? Das ist ja natürlich Otto, unser Otto!“

„Ach so!“ Der Fremde lachte, indem er Lili prüfend ansah. „Glauben Sie das wirklich?“

„Ich weiß es!“ Das Mädchen lachte nun auch; dieser Fremde hatte offenbar nicht die geringste Menschenkenntniß! Wie ihm das stand!

„Warum sagen Sie nicht einfach ‚mein Otto‘?“ flüsterte Wetter vom Strahl, während er geschickt einen halben Apfel von Lili’s Teller nahm und zu verspeisen begann.

Sie schüttelte fröhlich den Kopf: „Weil es nicht wahr wäre! Weil er uns allen zusammen gehört.“

„Alle zusammen? wer ist denn das?“

„O, Mami und Tibbel und Thesche und Ede — er ist unser liebster Freund, wissen Sie.“

Der Fremde zog die Stirn zusammen, zuckte ein wenig die Achseln und aß das Brötchen auf, das Lili eben für sich gestrichen. Nun erröthete sie und blickte fort: das war ihr neu, aber merkwürdig angenehm. Es war überhaupt ein wonnevoller Abend.

Onkel Stehr nickte ihr strahlend zu, erhob sich in seiner ganzen Breitschultrigkeit und brachte einen gereimten Toast auf seine kleine „Wahlnichte“ aus:

„Weil sie so niedlich protokollirt,
Sei ihr ein Gläschen dedicirt!“

Der Schlußreim wurde von der ganzen Tafelrunde aufgenommen und im Chor wiederholt. „Na, sehen Sie wohl?“ sagte Wetter vom Strahl. „Scht da! bin noch nicht fertig!“ machte der Onkel; „verehrte Anwesende, wir haben die Tochter leben lassen, meine Tochter, die mir ein hergelaufener Kaiser zwar weggekapert hat“ — er drohte Freund Peters mit der Faust —, „aber Sie wissen, kein Ding ist ohne Ursache! Und was ist die Ursache, wenn ich so sagen darf, zu dieser poetischen Tochter? Es ist die poetische Mutter, die uns heute Abend die abschreckende Kunigunde so naturgetreu verkörpert hat, daß wir dieses Scheusal, meine Damen und Herren, förmlich mit Händen greifen konnten.“

„Oh, oh!“ wehrte Mami tiefergriffen. „Hört! hört!“ schrie Wetter vom Strahl lachend. Onkel Stehr strafte ihn mit niederschmetterndem Blick: „Und, meine Herrschaften, das ist viel, das ist eine Leistung für eine sanfte, liebevolle Frau und Mutter. Das bringt nur fertig, wer Poesie im Leibe hat. Und die hat sie im Leibe! Die Mutter und das Kind, die Mutter und das Kind! sie leben hoch!“

„Ja, sie sind alle furchtbar nett mit mir,“ murmelte Lili mit glühenden Backen. Das letzte Wort erstarb ihr im Munde, denn der Fremde, der sich seit einigen Minuten an ihre Seite geschmuggelt hatte, ergriff plötzlich ihr Weinglas statt des seinen, rief „Käthchen! Mädchen!“ indem er ihr mit seltsamem Ausdruck in die Augen sah, goß den Maitrank hinunter und schmetterte das leere Glas an die Wand, dicht neben der Flügelthür. „Was war das?“ kreischte Mami. Aller Blicke wandten sich zu dem Fremden. „Ich bin tiefbetrübt über meine Ungeschicklichkeit! Bitte tausendmal um Vergebung, meine verehrten Damen!“ rief Wetter vom Strahl, indem er sich halb ernsthaft, halb schelmisch nach allen Seiten verbeugte, und mit einem kleinen Triumphblick

Lili's selig erschrockene Miene streifte. Mari sammelte die Scherben; einzig Papa musterte den Wettergrafen mit verdächtigem Antheil. Lili erwachte erst aus der Betäubung, als es Zeit war, den „Schlußgesang“ circuliren zu lassen. Die Blättchen knisterten. „Auch von Ihnen?“ flüsterte Graf Wetterstrahl, „aber das ist ja beängstigend,“ während er ohne alle Beängstigung ein Immergrünzweiglein, das Lili's Locken entfallen, in sein Knopfloch steckte; „so, jetzt hab' ich doch ein Vergißmeinnicht von Ihnen, danke Käthchen, Mädchen, Wettermädel!“

„Ein Vergißmeinnicht?“ sagte Lili träumerisch. „Sie werden doch jetzt öfter kommen.“

Ein seltsamer Ton, ein schmerzlicher Seufzer neben ihr machte sie aufschauen. Er hatte sein Taschentuch gezogen, und das Gesicht halb verhüllt; als er es fortsteckte, sah er ganz verändert, trübselig und nachdenklich aus. „Quien sabe! quien sabe!“ murmelte er.

„Wie?“

„O, ich sagte nur, ‚wer weiß!‘ verstehen Sie kein Spanisch?“

„Leider nicht!“

„Gott sei Dank, daß Sie auch mal etwas nicht verstehen!“ sein flüchtig ironischer Ton war schon zurückgekehrt. Er sah auf das Blatt: „Na, Otto, schieß doch los, soll ich die Stimmgabel von zu Hause holen, oder worauf warten wir?“ Bei der letzten Strophe nahm die Stimmung einen höchsten Aufschwung.

„Wo Aehnliche ein Band umfaßt,
Wo Dichterworte schallen — —“

Wetter vom Strahl faßte plötzlich Lili's rechte Hand mit seiner linken und rief, als Einige ihn ansahen: „Nachmachen! Alle Hände reichen!“ Es geschah; stehend, Jeder die Hand in der des Nachbars, sangen sie zu Ende:

„Wo Keiner neidet, Niemand haßt,
Auch da sind Tempelhallen!“

Und dann wurde das Ganze von Anfang wiederholt, und Lili fühlte ihre Finger gepreßt von einer heißen Hand, die sie endlich ganz langsam, ganz zögernd frei gab. „Das war schön. Haben Sie Dank, Käthchen, Mädchen!“ sagte er doppelsinnig. „Jetzt brech' ich auf. Danach wäre alles Andre Profanation. Höchstens möcht' ich noch aus Ihrem kleinen Schuh Ihr Wohl trinken, aber das gestatten Sie mir ja doch nicht.“

Lili hatte im größten Schrecken ihre Füße unter den Stuhl gezogen. Ihre „kleinen Schuhe“ als Trinkgefäße? Entsetzliche Vorstellung. Sie waren von Putzleder und hatten halb durchgelaufene Sohlen. Für ihr Lehrerinnengehalt ließ sich immer nur das Nothwendigste kaufen. Sie athmete auf, als sie einsah, daß es ihm nicht Ernst gewesen.

Die Bowle in der Suppenterrine ging auch zur Neige, da erhob sich Otto noch einmal: „Meine lieben Freunde! Wir sind wieder einmal so vergnügt beisammen gewesen, — aber es ist noch eine Seele im Haus — eine Seele — sie sitzt in der Küche und hört uns singen und —“

„O, Mari hat natürlich doch auch Maitrank gekriegt, zwei Gläser,“ sagte Mami dazwischen.

„Gewiß, Mama, aber“ — er kratzte sich hinterm Ohr und fuhr dann kurz heraus, sie möchten alle ihr Glas nehmen und in den Keller steigen, um mit Mari anzustoßen. Bis auf den Wettergrafen, der sich eigentlich nur von Lili verabschiedete und schnell empfahl, stimmten Alle ein und trappten fröhlich bergab, um die schlaftrunkene Mari in die größte Bestürzung zu versetzen. „Profit, Seele!“ schrie Ede übermüthig. „Ihr Wohl, Mari! prost! prost!“

Als sie ganz aufgeregt wieder hinaufkamen, saß Papa, der nicht mitgegangen, an dem zerstörten Tisch und studirte kopfschüttelnd das Chorlied. Er winkte Mami heran, legte den Finger auf die Schlußstrophe und fragte: „Wo? Ja, wo ist denn das? doch nicht hier?“ Während des Aufbruchs tippte er Lili von hinten auf den Kopf: „Mamsell Quatsch!“ sagte er.

„Wie reizend Papa heut Abend ist!“ seufzte Tiddel in Mami's Ohr, „man sieht es ihm an, wie er sich auch über Alles gefreut hat!“

„Gott sei Dank, daß die Bande weg ist! ich denk', die wollen sich hier anbauen!“ stöhnte Papa, in einen Sessel sinkend. „We all are jolly good fellows!“ verklang es durch den kleinen Garten, wo die Leberblümchen sproßten, und der späte Mond schien. —

Lili schlief nicht viel in dieser Nacht. Es war freilich auch vier Uhr, als sie in ihr Kämmerchen trat, — und wer konnte denn schlafen, wenn solche Mondlichtströme durch die Dachluke über die weißen Laken flossen! —

Als sie erwachte, saß es an ihrem Bett und streifte mit zartem Flügelschlag ihre Schulter, goldene Augen glühten sie an: ihr Herz begann heftig zu klopfen, sie setzte sich auf und fühlte die Freude um sich verbreitet, wie einen unnennbar süßen Duft; vor den Ohren waren Klänge, überirdisch, lieblich fremd. Den ganzen Tag ging sie auf Wolken und erblickte nur wie durch einen Nebel die Gestalten der Ihrigen. Einen Augenblick schrak sie auf; es war bei Tisch, als Papa sie stirnrunzelnd fixirte und dann polterte: „Na, wie siehst Du denn aus? Bist Du mondsüchtig?“ Aber da er selbst keine Antwort auf diese seltsame Frage zu erwarten schien, so ging die Sache schnell vorüber. „Morgen ist wieder Schule? hoffentlich?“ sagte er zum Gutenachtgruß. Und als Lili lächelnd den Kopf schüttelte: „Na, ihr Schulmeister versteht das Faullenzen, das muß man sagen. Zu was denn?“ Lili gab auch darauf keine Erklärung, ihr glänzendes Gesicht war unerschütterlich. Lieber Gott, zu was? Nun, um zu träumen, Verse zu murmeln, dem Engelgesang in den Lüften zu lauschen. Das konnte man nicht sagen, aber war es nicht eigentlich selbstverständlich? Kann man denn leben ohne das? Ja, Papa lebte so, ohne Zweifel, — ein verwunderungsvolles Mitleid flammte in ihr auf. Armer, alter Papa! An was er nur dachte den ganzen langen Tag? Politik, Kohlenrechnungen, Geschäftsärger, weiße Haare! Nein, die Welt der älteren Menschen war doch schrecklich; lauter — Schule! nichts als — Schule. Sie drückte ihm fest die Hand, dem armen, alten Papa, als sie ihm gute Nacht sagte.

Am Dienstag Morgen kam ein zierliches Paket für Lili. Ihre Hände zitterten ein wenig, als sie die Schnur aufknoten wollte. „Mein Gott, warum bist Du so aufgeregt?“ sagte Mami, selbst voller Erwartung. Ein Briefchen kam zum Vorschein, das lauter Veilchenduft verbreitete. Darunter stand: „Wetter vom Strahl.“

„O, ich wußte es gleich!“ jauchzte das Mädchen.

Mathilde wartete mit hungrigen Augen daneben. „Zeig' doch, was schreibt er denn?“

„Ach nein, ach nein,“ und Lili wich halb spielend zurück, „bitte, laß.“

„Nun, das ist stark!“

Mami schmollte: „Auch ich nicht?“

„Wenn es durchaus sein muß“ — — sie hielt flüchtig erröthend den Brief hin. Mami las halblaut: ‚Liebes Käthchen, Mädchen! Mir ist so, als hätt' ich mit Ihnen ein Vielliebchen gegessen und verloren. Verloren hab' ich auf alle Fälle. Ich grüße also Lili die Siegreiche und lege ihr mitfolgenden Frühlingsgruß zu Füßen. Dank für den Abend. Denken Sie, — wenn Sie nichts Besseres zu thun haben! an Ihren armen, überwundenen Wetter vom Strahl'. „Du, den find' ich frech,“ sagte Mami kopfschüttelnd.

„Ja, ein bißchen frech ist der ganze Mensch,“ fiel Tiddel ein.

„Frech?“ Lili blickte zärtlich den Brief an; „seht ihr, darum wollt' ich ja nicht — Ihr beurtheilt ihn falsch“ — sie steckte ihren Schatz geschwind in die Tasche und betrachtete das Päckchen, ohne es anzurühren.

„Mach' doch auf!“ drängte Mathilde.

„Ich glaube — es ginge besser in der Küche,“ zögerte Lili.

„In der Küche? Was sprichst Du?“

„Ach so, nein, richtig, ich meinte nur.“

„Wie komisch Du bist, Lili, ganz als wenn das nun ein Heiligthum wäre! Ich gucke Dir nichts davon ab,“ Mathilde wollte ärgerlich bei Seite gehen.

„Hier! hier!“ rief Lili bereitwillig, indem sie das Papier ablöste und eine kleine, blanke Blechschachtel enthüllte. Sie athmete schnell, der Deckel saß so fest. Eine Menge großer, dunkler Veilchen entquoll beim Oeffnen, einige fielen auf den Boden, andere über Lili's Hände. Sie lächelte verklärt:

„Sieh, Mami, das ist doch nicht frech?“

„Nein, das nicht, das ist sehr niedlich.“

„Reizend!“ sagte auch Tiddel; „Du, stülp' mal die Schachtel um, ob lauter Veilchen darin sind, oder sonst noch was.“

„Was könnte sonst darin sein?“ wehrte Lili, aber plötzlich hatte sie den Finger geritzt, — zu unterst lag ein Stechpalmenzweig im Schächtelchen.

„Das finde ich nun unnöthig,“ sagte Mami.

„Na ja, ein bißchen scharfmokant sieht der ganze Mensch aus,“ rief Tiddel.

Lili betrachtete den glänzenden Stachelzweig voll gläubiger Bewunderung: „Ihr kennt ihn nicht! Und ist es nicht ein herrliches Symbol, solch' ein immergrünes — —“ sie stockte, erröthete tief und schwieg verwirrt. Endlich flüchtete sie mit ihren Schätzen in ihr Kämmerlein und ließ sich ein paar Stunden nicht wieder sehen.

„Zu antworten brauchst Du, meiner Ansicht nach, nicht; Du kannst durch Otto danken lassen, das genügt, Lili."

„Ja, Mami."

Aber als sie dann oben war, schrieb sie doch einen Brief um den andern, die dann alle in Stückchen zerrissen und verbrannt wurden, eine verführerische Beschäftigung, die sie in Gedanken auch beim Mittag- und Abendessen fortsetzte.

„Oh! morgen fängt die alte Schule wieder an!" seufzte Mathilde ihr mitleidig zu.

„Jawohl; ich muß heute noch solchen Haufen Zeugnisse schreiben," nickte Lili gemächlich.

Mami schlug die Hände zusammen: „Heute noch? Mein Gott, warum hast Du denn nicht längst angefangen? Ich begreife nicht, wie man Alles auf den letzten Augenblick lassen kann."

„Ach, ich sitz 'n bißchen länger auf. Ich wollte mir die schönen Tage nicht verderben."

„Soll ich Dir Kaffee machen, damit Du nicht einschläfst, meine Lili?" Mathilde lief eilfertig hinaus.

„Bitte, laßt es nur Papa nicht hören, dann gibt es einen furchtbaren Lärm!" bat Mami ängstlich.

„Ich fange erst an, wenn Ihr alle zu Bett seid. Und dann oben bei mir, da merkt Papa ja nichts."

„Du kannst einschlafen — Feuer machen, die trockenen Dachsparren — das brennt ja lichterloh! Ach Kind, ich kann es nicht ausdenken. Du weißt wirklich nicht, wieviel Sorge Du mir täglich machst," so klagte die Mutter. Sie wußte nicht, wie oft das Mädchen halbe Nächte über Papier und Feder zugebracht, zumal wenn der Sturm im Dachstuhl hauste und die Gartenbäume bog, daß sie sausten und krachten. Es war auch heute so, als sie hinauf kam; sie hockte ohne Licht im zitternden Mondschein, der durchs schwarze jagende Gewölk brach, und als sie endlich die kleine Lampe anzündete, griff sie noch immer nicht nach den Schulheften, sondern kritzelte eilig mit Bleistift in ihr Notizbuch:

„Der Sturm ist erwacht,
Es braust durch die Nacht.
Brause mein Lied mit ihm um die Wette.
Ha, wer des Sturmwinds Schwingenpaar hätte,
Jauchzend zu wandern die Welt entlang!

Lüfte der Weg,
Wolke der Steg,
Sehnend sich auf zu der Sonne zu schwingen.
Kühnlich und kecklich und trotzig zu singen:
Schön bist du, Sonne, doch höher hinauf!

Nebliges Thal,
Sorge und Qual
Liegen so tief unter schwebenden Füßen.
Göttliche Freiheit, o lasse dich grüßen,
Die mich zum Aether, dem endlosen, rief.

„Lili, hier komm' ich mit dem Kaffee, erschrick nur nicht!" rief es mit unterdrückter Stimme vor der Thür, und da war die Schwester, schläfrig, aber gutwillig.

„Danke, danke, lieber Tiddel, schlaf wohl!" Sie nahm noch einmal das Sturmlied vor, aber nun erschien es ihr bedenklich, sich so über alle Möglichkeit hinwegzusetzen.

„Höher hinauf als die Sonne! ach, ich armes dummes Wurm; nein, das schick' ich ihm nicht, das fordert zu sehr die Kritik heraus. Ja, dann nur die Zeugnisse her! Es wird auch wirklich Zeit." Es schien geradezu ein müdemachendes Fluidum von diesen Classenbüchern auszugehen; kaum schlug man sie auf, so mußte man gähnen. Aber einerlei, „wat möt, dat möt". A und x, b und y, c und z — sie schrieb und rechnete und zählte und schrieb, machte Kleckse und radirte, verschrieb sich und riß Blätter aus, schlief halb ein und wachte wieder auf, stöhnte und lachte wieder und schalt sich, daß sie so faul und unbrauchbar sei, und sah zwischen hinein Wetter vom Strahl's blasses schwarzhaariges Bildniß auf allen weißen Blättern und am schönsten auf der nackten Kalkwand sich gegenüber. Und sie redete sich sogar ein, es sei ihm zu Gefallen, daß sie hier sitze und so brav und pflichtgetreu und eifrig an der Arbeit sei, und so oft ein W oder ein St zu schreiben war, lächelte sie und gab den Buchstaben einen schönen Schwung vor lauter Liebe und Zärtlichkeit. Es war eine herrliche unvergeßliche Nacht, 'mochten auch Finger und Augen müde sein, der Kopf glühte von freudigen Gedanken und seligen Bildern. Es war Alles fertig, als sie endlich ins Bett kroch, der Hahn krähte schon dem Morgen entgegen.

Ach, der frische wonnige Aprilmorgen! Als ob es nie geregnet und geweht hätte. Die bräunlichen Blüthen der Ulmen schimmerten goldig die ganze Allee entlang, die Fenster der kleinen Kirchhofscapelle blitzten, vom zoologischen Garten herüber klang ein vielstimmiges, fröhliches Gebrüll und Gezwitscher. Wie mußte das heut' im Walde sein, wo die großen gelben Weidenkätzchen den Bienen entgegendufteten, die weißen Sternenaugen der Anemonen aus dem braunen Blätterlager lugten. Ach, wer dorthin könnte! Dorthin, statt in die Schule. Jeder Trupp Schulkinder, der mit klappernden Butterbrotsdosen und feldmäßig gepackten Tornistern an ihr vorüberkam, erregte ihr Mitleid: „Arme Kleine! Alle, alle in die engen Mauern, in die Anstalt zum „Artigmachen", in die Dressur, unter die Disciplin!"

„Guten Morgen! halten Sie Selbstgespräche?" sagte es plötzlich hinter ihr. Ihr Fuß stockte, und da stand er schon an ihrer Seite, blaß und schwärzlich und elegant und fragte, ob er sie begleiten dürfe.

Lili athmete kaum vor freudiger Befangenheit, um so vertraulicher und kecker war sein Ton: „Nun, wie sieht's aus in Ihren vier Herzkämmerchen, Fräulein? Und wohin steuern Sie mit all der Gelehrsamkeit unterm Arm? Lassen Sie mich das tragen!"

„Nein, nein," wehrte Lili, erröthend bei der bloßen Vorstellung, wie sich dies scheußliche Paket in blauem Zuckerpapier zu seinem Anzug ausnehmen würde. Er machte keinen weiteren Versuch, schlug sich mit dem Stöckchen an

die blanken Stiefel und musterte Lili's Erscheinung. Wenigstens kam es ihr so vor, und — lieber Gott, da war ja noch die abgetretene Litze an ihrem Schulkleid! Warum auch hatte sie das nicht angenäht, warum nicht Mathilde gebeten, wenn sie keine Zeit gehabt. Aber ja — sie hätte längst Zeit gefunden, der Fehler lag in ihrer Gedankenlosigkeit; sie schämte sich furchtbar.

„Sie sind zu beneiden, Käthchen", sagte Wetter vom Strahl, „Sie sehen so merkwürdig glücklich aus."

„Ich? heute Morgen?"

„Nein, immer; ich habe Sie nämlich schon oft gesehen, früher, immer mit den Büchern, ohne Regenschirm, wenn es goß, und die Augen in den Wolken — Sie können wohl lachen."

Lili wunderte sich, aber sie war selig, daß sie ihm gefiel. Er schüttelte den Kopf zu ihrer Einsilbigkeit: „Neulich waren Sie viel munterer; haben Sie meinen Gruß übelgenommen?"

„O Gott, wie könnt' ich!" rief das Mädchen mit abgewendetem Gesicht.

Er seufzte tief: „Lili, ich habe so eine Vermuthung, als ob Sie mir ein klein, klein bißchen gut wären — ist das wahr?" Sie nickte, sie hatte nicht den Muth, zu fragen, woher er das wisse. Er lächelte dankbar, ein wenig triumphirend. „Sie sind ein Unicum an Aufrichtigkeit, aber mein Herz dankt Ihnen, liebes Käthchen — glauben Sie das?" Sie nickte wieder, sie wußte kaum, wo sie war. „Bedauern Sie mich, aber verachten Sie mich nicht," sagte er und führte sein Taschentuch an die Augen. Lili erschrak über den verwandelten Ton, sie sah ihn schüchtern an. „Darf ich Ihnen einen Brief zeigen? Ich möchte Ihr Gutachten hören, Käthchen."

„Einen Brief? Mir?" sie blickte sich verwirrt um, sie standen mitten im botanischen Garten, unter einer weidenüberhangenen Bank am Stadtgraben. „Wie kommen wir hierher?" stammelte sie.

„Durch die Thür! Haben Sie das gar nicht bemerkt? Ach Kind, liebes, was sind Sie für ein merkwürdiges Geschöpf." Sie setzten sich auf die Bank, er legte den Arm auf die Lehne hinter ihr. „Nein jetzt — jetzt hab' ich nicht Lust, den Zauber zu stören," seufzte er. Lili sah träumerisch auf das dürre Schilf, das sich raschelnd hin und her bog.

„Sie wollten mir etwas zeigen?"

„Noch einen Augenblick." Er griff nach ihrer Hand und legte sie an seine Weste: „Es klopft für Dich," flüsterte er; „Lili, dies ist eine seltene Minute, willst Du Dich daran erinnern? Willst Du mir Deine — Deine Freundschaft bewahren, auch wenn — Sieh, ich beneide Otto, beneide ihn wegen Deiner Freundschaft! Was ist er denn? Ein Pedant, ein Principienreiter, ein —

„Wer?"

Ihr Erschrecken, ihr Zurückziehen machte ihn aufmerksam. „Einem Neidischen muß man Manches nachsehen," stotterte er; „Otto, nun ja, er ist ein guter Kerl, aber zu Deinem Freunde — der Ackergaul neben dem Flügelroß —"

„Was reden Sie?" flüsterte Lili wie betäubt. Sie machte eine Bewegung, als wolle sie fort, die Bücher fielen auf den Boden, er hob sie auf und hielt das Mädchen am Aermel fest.

„Lassen wir doch den guten Otto, nur lieben — lieben darfst Du ihn nicht — lieben mußt Du — — mich, Kind! aber ich weiß nicht, ob ich — ich bin gebunden — sag mir, was ich thun soll! in Deine kleinen Hände leg' ich mein Schicksal! Hier, lies, solche Briefe schreibt man mir!"

Mit Widerstreben nahm das Mädchen, ihre Hand war matt. Der Glanz des Frühlingstages schien hinweggewischt, traurige Stimmen klagten im Schilf. Sie las: „Angebeteter Bobby! Ich flehe Dich an, mich wieder zu besuchen, ich jammere Tag und Nacht, ich habe keine ruhige Minute. Wenn ich Dich mit etwas beleidigt habe, so will ich zu Deinen Füßen um Verzeihung flehen, denn ich kann nicht essen noch schlafen, auch stehe ich den ganzen Tag am Fenster; auch habe ich gehört, daß Du Dich verheirathen willst. Wenn es nicht anders sein kann, muß ich mich in das Unvermeidliche fügen, aber komm doch nach wie vor zu Deiner armen unglücklichen Lulu."

„Brr! brr!" rief das Mädchen und ließ das Papier aus der Hand gleiten; „o nein, das mag ich nicht, das mag ich nicht!" Ihre Stirn war zusammengezogen, Stolz und Härte drohten in ihren Augen. „Eine Frau, die sich so erniedrigt! das ist ja kein Mensch mehr, das ist ein kläglicher knochenloser Wurm — brr! lassen Sie mich!"

Sich schüttelnd vor Ekel und Entrüstung, griff sie nach ihren Büchern. Er hatte sprachlos dagestanden. „Lili!" rief er in tiefschmerzlichem Ton, „hab' ich Sie verloren? Eben noch so weich und gut und nun — —" Sie blieb stehen, sah ihn an, über ihr Gesicht schlugen rothe Flammen, ein ihr selber unerklärlicher wilder Zorn übermannte sie: „Was wollen Sie denn von mir? Lassen Sie mich auf der Stelle fort!"

„Aber Käthchen von Heilbronn, aber Käthchen — —" Ein trocknes Schluchzen kam aus seiner Kehle. „Lili, wie ist es möglich, daß man so gescheut, so klug sein und von der Welt und ihren Wegen so gar nichts wissen kann! Sie würden vielleicht auch so schreiben — —"

„Ich? lieber sterben!" fiel sie heftig ein.

„Auch so schreiben, wenn Sie so fühlten, mein' ich — —"

„Lieber sterben, als es sagen!" beharrte sie leidenschaftlich.

Er lächelte ein wenig. „Es käme noch darauf an, aber Sie wollen ja nicht, Sie schicken mich ja fort; Lili, sagen Sie's noch einmal, was ich thun soll!"

„Mein Gott, mein Gott," rief sie empört und fast außer Stande, länger die Thränen zurückzuhalten, „das fragen Sie noch? Sie stirbt da, und Sie fragen, was Sie thun sollen? Hin zu dem armen Jammerwesen, sie trösten, pflegen, lieben, heirathen — was Sie wollen, aber schnell, machen Sie schnell! Ach — so gehen Sie doch endlich, endlich fort!"

„Im Ernst?"

Sie stampfte auf und machte eine gebieterisch wegweisende Bewegung mit der Hand, während sie die Zähne auf einander biß. Sie begriff sich selbst kaum, aber sie hatte doch auch nie einem Manne so gegenüber gestanden.

„So, so, so," murmelte er, den Hut in die Augen drückend; sein Gesicht war grünlich fahl geworden. Er grüßte kaum und ging mit wankenden

Schritten, wie betäubt, hinweg — Lili hörte und sah Alles mit peinlicher Schärfe. Als er verschwunden, sank sie auf die Bank zurück und schlug mit fest zusammengebissenen Zähnen ihren Kopf gegen den Weidenstamm. Es that weh, aber es war eine Erleichterung. — Dann kam die Erinnerung an ihre Eltern und Geschwister, an den Jugendfreund Otto den Hülfreichen! und an ihre Seelen-einsamkeit, mitten unter Allen, die sie liebten. Ein paar Tropfen wollten sich in die Augen drängen, aber sie wischte sie hastig fort. Die Schule! die Schule! Was schlug es denn da? Ihre eigene Uhr, unordentlich aufgezogen, ging nie richtig, es konnte doch nicht zehn geschlagen haben? Zehn Uhr, und die Schule begann um neun, und sie Classenlehrerin, und nicht auf dem Platz! Mein Gott, was sollte sie sagen! Mit verstörten Schritten eilte sie vorwärts, bestieg den Pferdebahnwagen und fuhr ein Stück, aber Stunden kann man nicht ein-holen, auch mit den schnellsten Schritten nicht. Und nun fühlte sie die un-geschlafene Nacht, die Augen brannten von verhaltenen Thränen. Die ge-fürchtete Schule erschien ihr wie ein sicherer Ruhehafen nach dem Erlebniß, das sie noch durchzitterte. Ja, die Kinder, die rothbäckigen, anhänglichen, schelmischen Kinder! Es waren doch auf dreißig gute nur fünf Schlingel in der Classe, und sogar die hatten ihre amüsanten Seiten. Schönschreiben, Naturgeschichte, Orthographie — wie beruhigend das Alles klang! Und wenn sie sich mit Kopfschmerzen entschuldigte, so war es keine Lüge, und Fräulein Schulenburg am Ende noch froh, daß sie nicht den ganzen Tag versäumte.

Nur kein Auge zurückwenden, nur keinen Blick hinter sich. Wenn ein Hagelschlag in die Blüthen fällt, kann man trauern, aber wenn sich die Blüthen selbst unter den Blicken unheimlich verwandeln, da kommt uns ein Grauen an. Lili war es, als habe Unreines sie angerührt, sei in der Luft über ihr gewesen. Die Leidenschaft, die sie noch nicht kannte, erschien ihr um so abstoßender, weil sie heimlich fühlte, daß auch sie ihr vielleicht unter-liegen würde eines Tags. „Nein, nein, lieber sterben!“ Und zitternd rieb sie ihre Hand mit dem Taschentuch, er hatte sie so fest in der seinen gehalten.

Ach, die liebe sichere Schule! Ja, sie wollte sich ihr nun ganz widmen wie es verlangt wurde; der Ehrgeiz, den sie „bis nach Ostern“ erwerben sollte er würde da sein, von heute ab. Die Allotria bei Seite gelassen, die Blicke gerichtet auf das Nützliche, Rechte, keinem Gelüst mehr nachgeben, das sie von der Pflicht abdrängte. „Was aber ist unsere Pflicht? Die Forderung des Tages!“ citirte sie sich, während sie mit schmerzender Stirn und müdem Herzen die Treppen hinaufstieg.

Sie mußte klingeln — o weh, kein Kind auf dem Vorplatz! so hatte schon die zweite Stunde begonnen? Eine behäbig und wichtig aussehende Frau öffnete halb und fragte gedämpft: „Sie wünschen?“

„Lassen Sie mich bitte schnell hinein,“ bat Lili außer Athem, „haben Sie vielleicht gehört, ob es zum zweiten Mal geläutet hat?“

Die Frau öffnete die Thür, blieb aber breit davor stehen und fragte: „Na, wissen Sie am Ende noch gar nichts?“ Lili starrte sie an; es war so, still im Hause, kein Kindergesumme, kein Laut aus den Classen. — „Na, wissen, Sie noch nich, daß sie 'n Schlag gekriegt hat?“ sagte die Frau.

„Wer?" stammelte Lili, sich gegen die Wand lehnend.

„Die Schulmadam hier! das Fräulein, gestern Abend all — die andern Fräuleins und die Kinder sind all alle wieder weg; Sie sind woll auch Schulfräulein hier?"

„Bitte um etwas Wasser — wenn Sie so gut sein wollen." — Lili schloß die Augen, Alles drehte sich mit ihr.

„Kommen Sie rein, setzen Sie sich 'n Augenblick; man ungenirt, Fräulein! Je, das is schnell mit ihr gegangen. Sie haben sich das woll nich vermuthen sein lassen? Soll ich Ihnen nich 'n Glas Wein geben? Sie hat Alles in ihren Eckschrank stehen. Nee, die hat sich nichs abgehn lassen." Die Frau weidete sich offenbar an dem Erfolg ihrer großen Neuigkeit.

„Ist sie denn hoffnungslos?" brachte das Mädchen mit bleichen Lippen hervor. Die Frau schüttelte den Kopf, der mit einer anständigen schwarzen Haube verziert war: „Das mögen Sie wohl sagen! Sie is auf die Stelle todt umgefallen! Ich bin die Leichenwärterin, das Mädchen is weg. Je, so'n junge Dinger, da is das nichs für." Unvermuthet öffnete sie eine Thür und schob Lili hinein: „Wollen Sie ihr nich sehn? Gehn Sie man dreist rein!"

Da stand das Mädchen vor dem halb ausgeräumten Bette mit der einsamen Leiche. Die Fenster waren offen, mit dem Vorhang spielte der Wind, durch das grüne Rouleau fiel ein bleiches Dämmerlicht auf das magere Gesichtchen mit der scharf gebogenen Nase. Sie sah aus, als schliefe sie — feiner und friedlicher war die Todte, als die Lebende je gewesen. Die verkrümmte Gestalt war bedeckt, die oft so spitzig glitzernden Augen geschlossen. Lili stand und wagte keine Bewegung. Sie hat mir das Leben sauer gemacht, sagte der Verstand. Sie war aber manchmal gut gegen mich, sagte das Gefühl. Sie hat mich mit tausend Kleinigkeiten gequält, sagte der Verstand. Ihr waren diese Kleinigkeiten große Dinge, sagte das Gefühl. Sie hat aus der Pflicht eine Stachelgeißel, aus der Arbeit einen Fluch gemacht, sagte der Verstand. Sie hatte nichts als Pflicht und Arbeit, sie war von der Natur mißhandelt, einsam, unliebenswürdig, eine arme Seele, sagte das Gefühl. Ist es nicht traurig, daß ich nicht traurig sein kann? fragte der Verstand. Ich bin traurig um dich, die hier gestorben ist, unbeweint und unbetrauert, die Niemand vermißt und der keine Liebe folgt! Arme! du Arme! sagte das Gefühl, und Lili berührte mit ihren warmen Lippen die kalte Stirn der Todten. Ganz zerbrochen schlich sie hinaus.

„Fräulein Mielk läßt bitten, sich zu ihr zu begeben, Fräulein Mielk wird die Schule übernehmen," sagte die ehrbare Frau an der Hausthür; sie hatte sich plötzlich besonnen, daß sie einen Auftrag für die junge Lehrerin gehabt hatte. „Das Begräbniß is übermorgen um zehn, die ganze Schule folgt — na, das is ja auch nich mehr wie anständig."

Den Kopf am Boden, verfolgte Lili ihren Weg nach Haus. So war auch das zu Ende, Alles ausgespielt. Die schlimme Schule — von rückwärts besehen war es ein rechter Kinderschreck gewesen, nicht viel mehr; und sie hatte in den letzten Stunden tiefere Blicke ins Leben gethan. Der dunkle Nebel,

der auf sie gefallen, verhüllte ihr auch die Zukunft. Vielleicht würde ihr Fräulein Mielk eine Anstellung geben, aber was half's? Da kam sie wohl vom Regen in die Traufe. Die Collegin hatte sie eigentlich mit Verachtung behandelt, wie eine untergeordnete Menschenspecies. Jetzt wußte sie das alles und litt darunter. Einmal hatte sie ihr Verse gezeigt, bestimmt zu einer häuslichen Scheffelfeier. „Und wie Viele sind Sie denn zu Ihrem Fest, wenn man fragen darf?" hatte die Collegin gelächelt. „Drei oder vier," sagte Lili. Da hatte Jene in die Hände geschlagen: „Nein, aber Sie sind doch unbeschreiblich lächerlich!" — O, wie wird die Welt so bitter, wenn die Augen scharf werden!

Sie wanderte langsam weiter. Freilich, eine Stelle muß sie gleich wieder suchen, und das wird nicht so leicht sein, jetzt, wo das Quartal schon heute anfängt. Wie wird Papa schelten, daß sie nun nichts zu thun hat. Gewiß schilt er auch, daß Fräulein Schulenburg gestorben ist. „Soviele nutzlose Leute leben," wird er sagen, „und solche, bei denen etwas zu verdienen ist, die sterben weg." Jeden Tag wird er ihr das Nichtsthun vorhalten und mit Mami deshalb grollen und das ganze Haus ungemüthlich machen. Und dann wird sie es sein müssen, die Allen Muth einspricht und die Sache leicht nimmt und für sich selber sucht und handelt, wie sie das seit ihrem sechzehnten Jahr gethan hat. Und so ist es recht. Selbständig muß der Mensch sein, sonst bleibt er ein Anhängsel sein Lebelang — nach Selbständigkeit hat sie gelechzt, seit es ihr klar geworden ist, in welcher Abhängigkeit Mami von Papa lebt. Nein, kein Mensch in der Welt soll für sie Schusterrechnungen bezahlen und ihr vorwerfen, daß sie zu hoch seien. Lieber Stunden geben vom Morgen bis zum Abend.

Der lange Weg ist kurz gewesen, da steht sie vor ihrer kleinen Gartenpforte, müde zum Umsinken. Aber sie muß sich zusammennehmen, nicht ohne Vorbereitung mit der traurigen Nachricht herausplatzen, Mami und Tiddel sind so schreckhaft. Die Kette ist vorgelegt, Mami kommt an die Thür, ihr Gesicht strahlt vor Freude: „Oh, meine Lili, wie schön, daß Du schon da bist! Tiddel, komm doch, Lili ist schon da." Aber nun haben sie ihr verstörtes Gesicht erkannt: „Mein Gott, Du kommst so früh, Du hast gewiß Kopfweh! Siehst Du, das ist von dem langen Schreiben gestern Abend! das hab' ich gleich gefürchtet. Hättest Du doch nicht bis zum letzten Augenblick mit Deiner Arbeit gewartet."

„Die Zeugnisse sind nicht gebraucht worden, ich bin ganz wohl, nur müde; Fräulein Schulenburg ist krank."

„Na, Gott sei Dank, wenn es weiter nichts ist. Dann habt ihr wohl ein paar Tage frei?" ruft Mathilde vergnügt. Da erzählt sie ihnen, daß die Vorsteherin todt ist. Es wird eine erschrockene Stille, Mami blickt Tiddel an, Tiddel streicht ihrer Schwester die Backen: „Siehst ordentlich angegriffen aus."

„Ach," sagt Mama nach einer Pause, „nun freu' ich mich doppelt, nicht, Mathilde?" Sie nicken sich zu, mustern dann wieder Lili. „Ich glaube, es ist aber besser, daß Du erst eine Kleinigkeit genießest, all' diese Aufregung — Dir ist gewiß flau!"

Aber Lili ist die Kehle zugeschnürt, sie wird auch allmälig neugierig: „Was habt ihr denn?“ In den Gesichtern von Mutter und Tochter zucken allerlei Lichter durch den schwarzen Ernst.

„Warte nur! wart' einen Augenblick. Ich komme gleich wieder,“ nickt Mathilde geheimnißvoll.

„Was ist denn, Mama?“ und heimlich denkt sie: Ach, was gäbe es wohl, das mich noch erfreuen könnte nach Allem, was ich heut' erlebt habe!

Mathilde kommt feierlich zurück. „Jetzt, Mami?“ Und da nehmen sie sie beide unter den Arm und führen sie gerade aus an die Thür der sogenannten ‚Holzkammer‘.

„Mach' die Augen zu, Lili! Jetzt kannst Du sie aufmachen.“ Lili fuhr zusammen. Auf dem Tisch brannten vier Lichter, die Rouleaux waren herunter, die Veilchen und Anemonen standen zu Häupten eines ziemlich großen Briefs, der zwischen den brennenden Lichtern lag. „Was ist das?“ stotterte Lili.

„Ich weiß nicht,“ ein heimliches Jubeln war in Mami's Stimme, „sieh es mal an, da steht der Name des Absenders; ich glaube, er lautet: ‚Theodor Storm‘!“

„Mami, oh Mami! Nein, das ist zu viel für einen Tag!“

„Ja, mein armes Lamm, aber dies ist doch endlich mal etwas Gutes. Hast Du ihm wohl geschrieben?“

„Ich habe ihm eine kleine Novelle geschickt. Oh, ich glaubte gar nicht, daß er mir antworten würde!“

„Wir wollen sehen, was drin steht!“ drängte die Schwester.

Lili öffnete den Umschlag; gleich bei den ersten Zeilen röthete sich ihr Gesicht, dann stürzten Thränen hervor, und ein unterdrückter Schrei brach aus der Tiefe ihrer Brust. „Es ist nicht möglich! es ist nicht möglich!“

„Er wird es doch nicht verwerfen?“ rief Mami angstvoll.

„Hier! lies! o er lobt mich ja, er sagt, er könne mir eine gute Censur ertheilen, und das sei selten der Fall, obgleich sehr viel an ihn gelange. Und hier — o Mami: ‚Es liegt über Ihrer kleinen Arbeit ein schöner reiner Jugendhauch, den ein alter Poet mit Erquickung einathmet!‘ Kannst Du Dir solch' ein Glück denken? Und hier zum Schluß: ‚Ich komme bald nach Hamburg, dann besuch' ich Sie, dann wollen wir weiter sehn‘.“

Es wurde ganz still im Zimmer; ungläubig, feierlich blickten Mutter und Schwester nach Lili. Sie aber sah sie nicht, sie sah vor sich einen Weg sich aufthun, von dem sie kaum im kühnsten Traum geträumt, und darüber die aufgehende Sonne, die süß und lockend herunterstrahlte: „Komm' nur! du darfst! komm' und versuch' Dein Heil!“

Die deutsche Landschaft.

Von
Friedrich Ratzel.

[Nachdruck untersagt.]

Auch das Alter der Völker hat tröstliche Vortheile. Wir sind herangereift und in unser Land hineingealtert. Die wachsende Zahl der Sohlen, die diesen Boden beschreiten, und der Hände, die ihn bearbeiten, ist greifbar. Durch den Volkskörper sich fortpflanzend, kommt die vervielfältigte Berührung mit der Erde selbst Denen zum Bewußtsein, die ihren Mutterboden nicht mehr zu fühlen scheinen. Wir mögen uns in amerikanische Baumwolle kleiden und indischen Weizen essen wir sind doch von den Erzeugnissen und Schätzen dieses Fleckchens Erde nie so abhängig gewesen wie heute. Unsere Vorfahren waren entschiedener auf das hingewiesen, was ihr Boden ihnen bot, aber wir sind mit doppelten und dreifachen Zahlen auf derselben Fläche dennoch abhängiger von ihm. Ohne das Eisen und die Kohlen dieses Bodens wären wir ein ganz anderes Volk, anders von Besitz und innerem Aufbau. Wie nützt der Verkehr Deutschlands Küsten, Ströme, Pässe in jährlich steigendem Maße aus! Und politisch halten wir ohne Zweifel als geeinigtes und wohlgerüstetes Volk dieses unser Land fester denn jemals vorher. Daß das Alles eine Menge von neuen, geistigen Beziehungen schaffen muß, ist klar. Bewiesen wird es schon durch Karten und Bücher, aus denen wir sehen, welche Fortschritte Kenntniß und Verständniß unseres Landes gemacht haben. Auch die Kunst trägt das Ihre dazu bei. Hat nicht die deutsche Landschaft erst in unserem Jahrhundert die künstlerische Verwerthung gefunden, zu der früher nur Anläufe und Versuche gemacht waren? Und daß der Poesie das Verständniß der landschaftlichen Schönheit unserer Heimath überhaupt erst in der Zeit aufgegangen sei, wo man mit empfindsamer Betonung das Wort „romantisch“ zu verwenden begann, wird von Kennern behauptet. Es ist zwar nicht ganz richtig. Aber die lyrische Vertiefung in den Reichthum der deutschen Landschaft haben allerdings Brockes und Haller den Gebildeten erst lieb und vertraut gemacht. Nur sollte man darüber nicht vergessen, daß tausend Jahre vorher einfache Bauern und „beschränkte“ Mönche ihre Höfe, Klöster und Capellen mit erstaunlichem

Blick für das Schöne und Große in der Natur gerade an die Punkte hingesetzt haben, deren Reize den Gebildeten durch die Lyriker des achtzehnten Jahrhunderts wieder erschlossen werden mußten. So wenig haben die Brüder van Eyck die Reize der Maaslandschaft oder Albrecht Dürer die Schönheit der fränkischen Berge „entdeckt", wie Ewald von Kleist als Neufinder landschaftlicher Merkwürdigkeiten seiner „Bilderjagd" in der Umgegend von Potsdam nachging. Die angestaunte Entdeckung des Romantischen in der heimischen Natur ist nur das Erwachen zum Bewußtsein eines längst in Freudigkeit, aber still lebendig und in unliterarischen und kunstlosen Formen sich äußernden Gefühls. Und dieses Erwachen ist wieder nur ein Anzeichen des zunehmenden Vertrautwerdens mit unserem Lande, das heißt mit uns selbst als Volk. Denn wie wäre aus dem Wesen eines seit anderthalbtausend Jahren auf demselben Boden lebenden, schaffenden und leidenden Volkes der Antheil dieses Bodens herauszulösen?

I.

Kann man von einer deutschen Landschaft reden, die nicht zugleich die Landschaft des mittleren Europa wäre? Und Mitteleuropa ragt doch nach allen Seiten über Deutschland hinaus. Haben wir nicht in Ostfrankreich, den Niederlanden, Jütland, Polen, in Oesterreich und der Schweiz ähnliche Landschaften und an manchen Orten vielleicht dieselben wie in Deutschland zu erwarten? Ja, wenn man in der Landschaft nur Natur sieht; nein, wenn man in dem, was der Mensch in ihr ist und wirkt, etwas mehr als Zuthat, als Staffage erblickt. In die Landschaft prägt ein Volk sein Geistiges und seine Schicksale ein, wie in seine Städte und Häuser. Wie die Geschlechter sich wandeln, so ändert sich auch von einer Zeit zur anderen dieses Gepräge. Auch die Staatszugehörigkeit läßt Unterschiede entstehen, die aus den geschichtlichen Schicksalen, die ein Volk in und mit seinem Staate erlebt, in die Landschaft übergehen. Die Landschaftsbilder des Erzgebirges sind verschieden auf der sächsischen und böhmischen Seite, trotzdem Ein deutscher Stamm die beiden Abhänge bewohnt, und so ist eine Landschaft, die auf beiden Seiten gleiche Berge, Wässer und Bäume hat, im Böhmer Wald von Kindern des bayerischen Stammes diesseits und jenseits der Grenze verschieden gestaltet worden. Freilich gibt es viele Züge der Stammesverwandtschaft auch in den Landschaften. Die rechte und linke Seite des Oberrheins zeigen sehr ähnliche Bilder am Fuße der Vogesen und des Schwarzwaldes, gerade so wie der badische und der elsässische Alemanne die Familienähnlichkeit nicht leugnen können. Aber so wie Baden kein Straßburg und Mühlhausen und das Elsaß kein Freiburg und Karlsruhe hat, so gehen auch sonst die Wirkungen der verschiedenen Geschichte rechts- und linksrheinischer Lande in die Landschaft über. In Landau las man vor einigen Jahren noch die verblichenen französischen Straßennamen, Heidelberg zeigt sein von Franzosen zerstörtes Schloß: zwei Denkmale desselben Volkes, die von sehr verschiedenen Schicksalen nahe gelegener Landschaften berichten.

Ein Land von der Geschichte Deutschlands kann keine reine Naturlandschaft haben. Nicht bloß die Deutschen und ihre Länder und Städte sind das Ergebniß einer langen geschichtlichen Entwicklung, auch der deutsche Boden ist es. Als die Römer Deutschland kennen lernten, waren die Werke der Menschen auf deutschem Boden klein und gering. Gerade das bestimmt die bekannten römischen Schilderungen, in denen Deutschland als ein Barbarenland von dünner Bevölkerung, wenig Aeckern und noch weniger Gärten, gar keinen Weinbergen erscheint. Die natürliche Landschaft herrschte, weil die Natur noch ungebrochen war; den Boden bedeckten Wald, Haide und Sumpfwiese. Es war die Landschaft, die man heute in den abgelegensten Theilen von Osteuropa und Nordamerika findet. Die Cultur übte nun ihre Wirkungen in zwei großen Richtungen. Einmal lichtete sie den Wald und engte das Wasser in allen seinen Formen ein, vervielfältigte und vergrößerte die Wohnstätten der Menschen und machte sie dauerhafter, brachte neue Pflanzen und Thiere ins Land. Dann aber bahnte sie unbeabsichtigte Veränderungen an, die von selbst aus den Culturarbeiten hervorgingen. Mit der Austrocknung des Bodens änderte sich das Klima; mit der Einführung neuer Pflanzen und Thiere wurden die Lebensbedingungen der vorhandenen umgestaltet. Wo früher nur Streifen Haideland, Moor oder Sumpfwiese natürliche Lichtungen im überwiegenden Wald bildeten, entstanden durch die Arbeit der Menschen immer weitere waldlose Gebiete, aus denen die schattenliebenden Pflanzen und Thiere verschwanden, denen das Waldesdunkel Schutz gewährte, und in die „Culturssteppe" wanderten neue Bewohner ein. Wo weite Wälder einst Schutz und Schranken gebildet hatten, klafften nun die Breschen zusammenhängender Lichtungen. Ein paar Bären in einem Gebirge wie dem Wetterstein, wo der letzte Bär 1835 erlegt worden ist, ändern kaum das Bild der Landschaft, in der sie ihrer ganzen Weise nach als Staffage nicht stark hervortreten können. Aber es schwebt doch ein ganz anderer Hauch über einem Lande, das noch große Raubthiere birgt. Eine solche Verwandlung der Hochgebirgsthäler in Parke voll geputzter Städter, unter denen hülflose Greise und Kinder am stärksten vertreten sind, wie sie etwa im Berchtesgadener Land jährlich weiter schreitet, wäre doch schon im Mühlbachthal der siebenbürgischen Karpathen undenkbar, in dessen oberen Theilen die walachischen Hirten noch heute mit der Flinte ihre Herden gegen Bären und Wölfe schützen.

Im Laufe dieser Entwicklung haben sich zu den natürlichen Unterschieden des deutschen Bodens und des Himmels über deutschen Landen Schattirungen geschichtlicher Art gelegt. Wenn über keinem Theil eines Landes von zweiundneunzig Einwohnern auf 1 Quadratkilometer mehr die tiefe Einsamkeit einer nordamerikanischen Landschaft schweben kann, die den fünften oder zehnten Theil dieser Bevölkerung auf gleicher Fläche trägt, so bleiben doch noch Unterschiede übrig. So allein, wie man mit Himmel, Wald und Wasser jetzt noch in manchen Theilen der Alleghanies eine Viertelstunde von einem Riesenhôtel ist, kann man bei uns selbst in den deutschen Alpen und im Waldgebirge nicht mehr sein. Wo keine Menschen sind, findet man doch menschliche Spuren in Wegen, Wegweisern und hundert Kleinigkeiten. Bald wird kein Alpenthal

ohne Jagdschlößchen, Wirthshaus oder Schutzhütte sein. Es ist nur noch eine relative, augenblickliche, vorübergehende Einsamkeit möglich. In deren Rahmen sind nun allerdings unendlich viele Abstufungen möglich. Und gerade in den leisen Variationen verhältnißmäßig einfacher Motive liegt ja vor Allem der Reiz der deutschen Mittelgebirgs- und Hügellandschaft.

Wie grundverschieden die Landschaft in nahverwandten Gebieten umgestaltet werden kann, dafür liefern die deutschen Grenzgebirge die besten Belege. Kein Gebirgswald ist so gepflegt, wie der sächsische im Erzgebirge. Eine hervorragende Buche oder Fichte ist in dem abgeglichenen, regelmäßigen Forst eine Seltenheit. Von einem Wald im alten, eigentlichen Sinn ist nicht zu reden. Die Nadelholzpflanzungen auf dem Gipfel des Fichtelbergs sind dafür ungemein bezeichnend; sie verwandeln den Berggipfel fast in eine Baumschule. Den ersten freien Wald durchwandert man beim Herabsteigen auf der böhmischen Seite, in dem lieblichen Thälchen, durch das der Fußweg von Gottesgab nach Joachimsthal führt, oder beim Abstieg von Kupferberg nach Klösterle. Auch die Wassernixen sind auf der sächsischen Seite viel gebildetere und nützlichere Frauenzimmer, die tüchtig Geld verdienen. Im ganzen Zschopauthal kommt heute das freie Rauschen der Bäche kaum anders vor, als in der Uebersetzung ins Brausen, Stampfen und Klappern der Wehre, Turbinen und Hämmer. Auf der böhmischen steileren Seite mag das tiefere Eingegrabensein der Thäler sie vor solcher Vervielfältigung der Zwangsanstalten bewahrt haben. Aber es ist die Regel, daß in Sachsen die Natur so weit gebändigt ist, als der Mensch irgend vermochte, während man sich in Böhmen noch nicht so viel um sie gekümmert hat. Derselbe Unterschied kommt auch sogar im „Wald“ zwischen Böhmen und Bayern zum Vorschein, nur viel milder. Innerhalb Deutschlands ist in dieser Beziehung schon der gartenartig angebaute Südwesten von den industriereichen Theilen Westphalens, Sachsens, Schlesiens sehr verschieden. Auch stehen die mitteldeutschen Lande mit ihrem zerstückelten Besitz, der die Felder in lauter verschiedenfarbige schmale Rechtecke theilt, von der Zone des Großgrundbesitzes im Norden mit ihren endlosen einförmigen Lupinen- oder Rübenpflanzungen und ihren mächtigen Gutsgebäuden weit ab. Es gibt auch in Deutschland lachende und tiefernste Culturlandschaften. Zu den tiefernsten muß man die Umgebungen der Großstädte rechnen, in denen ein unerfreulicher Kranz von Fabriken, Magazinen, Proletarierquartieren die alte Stadt von der freien Natur scheidet. Der fortwachsende Rand einer Großstadt mit seinen einzelnen halbfertigen, unförmlich hohen, fensterreichen Kasernenbauten, die auf frisch aufgewühltem, mit Bauabfall bedecktem Boden, oft hart am Rand friedlicher Weizenfelder, sich erheben, ist absolut häßlich. Der Eindruck des daneben noch grünenden oder reifenden Ackers, den die Speculation schon umzäumt hat, ist traurig. Das sind noch nicht die naturlosesten Stellen in unserem Lande, aber wegen der Spuren des unerbittlichen und rücksichtslosen Niederkämpfens der Natur durch eine niedrige, ungesunde Form der Cultur die weitaus unerfreulichsten.

II.

Die deutsche Landschaft hat viel Uebereinstimmendes in ihren Naturgrundlagen in den Alpen und am Meer, im Tiefland und im Mittelgebirge. Vor allem durch seine Lage und ausgleichende Bodengestalt ist Deutschland landschaftlich so einheitlich wie kein anderes der west- und mitteleuropäischen Länder. Das ist auch politisch nicht bedeutungslos. Die physische und landschaftliche Einheit schaffen zwar nicht die politische, können sie aber fördern und befestigen. Von einem Ende bis zum anderen ist Deutschland ein Land des gemäßigten, feuchten, wolken- und nebelreichen Klimas, mit mäßig kalten Wintern und mäßig regnerischen Sommern. Darum ist es auch ein Land der Wälder und Wiesen, der grünen Landschaften von einem Ende bis zum anderen. Das wesentlich Grüne, Waldige und Frische ist nicht immer schön, aber gesund. Welcher Unterschied dagegen zwischen den Farben Böhmens und Dalmatiens! Auch in Frankreich: wer die Normandie malen will, muß viel Grün, wer die Provence, viel Weiß auf der Palette haben. In Deutschland behauptet überall Grün das Uebergewicht. Die Buchenwälder, die sich in der Ostsee spiegeln, sind dieselben wie die, deren heiterer Schatten in den Schluchten des mittleren Isarthales liegt. So wie der westphälische und niederrheinische steht auch der oberbayerische Bauernhof unter Eichen. Alle charakteristischen Waldbäume sind ganz Deutschland gemein; nur dem äußersten Ostpreußen fehlt die Buche. Man baut Weizen und Roggen im Norden wie im Süden. Keine Getreideart findet in Deutschland ihre Grenze, außer dem Mais; nur Mais und Wein gehören Norddeutschland nicht mehr an.

Deutschlands Natur trägt vorwiegend nordischen Charakter. Wein, Edelkastanie und Mandelbaum verleihen dem Südwesten einen leichten südländischen, mittelmeerischen Hauch. Um aber die classischen Formen und Farben der Hesperidenländer zu sehen, muß der Deutsche die Alpen übersteigen. Er sieht den ersten Ort, „wo hoch der Lorbeer steht“, wenn er über den Gotthard zieht, bei Bellinzona, die erste Cypresse, wenn er über den Brenner zieht, bei Waidbruck zwischen Brixen und Bozen, und den ersten Oelbaum auf demselben Weg bei Kaltern oder, wenn er die Steyermark und das krainerische Land durchwandert hat, bei Görz. Um ein blaues Meer zu schauen, dessen ins Indigofarbene spielender Oberflächenschimmer das homerische Wort von der „purpurnen Salzfluth“ rechtfertigt, muß der Deutsche das Mittelländische Meer besuchen. Seine Nordsee, seine Ostsee sind grün und werden im Reflex einer grauen Wolkendecke sogar schwärzlich. In Verbindung mit jenem tiefen Blau der See, das übrigens auch ins Grünliche spielen kann, gewinnen die Lichtreflexe des grauen, gelben und röthlichen Kalksteins des Apennin und der Südalpen jene Leuchtkraft, mit der nur entfernt die Lichter auf den Kalkriffen der Alb oder des fränkischen Jura oder an den Bänken thüringischen Muschelkalks der Umgegend Jenas zu vergleichen sind.

Der gemäßigt-nordische Charakter der deutschen Landschaft prägt sich aus in der Erstreckung der Laubwälder, die sämmtlich im Spätherbst sich entfärben und meist auch sich entlauben, in der weiten Ausdehnung der Graswiesen und Getreidefelder, im Wasserreichthum seiner Quellen, Flüsse und Seen, in der

häufigen Bedeckung seines Himmels mit Wolken, der Neigung der Luft, sich mit Wasserdampf in Form von Dunst oder Nebel zu erfüllen, und nicht zuletzt in dem großen, eindrucksvoll sich vollziehenden Wechsel der Jahreszeiten. Die Schneedecke und die Eisflächen, die Verzauberung ganzer Wälder durch die funkelnden Eiskrystalle des Rauchfrostes, in den Gebirgen die Gletscher und Lawinen hüllen die deutsche Natur vom Herbst bis Frühling in ein Gewand, das der Süden meist nur stundenweise und auch dann nur durchlöchert wie ein Bettlergewand trägt. Man spricht von lachenden Dörfern und heiteren, gartenartig angebauten Gegenden. Der Grundzug der deutschen Landschaft liegt aber nicht darin. Er ist grundernst. Die Natur verzärtelt uns nicht. Auf heitere Tage folgen immer wieder trübe. Unser Himmel ist öfter umwölkt als sonnig. Die Kälte des Winters macht es der sorglosen Armuth hier schwerer, sich zu erhalten, als am sonnigen Gestade des Mittelmeeres. Unsere Oefen brennen in vielen Gegenden mehr als die Hälfte des Jahres; wir brauchen Wolle und Pelze zur Kleidung. Unser Boden ist nur ergiebig bei harter Arbeit. Selbst der Schatten unserer Wälder, den wir im Sommer aufsuchen, stimmt mehr ernst als heiter und um unsere schönsten Gebirgsgegenden schwebt ein ahnungsvolles Dunkel dunkler, etwas starrer Waldnatur. Eine mehr sehnsuchtsvolle als heitere und zur Noth genügsame Freude an der Natur trägt daher der Deutsche in die Welt hinaus. Dort gefällt es ihm, bei allem Heimweh, viel mehr als Anderen, weil er gelernt hat, die Natur dankbar zu genießen. Dies der Grund des merkwürdigen Zwiespalts zwischen dem Hängen an der Heimath und dem liebevollen Sichversenken in die Fremde, zwischen dem Wandertrieb und der Heimathsliebe, der durch Geschichte und Schriftthum der Deutschen sich hinzieht.

Die Römer, die Deutschland als ein Land endloser Wälder schilderten, öd und traurig anzusehen, trafen das wesentliche Merkmal der deutschen Natur. Nur hätten sie nicht bloß Sümpfe, sondern auch die Wiesen hinzufügen sollen, die mit den Wäldern zusammen den grünen Gürtel der „Waldzone der Nordhalbkugel" um die Erde ziehen. In diesem Gürtel sind durch die immer wiederkehrenden Combinationen von Wald und Wiese die Landschaftsbilder einander so ähnlich, daß wir vor den Thoren einer nordamerikanischen oder sibirischen Stadt denselben Wald und die gleichen Gräser und Kräuter auf den Wiesen zu erblicken glauben, wie in unserer Heimath. Nehmen wir aber ebensoviel Stunden, wie wir Tage und Wochen brauchen, um den Wald- und Wiesengürtel in westlicher und in östlicher Richtung zu durchmessen, und fahren nach Süden, so treten wir in eine andere Welt ein. Die ersten Vorboten mittelländischer Vegetation verkünden die Herrschaft ganz anderer Formen und Farben. Die sonnigen Halden voll duftender Harzsträucher lösen das Dunkel des Waldes ab und der bläuliche Reissumpf die sattgrüne Wiese.

Daß der Römer als Soldat und Reisender sich nicht leicht in diese dunkelfeuchte Welt hineinfand, ist begreiflich. Der Ansiedler auf Neuland liebt den Wald überhaupt nicht und hat überall, noch in Nordamerika, die von Natur lichten Stellen vorgezogen. Die ganze Weltgeschichte ist von sonnigen offenen Landen langsam in waldbedeckte vorgedrungen. Der alte Deutsche mochte seine

Götter im Schatten der Baumriesen verehren, er empfand vielleicht, was später der Dichter des „Frühling“ sang:

> Empfangt mich, heilige Schatten, ihr Wohnungen süßer Entzückung,
> Ihr hohen Gewölbe voll Laub und dunkler, schlafender Lüfte,

und das Goethe'sche „Ueber allen Wipfeln“ mag in mancher waldgewöhnten Brust vorahnend sich geregt haben. Aber die Zahl der im Waldland lebenden Menschen war klein. Die dichtesten Waldgebiete sind noch in späten Jahrhunderten absolut unbewohnt, und die Geschichte der Wanderungen der Deutschen lehrt, wie leicht einst der Wald für offeneres, sonnigeres Land vertauscht wurde. Erst indem er ihn lichtete und wohnlich machte, hat sich der Deutsche in seinen Wald ganz eingelebt. Und als bei zunehmender Cultur die Natur sich immer mehr von ihm entfernte, da erst erschien ihm der Wald wieder als der Träger großer, heilsamer Einsamkeit, wie das Meer im Norden und der Fels und Firn im Süden. Durch die Lichtung der Wälder ist erst der Gegensatz von freien Plätzen, die einen Umblick erlauben, und den Waldstrecken entstanden. Und der Wald ist eben am schönsten immer gerade da, wo er „das Freie“ begrenzt, sei's nun mit dunklem Saume oder parkartig in allmäligem Uebergang. Ein lückenloser Wald von weiter Erstreckung ist das düsterste Bild, das in unserer Zone möglich ist. Selbst das braune Moor ist farbenreicher und hat eine Wärme in seinen Purpurtönen. Dafür, daß der so viel formenreichere Wald Nordamerika's auf die Ansiedler keinen anderen Eindruck machte, haben wir die Belege. Und wie die Einförmigkeit des Tage lang gleichförmigen, gleich einsamen, gleiche Schwierigkeiten bietenden Tropenurwaldes auf weiße Besucher wirkt, dafür haben Stanley und Wißmann Zeugniß abgelegt. Man muß annehmen, daß die Seele der urwaldbewohnenden Deutschen, Kelten und Slaven des heutigen Mitteleuropa einen dunkleren, einförmigeren Hintergrund hatte, entsprechend der Natur, die in ihr sich spiegelte, und daß es mit der Lichtung außen mälig auch innen heller und reicher wurde.

Das Naturgefühl, wie es aus der Literatur heraus in Deutschland immer weiteren Kreisen bewußt geworden ist, hat aber immer noch eine starke Neigung zur ahnungsvollen Dämmerung schattiger Wälder, murmelnder Quellen, dunkler Thäler. Es sind die Naturbilder, die in den deutschen Mittelgebirgen und in den nördlichen Vorbergen der Alpen am schönsten zur Entfaltung kommen. Der Deutsche liebt also das Heimathliche in der Natur und stellt dies ihm durch frühe Vertrautheit Verwandte auch in der Poesie über alles Andere. Novalis gibt eine solche Scene im Eingangscapitel seines „Heinrich von Ofterdingen“. Sie könnte im Thüringerwald oder im Harz, im Fichtelgebirge oder im Schwarzwald nach der Natur abgezeichnet sein:

„Es kam ihm vor, als ginge er in einem dunklen Wald allein. Nur selten schimmerte der Tag durch das grüne Netz. Bald kam er vor eine Felsenschlucht, die bergan stieg. Er mußte über bemooste Steine klettern, die ein ehemaliger Strom heruntergerissen hatte. Je höher er kam, desto lichter wurde der Wald. Endlich gelangte er zu einer kleinen Wiese, die am Hange des Berges lag. Hinter der Wiese erhob sich eine hohe Klippe.“ Das ist der Weg zur geheimnißvollen Quelle und zur blauen Blume.

Es ist eine Landschaft, von der die hohen Felsenbuchten, die düsteren Wälder ärmlicherer Bäume, die Fjorde und Firnfelder Norwegens, die waldarmen, braunen, von vielen Seen unterbrochenen Berge von Schottland und Wales, die weithin entwaldeten und verbrannten Hügel der Auvergne mit ihren mächtigen Nuß- und Edelkastanienbäumen gleich weit abstehen. Jene sind nicht ernster, sondern düsterer, auch großartiger, aber oft bis zum Abstoßenden öd und leer; diese sind, ebenso wie die Südalpen und Pyrenäen, sonniger, aber wald- und wasserärmer, und die Cultur hat ihnen viel von der einfach natürlichen, sozusagen naiven Schönheit genommen.

Der Reiz deutscher Landschaft liegt heute in der Mitte zwischen der düsteren Großartigkeit des Nordens und der allzu hellen Sonnigkeit des Südens. Auch die Waldeinsamkeit ist bei uns keine Oede mehr, aus der man sich heraussehnt, sondern eine wohlthuende, darum gern gesuchte Abwechselung mit der bewohnten Welt der Städte, Dörfer und Wirthshäuser. So, wie der Rhein nicht bloß um des prächtigen Grüns seiner Wellen und ihres stolzen Hinströmens willen uns lieb ist, sondern auch wegen der alten und neuen Culturstätten, der Städte, Münster und Burgen an seinen Ufern, so lieben wir auch am deutschen Wald, daß er so mitten in die Cultur hineingebettet und selbst in tiefer Stille von einem historischen Hauch umwittert ist.

Vielfach sind auf deutschem Boden die Reste uralter Wälder erhalten. Die zusammenhängenden Waldgebiete der Hohen Venn, des Spessart, der obersten Thalgebiete im Schwarzwald und den Vogesen, besonders aber die herrlichen Tannenhaine in den deutschen Alpen oberhalb von durchschnittlich 1000 bis 1200 Meter sind nie ganz regulirt und policirt worden. Auf der Eifel sind der Kondelwald, der Kryllwald und der Wald von Adenau wahrscheinlich die Reste eines einst weit ausgedehnten Eifelurwaldes, und im Westerwald sind noch Abschnitte alter Grenzwälder, die einst künstlich wild und leer erhalten waren. In der Rheinebene liegt der große Forst von Hagenau, der einst 21000 Hektare umfaßte und zwischen die blühendsten Städte des Oberrheins ein Stück Urnatur legte. Aber nur in den Alpen gibt es noch Wälder, die nie eine Axt berührt hat. Dann sind sie entweder so gelegen, daß man sie nicht mit Vortheil abholzen kann, oder ihre Bäume verlohnen es nicht, ins Thal gebracht zu werden. Das gilt von den Latschenwäldern, die allerdings eine ganz besondere, dem Gebüsch oder Dickicht näherstehende Waldform sind. Und an diese wird an vielen Berghängen die Axt auch darum nie gelegt werden, weil sie unfesten Boden zusammenhalten und daher als schützende Decke zu bewahren sind.

In dem Kampf, den die Cultur mit der Natur kämpft, braucht es sich durchaus nicht nur um die Vernichtung alles Dessen zu handeln, was an der Natur schön ist. Und im Einwirken auf die Natur braucht die Cultur durchaus nicht immer nur zu nehmen, sondern sie hat auch zu geben. So wahr es ist, daß im Wesen der Cultur das Ringen mit der Natur liegt, so sicher gibt es herrliche Ruhepunkte, wo beide zusammen Werke von inniger Vereinigung des natürlich Schönen mit der Schönheit menschlicher Werke erzeugen. Wo in Deutschland Weinbau betrieben wird, da sind alle sonnigen Vor-

hügel und Berghänge bis zu gegen 300 Metern entwaldet. Künstlerisch ist nun das Rebengelände nicht mit dem dunkeln Waldgewand zu vergleichen, das dort abgestreift worden, aber es ist ein nicht unschöner Zug, den die Weinberge in die Landschaft bringen. In jeder cultivirten Landschaft liegt ja etwas menschlich Anziehendes. Ich sehe von der Blüthe der Pfirsich- und Mandelbäume ab, die in den Reihen der Weinstöcke stehen, und von dem lichten, freundlichen Gelbgrün des Reblaubes. Ein Weinberg ist immer viel schöner als ein Kartoffel- oder Rübenfeld. Die Weinberge gehören zu den sorgsamst gehaltenen Feldern. Man merkt es der ganzen Landschaft an, daß ein kostbarer Besitz hier gepflegt wird. Die aufgeschichteten Steinwege mit ihren blüthenreichen Hecken, die altersgrauen Mauern, aus deren Ritzen südliche, duftende Pflanzen wachsen, die zierlichen Hütten und Häuschen, die gewöhnlich ganz oben stehen, gehören dazu. Wo Weinberge in Erdbeerpflanzungen verwandelt worden sind, wie in diesen letzten Jahren bei Loschwitz und Meißen, da hat die Landschaft immer verloren.

Neben der Zurückdrängung des Waldes sind Veränderungen in seiner Zusammensetzung einhergegangen. Mit Kräften, die wir nicht kennen, hat die Natur selbst an dieser Umbildung gearbeitet. Zahlreich sind vor Allem in Norddeutschland die Belege für die Zurückdrängung der Buchen und Eichen durch Nadelhölzer. Auch in den Mittelgebirgen scheinen Laubbäume sich einst höher erhoben zu haben. Nicht immer ist wohl ihr Waldkleid so dunkel gewesen, wie heute, wo eigentlich nur noch der Spessart mit seinen herrlichen Eichen- und Buchenwäldern fast zu drei Viertheilen mit Laubwald bedeckt ist. In den Alpen und im Alpenvorland und in allen höheren Mittelgebirgen von den Vogesen bis zum Bayrischen Wald und zum Riesengebirge herrscht der Nadelwald vor. In den niedrigeren ist das Verhältniß ähnlich wie in der Haardt, wo etwas mehr als die Hälfte des Waldes Laubwald ist. Der deutsche Wald steht an Mannigfaltigkeit der Baumarten und des Unterholzes dem im äußeren Eindruck ähnlichen Wald des gemäßigten Nordamerika nach, und es wandern allmälig so manche Fremdlinge an der Hand kundiger Forstmänner in ihn ein. Die Pinus Austriaca und die Weymouthsföhre sind bei uns eingebürgert. Aber keine amerikanische Eiche ist ein Charakterbaum wie unsere Steineiche, und kein Nadelholz in dem weiten Land diesseits der Felsengebirge vergleicht sich mit den Wetterfichten unserer Alpen oder den Schwarzwald-Edeltannen.

III.

Wo der Rhein bei Schaffhausen sich über die Felsen stürzt, wo die Donau zwischen Passau und Linz sich zwischen dunkelbewaldeten Bergen durchzwängt, die von beiden Seiten sie einengen, berühren sich Alpen und Mittelgebirge. Der Gegensatz zwischen beiden ist hier bei so großer Annäherung bedeutend. Wir blicken um uns von dem Hügel, der die bischöfliche Kirche Passau's, einer der schönstgelegenen Städte Deutschlands, trägt; da haben wir im Süden die Mauern, Zinnen und Thürme der Alpen des Salzkammergutes mit ihren leuchtenden Firn- und Schneeeinlagen und im Norden dunkle Wellenhügel,

die einförmig auf einander folgen, neben einander auftauchen. Dort Felsen, hier Wälder; dort Schluchten, hier weite Thäler. Von der einen Seite fluthet der grünliche, im Winter bei niederem Stand und größter Klarheit fast beryllblaue Innfluß heran, dessen Farbe die Erinnerung an Gletscher- und Firnfelder ins Tiefland hinabträgt; und von der anderen die dunkle und viel kleinere Ilz, deren braune Wellen von den Waldmooren des Böhmerwaldes erzählen. Beide vereinigen sich hier mit der Donau, die an dieser Stelle noch nicht so groß ist, wie der Inn. Hinter diesen walddunkeln Höhenrücken, am linken Donauufer, liegt der Bayrische Wald und dann der Böhmer Wald, die dunkeln Massen, von denen Adalbert Stifter, dessen Wiege dort stand, einmal sagt: „Wie Nadeln bei Krystallbildungen schießt ein Gewimmel mächtiger Joche und Rücken gegen einander und schiebt einen derben Gebirgsstock empor, der nun drei Landen weithin sein Waldesblau zeigt und ihnen allerseits wogiges Hügelland und strömende Bäche absendet."

In Worten wie „Gewimmel der Joche und Rücken", „derber Gebirgsstock", „wogiges Hügelland" und „Waldesblau" prägt der gemeinsame Charakter der Gebirge nördlich von Rhein und Donau sich plastisch aus. Der Geograph sagt nichts Anderes, indem er dieselben Gedanken in abstractere Formen faßt, etwa so: Die deutschen Mittelgebirge sind charakterisirt durch eine Gleichmäßigkeit der Erhebung, die weniger spitze Gipfel und scharfe Kämme als flache Kuppen und breite Rücken schafft. Nicht bloß im Thüringerwald verfolgt man den Rennsteig, den alten Grenzweg zwischen Franken und Thüringen, in 7—800 Meter Höhe von der Saale bis zur Werra auf dem breiten Kamme des Gebirges, man geht auch im Schwarzwald vom Staufen zum Schauinsland wie auf dem First eines Daches.

Dieser massige Bau, der mehr in die Breite als Höhe geht, läßt selten die höchsten Gipfel beherrschend hervortreten. Um sie sind so viele ihres Gleichen herum gestellt, daß sie selber verschwinden. Man kann lange im Schwarzwald wandern, ohne den Feldberg zu sehen; so ist er versteckt. Die Gipfel sind, wie im Thüringerwald, im Fichtelgebirge u. v. a., nur flache Wellen in der langen Linie des Kammes. In ihrem Anblick muß man sich an Goethe's tiefwahres Wort erinnern, daß wir dazu neigen, das Erhabene mehr im Hohen und Steilen als im Breiten und flach Verlaufenden zu suchen. Am ehesten wird der Eindruck deutscher Mittelgebirge bedeutend, wo sie mit der Gesammtheit ihrer Masse, die in einen einzigen mächtigen Berg zusammengezogen scheint, sich uns entgegenstellen. Der Brocken, der Taunus, der Vogelsberg, das Fichtelgebirge wirken derartig aus einer gewissen Entfernung. Der Schattenriß, den die Abendsonne auf eine östlich vom Brocken stehende Nebelwand wirft, weckt ein stärkeres Gefühl von Erhabenheit als die ganze flache Wölbung des Harzes, auch wo sie, wie etwa im Blick von Aschersleben, noch ein Viertel des Gesichtskreises einnimmt.

Ein Alpenpanorama wirkt mehr durch die Licht- und Schattenmasse seiner Felsen, Gletscher und Schneefelder, während in einem Fernblick auf das Mittelgebirge das Dunkel des Waldkleides sich in graue oder bläuliche Töne verwandelt, in denen wenig Licht ist. Die Alpenansicht verschmilzt mit dem

Himmel, von dessen scharf umrandeten, oben hell beleuchteten Sommernachmittagswolken sie oft schwer loszulösen ist, während die Mittelgebirgsansicht sich mit der Erde wie ein staubreicher grauer Streifen über dem Horizont verbindet. In diesem Streifen ist über den ganzen deutschen Boden hin wenig Abwechselung. Die Punkte sind im ganzen gebirgigen Deutschland häufig, wo wir den Horizont wie von einem Wellenring leichter Wölbungen umgeben sehen. So steht man zwischen Vogesen und Schwarzwald, so zwischen Odenwald und Haardt, so zwischen Harz und Thüringerwald. Es ist nur ein Unterschied, ob in Straßburg ich mich 25 und 15 Kilometer von den Vogesen und dem Schwarzwald oder in Sangerhausen in ziemlich gleicher Entfernung von den Vorhügeln des Harzes, vom Kyffhäuser und der Finne befinde, die alle nicht halb so hoch wie jene Gebirge Südwestdeutschlands und durchaus nur ganz flachwellig sind. Die Einförmigkeit dieser Wellen nimmt ihnen viel von dem Eindruck, den sie im landschaftlichen Bilde machen könnten. Wie ganz anders tritt ein der Höhe nach minder bedeutender vulcanischer Kegel hervor. Selbst die isolirten Hügel bei Quedlinburg und Halberstadt (Heideberge, Clusberge, Hinterberge) wirken mit ihren schrofferen Linien erfrischend. Gemeinsam haben sie mit jenen freilich das Schicksal, daß sie zu früh am Horizont hinabsinken. Was ist der Harz östlich von Quedlinburg mehr als ein trüber Schatten, für einen tieferen landschaftlichen Eindruck viel zu sehr schon mit dem einförmigen Horizont verwachsen!

Die horizontalen Höhenlinien, die die Zechstein- und Triashügel in die deutsche Luft zeichnen, selten unterbrochen von einem Einschnitt, dessen ziemlich steile Böschungen ebenso selten reicher gegliedert sind, müssen natürlich noch eintöniger wirken. Wo sie sich auf beiden Seiten eines Thales ganz gleich wiederholen — und man sieht das an der Unstrut gerade so, wie an der Tauber — da erhält auch das dazwischen eingesenkte Thal etwas Bemessenes, das nicht wohlthut. Ueber Freiburg an der Unstrut schaut das alte Schloß mit seinem spitzbedachten Thurm vom Rand einer solchen Scholle herab; daß hinter ihm in höherem Niveau sich dieselbe Fläche wiederholt, wie vor ihm, schadet seinem Eindruck. Er wäre zweifellos größer, wenn sich das Gemäuer von einzelstehendem Hügel erhöbe. Ueberschreiten wir eine von diesen kleinen Hochebenen, so gehen wir vollkommen eben, so wie wir vorhin durch die Auen der Saale oder der Unstrut geschritten waren. Rings um uns zeichnen sich ebensolche Ebenen am Himmel ab. Diese Wiederholung der einförmig-einfachen Horizontalen ist ermüdend. Selbst der Harz erscheint auf manchen Seiten, besonders von Süden gesehen, als ein fast horizontal abschneidender Wall, mit dem darüber sich hervorwölbenden Rücken des Oberharzes.

Welche Wohlthat die leiseste Schwingung in diesen Linien, womit dann auch sofort die Gehänge sanfter, die Anstiege schwellender werden: Horizontale schließt ab, Wölbung hebt empor. Nun verbindet sich wohl der steilere Abfall auf der einen mit dem sanften Hinabgleiten auf der anderen Seite. Die Summe der Einzelhügel wächst. Und nun sind auch die Pappelreihen unschädlich, die vorhin so verzweifelt rechtwinklig von der Höhe des Plateaus herabschauten.

In diesen Hochebenen-Gebirgen bringt die Erhebung immer nur Enttäuschung, statt neue Einblicke zu erschließen. An ihrem Fuß stehen wir staunend vor den kühnen Felsenwänden. Wir klimmen, wo die Nahe, die Lahn, die Mosel, der Rhein sich ihre Wege durchgebrochen haben, irgend einen verlorenen Steig empor, der einmal ein Burgweg war und nun zu einem Winzerhäuschen führt; wir glauben endlich von dem höchsten Punkte eine weite Umschau zu gewinnen, und was sehen wir? Eine weite Fläche mit mageren Aeckern und dünnem Wald, eine Hochebene mit den Spuren rauhen Klimas, die in jeder Beziehung scharf sich abhebt von dem Thale, welches in sie eingesenkt ist: Dieses geschützt, mild und reich in seinen steilen Wänden ruhend, der Sitz des blühenden Lebens einer dichten Bevölkerung; jene eine hochgelegene Ebene, das Spiel aller der von dort ausgeschlossenen Winde, mit dünnem Wald und weitem Moor dem Menschen eine rauhe Heimath. Oft, wie auf manchen Stellen der Eifel und des Hohen Venn, gedeiht nicht einmal der Wald, an dessen Stelle Eichengebüsch und Haide tritt. Die ärmsten Landschaften Deutschlands — Eifel, Hundsrück, Westerwald, die Rauhe Alp, in gewissem Sinne auch Rhön, Spessart, manche Odenwaldgegenden, elende Striche im Westrich und in Lothringen — gehören diesen Plateaugebirgen an. Daß sie, besonders im Rhein- und Moselgebiete, indem sie die Armuth neben den Reichthum, die dünne hart neben die dichte Bevölkerung setzen, eine tiefe Wirkung auf die ganze Culturentwicklung Deutschlands ausgeübt haben, ist nur zu wahr. Wenn der Rhein zwar ein Band der Cultur, aber kein ebenso festes politisches Band zwischen den Ländern an seinen Ufern knüpfte, so ist hierin diese Absonderung alles dessen, was die Rheinlandschaft groß macht, vom gebirgigen Hinterlande wirksam.

In dem breithingelagerten Bau der deutschen Mittelgebirge liegt ein anderer, immer fortwirkender Einfluß auf den Verkehr innerhalb Deutschlands. Die Gebirgsrücken sind höher, als die Gipfel erwarten lassen. Wenn der Montblanc fast 5000 Meter hoch ist, mißt der Brennerpaß nur 1362 Meter. Es ist ein ganz anderes, viel ungünstigeres Verhältniß, daß der Schwarzwald, dessen höchster Gipfel, der Feldberg, gegen 1500 Meter hoch ist, im Höllenthalpaß bei 910, im Paß von Freudenstadt bei 700 Metern überschritten wird.

Gerade dadurch wirken nun Durchbrüche so mächtig, daß sie diese Wälle plötzlich aufschließen und Unerwartetes zeigen, was dahinter ist. Wahrhaft fesselnd wirkt ein Blick vom Kyffhäuser in der Richtung auf Nordhausen, wo man den um den Kern des Harzes gelegten Wall sich öffnen, die Güldene Aue sich hineinziehen, über einen ersten Wall einen zweiten, über diesen die Wölbung des Harzes sich erheben und den Brocken endlich diese krönen sieht. Auch wo nur eine Thallücke im einförmigen Wall ist, verdichtet sich die landschaftliche Schönheit: der Wall wird zum walddunkeln Hintergrund, zu dessen Füßen die lachenden Ebenen sich ausbreiten, und von einer vorgeschobenen Stufe schaut ein altes Burggemäuer oder eine blühende Stadt hinaus. Da entstehen Lagen, die zu den schönsten Deutschlands gehören: die Thalweitungen und -Ausmündungen der Dreisam, der Oos, des Neckar mit Freiburg, Baden, Heidelberg. Wer den Blick vom alten Badener Schloß in die Rheinebene schweifen

läßt, nach der auf beiden Seiten des schmalen Silberbandes der Oos die dunkeln Berge in langen Wellen hinauswogen, während jenseits der bebuschten Rheinauen die Vogesen wie eine duftige Wolkenwand tief am Horizont stehen, der nimmt ein so recht typisches, deutsches Bild in sich auf. Seine Variationen am Main oder an der Eger, an der Mosel oder an der Donau immer wiederzufinden, ist ein besonderer Genuß.

Die kühnen Formen suche man in unseren Gebirgen überhaupt nicht auf den Höhen, wo die Jahrhunderttausende Alles zusammengewittert haben, und nur die Kegel und Dome der jungen vulcanischen Gesteine noch frisch hervorragen, sondern in den Thälern, wo das Innerste zerklüfteter Felsen bloßgelegt und verwittert ist. Zu den schönsten Felsscenerien gehören die des säulenartig mit horizontaler Gliederung sich absondernden Granits im Ocker- und Bodethal. Coulissenartige Vorsprünge, die man besonders schön an der Roßtrappe sieht, lösen sich zuletzt in Felsnadeln auf, die mehr an Säulenbasalt als an Granit erinnern. Noch großartiger sind die Porphyritklippen des Steinbachthales bei Ilfeld. Der noch kräftige und mannigfaltige Pflanzenwuchs in diesen geschützten Thälern, besonders die schönen Buchen, und der in der Regel nicht wasserreiche, herunterplätschernde Bach bilden mit den steilen Wänden und Klippen, die jeden Augenblick das Thal zu schließen scheinen, eine merkwürdig anmuthige Landschaft, der auch das Großartige nicht fehlt

Durch ihre oftmalige, zuletzt typisch gewordene Wiederholung in der landschaftlichen Kunst ist eine oberdeutsche Landschaftsform bedeutsam geworden, die heute weniger beachtet wird. Und doch gehören auch für uns die wie ein kleines Hochgebirge kühnen und mannigfaltigen Dolomitklippen und -Kuppen im schwäbischen und fränkischen Jura zum Anziehendsten in diesem reichen Gebiet. Die obere Donau zwischen Sigmaringen und der Baar wandelt ebenso ruhig zwischen milden, sattgrünen Grasflächen dahin, wie die Altmühl in dem Riff der Eichstätter Alb. Und derselbe dunkle Wald schaut von den hellgrauen, gelblich- oder weißlichgrauen Felswänden herab oder steigt in Schluchten zum Thalrand hernieder. Wo sich die Felswände einander nähern, schließen sie den Fluß so eng ein, daß das Thal zur Schlucht wird, und es spiegeln sich die kleinen Dolomitklippen so ernst in dem Wasser, wie die großen Dolomitzinnen in ihren kleinen Alpenseen. Das Wesentliche dieser Alblandschaft ist die Unterbrechung der ansteigenden Linien der Hänge durch scharfe graue Klippen und Grate, die theils nur die Vorderseite von begrasten Stufen bilden, theils aber als Mauern sich erheben, oder als Bastionen vorspringen oder endlich als Säulen und Pfeiler völlig freistehen. Die Profile erhalten dadurch etwas Mannigfaltiges und nicht selten einen Zug von schroffer Größe, dem bei mangelnder Erhebung freilich der große Gegensatz eines Haide- oder eines Meereshorizontes abgeht. Aehnlich wirkt an den Hängen das Hineinziehen der Felder und Wiesen zwischen die Felsrippen, die wie ein Park felsig und umbuscht die zahmen grünen Flächen durchbrechen. Man fühlt hier so recht, wie in der Größe der Gegensätze das Bestimmende des landschaftlichen Eindruckes liegt, und wieviel davon gerade in unserem Mittelgebirge durch den langsamen, ausgleichenden Anstieg verloren

geht. Nicht die 1600 Meter der Schneekoppe geben dem Riesengebirge den alpinsten Charakter unter allen unseren mittleren Erhebungen, sondern daß es steil mit einem nur schmalen Saum von Vorbergen sich aus tiefgelegenen Umgebungen (Hirschberger Kessel 350 Meter) erhebt. Gerade das, was man einst so gern „romantisch" nannte, kommt in jenen Bildern recht zum Ausdruck: ein edler, poetischer Charakter, der nicht über ein mittleres Maß des Großartigen, Düsteren und Ergreifenden hinausgeht. Mehr leise Schauer als tragisches Erdrücktwerden. Es ist manchmal eher etwas Kleines, Theatermäßiges darin. Weder die horizontalen noch die verticalen Entfernungen schrecken; die Klippen sind mäßig, die Bäche oft sogar wasserarm. Wenn die Hand des Menschen dazu noch so thätig ist, wie im Thüringerwald und im Harz mit Wegen und Wegweisern, Ruhebänken und Erholungsorten, da wird das Ganze ein großer Park. Man rühmt Harzburg nach, daß seine Wälder von 96 Kilometer Promenadenwegen durchzogen seien. Da haben wir in der That das Kunstproduct vor uns. Man hüte sich, zu viel an dieser Natur zu basteln und zu flicken. Sie ist empfindlich. Wo kleine Massen zu Trägern großer Contraste werden, bildet sich leicht der enttäuschende Eindruck der Imitation, den der Name begünstigt. Die sächsische Schweiz hat vielfach schon mehr Gekünsteltes an sich, als der Kleinheit ihrer Massen gut ist. Der Frankenjura bewahrt in seinen schroffen, rauhen Felsen noch am allermeisten Naturmäßiges.

So viel Thäler und Mulden, so viel kleine Welten zwischen den Bergen. Nicht bloß in den Alpen bilden die Thäler natürlich abgegrenzte Länder, die wie Oasen in die Felsgesteine und zwischen die Ferner und Firne eingesenkt sind. Das Schapacher Thal im Schwarzwald, das Breuschthal in den Vogesen, das Schwarzathal im Thüringer Wald, das Bodethal im Harz, die Senke von Glatz in den Sudeten, es sind landschaftliche und geschichtliche Sondergebiete. Solcher gibt es viele Hunderte auf deutschem Boden, und ein großer Theil der vielgestaltigen politischen und Culturentwickelung Deutschlands führt darauf zurück. Man muß sie nicht bloß im Großen suchen. In ein tiefes Waldthal ganz zurückgedrängt steht so manche „Cella", die eine Leuchte der Cultur in ihrer dünnbewohnten, verkehrsarmen Umgebung wurde, und manches bedeutende Kloster ist im Schutz der Gebirgswände aus Einsiedelei oder einsamem Kirchlein erwachsen. Jetzt ziehen nur noch Schlösser von Fürsten und reichen Leuten und schrecklich schnell anwachsende Sanatorien Gewinn von der vor rauhen Winden geschützten Lage, die besonders an den Gebirgsrändern so manchem Thalschluß beschieden ist. Es gibt kein Gebirge in Deutschland, das nicht seine klimatischen Gegensätze hätte. Sie sind selbstverständlich bei denen mit deutlich entgegengesetzten Nord- und Südseiten, wie Erzgebirge, Thüringerwald oder Harz, und nothwendig bei denen, deren verschiedene Seiten weit von einander abweichende Höhenlagen haben. Die tiefe Rheinseite der Vogesen und des Schwarzwaldes muß natürlicher Weise milder sein, als die hohe Außenseite, die in die Hochebenen der Rauhen Alb und Lothringens übergeht. So ist auch sehr merklich der Unterschied zwischen dem höheren Ostrand des Fichtelgebirges und seinem tieferen West- und Ostrand. Dort

liegt Wunsiedel 535, hier Bayreuth 342 Meter. Dazu kommt gerade hier, wie in unzähligen anderen Fällen, der Unterschied der Bodengestalt. Hier sind tiefere Thäler und steilere Wände, daher geschütztere Lagen. Im engsten Raum der Thäler wiederholt sich immer ein Unterschied wie im Rheingau im Wechsel der bebuschten und bewaldeten mit den rebenbepflanzten Hängen. Das Thal von Maulbronn zeigt ihn besonders eindringlich: an den südgewandten Hängen Wein, an den nordgewandten Wald.

Zu den verbreitetsten Elementen der deutschen Landschaft gehören die Vulcankegel, die flach oder steiler, kegelförmig, glockenförmig oder auch nur als leichte Wölbungen bald aus dem flachen Lande, bald aus einer Gebirgsstufe sich erheben. An einigen ist der Vulcan mit seiner Kratereinsenkung vorhanden, umlagert von basaltischen Schlacken und birnförmigen Lavabomben. So am Dachberg auf der Rhön. Die meisten sind aber sogenannte Massenvulcane, bei denen der Krater fehlt, und durch erstarrte Gesteinsmasse der einstige Eruptionscanal ganz geschlossen ist. Es gibt Hügel dieser Art aus Trachyt und Andesit (viele Kuppen im Siebengebirge, im Westerwald, der Eifel), aus Phonolith (Kegel des Hegau, Milseburg in der Rhön, Heldburger Schloßberg bei Coburg) und besonders viele aus Basalt (Kuppen der Eifel, wie die hohe Acht, die Nürburg, der Kelberg, der Karfenbühl bei Dettingen in der schwäbischen Alb, Gebaberg und Dolmar bei Meiningen, die Gleichberge bei Römhild, die Blaue Kuppe bei Eschwege, der Schloßberg von Stolpen in Sachsen, die Landeskrone bei Görlitz). Lavastromartige Ausbreitungen um einen Massenvulcan findet man an der Milseburg auf der Rhön. Schalige und prismatische Absonderungen in Mauern, Thürmen, Nadeln sind in diesen Gesteinen häufig.

IV.

Von Ulm an, wo die Iller einmündet, schütten die Anschwemmungen der Donau immer auch alpinen Sand über das Land hin. So betritt man schon den Wirkungskreis der Alpen, wo man bei Eichstätt das in den Jura geschnittene Altmühlthal verläßt, und alpiner Eisschutt liegt auf den südlichen Vorhöhen des Schwarzwaldes und am Nordrand des Bodensees. Ein alpiner Hauch breitet sich, dem frischen Thalwind einer Sommernacht vergleichbar, vom Hochgebirge in die Niederungen leise hinaus. Man vergleiche den rauhen, klippigen Donaudurchbruch bei Kelheim mit dem des Rheines bei Bingen. Dort sind die Ufer wenig bewohnt. Städte und Burgen sieht man nicht. Dafür weht aus dem einsamen Altmühlthal ein Hauch von rauher Hochebene. Zunächst wirken die Alpen durch die eigenthümliche Großartigkeit ihres Baues, ihrer Gestalt auf Hunderttausende, die aus weitem Umkreise zu ihnen aufschauen. Im Panorama von München nimmt die im Süden auftauchende Alpenkette noch eine hervorragende Stelle ein; man unterscheidet die einzelnen Berge und erkennt vor Allem die kühne, malerische Gestalt des Wendelsteins, der tief in die bayerische Hochebene hinein in Sang und Sage dem Volke vertraut ist. Weiter nördlich, etwa in der Landshuter Gegend, ist das Gebirgsbild schon viel blasser geworden.

Viel weiter werfen die höheren Schweizer Alpen ihr Licht. Vor den südlichen Schwarzwaldgipfeln, wie Blauen und Belchen, auch niedereren Erhebungen, wie Höhenschwand, ist eins der schönsten Alpenpanoramen aufgerollt, das man sehen kann. Von hier aus erscheint die Kette zackiger Gipfel hinter dem tiefen Rheinthalabschnitt gar nicht sehr weit entfernt, und auch von der nördlicheren Höhe kann man die hervortretenderen Bergformen der Ostschweiz gut erkennen. Der Säntis ist den Anwohnern des Bodensees so vertraut, wie die Zugspitze denen des Isar- und Loisachthales. Der Gegensatz zur fruchtbaren, städtereichen Rheinebene mit dem grün-silbernen Band ihres schönen Stromes und der Rahmen der ernsten Schwarzwaldberge, die den Vordergrund bilden, verleihen diesem Bilde einen hohen Reiz. Schwarzwald und Vogesen haben in diesem Fernblick auf die Alpen einen Vorzug, den unter allen anderen deutschen Mittelgebirgen nur noch der Bayerische Wald mit ihnen theilt. Selbst noch von der Hornisgrinde im nördlichen Schwarzwald sieht man unter besonders günstigen Witterungsverhältnissen die Alpen vom Montblanc bis zum Titlis.

Auch wo man das Hochgebirge nicht mehr mit Augen erblickt, erbaut man sich an den Erinnerungen, die man aus ihm ins flache Land hinausgenommen, an Bildern und Schilderungen. Es ist sehr wichtig in unserer hart arbeitenden Zeit, daß uns die Fahrt von fünfzehn Stunden von den Ufern der Spree an den Rand der Alpen führt. Wer in New York wohnt und Hochgebirgsluft athmen will, muß vier volle Tage bis ins Felsengebirge fahren. Zu den erfreulichen Charakterzügen der Deutschen unserer Tage gehört es, daß sie zahlreicher, intensiver und verständiger die Schönheiten der Alpen genießen, als irgend ein anderes Volk.

In dem schmalen Streifen Alpenland, der von Berchtesgaden bis zum Bodensee deutsch ist, baut das Hochgebirge sich rein aus Kalkfelsen auf. Der höchste Gipfel, die Zugspitz, mit 2960 Meter überhaupt die bedeutendste Erhebung der deutschen Alpen, bleibt zwar weit unter den fast 2000 Meter sie überragenden Hochgipfeln der Centralalpen, aber an Kühnheit des Aufbaues, an zurückweisender Rauhheit der Erscheinung, an dem, was die Alpen hoch und hehr macht, fehlt es dennoch nicht. Es ist eine allgemeine Regel, von Marseille bis Wien, daß bei geringerer Höhe die aus Kalkstein aufgebauten Alpen schroffer, gegensatzreicher, daher malerischer sind, als die aus den alten krystallinischen Felsarten, Granit, Gneiß, Schiefer, sich aufthürmenden centralen Alpen. Auf Bergen von 2500—2800 Meter können wir keine großen Gletscher erwarten. Dafür sehen wir auf den steilen Schutthalden, in den tiefen Rissen derselben das Silbergrau einzelner Firnflecken tiefer herabsteigen. Keine Rhone und kein Rhein tritt hier aus majestätischem Gletscherthor hervor, aber die Klammen der Partnach und der Leutasch stehen nicht hinter der Gorge du Trient zurück. Nicht die Größe, sondern die Nähe der Gegensätze macht den Reiz der Landschaft der deutschen Alpen aus. Es gibt in den Kalkalpen so viele Stellen, die der Einzelbeobachtung größeren Genuß als der umfassenden Anschauung oder dem Fernblick bieten. Darin nähern sie sich den sonst so weit verschiedenen Mittelgebirgen.

Die Vegetation der Kalkalpen ist reicher als die der Urgesteinsalpen. Man preist die Flora der Alpen von Wallis. Aber wie enttäuscht uns hier allein schon der Mangel des tief braungrünen Krummholzes, in dessen Schatten die rostblättrige Alpenrose besser als irgend sonstwo gedeiht! Die grau-grüne dünnnadelige Lärche ersetzt sie nicht. Im Wendelsteinhaus hängt ein kleines Bildchen eines Münchener Malers. Man sieht darauf einen lichtgrauen kantigen Felsen, an den eine Wetterfichte mit zerklüftetem Stamm sich anklammert, während an seinem Fuße eine Legföhre ihre verschlungenen Aeste ausbreitet, in deren Schatten Alpenrosen blühen. Das leuchtend lichte Grau des Kalkes, das helle Grün der Fichte, der Purpur der Alpenrose und das fast schwärzliche Braungrün der Legföhre: das sind die Farben unserer Kalkalpen. Wir dürfen aber nicht vergessen, auch noch die saftigen Matten hinzuzufügen, die vor Allem aus dem schwäbischen Antheil der deutschen Alpen, dem Algäu, eines der dem Auge wohlthuendsten und zugleich milch- und käsereichsten Länder Europa's machen.

Die schwäbisch-bayerische Hochebene ist an manchen Stellen einförmig. Im Donaumoor und im Dachauer Moor schlummert die Poesie der dunkeln, stillen Wasser, in denen sich glühende Sonnenuntergänge spiegeln, in der braunen Einförmigkeit der unbewegten Flächen. Wenn freilich phantastische Föhren, die in ihrer Verkrümmung an hochalpine Legföhren erinnern, auf einem solchen „Moos" auftreten, oder gar echte, zu Boden gedrückte Latschen, wie im Haspelmoor zwischen München und Augsburg, da hebt die alpine Reminiscenz das ganze Bild. Einförmig sind auch Haiden, wie sie nördlich von München liegen, aber diese sind nie sehr ausgedehnt. Und die an heißen Sommertagen wüstenhaft glühenden und bei Wind von Kalkstaub eingehüllten Kalkkiesflächen der Flüsse wären sehr öd in ihrem weißgrauen Gewand, wenn nicht die lustig grünen und kühlen Flußarme sie laut durchrieselten. Es genügt, daß die Alpen von fern hereinwirken, um über das einförmigste Bild einen Zug von Größe hinzuhauchen. Und es ist doch vor Allem eine ganz andere Art von Culturausdruck in dieser Landschaft, über die der Mensch mit viel leichterer Hand hingegangen ist, als in der Ebene draußen, wo Alles Acker, Wiese, Weg und Dorf ist. Man sieht Lichtungen, Hütten, Zäune, Wege, aber offenbar ist hier seit Jahrhunderten ein gewisses Gleichgewicht zwischen der Natur und dem menschlichen Werk aufrecht erhalten. Daß sie sich landschaftlich beschränken muß, ist es gerade, was dieser Wirthschaft einer dünnen Bevölkerung Werth und Halt gibt. Ein oberbayerischer Einödhof unter Eichen oder Ahornen innerhalb seiner weiten Weidetriften ist mitten in der Hochebene alpiner als die Landschaft der Jurahöhen mit ihren soliden steinernen Châlets, sammt ihren Wettertannen und Strauchahornen.

V.

Auf einem Drittel des deutschen Bodens ist das Tiefland, d. h. Land von weniger als 300 Meter Erhebung, die unbedingt herrschende Bodenform. An sehr wenigen Punkten, die kaum ins Gewicht fallen, wo es sich um eine große Uebersicht handelt, wie am Thurmberg bei Danzig (334 Meter), steigt das Land ein paar Meter höher. Nach der üblichen Terminologie sind also

hier nur Hügel oder Hochebenen von geringer Höhenausdehnung möglich. Aber es ist weit von einem solchen Lande bis zur tafelartigen Fläche Hollands oder Südrußlands. Tiefland und Flachland sind keineswegs dasselbe. Gerade für den landschaftlichen Eindruck sind die Höhenunterschiede des norddeutschen Tieflandes noch groß genug, um keine ertödtende Einförmigkeit aufkommen zu lassen. Ich erinnere an Hügel, die von 200 Meter relativer Höhe auf unzählige waldumrandete Seen herabschauen, oder Ströme, wie die Weichsel, die in einem 80 Meter tiefen Thaleinschnitt zwischen Steilufern dahingeht, oder an ein Felsenkap wie Arkona, das uns von 63 Meter Höhe die grüne Ostsee wie von einem Thurm in schwindelnder Tiefe erblicken läßt.

Für den landschaftlichen Sinn des modern Gebildeten liegt allerdings in diesen kleinen Dimensionen wenig Reiz. Die Schönheiten zu suchen, zu denen man herabsteigen muß, dafür glaubt er keine Zeit mehr übrig zu haben. Sein Urgroßvater war besser daran, den zwar nicht die Alpen oder das Riesengebirge lockten, die er ohnehin nicht leicht erreichte, der aber in diesen wohlangebauten Flächen mit ihren Wäldern und in alten Bäumen begrabenen Dörfern sein Ideal landschaftlicher Schönheit sah. Er war zufriedener mit seiner Heimath und würde seinen Urenkel bedauert haben, der so wenig daraus zu machen weiß. Und sein bescheidenes Ideal war das eines Ewald von Kleist, Matthias Claudius, Voß.

Die erleichterten Reisegelegenheiten wirkten auf die Schätzung bescheidener Naturscenen wie die Eisenbahnen auf Viele von unseren Klein- und Mittelstädten: sie führten mehr vorbei als zu. Mit wachsender Bevölkerung und entsprechender Fortpflanzung des sommerlichen Reisebedürfnisses in tiefere Schichten werden auch sie wieder kräftiger anziehen. Wir leben der Hoffnung, daß eben deshalb die Verbreitung des Naturgefühls nicht nothwendig zur Verflachung, sondern an manchen Stellen vielmehr zur Vertiefung führen werde. Es wird ein großer Gewinn sein, wenn man wieder erkennt, daß eine arme Landschaft groß und eine reiche klein sein kann. Nicht die sandige Mark oder der schuttbedeckte Höhenrücken der Lüneburger Haide oder das braune, mit seichten Tümpeln bedeckte Moor Bayerns oder Oberschwabens bieten die eindruckloseste Landschaft in Deutschland. Ihnen allen ist ein großer Zug eigen. Auch die Größe der Einförmigkeit ergreift uns, wenn wir uns nur nicht verschließen wollen, und die Armuth an Zeugnissen menschlicher Thätigkeit vermindert zunächst nur die störenden Elemente im Naturgenuß. Die Landschaften, die so eindruckslos sind, daß sie uns kalt lassen, daß wir kaum eine Linie oder einen Farbenton von ihnen in der Erinnerung behalten und nie den Wunsch hegen, zu ihnen zurückzukehren, das sind nicht eben die „armen". Ich rechne dazu in erster Linie die entwaldeten Gebirge, wo eine zu starke Bevölkerung von der späten Ernte ärmlicher Kartoffel- und Haferfelder sich nährt, wo jeder Bach als Wasserkraft von klappernden und schnaufenden Maschinen ausgenutzt wird, und statt der Bauernhäuser Arbeiterhütten den Weg umsäumen. Ich rechne dazu auch die „Schutthaldenlandschaft" unserer Bergbaugebiete. Vor Allem aber gehören die Bannmeilen zerstörend wachsender Großstädte dazu.

D. M. Wallace sagt in seinem Buch über Rußland: „Eine wichtige Thatsache ist, daß Rußland keine Naturschönheiten hat.“ Wallace versteht also unter Naturschönheiten liebliche, ansprechende Landschaften. Denn daß es Rußland nicht an großartigen und ernsten Natureindrücken fehlt, ist sicher. Was ihm fehlt, das ist die Mannigfaltigkeit und der Reichthum der Gebirgslandschaft. Alle Contraste zwischen Hoch und Nieder, die über den Betrag von 350 Meter, das Maß der Waldaihöhen, hinausgehen, fehlen in Rußland selbstverständlich, damit alle kräftigere Bewegung des Wassers, die Wasserfälle, die Wandlungen in größeren Höhen der Lufterscheinungen und der Pflanzendecke.

Nach dieser engen Auffassung entbehrte auch jener Theil Deutschlands, der ein Ausläufer des osteuropäischen Tieflandes ist, der Naturschönheiten. Auch das norddeutsche Tiefland bietet hauptsächlich ernste Landschaften: große, dunkle Wälder, wald- oder wiesenumrandete Seen, breite Ströme, braune Moore und Haiden. Wo die größten Höhen erreicht werden, wie am Thurmberg bei Oliva und an den Seesker Bergen im südlichen Ostpreußen, da gibt es auch rauschende Bäche, aber nur auf kurze Strecken, denn der Abfall dieser mäßigen Höhen verlangsamt sich sehr bald unter dem Gipfel, und auch hier sind wieder die Wälder und Seen der wesentlichste, aber ernste Schmuck der Landschaft. Wohl hat Norddeutschland den Vorzug, in seiner ganzen Breite vom Meere bespült zu sein, und der Tieflandstreifen zwischen Gebirg und Meer wird im Westen immer schmäler, und durch Elbe und Weser dringt das Meer noch tiefer ins Land hinein. Ausgebreiteter ist hier der Reichthum der deutschen Culturlandschaft, die den Bann der trüben Einförmigkeit gebrochen hat. Das Meer auf der einen, die Dome und Burgen, die Städte und zahlreichen Dörfer, Edelsitze oder Höfe auf der anderen Seite machen doch etwas ganz Anderes aus dem deutschen als dem russischen Abschnitt des Tieflandes. Das wird nirgends deutlicher sichtbar als in dem dom- und burgenreichen Preußen.

Ein Land hochragender Bauten hat immer einen größeren Stil. Die Thürme und Schlösser, die die höchsten Bäume der ältesten Wälder überragen, erzählen von Geisteskraft und ausdauerndem Wollen vergangener Geschlechter. Sie leuchten weit über ihren physischen Horizont in die Herzen der Menschen hinein. Wer kann sich Niederdeutschland ohne den Dom von Köln, das Rathhaus von Lübeck oder die Marienburg, oder das Mittelgebirge ohne Heidelberg oder die Wartburg vorstellen? Dieselbe Wirkung wiederholt sich in unzähligen einzelnen Fällen. Kein bewohntes Gebiet Deutschlands ist ohne Kirchthurm zu denken. Einförmig welliges Land, wie es zwischen Saale und Unstrut oder am Südrand des Odenwaldes liegt, wird belebt durch die Mannigfaltigkeit der Kirchthürme. In den Waldgebirgen Westdeutschlands schaut fast von jeder beherrschenden Vorhöhe eine Burgruine ins Land. Gerade die kleineren Züge der deutschen Mittelgebirge und Hügelländer werden durch die Ruinen verschönt, ohne die manchmal ihre landschaftliche Bedeutung klein wäre. Auf den flachen oder flachwelligen Hochebenen des Landes südlich der Donau bilden die Thürme weithin sichtbare Landmarken. Die Doppelthürme der Münchener Frauenkirche (97 Meter) mit ihren zwar nicht ideal schönen, aber derb charakteristischen

Kuppelabschlüssen, der Thurm der Martinskirche in Landshut (132 Meter), der Ulrichskirche in Augsburg, die das Ries beherrschenden Thürme Nördlingens gehören zu den hervorragendsten. Das thürmereiche Stralsund, das dem von Rügen Herüberkommenden wie ein Kleinvenedig auf dem Meere entgegen schwimmt, ist eine Perle der Ostseelandschaft, wenn deren Edelsteine Lübeck und Danzig sind.

Der Boden des norddeutschen Tieflandes darf nicht nach den Strecken geschätzt werden, die der Reisende am leichtesten und häufigsten sieht. Leipzig, Berlin, Breslau, Posen sind zufällig ungünstige Beispiele der norddeutschen Landschaft. Vor Jahren hat Girard darauf hingewiesen, wie die Haupteisenbahnlinien die alten, breiten, diluvialen Thäler benützen, sowie die verbindenden Durchbrüche, und mithin den Reisenden durch die einförmigsten Landschaften führen. Gerade hier liegen vor Allem die großen Sandebenen, tief überschüttet mit dem sogenannten Thalsand, der mit seinen geraden, tiefen Sandwegen in endlos scheinender Perspective so recht eigentlich die Mark Brandenburg ihres Sandes oder, wie der Volksmund sagt, ihres Schnees halber in Verruf gebracht hat. Selbst die Städteanlagen sind in diesem Gebiete durch den Sand mitbestimmt, auf dem z. B. die große Friedrichstraße zu Berlin fast eine halbe Meile lang schnurgerade und horizontal, gerade wie die Pappelalleen der Landstraße, hinzieht. Das ist durchaus nicht der Charakter eines überwiegenden Theiles des nördlichen Deutschlands, der vielmehr in der mannigfaltigsten Gliederung in kleinem Maßstabe zu suchen ist.

Die Moränenlandschaft ist in den unberührten Wald- und Haidegegenden Norddeutschlands ebenso kenntlich wie da, wo der Ackerbau den Boden umgestaltet, geregelt und gesäubert hat. Wir erkennen sie nicht minder in der Gestalt und Anordnung der Seen und in der Größe und Richtung der Thäler. Der häufigste und am wenigsten zu verkennende Ausdruck dieser Landschaft liegt in dem vielgegliederten Gelände mit vereinzelten oder zu kurzen Ketten gereihten Hügeln, zwischen denen kleine, mit Wasser oder Torf gefüllte Becken eingesenkt sind und erratische Blöcke zerstreut liegen. Selbst wo die Hügel aus Sand bestehen, wie in der märkischen Schweiz, kommt dadurch eine Menge kleiner idyllischer Züge zur Ausbildung. Diese Landschaftsform erreicht ihre höchste Ausbildung entlang dem Ufer der Ostsee. Der Höhenzug, den man Seenplatte nennt, der aber besser Seenhügelland genannt würde, bewahrt bei langsam abnehmender Höhe dieselben Charakterzüge von Ostpreußens dünnbevölkerten, wald- und seenreichen Grenzhügeln im Lande der Masuren bis Holstein. Flachgewölbte und im einzelnen hügelige Landrücken sind auch die pommersche, die mecklenburgische, die holsteinische „Seenplatte“. Unter gewaltiger Geröll-, Sand- und Lehmschicht, Ablagerungen urzeitlicher Gletscher, tritt selten wie in den Kreidefelsen Rügens der feste Fels hervor. Selbst die höchsten „Berge“ sind mit jenem Schutt bedeckt, dessen ungleiche Vertheilung in Mecklenburg dem Wanderer ein Meer goldener Weizenähren entgegenwogen läßt, während an manchen Stellen Holsteins der lockere, gelbe Sand häufchenweis den Boden bedeckt, wie Sägmehl in der Nähe der Sägemühlen, und aus jeder Ritze der dünnen Haidedecke fließt.

Die Landschaft Pommerns ist wechselvoll in ihren Seen, Hügeln, Flächen, Wäldern und weiten Feldern. Die Wälder sind in den Ebenen nicht häufig, aber wo das Land sich hebt, liegen sie wie flachgewölbte, dunkle Schilde dem Grün oder Gelb des Bodens auf. Reste des Waldes sind in zahlreichen, kleinen Gruppen von Föhren oder Birken an Wegen, Rainen, am Rande der Brüche und kleinen Seen. Der erdverwandte, rothbraune Ton der Backsteinhäuser, Kirchen, Stadtmauern gehört dieser Landschaft wie der der Nordseegebiete bis Holland und England an.

Am Südrande dieser Seenplatte liegt ein beträchtlich tieferes Land, in dem die Gewässer, deren Abfluß nach Norden nur an wenigen Stellen möglich ist, gewissermaßen umherirren. Sie bilden jenes Netz von Flüssen, Seen und Sümpfen, in dem von der Einmündung der Brahe am Weichselknie bei Bromberg bis an die untere Elbe durch Netze, Spree und Havel die Canäle aus gelegt sind, die parallel mit dem Meere das Hinterland Hamburgs mit dem Hinterland Danzigs verbinden. Das ist das Land der mächtigen Eichen- und Erlenforste, die aus Sumpfgewässern wie Inseln sich erheben, wahre Archipele von Binneninseln, wie den Spreewald, bildend; wo aber freilich im Ansteigen nach den flachen Höhen rasch der Laubwald dem lichteren Föhrenhaine Platz macht, der seinerseits gelben Sandboden mühsam zusammenhält. Die Extreme der öden Sandflächen um Berlin und des Naturparks von Potsdam liegen daher dicht neben einander. Wald und Wasser bringen die großen Züge in die norddeutschen Tieflandschaften. Der sich selbst überlassene Wald besteht in den feuchten Niederungen des Tieflandes, wo allein er sich in ursprünglicher Gestalt erhalten hat, aus Erle, Espen und Weiden mit hoch darüber emporragenden Eichen. Prächtige Eichen sind der Stolz der Saale-, Elster- und Pleiße-, sowie der Elbniederungen. Die „große Eiche" zwischen Halle und Leipzig ist eine der größten und ältesten Deutschlands. Sie wird von sieben Männern gerade umspannt. Der übrige Wald sieht wie Gestrüpp neben solchen Riesen aus. Buchen, Ulmen, Ahorne und Eschen treten nirgends so hervor. Die Eiche ist der stolzeste Baum in allen diesen Landschaften. Aus ihnen muß die Auffassung der Eiche als des eigentlich deutschen Baumes stammen, die weder für die Buchenhaine und Föhrenwälder an der Ostsee noch für Süddeutschland berechtigt ist. Ihre knorrige Eigenart kommt allerdings gerade hier recht zur Geltung. Aristokratisch schweben die Kronen der Eichen über dem niederen Wald. Im Sommer zeichnet sie ein dunkleres Grün aus, im Späthherbst das dauernde Haften der schönen, braunen Blätter, im Winter das eigenwillige Krümmen und Winkeln des Astwerks. Es gibt auch thürmende Buchen, sie haben aber etwas Gefälliges, bescheiden Zartes, mitunter auch etwas Spitzes Und ihr im Herbst gelbes Laub mit hellgrünlichem Hauch hat nichts von dem heroischen Tiefbraun des Eichenlaubes. Der Linde aber, die neben beiden sich einst häufiger hervorwölbte, bleibt immer etwas Rundliches, denn ihre Aeste neigen sich gern herab, weshalb die Linde besser als die anderen auf den Dorfplatz vor der Kirche paßt.

Die Auen, wie sie die Elbe rechts und links auf ihrem ganzen Tieflandlauf von Meißen bis Harburg und so alle anderen Ströme unseres Tieflandes

begleiten, bieten eine Fülle der schönsten Bilder. Sie sind zwar dem Wesen nach einfach, weil in allen der Spiegel des braunen Stromes, das Weidengebüsch oder die Wiese an seinem Rand und dahinter die Gruppen der Eichen, Eschen und Silberpappeln, endlich in der Ferne der eigentliche Wald als dunkler Saum wiederkehren. So wenig aber ein Baum dem anderen gleicht, so verschieden sind auch die Gruppen, die oft parkartig zerstreut oder verbunden sind. Eine Rauchwolke hinter dem Waldsaum zeigt an, daß dort die Siedelungen der Menschen dichter liegen. Zur Verwirklichung des niederländischen Landschaftsideals fehlen nur noch die Herden der behaglichen Rinder, denen wir nur in den Marschen oder in der Weichselebene begegnen. Der mit Recht berühmte Wörlitzer Park bei Dessau ist ein Beispiel der zahlreichen Anlagen, die den größten Theil ihrer Schönheit der gartenkünstlerischen Entfaltung dieser Auenmotive verdanken. Er ist ja selbst ein Geflecht von Altwassern der Elbe, deren Inseln und Halbinseln als Park angelegt sind. Wie bald würden seine schönen, durch die Mannigfaltigkeit ihrer Baumarten besonders ausgezeichneten Baumgruppen von ihrem Reiz verlieren, wenn sie nicht in den bald als Seen verbreiterten, bald zu Bächen verschmälerten Gewässern sich spiegeln und von dem lichtgrünen, mit gelben Irisblüthen durchwirkten Schilfsaume sich abheben könnten. Selbst die kleinen Brücken und Tempel gewinnen in solcher Umgebung an Bedeutung. Ganz anders sind natürlich die von Höhen umgrenzten Auen, die kleinere, abgeschlossenere Bilder bieten. Am Rande der Ebene zeigt eine der freundlichsten und behaglichsten Landschaften Mitteldeutschlands, das Saalethal bei Naumburg und Weißenfels, wo der Wald von den rebumkränzten Höhen herabgestiegen ist, sich über frische Gründe hainartig ausbreitend oder sie einhegend, eine Verbindung der Schönheiten des Mittelgebirges und des Tieflandes, die wir bis zum Oberrhein verfolgen können.

Die reine Natur, die dem südlichen Deutschland die Alpen und dem mittleren die Waldgebirge bewahrt haben, umschließen für das nördliche vor Allem die Wasserflächen der Ströme und der Seen. Es ist wie eine Hinausweisung aufs Meer, wo dieses menschenferne Element allein herrscht. Das Wasser durchdrang ja immer das norddeutsche Leben kräftiger und führte es auch politisch und wirthschaftlich entschiedener aufs Meer hinaus. An das Meer erinnert der freie Horizont der Ebenen mit seinen glühenden Sonnenuntergängen, seinen Wolkenbergen und den unerschöpflichen Feinheiten der Luftperspective. Nicht zufällig werden in dieser Sommerzeit die Ströme der Erholungsuchenden wie durch eine unsichtbare Wasserscheide nord- und südwärts gelenkt: die Bergwanderer suchen die höchste Entfaltung der süd- und mitteldeutschen Landschaft im Süden und in der Höhe; die Seegänger, indem sie gegen Norden hinab steigen, streben der reinsten Ausprägung der norddeutschen Landschaft am Rande des Meeres zu.

Pithecanthropus.

Ein Bindeglied zwischen Affe und Mensch.

Von

W. Dames.

[Nachdruck untersagt.]

Daß das Erscheinen des Menschen auf der Erde nicht einen eigenen Schöpfungsact vorausgesetzt, sondern denselben Gang genommen hat, wie ihn die Entwicklungs- und Abstammungsgeschichte für die übrigen Lebewesen, speciell die Säugethiere, beweist, ist durch den wissenschaftlichen Begründer derselben, Charles Darwin, in seinem ersten, großen Werke „Ueber die Entstehung der Arten durch natürliche Zuchtwahl oder die Erhaltung der begünstigten Rassen im Kampfe ums Dasein“ nicht ausgesprochen, sondern absichtlich verschwiegen worden. Er hatte dies für sein zweites Werk „Das Variiren der Thiere und Pflanzen im Zustande der Domestication“ zurückgehalten, das gewissermaßen die ausführliche Begründung des ersten, mehr als Auszug gegebenen brachte. — So ist es gekommen, daß diese bedeutsamste Folgerung aus der Lamarck'schen Descendenz- und der Darwin'schen Selectionslehre zuerst von anderen Forschern gezogen und vertheidigt worden ist, in erster Reihe von Thomas Huxley, Carl Vogt und Ernst Haeckel.

Doch würde diese neue Lehre der Abstammung der Menschen von niedereren Thieren, insbesondere von Affen, wohl lange Zeit lediglich in den Kreisen der Zoologen und Paläontologen discutirt und der übrigen gebildeten Welt so gut wie unbekannt geblieben sein, wenn Carl Vogt sie nicht in letztere hinausgetragen hätte. Man muß an den Anfang der sechziger Jahre zurückdenken, um der tiefgreifenden Wirkung in allen gebildeten Laienkreisen zu erinnern, die Carl Vogt durch seine in den größeren Städten Deutschlands gehaltenen Vorträge hervorrief. Die gesammte Tagespresse brachte je nach ihrem politischen und religiösen Standpunkte lange und heftige Artikel pro oder contra Abstammung vom Affen, in öffentlichen Vorträgen wie in privaten Zusammenkünften wurde die brennende Tagesfrage erörtert. Zwar hatte Vogt damals noch nicht den letzten Schluß aus der Selectionslehre ausgesprochen und die Abstammung des Menschen direct von einem Affen hergeleitet, sondern die Hypothese aufgestellt, daß Affe und Mensch einen gemeinsamen Stammvater besessen hätten, so daß die „Kreuzzeitung“ damals sagen konnte: „Also ist nach

Vogt der Affe nicht Vater, sondern Vetter des Menschen." Aber auch dieser entferntere Verwandtschaftsgrad genügte, um einen Sturm der Entrüstung und Empörung aufwirbeln zu lassen, von dem fast die ganze gebildete Menschheit ergriffen wurde. Auch in Kreisen, in welchen man keinen Augenblick Anstoß daran genommen hätte, diesen oder jenen Satz der Bibel fallen zu lassen, begegnete die neue Lehre dem heftigsten Widerspruch. Gerade der Affe, dieser Typus der Lächerlichkeit und Feigheit, sollte nunmehr in directe verwandtschaftliche Beziehung zum Herrn der Schöpfung treten! „Die Affen sind dem Menschen ähnlich in allen Unsitten und Unarten. Sie sind boshaft, falsch, tückisch, diebisch und unanständig, sie lernen eine Menge Possen, sind aber ungehorsam und verderben oft den Spaß mitten im Spiele, indem sie dazwischen einen Streich machen wie ein tölpelhafter Hanswurst. Es gibt keine einzige Tugend, welche man einem Affen zuschreiben könnte, und noch viel weniger einen Nutzen, den sie für den Menschen hätten. Wachestehen, Aufwarten, verschiedene Dinge thun sie bloß so lange, bis sie die Narrheit anwandelt. Sie sind nur die schlechte Seite des Menschen, sowohl in leiblicher, wie in sittlicher Hinsicht." Die Richtigkeit dieser Worte Oken's empfindet beim Anblick eines Affen unbewußt jeder Mensch, er sah und sieht in ihm seine eigene Carricatur wieder, daher der Abscheu vor dieser Verwandtschaft, wenn auch gerade durch ihn einer solchen unbewußt das Wort gesprochen wird.

Die durch Vogt hervorgerufene Erregung der Gemüther war von kurzer Dauer. So gut auch die von ihm vertretene Lehre durch Vergleiche mit der übrigen Lebewelt gestützt wurde, konnte er doch ein Postulat seiner Gegner nicht erfüllen, das nach dem Uebergangswesen zwischen Affe und Mensch. Immer lauter und lauter hörte man den Einwurf: „Wenn Eure Theorie richtig ist, so zeigt uns doch die Ueberreste aus früherer Zeit oder noch lebende Wesen, welche als das Bindeglied zwischen Affe (oder überhaupt Thier) und Mensch zu gelten haben. So lange Ihr das nicht könnt, bleibt Alles unbewiesene Hypothese!" Darauf mußte man eben die Antwort schuldig bleiben, die Vogt'schen Vorträge geriethen in Vergessenheit, und der Gebildete konnte sich nach der unheimlichen Zumuthung einer demüthigenden Verwandtschaft mit den beliebtesten Insassen der zoologischen Gärten dem behaglichen Gefühl überlassen, der Angriff sei glänzend abgeschlagen.

An dieser Sachlage hat sich bis vor Kurzem kaum etwas geändert. Zwar tauchten hier und da Nachrichten von paläontologischen Funden auf, die die Kluft zwischen Affe und Mensch überbrücken sollten, aber in allen diesen Fällen konnte bald der Nachweis geführt werden, daß es sich um unzweifelhafte Affenreste handelte. So machte z. B. ein bei St. Gaudens in der Haute-Garonne gefundener Unterkieferast eines fast menschengroßen, Dryopithecus genannten Affen in Frankreich großes Aufsehen, einmal durch die vermeintliche enge Beziehung seiner Bezahnung zu der der heutigen Tasmanier, dann aber namentlich durch die Entdeckung anscheinend bearbeiteter Feuersteine in Schichten gleichen Alters (unterer Theil der oberen Tertiärformation) bei Thenay im Departement Loir-et-Cher. Es lag nahe, in dem Dryopithecus den Bearbeiter der Feuersteine zu vermuthen, so daß er zwar im Wesentlichen noch Affe, aber doch mit

Eigenschaften versehen sein sollte, die ihn über alle Anderen Seinesgleichen erhoben und dem Menschen wesentlich näher brachten. Neuere Funde haben, abgesehen davon, daß von vornherein die künstliche Bearbeitung der betreffenden Feuersteine von mancher sehr competenten Seite in Frage gestellt war, gelehrt, daß Dryopithecus keineswegs die Schädelentwicklung besaß, wie man aus dem zuerst gefundenen Unterkiefer schließen zu dürfen glaubte, sondern im Gegentheil unter den menschenähnlichen Affen, den Anthropomorphen, eine sehr niedrige Stelle einnimmt. — Dann wollte es vor wenigen Jahren, als die beiden Vettern Fritz und Paul Sarasin ihre glänzenden, anthropologischen und osteologischen Studien über das Urvolk von Ceylon, die Wedda, veröffentlichten, scheinen, als wenn in diesem ein noch lebender Uebergang zwischen Affe und Mensch nachweisbar wäre[1]). Aber nach unseren landläufigen Begriffen von Mensch kann man auch den Wedda nur für einen solchen halten, wenn er auch bei Uebertragung der im sonstigen Thierreich angewandten Systematik auf die Gattung Homo innerhalb dieser eine „gute Art" für sich bilden würde. Dazu kommt, daß kaum festzustellen ist, wie viele seiner niederen Eigenschaften auf Degeneration zurückzuführen sind.

Ein glücklicher, hochbedeutsamer Fund hat nun vor nahezu zwei Jahren diesen Thatbestand sehr wesentlich verschoben und eine Antwort zu geben gestattet, wie sie klarer und deutlicher auch von den Anhängern der Lehre von der genetischen Ableitung des Menschen vom Affen kaum je erhofft worden ist. Ihm ist in den davon betroffenen Kreisen selbstverständlich die gebührende, eingehendste Beachtung geworden, er hat zahlreiche Veröffentlichungen und scharfe Discussionen veranlaßt. Welch' Interesse er z. B. hier in Berlin erweckte, lehren die Verhandlungen der Berliner anthropologischen Gesellschaft vom Jahre 1895; vier ihrer Sitzungen (Januar, Juni, October, December) waren entweder zum Theil oder, wie die letzte, ganz ihm gewidmet. Aber so lebhaft auch die Zoologen, Anthropologen und Paläontologen davon Kenntniß genommen haben, über ihre Kreise hinaus ist bis auf einige kurze und meistens den Thatbestand sehr entstellende Mittheilungen in der Tagespresse kaum etwas in die Oeffentlichkeit gedrungen, wie es doch die Wichtigkeit dieser den Menschen im eigensten Innersten und in seiner ganzen Stellung zur übrigen Lebewelt tief berührenden Sache wohl verdient hätte. Dies nachzuholen ist der Zweck der folgenden Zeilen.

I.

In den Jahren 1890—1895 leitete Herr Eugen Dubois, ein junger, niederländischer Militärarzt, umfassende Ausgrabungen auf Java, um Wirbelthierformen zu entdecken, welche in früherer geologischer Zeit diese Insel bevölkert hatten. Er hatte gerade Java ausersehen, weil er durch einen Vortrag R. Virchow's darauf hingewiesen war, daß man in Hinterindien und den Sundainseln mehr als anderswo Aussicht habe, Vorläufer der Menschen zu entdecken, und um so eigenartiger ist es wohl, daß er, nachdem ihm dies unerwartet glücklich gelungen ist, gerade in R. Virchow einen der eifrigsten Gegner seiner Ansichten

[1]) Vergl. „Die Urbewohner von Ceylon". Von Ernst Haeckel. Deutsche Rundschau, 1893, Bd. LXXVI, S. 367 ff. Die Redaction.

gefunden hat. Die Aufgabe, die er sich gestellt hatte, ist glänzend gelöst: an vierhundert Kisten fossiler Knochen sind nach Leiden gesendet und harren der wissenschaftlichen Bearbeitung ihres Inhalts.

Wirbelthierreste kommen auf Java in zweierlei Form vor, die einen in Höhlen, anscheinend nur aus Arten zusammengesetzt, die auch heute dort noch leben, die anderen in Schichten aus erhärteten, vulcanischen Tuffen (Thonen, Sanden, Rapilli), welche im Centrum der Insel die Hügelkette des Keudengo auf der Grenze zwischen den Residentschaften Kediri, Madiun, Surakarta einerseits, Rembang und Samarang andererseits auf 100 Kilometer Länge und ca. 5 Kilometer Breite zusammensetzen. Die durch diese letzteren repräsentirte Fauna ist von der der Höhlen durchaus verschieden. Sind auch bis auf die ausgestorbenen Gattungen Stegodon und Hexaprotodon, die erstere ein Elephant, die zweite ein Flußpferd, alle übrigen noch heute vorhanden, so ist es doch keine einzige Art mehr. Alle sind ausgestorben und geben in ihrer Gesammtheit ein Bild, wie die sogenannte Narbada-Fauna, welche aus den nach dem genannten, zwischen dem Vindhya- und dem Satpura-Gebirge im westlichen Vorderindien fließenden Strome bezeichneten Ablagerungen seit längerer Zeit bekannt ist, vielleicht mit etwas älterem Gepräge. Diese Narbada-Schichten werden jetzt zumeist als altquartär oder altpleistocän angesprochen, also an den Anfang derjenigen geologischen Periode gestellt, welche der heutigen unmittelbar vorher- und ohne feste Grenze in sie übergeht. Andere halten sie für älter, für jüngste Tertiärformation (Pliocän)[1]). Man hat diese verschiedene Auffassung des geologischen Alters häufig in die Discussion über den zu besprechenden Fund Dubois' gezogen, doch wohl recht überflüssiger Weise. Für die Bedeutung desselben ist es ohne jeden Einfluß, ob die Schichten, welche ihn bargen, jungtertiär oder altquartär sind. In beiden Fällen sind sie älter als die heutige geologische Zeit, und allein darauf kommt es an. Der Erhaltungszustand, die Härte und Schwere der Knochen, die dichte Conglomeratmasse, welche daran haftet, würden a priori für ein höheres Alter, also tertiär, plaidiren, wenn auch ähnliche Eigenschaften Knochen aus quartären Tuffen zukommen können. Die in javanischen Schichten gefundenen Skeletreste gehören, so weit sich nach den bisherigen, vorläufigen Untersuchungen feststellen ließ, zumeist einem kleinen Hirsch an, der heute jedenfalls nicht mehr auf den Sunda-Inseln lebt. Von Wiederkäuern kommen noch einige ausgestorbene Büffelarten vor, von anderen Hufthieren ein Nashorn, ein Schwein, von Proboscidiern die schon erwähnte Elephantenart, von Raubthieren Tiger und Hyäne, und als Vertreter der Reptilien Crocodile und Gaviale.

In dieser Thiergesellschaft entdeckte nun Herr Dubois zwei Backenzähne, ein Schädeldach und einen linken Oberschenkel eines Geschöpfes, welches Eigen-

[1]) Die Tertiärformation, welche der Periode, in welcher wir jetzt leben, unmittelbar voranging, wird je nach dem Procentsatz der in ihren einzelnen Abtheilungen enthaltenen, noch heute lebenden Arten in vier Etagen eingetheilt, die von unten nach oben aufgezählt eocän, oligocän, miocän und pliocän benannt sind. — Ueber dem Tertiär folgt das Quartär oder Pleistocän, der Anfang der Jetztwelt. Auch im Quartär kann man eine ältere und eine jüngere Zeit unterscheiden, also altpleistocän und jungpleistocän.

schaften der anthropoiden Affen mit solchen des Menschen in so enger Verbindung und Vermischung zeigt, daß der Entdecker in ihnen die Reste eines Bindegliedes zwischen beiden erblicken zu müssen glaubte und sie mit dem Namen Pithecanthropus erectus belegte. Da man von skeptischer Seite mehrfach die Lage der einzelnen Stücke zu einander gegen ihre Zusammengehörigkeit ins Feld geführt hat, so möge hierauf zunächst eingegangen werden. Die Objecte fanden sich getrennt von einander, der zuerst entdeckte Backenzahn 1 Meter entfernt vom Schädeldach, das später gefundene Femur 15 Meter von letzterem, und der andere Backenzahn zwischen Schädeldach und Femur, etwa 3 Meter von ersterem. Alle Stücke befanden sich in genau demselben Niveau einer und derselben conglomeratischen Tuffschicht im Steilufer des Bengawan-Flusses bei Trinil. Wenn nun auf Grund dieses Fundberichtes oft ausgesprochen ist, daß die Zusammengehörigkeit der vier Skeletreste nicht bewiesen sei, so ist dem allerdings nicht zu widersprechen; unmittelbar bewiesen wäre sie nur dann, wenn sich Alles in natürlicher Lage zu einander befunden hätte. Und doch liegt die Sache hier so, daß für Jeden, der fossile Knochenlager in der Natur beobachtet bezw. selbst Ausgrabungen darin unternommen hat, nicht der geringste Zweifel daran bestehen kann, daß die betreffenden Funde von demselben Individuum herrühren. Die Thatsache, daß sich unter Hunderttausenden von Knochen, welche sich auf die oben genannten Thiere vertheilen, nur diese vier Stücke vorfanden, welche nicht die geringsten Beziehungen zu jenen haben, dagegen sämmtlich in Erhaltung, Größe und Form so zu einander passen, daß sie unbedenklich auf ein affen- oder menschenähnliches Geschöpf bezogen werden müssen, ist hierbei ausschlaggebend. Herr A. Nehring, der erste und muthigste Vorkämpfer für die Dubois'sche Ansicht in Deutschland, hat in der Decembersitzung der anthropologischen Gesellschaft mit vollem Recht hervorgehoben, daß ein Paläontologe, der z. B. die gleichen Skelettheile eines hyänenartigen Thieres unter zahlreichen, nicht dazu gehörigen Knochen fände, nicht nur das Recht, sondern sogar die Pflicht habe, sie derselben Art zuzurechnen; ich gehe noch einen Schritt weiter und sage, demselben Individuum zuzurechnen. Es wäre mehr als Zufall, wenn die vier Stücke von mehreren Individuen herrühren sollten, wo doch die große Seltenheit unter den übrigen Fossilien sich dadurch bekundet, daß sie Unica geblieben sind. Handelte es sich um eine beliebige andere Säugethierart, so würden sicher diese Einwürfe gegen die Zusammengehörigkeit nicht gemacht sein, hier aber hat sie das Widerstreben gegen die Annahme einer Uebergangsform zwischen Mensch und Affe entstehen lassen. Die demonstratio ad oculos kann allerdings nicht gegeben werden, aber diejenige aus den begleitenden Umständen wird jedem vorurtheilsfrei die Thatsachen erwägenden Naturforscher genügen, um überzeugt zu sein, daß es sich nur um ein und dasselbe Individuum handeln kann. Daß die einzelnen Stücke von einander getrennt wurden, ist eine unabweisbare Folge der Art ihrer Ablagerung in einem Flußbett, in welchem sie bei fortgeschrittener Maceration von einander getrennt oder von einem schon völlig macerirten Skelet abgerissen und einzeln weiter flußabwärts befördert wurden.

Nachdem der erste ausführliche Bericht des Entdeckers in einer umfangreichen Abhandlung 1894 erschienen war, wurde seine Deutung der Reste als

der eines Affenmenschen Gegenstand der verschiedensten Controversen. Ohne hier näher auf die osteologischen Details des Schädeldachs und des Oberschenkels einzugehen, sei nur hervorgehoben, daß ersteres in der allgemeinen Form durchaus dem eines Gibbon, des noch heute Java bewohnenden Anthropoiden, gleicht, davon aber namentlich durch seine bedeutende Größe unterschieden ist. Vor Allem fehlen ihm, wie dem Gibbon, die derben Knochenleisten, welche den Schädeln der übrigen Anthropoiden zukommen. Eigenthümlich ist ferner die tiefe Rinne zwischen dem Oberrand der Augenhöhle und dem eigentlichen Dach, sowie der seitliche Vorsprung desselben Theils, was auf ungewöhnlich tiefe Schläfengruben hindeutet. Gerade dieses Merkmal wurde von R. Virchow als entscheidend für die Affennatur angesehen, bis A. Nehring nachwies, daß es in gleicher Ausbildung auch an einem Menschenschädel aus einem Sambaqui (Muschelhaufen) von Santos in Brasilien vorhanden sei. Das Dach zeigt weiter eine sehr niedrige Wölbung in der Mittellinie und eine äußerst schmale Stirn. Der Occipitalkamm ist beträchtlich dick. In allen diesen Merkmalen stimmt das Schädeldach mit dem des Gibbon derart überein, daß der Finder aussprechen konnte, die bedeutende Größe des Pithecanthropus-Schädels sei der einzige wesentliche Unterschied in der Form. Dazu kommt nun aber noch ein zweites, gewichtiges Merkmal. Dubois hatte früher, als der Innenraum des Daches noch mit Gesteinmasse erfüllt war, nach Schätzung die Capacität, d. h. die Größe der Gehirnmasse, mit mehr als 1000 Cubiccentimeter angenommen, was etwas über zwei Drittel des Rauminhalts einer mehr als mittelgroßen menschlichen Schädelhöhle bedeuten würde. Nachdem er nunmehr die Gesteinsmasse entfernt hat, ist durch directe Messung die Capacität auf 900—950 Cubiccentimeter festgestellt. Die größten Anthropoiden besitzen aber höchstens 500 Cubiccentimeter, nur in ganz vereinzelten Fällen beim Gorilla, der hier nicht in Betracht kommt, etwas mehr. Somit ist die Capacität des Pithecanthropus für einen Menschen zu klein, für einen Anthropoiden zu groß, und das zeigt sich klar, wenn, wie es in den verschiedenen diesbezüglichen Arbeiten Dubois' geschehen ist, die Schädelprofillinien verschiedener Anthropoiden und niederer Menschenrassen mit der des Pithecanthropus-Daches in gleicher Größe über einander gestellt werden. Die Profillinie fällt ebenso bedeutend unter diejenige eines Papua, eines Mikrocephalen und der beiden berühmten Schädel von Spy, wie sie sich über die der Anthropoiden (Hylobates, Semnopithecus und Anthropopithecus) erhebt. Sie steht eben zwischen beiden ungefähr in der Mitte, gehört also einer Uebergangsform an.

Mit dem Oberschenkel verhält es sich ebenso. Die Größe[1]) paßt vortrefflich zu der des Schädeldachs, aber die Form ist darin abweichend, daß die größere Aehnlichkeit mit dem des Menschen besteht. Der wesentlichste Unterschied zwischen den Oberschenkeln der Menschen und Anthropoiden liegt darin, daß die ersteren etwas gekrümmt, die letzteren fast kerzengrade gestreckt sind. Zwischen beiden hält der Oberschenkel von Java die Mitte, insofern er etwas weniger gekrümmt ist, als gewöhnlich beim Menschen, aber doch nur

[1]) Der Oberschenkel ist 455 Millimeter lang, woraus Herr Krause die Körpergröße des ganzen Individuums zu 1,7 Meter berechnete.

so, daß auch leicht menschliche Oberschenkel mit gleicher Krümmung zu finden sind. Hierin liegt also eine wesentliche Annäherung an den Menschen, wie denn die Gesammtform durchaus mit der menschlichen übereinstimmt. Ein Unterschied in osteologischen Details findet sich in der Gegend des sogenannten Planum popliteum über den unteren Gelenkrollen, das bedeutend convexer als beim Menschen ist, worin wieder mehr ein Gibbon-Merkmal erblickt wird. Doch hat Manouvrier darauf hingewiesen, daß von ihm eine gleiche Ausbildung auch an einem menschlichen, aber pathologischen Oberschenkel beobachtet sei, und da nun der Pithecanthropus-Schenkel ebenfalls krankhafte Bildungen zeigt, so ist nicht festzustellen, wie viel von dieser Gestalt der Fossa poplitea auf Rechnung der einstigen Erkrankung zu setzen ist. Soviel ist als erwiesen zu erachten, daß das Femur weit menschenähnlicher als das Schädeldach ist. Ich hebe das besonders hervor, weil sich hieran, wie sich zeigen wird, weitergehende Schlüsse auf die Art der Umwandlung eines Anthropoiden zu einem Menschen ziehen lassen. Unter allen Umständen muß ein Wesen mit einem Schenkel, wie Pithecanthropus ihn besaß, aufrechten Gang gehabt haben.

Die erwähnte pathologische Beschaffenheit des Schenkels hatte R. Virchow zuerst betont, um daran die Menschennatur desselben zu beweisen. Die Erkrankung besteht in einer Knochenwucherung am oberen Theil des Schaftes, theilweise durch einen Canal von ihm getrennt. R. Virchow war zuerst geneigt, sie auf einen Senkungsabsceß zurückzuführen, und nahm an, daß der Patient nur hätte genesen können, wenn er lange Zeit eine so sorgsame Pflege genossen hätte, wie sie allein Menschen gewähren können. Später hat er diese Auffassung modificirt und die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß das Femur eines großen Hylobatiden vorläge. In letzterem Falle würde der Exostose kaum eine wesentliche Bedeutung zukommen, da die daran geknüpfte Voraussetzung einer sorgsamen Pflege bei Affen wohl wegfällt.

Von den beiden Backenzähnen, dem zweiten und dritten des Oberkiefers, ist weniger zu sagen. Der dritte Backenzahn entspricht in seiner Kronenfläche mehr dem des Menschen, in seiner Größe und der auffallenden Divergenz der Wurzeln dem der Anthropoiden. Der zweite Zahn stimmt in allen wesentlichen Merkmalen mit dem dritten überein, ist aber bedeutend abgekauter. Auch das hat man als Einwurf gegen die Zusammengehörigkeit der beiden Zähne und somit der einzelnen Theile des Fundes verwerthen wollen; es war aber leicht, Schädel von Gibbon, Orang-Utan und mehreren Menschen zu finden, an welchen der dritte Backenzahn ebenfalls eine viel geringere oder noch überhaupt keine Abnutzung besitzt, während die vorderen dieselbe sehr stark entwickelt zeigen.

II.

Ich habe versucht, aus der Zusammenstellung der wichtigsten Eigenschaften der Fundstücke den von Dubois und zahlreichen anderen Forschern viel ausführlicher erbrachten und nach allen Seiten wohlerwogenen Beweis zu wiederholen, daß die Reste des Pithecanthropus weder auf einen Menschen noch auf einen Affen bezogen werden können, daß also Dubois Recht hat, wenn er sagt: „Ich glaube also, meine Deutung der vier Ueberreste, als die einer zwischen dem Menschen und den Menschenaffen stehenden Uebergangsform, aufrecht erhalten

zu können, und ebenso, daß diese nicht nur eine eigene Art darstellt, sondern auch sich von allen Anthropoiden-Gattungen, wie von dem Menschen, so weit entfernt, daß für sie die Aufstellung einer neuen Familie nöthig wäre." Diese Familie hat er Pithecanthropidae benannt.

Unterstützt werden diese Worte Dubois' auch noch durch eine andere Beweisführung, welche aus der Auffassung der übrigen Forscher, welche sich mit dieser Frage beschäftigt haben, abzuleiten ist. Bringt große Meinungsverschiedenheit sonst wohl Unsicherheit und Schwanken mit sich, so kann sie hier geradezu als starke Stütze der Uebergangsnatur von Pithecanthropus verwerthet werden.

In der folgenden Tabelle sind die Aeußerungen von 22 Zoologen, Anatomen, Anthropologen und Paläontologen zusammengestellt, wie sie in verschiedenen Fachzeitschriften veröffentlicht wurden. A bedeutet, daß der betreffende Gelehrte den in der Ueberschrift bezeichneten Skeletrest als von einem Affen, M als von einem Menschen, P als von einem Zwischenglied zwischen beiden herrührend auffaßt.

	Schädeldach.	Oberschenkel.	Dritter Backenzahn.	Zweiter Backenzahn.
R. Virchow	A	M oder auch A Hylobatide.	A	A
Kollmann	A	A	A	A
W. Krause	A Ohne allen Zweifel.	M	A Ohne allen Zweifel.	
Waldeyer	A Hylobatide.	M	A oder M	
Hamann	A Hylobates nahe.	M	A	
Ten Kate	A	M	A	
Rud. Martin . . .	M	M	M Vielleicht.	
Matschie	M	M	M	
H. Kolbe	Unbestimmt.	M	—	
Cunningham . . .	M Undoubtedly.	M	M	
Turner	M	M	A Wahrscheinlich.	
Keith	M	M	A später M	
Lydekker	M Microcephal.	M	M	
Topinard	M	M	A	
Manouvrier	P	P	P	
Marsh	P	P	P	
Nehring	P	P	P	
Dubois	P	P	P	P
Verneau	P	M	P	P
Pettit	P	M	P	P
Jaekel	P	P	P	P
Dames	P	P	P	P

Ein Blick auf diese Tabelle lehrt, wie weit die Meinungen auseinander gehen; es fehlt keine einzige mögliche Combination mit Ausschluß derjenigen, daß ein Theil der Objecte einem Uebergangsglied, ein anderer einem Affen angehört habe. Einige sehen Alles für Affen-, andere Alles für Menschenreste an, eine dritte Gruppe, welche implicite die Zusammengehörigkeit bezweifeln muß, nimmt einen Theil für Affen, den anderen für Menschen. Gering, aber doch auch vorhanden ist die Zahl Derjenigen, welche theils für Mensch, theils für Uebergangsform plaidiren. Dubois hat die Forscher, je nach ihrer Stellung zu der bezüglichen Frage, halb im Scherz als Anthropisten, Pitheciſten und Pithecanthropisten bezeichnet. Aus der Discussion scheiden zunächst die an Zahl stets zunehmenden Pithecanthropisten aus. Verfolgt man dann vorerst genauer die Ansichten der Anthropisten und Pithecisten, so ergibt sich auch innerhalb dieser beiden Gruppen keineswegs Uebereinstimmung. Die Einen haben sich ganz entschieden, die Anderen mit Vorbehalt für Affe ausgesprochen; unter den Anthropisten ist es ebenso. Wie z. B. Virchow für erstere Ansicht wiederholt und energisch eingetreten ist, hat Cunningham in allen Stücken die Menschennatur nachweisen zu können geglaubt. Und zwischen beiden Extremen finden sich alle denkbaren Uebergänge! Beachtenswerth ist auch die Vertheilung der Ansichten auf die verschiedenen Wissenschaften, welche die aufgezählten Autoren vertreten. Die Hauptmenge der Pithecisten besteht aus Anatomen, die der Anthropisten aus Zoologen, die Gruppe der Pithecanthropisten mit wenigen Ausnahmen aus Paläontologen. — Der Zahl nach vertheilen sich die Ansichten folgendermaßen:

Affe	3
Mensch	5
Uebergang zwischen beiden	6
Theils Affe, theils Mensch	6
Theils Uebergang, theils Mensch	2
Theils Uebergang, theils Affe	0

Es stellt sich somit heraus, daß die Pithecanthropisten eine gleiche Zahl mit denjenigen erreichen, welche die Reste auf Affe und Mensch vertheilen wollen, und daß beide zusammen über die Hälfte der Gesammtheit ausmachen. Auch das ist wichtig, weil jene zu den Pithecanthropisten übertreten müßten, sobald bewiesen ist, daß alle Reste von einem Individuum stammen. Daß aber die Paläontologen das stärkste Contingent der letzteren stellen, liegt wohl darin, daß ihnen der Begriff einer Uebergangsform am geläufigsten ist, da solche ihnen beim Verfolgen einer Thiergruppe durch mehrere geologische Formationen in großer Zahl aufstoßen, während Zoologen und Anatomen mehr an den Diagnosen der in allen Theilen unmittelbar der Untersuchung zugänglichen lebenden Objecte festhalten und dadurch von vornherein unbewußt Abneigung davor empfinden, einzelne Fragmente, welche nicht auf lebende Wesen in allen Einzelheiten bezogen werden können, auf solche zu beziehen. Genau derselben Opposition, welche heute die Uebergangsstellung des Pithecanthropus erfährt, begegnete seiner Zeit die vielbesprochene Archaeopteryx. Weil die lebenden Vögel ein kurzes, wirbelarmes Schwanzskelet, verwachsene

Mittelhandknochen und kräftige Rippen mit sogenannten Processus uncinati besitzen, dies Alles bei Archaeopteryx aber sich anders verhält, durfte sie kein Vogel sein, bei einigen Zoologen auch nicht einmal ein Uebergang zwischen Reptil und Vogel, ja, man scheute nicht vor der Auffassung zurück, daß dieser Urvogel eigentlich eine Art Pterodactylus (mit Flughaut versehenes Reptil) mit Federn gewesen sei. Zu solchen Absurditäten hat nun allerdings die Discussion über den Pithecanthropus nicht geführt, die verschiedenen Ansichten sind je nach der Stellungnahme ihrer Vertreter wohlerwogen und mit weitgehender Sachkenntniß vertheidigt. Und gerade deshalb ist diese Divergenz so wichtig für die Pithecanthropisten, da sie zeigt, wie die Gesammtheit des Fundes weder auf einen Menschen noch auf einen Affen paßt, also mit größter Bestimmtheit auf ein zwischen beiden stehendes Wesen hinweist.

III.

Die obige Tabelle läßt sich aber noch in anderer Weise verwerthen, wenn man nämlich die Aeußerungen der Anthropisten und Pithecisten über die einzelnen Stücke des Pithecanthropus zusammenstellt. Es ergibt sich dann Folgendes:

	A	M
Schädeldach	6	7
Oberschenkel	1 (+ ? 2)	12 (+ ? 2)[1]
Dritter Backenzahn[2]	7 (+ ? 1)	5 (+ ? 1).

Diese Zahlen sind von großer Wichtigkeit für die Behandlung einer weiteren, sich an die Entdeckung des Pithecanthropus anknüpfenden Frage, wie man sich denn die Herausbildung des Menschen aus einem Vierhänder vorzustellen habe; sie lehren, daß bezüglich des Schädeldachs und des Zahnes die Meinungen ungefähr gleich vertheilt sind: Affen- und Menschenähnlichkeit halten sich so ziemlich die Wage. Der Oberschenkel wird ganz im Gegensatz dazu von allen Autoren, von Zweien darunter mit Vorbehalt, für den eines Menschen angesprochen. Hieraus ergibt sich mit zwingender Beweiskraft, daß das Schädeldach mit seinen Zähnen mehr affenähnlich geblieben ist, während der Oberschenkel schon durchaus menschenähnlich gestaltet war. Die größere Hinneigung zum typischen Menschen liegt nicht im Schädel, sondern in der Extremität.

Es gibt wohl wenige Naturforscher, welche dieses Ergebniß mit größerer Freude und Befriedigung begrüßt haben, als ich selbst, der ich seit Decennien in Vorlesungen und mündlichen Erörterungen mit Fachgenossen stets darauf hingewiesen habe, wie die Umwandlung des Menschen aus einem niedereren Wesen, speciell aus einem Affen, mit der Hinterextremität begonnen haben müsse und nicht, wie so häufig ausgesprochen ist, mit der Zunahme des Gehirns bis zur sogenannten Vernunftthätigkeit. Ich habe mir den Gang

[1]) Auch Verneau und Pettit, die beiden Vertreter der Ansicht, wonach Schädeldach und beide Backenzähne einem Uebergangsglied angehören, der Oberschenkel aber nicht, sehen letzteren für menschlich an.

[2]) Ueber den zweiten Backenzahn liegen zu wenig Aeußerungen vor, als daß er hier hätte mit in Betracht gezogen werden können.

der Sache ungefähr so vorgestellt. Ein anthropoider Affe gewöhnte sich mehr und mehr an die Bewegung auf der Erde, er verließ auf immer längere und längere Zeit die Bäume seiner Wälder und versuchte unter ihnen auf den Hinterbeinen fortzuschreiten. Dadurch bildete er allmälig die Fähigkeit des Gehens derart aus, daß die Musculatur und die Configuration der Extremitäten, insbesondere der Fußknochen, davon betroffen wurden, welche sich der neuen Bewegungsart anpaßten und aus der Hand den Fuß mit nicht mehr gegenüberstellbarem Daumen und breiter, zum Schreiten tauglicher Sohle werden ließen. Man darf dabei nicht aus dem Auge lassen, daß der Unterschied zwischen Hand und Fuß bei Völkern, die auf sehr niedriger Culturstufe stehen, und bei allen neugeborenen Kindern durchaus nicht so groß ist, wie bei civilisirten Culturvölkern, weil es beweist, daß die Hand das dem Fuß Vorausgehende war, letzteres also aus ersterem entstanden sein muß. So ward aus dem reinen Vierhänder ein Wesen mit differenzirten Extremitäten, und hierin, nicht in der starken Entwicklung des Gehirns, sehe ich den ersten Schritt auf dem Wege zum Herrn der Schöpfung. Zunächst war das so ausgestattete Wesen fähig, den Wald zu verlassen, seiner Ausbreitung waren keine so enge Grenzen mehr gezogen wie bisher. O. Jaekel hat wohl mit Recht hinzugefügt, daß bei dem nunmehr erlangten aufrechten Gang „das Auge ein weiteres und vielseitigeres Gesichtsfeld erhielt und dadurch neben den Einwirkungen neuer Functionen seitens der Arme die schnelle Entwicklung des Gehirns beförderte". Die Differenzirung der Extremitäten halte ich deshalb von so eminenter Bedeutung, weil sie das mit ihr begabte Wesen mit einem Schlage über alle anderen Thiere erhob. Auch unter den Thieren gibt es genug, welche nur auf den Hinterbeinen leben, wie alle Vögel, die Känguruhs u. s. w., aber keines von ihnen vermag die Vorderextremitäten zu irgend etwas zu gebrauchen, während es sich auf den Hinterextremitäten fortbewegt. Der Vogel läuft oder fliegt, entweder benutzt er das eine oder das andere Beinpaar, und wenn auch einzelne Vierfüßler, wie Katzen, die Vorderbeine zum Packen der Beute verwerthen, so bedürfen sie ihrer doch wieder mit zur Fortbewegung, mit einem Wort, die Function der Hinterbeine ist nicht unabhängig von der der Vorderbeine, und das ist der springende Punkt. Der Mensch hat diese Unabhängigkeit und damit die Weltherrschaft erreicht. Mit dem zum Wandeln und Stehen vorzüglich eingerichteten Fuß verließ er die frühere Heimath des Urwaldes, kein Gebiet der Erde brauchte er zu meiden, über Ebenen, über Berge und durch Thäler konnte er wandern und dabei seine Nahrung mit den zum Greifen eingerichteten Vorderbeinen unschwer erlangen. Drohende Gefahr wird ihn gelehrt haben, den Feinden mit Steinwürfen zu begegnen oder sich mit Knütteln zu wehren. Beim Werfen mit Steinen wird er, vielleicht zuerst an sich selber, bemerkt haben, daß abspringende Splitter scharfe Kanten haben und in das Fleisch einschneiden; er wird diese Beobachtung dazu verwerthen gelernt haben, sich absichtlich solche Splitter herzustellen: die erste Waffe, das erste Werkzeug ist entstanden. Mit ihr wird er im Laufe der Zeit nicht nur Vertheidigung, sondern Angriffe auf andere Thiere zu Beute und Nahrung ausgeführt haben: der Anfang zur Jagd ist gemacht! Nur bis in diese Phase mag die muth-

maßliche Entwicklung des Menschen fortgeführt werden. Es genügt an ihr zu zeigen, wie durch sich steigernde Fertigkeit und Thätigkeit der Hände Ueberlegung und Combinationsgabe wachsen, wie allmälig die Functionen der einzelnen Gehirntheile und Sinnesorgane wechselseitig auf einander fördernd einwirken mußten, wie dadurch wiederum vermehrte Fertigkeit der Hände zu Wege kam, bis dieselben zu dem Universalwerkzeug der Menschheit vervollkommnet waren, das sie heute sind. So wuchs aus der Ausbildung des aufrechten Ganges die mechanische Geschicklichkeit der zum Klettern nicht mehr nöthigen Hand, und das Gehirn folgte, getrieben durch die mehr und mehr entwickelte Händearbeit, in Aufnahme neuer Eindrücke und daraus gestalteter neuer Combinationen, als Grundlage eines planmäßigen Denkens, womit der nunmehr fertige Mensch seine Laufbahn begann. Und wie vortrefflich fügen sich nun in allen Theilen die Eigenschaften des Pithecanthropus dem Rahmen dieser Vorstellung ein! Die mittlere Größe eines ausgewachsenen Menschen ist hier erreicht, der Oberschenkel hat eine so menschenähnliche Form angenommen, daß hierüber kaum noch irgend welche Meinungsverschiedenheit existirt. Ein solcher Oberschenkel kann nur einem aufrecht schreitenden Wesen angehört haben, und dazu wieder gehört ein normal entwickelter Fuß, den wir bei Pithecanthropus nicht nur annehmen dürfen, sondern nach dem Cuvier'schen Gesetz der Correlation, das hier in voller Gültigkeit zur Anwendung kommt, annehmen müssen. Dieses aufrecht schreitende Geschöpf besaß ein Gehirn, dessen Capacität noch weit unter der der niedrigsten Menschenrassen steht, andererseits die der höchsten Antropomorphen ebenso beträchtlich übertrifft. Genau so muß es im Kopfe eines Bindegliedes zwischen Mensch und Affe ausgesehen haben, falls der eben entwickelte Gang der Umwandlung den Thatsachen entspricht. Manouvrier hat sich der dankenswerthen Mühe unterzogen, nach dem Schädeldach den ganzen Schädel sammt Unterkiefer zu reconstruiren. Eine neuere Reconstruction veröffentlichte Dubois selbst, nachdem er die Gesteinsmasse aus dem Schädeldach entfernt hatte. Dadurch sind nicht zu vermeidende Unterschiede in beiden Zeichnungen entstanden, welche namentlich die Schläfen- und die Hinterhauptsregion betreffen. Da ersterer durchaus Gibbon ähnlich ist, mußte es auch der Gesichtsschädel sein, und demgemäß zeigt die Dubois'sche Reconstruction hier ein prognatheres, also mehr affenartiges Profil, als die Manouvrier'sche. Andererseits ist die Basis des Schädels von der Hinterecke bis zum hinteren Ende des Foramen magnum (der großen Oeffnung in der Schädelbasis für den Eintritt des Rückenmarks in das Gehirn) in letzterer stark convex, während Dubois sie fast horizontal darstellt. Doch vermögen diese Divergenzen das Gesammtbild nicht zu verändern. So oder so bleibt ein im Allgemeinen affenartiger Schädel mit wesentlich höher gewölbtem Dach und dadurch nachgewiesener höherer Capacität, als sie Affen besitzen. Wenn R. Virchow sagt: „Ein Schädel, der selbst nach der Berechnung des Herrn Dubois um etwa 1000 Cubiccentimeter Innenraum hätte, paßt wenig zu einer Körperhöhe von 1,7 Meter," so hat er vollkommen recht, solange es sich um unbezweifelte Menschenreste handelt. Wo aber, wie hier, eine aus allmäliger Entwicklung entstandene, noch unfertige Uebergangs-

form in Betracht kommt, steht einer Vereinigung beider zu einem Skelet nichts entgegen, wenn man die Art und Weise der Umbildung, wie ich sie oben zu skizziren versuchte, nicht von der Hand weist.

IV.

Denjenigen, welche durch die oben kurz aufgezählten Thatsachen und die aus ihnen abgeleiteten Schlüsse davon überzeugt worden sind, daß in der That der Dubois'sche Fund eine der so lange entbehrten Uebergangsformen zwischen Affe und Mensch darstellt, wird sich die weitere Frage aufdrängen, ob und inwieweit sich verwandtschaftliche oder genetische Beziehungen zwischen Pithecanthropus einerseits und Affen und Menschen andererseits nachweisen lassen. Das Archiv, das die zu dieser Erörterung benöthigten Documente enthält, ist nun allerdings sehr wenig umfangreich und nur dürftig versorgt, aber über Einiges gibt es doch Aufschluß. Zunächst wird die Beantwortung der aufgeworfenen Frage dadurch wesentlich erschwert, daß fossile Reste anthropoider Affen zu den größten Seltenheiten gehören, und an solche muß man sich doch naturgemäß zuerst wenden, wenn die Abstammung des Pithecanthropus in Betracht kommt. Die Seltenheit an und für sich kann nicht befremden. Einmal ist mit aller Sicherheit anzunehmen, daß die Vorläufer der heutigen Anthropoiden ebenfalls Waldbewohner waren, und daraus ergeben sich von selbst die Hindernisse, welche der Erhaltung im Fossilzustande entgegen waren: die Cadaver verwesten unbedeckt in den dichten Wäldern, und auch die Skeletknochen zerfielen nach verhältnißmäßig kurzer Zeit zu Mulm und Staub. Nur wenn der glückliche Zufall, etwa bei einer Ueberschwemmung, einige wenige Skelet- oder Schädeltheile in einen Bach oder Fluß und durch diesen in die von ihm selbst oder von dem See, welchem er zustrebte, geschaffenen Ablagerungen gelangen ließ, war Aussicht, daß sie dort eingebettet wurden und erhalten blieben. Weiter gehört ein glücklicher Zufall dazu, daß diese Seltenheiten heute aufgefunden und in die Hände eines Gelehrten gerathen, der ihren Werth zu erkennen vermag. Man muß als Paläontolog die Indolenz oder auch die Zerstörungslust der Arbeiter in Steinbrüchen und Sand- oder Kiesgruben kennen gelernt haben, um zu ermessen, wie wesentlich gerade der letzterwähnte Umstand mitspricht. Dazu kommt nun in diesem speciellen Falle noch, daß die Anthropoiden damals wie heute noch ausnahmslos verhältnißmäßig seltene und nicht in großen Herden lebende Geschöpfe waren, und somit auch relativ wenig Material für Fossilien stellen konnten.

So ist es zu erklären, daß man fossile Anthropoiden zwar aus den jüngeren Tertiärablagerungen Europa's und Asiens nachgewiesen hat, aber meist in so vereinzelten Fragmenten, daß sichere Ergebnisse aus ihrem Vergleich unter einander und mit lebenden Arten kaum erzielt werden können. Immerhin weiß man so viel, daß zur Zeit der unteren Abtheilung der oberen Tertiär (Miocän) in Frankreich, der Schweiz und Steiermark ein anthropoider Affe lebte (Pliopithecus), der dem lebenden Gibbon (Hylobates) so nahe steht, daß es schwer ist, ihn davon zu unterscheiden. Er stellt möglicher Weise den directen Stammvater des letzteren dar. Einer zweiten Gattung, Dryopithecus, wurde

oben schon Erwähnung gethan. Sie kommt hier nicht weiter in Betracht, da kaum irgend welche Aehnlichkeit mit Pithecanthropus zu erkennen ist. Dagegen wurde aus dem jüngsten Tertiär (Pliocän) von Eppelsheim bei Mainz ein Oberschenkelknochen schon 1820 bekannt, den R. Owen für sehr Gibbon-ähnlich ansah. Dubois hat für ihn die Gattung Pliohylobates errichtet. Von jener Zeit an sind die Anthropoiden, wie es scheint, aus Europa verschwunden. Dagegen sind einzelne spärliche Ueberbleibsel in den jüngsten Tertiärschichten Ostindiens, den sog. Siwalik-Schichten, gefunden worden, von denen die eine Art — nur ein einzelner Zahn wurde gefunden — mit Sicherheit auf den Orang-Utan hinweist, die andere (Palaeopithecus sivalensis) nach den neueren Untersuchungen Dubois' entschiedenes Gibbon-Gepräge zeigt.

Es ergibt sich also, daß mit Ausnahme des Dryopithecus fast alle bekannten fossilen Anthropoiden mit dem lebenden Gibbon mehr oder minder wichtige Merkmale gemeinschaftlich haben, und der einzige Orang-Utan-Rest nahe von dort gefunden ist, wo dieser Affe heute noch lebt.

Ueber das jüngere Tertiär hinaus sind Anthropoide überhaupt unbekannt, und deshalb müssen alle Schlüsse auf ihre Verwandtschaft mit anderen Affen hypothetisch bleiben. Das prägt sich auch in allen sogenannten Stammbäumen aus, welche man für die Affen, bezw. ihren Zusammenhang mit den Menschen, construirt hat. Der jüngste, auf umfassenden Studien und Beobachtungen beruhende derartige Stammbaum rührt wiederum von dem Entdecker des Pithecanthropus her, der auch dieser Seite der Bedeutung seines Fundes vollauf gerecht wird. Er stellt sich die Sache so vor, daß zur Zeit des unteren Miocän eine generalisirte Affenform gelebt habe, welche er Procercopithecus genannt hat. Von dieser geht nun eine Spaltung in zwei Aeste aus, von denen der eine zu der großen Menge der nicht-anthropoiden Affen der alten Welt, der andere zu einer zweiten hypothetischen Form — Prothylobates — führt, deren Existenz er in das obere Miocän verlegt. Von diesem gehen — so weit das hier in Betracht kommt — einmal die oben erwähnten Pliopithecus, Pliohylobates und endlich der Gibbon selbst ab, daneben in einer zum Menschen aufsteigenden Linie der indische Palaeopithecus. Meiner Meinung nach könnte dieser Ast des Stammbaumes wesentlich einfacher gegeben werden. An der Stelle des problematischen Prothylobates stände besser der thatsächlich vorhandene Pliopithecus, der von dem lebenden Hylobates, wie erwähnt, kaum zu unterscheiden ist. Dann würden auch die Beziehungen zu Pithecanthropus mehr hervortreten. Nichts hindert, den Palaeopithecus der Siwalik-Schichten als den directen Stammvater des Pithecanthropus zu betrachten, da Dubois nach gründlichem Studium des betreffenden Objectes im Museum zu Calcutta festgestellt hat, daß er Hylobates-Charaktere mit menschlichen Merkmalen gemischt zeigt. Aber ebenso wenig braucht man auch zu zaudern, Pliopithecus, bei welchem letztere noch fehlen, als diejenige Gattung aufzufassen, welche sich bis zum jüngsten Tertiär in einem Zweig zu Palaeopithecus umgewandelt hatte, in einem anderen fast unverändert bis jetzt als Hylobates fortlebte. Ob der Eppelsheimer Pliohylobates in der directen Linie von Pliopithecus steht, oder, wie Dubois annimmt, als Seitenzweig

von ihr abgeht, wird nur auf Grund reichhaltigeren Materials zu entscheiden sein.

So unsicher nun auch für phylogenetische Speculationen die Grundlage der Beobachtungen ist, wie sie eben kurz verfolgt werden konnte, so schält sich doch die eine Thatsache ganz von selbst aus der Combination derselben heraus, daß diejenige anthropoide Form, von welcher Pithecanthropus abstammt, nahe Verwandtschaft mit dem lebenden Gibbon zeigt, und so gelangt man auf anderem Wege zu genau demselben Ergebniß, das der osteologische Vergleich seiner Skeletreste mit sich brachte. Kein Zoolog oder Anatom, der in diesem oder jenem Stück den Rest eines Affen zu erblicken glaubte, hat dabei an einen anderen, als an den Gibbon gedacht. Dessen Heimathsgenosse, der Orang-Utan, ebenso die afrikanischen Anthropoiden, wie Chimpanse und Gorilla, sind kaum mit einem Wort in den bezüglichen Discussionen erwähnt worden. Und das ist gewiß von großem Interesse. Einmal ist der Gibbon der niedrigst organisirte der lebenden Anthropoiden, der noch am meisten Eigenschaften der nicht-anthropoiden Affen beibehalten hat (z. B. die Gesäßschwielen), also eine Form, welche in der heutigen Lebewelt die am meisten generalisirte und dadurch wieder diejenige ist, von welcher sich am leichtesten annehmen läßt, daß einer ihrer Vorläufer sich weiter specialisirt habe und zum Pithecanthropus geworden sei. Ferner aber muß man sich vergegenwärtigen, wie in dieser generalisirten Anthropoidenform noch heute Eigenschaften zum Ausdruck kommen, welche direct auf eine derartige Specialisirung hinweisen. Trotz der niedrigen Organisation, trotz der enorm langen Arme, die beim Springen und Klettern vorzüglich zu verwerthen sind, trotz der Unbeholfenheit auf der Erde sind es gerade die Gibbons, die sich ganz aus eigenem Antrieb länger als irgend ein anderer Anthropoide auf den Hinterbeinen bewegen und ihre Vorderextremitäten als Balancirstange dabei benutzen. Auch treten sie dabei mit den vollen Sohlen der Hinterhände auf, während Chimpanse, Gorilla und Orang-Utan bei den wenigen aufrechten Schritten, die sie selten genug machen, mehr auf der schräg den Boden berührenden Außenseite der Hände ruhen. Man mag diesen Eigenschaften einen Grad von Bedeutung beimessen, welchen man wolle, soviel steht fest, daß der heutige Gibbon mehr als andere anthropomorphe Affen aufrechten Gang übt; und diese Thatsache in Verbindung mit der zweiten, daß sein Schädel ein relativ fast doppelt so großes Gehirn enthält, als der der übrigen Anthropomorphen, gewinnt Wichtigkeit, wenn es sich um seine Beziehungen zu Pithecanthropus handelt, in welchem man nunmehr ohne Bedenken ein Geschöpf sehen kann, das die in dem Hylobates-Zweig der Anthropoiden steckende Tendenz, zu aufrechtem Gange zu gelangen, weiter verfolgt und das Ziel erreicht hat, während die lebenden Gibbons über ihre Voreltern nicht hinausgekommen sind.

Daß es aber gerade der Stamm der Gibbons ist, auf welchen Palaeopithecus und Pithecanthropus phylogenetisch hinweisen, eröffnet weitere Perspectiven für andere Fragen, welche den Ursprung des Menschengeschlechts betreffen, und diese knüpfen an die gemeinschaftliche Heimath aller dieser Formen an. Pliopithecus mit Pliohylobates sind zwar europäische Arten gewesen;

aber die jüngeren, Palaeopithecus und Pithecanthropus gehören Asien, und zwar Indien und den Sundainseln, an, also dem Verbreitungsgebiet der Gibbons. Es wäre wohl zu gewagt, aus den wenigen Fundstücken eine Migration des Hylobates-Stammes zu construiren. Wollte man es trotzdem versuchen, so ergäbe sich, daß in Frankreich, der Schweiz und Steiermark die Sippe zur Zeit des Miocän zuerst auftaucht, daß sie im tiefsten Pliocän nach Mitteldeutschland vorgedrungen (Eppelsheim bei Mainz), dann aber aus Europa verschwunden und nach Asien gewandert wäre, wo sie im jüngeren Pliocän am Südabhange des Himalaya in den Siwalik-Hügeln hauste (Palaeopithecus), um dann in noch jüngerer Zeit (Narbada-Schichten). d. h. an der Grenze von Pliocän und Pleistocän, weiter im Südosten Asiens als Pithecanthropus da zu erscheinen, wohin sich auch die Gattung der Gibbons zurückgezogen hatte.

Die Thatsache, daß es gerade eine der Sundainseln, also ein Theil Südostasiens ist, wo eine Uebergangsform zwischen Mensch und Affe erscheint, verdient die vollste Beachtung. Hat doch nach biblischen und anderen uralten Nachrichten die Wiege des Menschengeschlechts, oder sagen wir lieber eines Menschengeschlechts im südlichen Asien gestanden, und nun finden diese alten Traditionen mit einem Male greifbare Bestätigung! Die Frage, wo die Urheimath des Menschen zu suchen sei, ist ja wiederholentlich aufgeworfen und recht verschieden beantwortet worden. Darwin war geneigt, anzunehmen, daß der Mensch im nördlichen Theile der alten Welt zuerst aufgetreten sei, weil noch zur jüngeren Tertiärzeit anthropoide Affen dort gelebt hätten. Wie es mit dieser Begründung steht, ist oben dargelegt. Das Auftreten noch anthropoiderer Geschöpfe in noch jüngeren Ablagerungen des nördlichen Vorderindien widerlegt für sich allein die Darwin'sche Ansicht, die später noch von Moritz Wagner, dem Schöpfer der Migrationstheorie, und kürzlich von Josef Müller wieder aufgenommen wurde, und zwar unter der Begründung, daß das Herannahen der Eiszeit, das dadurch bedingte Aufhören des Fruchtwuchses und somit die Schwierigkeit der Ernährung anthropoide Affen gezwungen hätte, zur Fleischnahrung überzugehen; auf diese Weise hätten sie den Gebrauch von Waffen und den aufrechten Gang sich zu eigen gemacht und so allmälig sich zu denkenden Menschen herausgebildet. So viel Prämissen, so viel Irrthümer! Es ist hier nicht der Platz, die Absurdität dieser Hypothese, die auf ausgedehntester Unkenntniß der physikalischen und topographischen Verhältnisse Europa's zur Eiszeit beruht, im Einzelnen zu verfolgen, um so weniger, als der Dubois'sche Fund sie durch Thatsachen außer Discussion stellt. — Haeckel und mit ihm andere Naturforscher haben für die Urheimath des Menschen entweder Südasien oder Centralafrika in Anspruch genommen, die Gebiete, in welchen noch heute anthropomorphe Affen leben. Sie haben dabei außer Acht gelassen, daß die höher organisirten Typen dieser Sippe, wie Gorilla, Chimpanse in Afrika, Orang-Utan in Asien schon viel zu stark specialisirte Thiere sind, als daß von ihnen die Abzweigung neuer Typen zu erwarten wäre. Auch verhindern, wie Kollman sehr zutreffend hervorgehoben hat, die starken Knochenleisten am Schädel die weitere Entwicklung ihres Gehirns. So bleibt vorläufig Asien als Heimath bestehen, wenigstens solange die jetzt fast allgemein

verbreitete Ansicht von dem gemeinsamen Ursprung aller Menschen ihre Gültigkeit behält. Ob sie richtig ist, oder ob Menschen, unabhängig von einander, an verschiedenen Stellen der Erde sich aus niedereren Geschöpfen herausgebildet haben — was für mich Angesichts der so verschiedenen Merkmale der sogenannten Rassen, die, wenn es sich nicht gerade um Menschen handelte, von jedem Zoologen zur Zerspaltung in mehrere Gattungen und zahlreiche Arten benutzt werden würden, das weitaus Wahrscheinlichere ist —, ob also der Mensch monophyletisch oder polyphyletisch ist, das muß so lange unentschieden bleiben, als nur dieser eine Fund des Pithecanthropus als Vermittler zwischen Mensch und Affe dasteht.

Auch durch ihn ist nur ein kleiner Theil der Schwierigkeiten gehoben, welche die Frage des Zusammenhanges des Menschen mit der übrigen Thierwelt begleiten. Aber andererseits hat er mit einem Schlage klares Licht auf bisher völlig dunkle Stellen in der Phylogenie des Menschenstammes geworfen. Mag man die javanischen Stücke deuten wie man will, daß sie die Kluft zwischen Affe und Mensch verringert haben, ist nicht mehr abzuleugnen, und darin liegt ihre eminente Bedeutung.

Bilder aus Island.

Von
Andreas Heusler.

[Nachdruck untersagt.]

II. Das Volk.

Wer auf Island gereist ist, die Gastfreundschaft der Bewohner genossen und mit ihnen in ihrer Sprache verkehrt hat, dem liegt die Versuchung nahe, als Lobredner der Isländer aufzutreten oder — als ihr Vertheidiger. Ich will dieser Versuchung widerstehen; was mich für das Volk gewann, will ich gleich den übrigen Dingen vorführen, die ich als einfacher Beobachter wahrgenommen habe. Wenn die Erfahrungen eines einmaligen Besuches jedem Volke gegenüber ihre subjective Begrenztheit und Unvollkommenheit haben, so gilt dies nicht zum wenigsten bei den Isländern, einem Volke, das bei ausgesprochener Eigenart ein höchst zusammengesetztes Wesen hat.

Die äußere Erscheinung der Isländer bringt dem Ankommenden eine Ueberraschung. Auf dem Hinwege hat man mit dem Dampfer die Faeröer berührt und dort eine ganze Galerie von alten Vikingergestalten erblickt. Es ist ein merkwürdiger Anblick, wenn diese germanischen Recken auf ihren Böten heran rudern und sich jetzt auf unserem Deck Schulter an Schulter drängen. Wetterharte Seelöwen, mit breitem Knochengestell; die struppig-welligen Haare und Bart grau-blond oder röthlich-blond; die Gesichtszüge groß ausgemeißelt; über den hellen Augen der untere Stirnrand stark vorgebaut, mit den buschigen Brauen, die, kaum geschwungen und oftmals weiß-blond, wie Pfeile aus dem Gesicht herausblitzen; dies verleiht den friedlich gesinnten Fischern den Ausdruck des Grimmigen, Trotzigen. Es dürfte kaum eine zweite Landschaft geben, wo man die Vorstellungen von der prachtvollen blonden Bestie der alten Zeit dergestalt verkörpert fände.

Auch auf Island hat einst diese Gattung vorgeherrscht. Das zeigen uns die alten Erzählungen, die sich mit erstaunlichem physiognomischem Blick über das Aeußere ihrer Helden vernehmen lassen. Die Besiedler der Insel waren die Auslese des norwegischen Stammes. Heute aber sieht man auf Island

wenig Reckenhaftes. Die Gestalten sind in der Minderzahl, die wir an jedem Punkte unserer Erde als Germanenblut ansprechen würden. Die Rasse macht einen weniger einheitlichen, gemischteren Eindruck als das Volk etwa im nördlichen Norwegen oder auch in norddeutschen Landschaften. Wem keine Messungen zu Gebote stehen, der wäre in Verlegenheit, den isländischen „Typus" zu beschreiben. Im Wuchs wie in den Gesichtszügen sieht man nicht viel weniger Ungleichheiten als auf den Straßen unserer deutschen Städte. Ob der Zusatz von keltischen Ansiedlern, aus Schottland und Irland, beträchtlich genug war, um allmälig die Rasse zu verändern, ist schwer zu sagen; eine eigentliche Zuwanderung hat Island seit dem zehnten Jahrhundert nicht mehr erfahren.

Verhältnißmäßig oft begegnen uns unter den Bauern schlanke Erscheinungen mit zierlichen Gliedmaßen; sie nehmen sich, besonders zu Pferde, elegant aus; man könnte sie ohne Weiteres in städtische Kleidung stecken und in städtischer Gesellschaft präsentiren. Bei den Frauen findet man recht häufig groß gebildete Gesichter mit kräftigem Relief: starkes Kinn und bedeutende Stirn. Ein französischer Reisender klagt lebhaft darüber, daß es auf Island kaum eine „jolie femme" gebe, und er hat wohl recht, die schönen Isländerinnen würde man nicht vorzugsweise „jolies" nennen.

Wenn der Blick aufs Ganze zu der Annahme drängt, daß die Bevölkerung eine körperliche Degeneration erlitten habe, so steht dem gegenüber, daß Greise bis zu sehr hohem Alter eine Frische und Rüstigkeit bewahren, die sie um ein bis zwei Jahrzehnte jünger erscheinen läßt. Dem Fremden wird darum mit Vorliebe die Aufgabe gestellt, das Alter dieser Patriarchen zu schätzen; als ich einmal, ausnahmsweise, nicht zu wenig rieth, war eine gewisse Enttäuschung bei den Fragenden nicht zu verkennen.

Die männliche Bevölkerung folgt in der Behandlung des Bartwuchses keinem einheitlichen Brauche und hat leider auch die kleidsame Landestracht, die man noch in den Reisewerken aus dem Anfange unseres Jahrhunderts abgebildet sieht, preisgegeben. Den Frauen ist es besser ergangen. Ihre alte Tracht zwar, die sich in Formen und Farben sehr phantasievoll ausnimmt, lebt nicht mehr fort. Aber eine neue Nationalkleidung ist an ihre Stelle getreten — etwas matter freilich, erfindungsärmer, aber doch das Aeußere der Isländerin aufs Angenehmste hebend. Diese Tracht ist zu Ende der fünfziger Jahre von einem originellen jungen Isländer, dem Maler Sigurd, zurechtgelegt worden. Er griff auf ältere Motive zurück, einheimische und fremde, und nahm mit der ererbten Landestracht, die er als geschmacklos verurtheilte, einen erfolgreichen Kampf auf. Das Merkwürdige geschah, daß ein ganzes Land im Laufe weniger Jahre die neue Kleidung übernahm. Das Hauptstück, das eigentlich bezeichnende dieser Frauentracht, ist die Kopfbedeckung. Die húfa, „Haube", ist ein kreisrundes Stück schwarzwollenes, dichtes Maschengewebe, 15—20 Centimeter im Durchmesser. Es wird über dem Scheitel mit Nadeln festgesteckt; von seiner Mitte läuft eine Röhre desselben Stoffes, von der Größe eines Handschuhdaumens, in eine kleine Silberhülse aus, und aus dieser quillt eine volle, schwarzseidene Quaste, 3 Decimeter lang, hervor.

Diese Verlängerung wird so gelegt, daß die Silberröhre über den seitlichen Rand der wollenen Scheibe auf das Haar hängt und die lange Seidenquaste nach vorn über die Schulter fällt. Das Haar läßt die Stirn völlig frei und bildet über dem Nacken ein Gehänge von aufgesteckten Zöpfen. Dieser so einfache Kopfputz wirkt ausgezeichnet; er gibt dem Umriß des Kopfes eine schöne Linie. Die húfa wird im Hause wie auf der Straße getragen; nur zu Pferde muß sie dem fremdländischen Hute weichen. Hoffentlich greift der Abfall von diesem reizenden Kleidungsstücke, der bei manchen Reykjavikerinnen begonnen hat, nicht weiter um sich!

Das festliche Gegenstück dieser húfa, der Kopfschmuck der Bräute, ist ein hoher, weißer Linnenhelm, wovon nach hinten der weiße Schleier herabfällt. Dieser sogenannte faldur hat nähere Verwandtschaft mit der altererbten Kopfbedeckung. Die Festtracht gibt Gelegenheit zur Entfaltung von reicherem Silber- oder Goldschmuck: der leinene Helm wird über der Stirn von einem Diadem festgehalten, einem Bande, das mit großen Knöpfen von kostbarer Filigranarbeit besetzt ist; der Gürtel, der Saum des Mieders und der breitere untere Saum des Rockes tragen Silberstickerei, meist Eichenzweige in wenig stilisirter Behandlung.

Die Hauptstadt Reykjavik und die anderen Küstenstädtchen verrathen uns durch ihre Bauart kaum, daß wir auf Island stehen; diese würfelförmigen Häuser, ein bis zwei Stockwerke hoch, könnten auch in irgend einem anderen nördlichen Lande vorkommen. Außerhalb dieser Kauforte aber liegen die Einzelhöfe, über das bewohnbare Land dünn hingestreut, und sie haben in den allermeisten Fällen die sehr charakteristische altisländische Art beibehalten.

Das Land ohne Bäume — es hat das Material wie den Grundriß des Bauernhauses vorgeschrieben.

Die Mauern sind aus Rasenstücken und unbehauenen Steinen aufgeführt. Holzbretter werden verwendet zur Verschalung der vorderen Giebelwände, zur inneren Auskleidung der Wohnräume und für den Dachstuhl; gedeckt aber werden die Dächer wiederum mit einer Rasenlage. So kann ein isländisches Gehöft von oben und von den Seiten an üppigem Gras- und Blumenwuchs seine ganze Umgebung überbieten. Und wenn die Höhe der Dachfirste nach hinten in einen Wiesenabhang verläuft, könnte man glauben, die Giebelfront mit ihren Fenstern und Thüren sei einfach vor eine Erdhöhle hingesetzt.

Die vornehmen und begüterten Norweger, die vor tausend Jahren Island besiedelten, waren in ihrer waldreichen Heimath an den Blockbau gewöhnt, der noch heute in Norwegen (wie auch in den Alpen) vorherrscht. Der isländische Birkenwald aber lieferte nur selten einen Stamm, tauglich zum Hausgebälk. Das Treibholz, das der Golfstrom von Nordamerika, der Polarstrom von Sibirien her an die isländischen Küsten anschwemmt, konnte auch nicht genügen, um bei dem alten Herkommen zu bleiben. So bequemte man sich dem neuen Materiale, Erde und Stein. Nur der Reiche konnte für eine

Schiffsladung norwegischen Gebälkes sorgen und seine Hauswände wenigstens als Fachwerk aufführen; reine Blockbauten werden als seltenste Ausnahme hervorgehoben.

Vermuthlich ist auch der Grundriß des Hauses durch das neue Material umgestaltet worden. Der Norweger hatte die verschiedenen Theile seines Hofwesens, die Wohn- und Eßstube, den Schlafraum, die Küche, die Vorrathskammern und Ställe als ebenso viele getrennte, selbständige Häuser unregelmäßig um einen Hofplatz her gruppirt. Bei dem Blockbau war dies das nächstliegende Verfahren. Indem die Isländer zu den Erdmauern übergingen, rückten sie die einzelnen Gebäude oder doch den größten Theil von ihnen dicht an einander, sie gewannen dadurch an Material und erhöhten die Festigkeit, die Widerstandskraft der schwächeren Wände. Jetzt konnte ein Eingang dem ganzen Complex von Räumen dienen. Ein System von schmalen, dunkeln Gängen verband die Stuben und Kammern. Jeder Raum aber hatte immer noch sein besonderes Dach.

So stellt die isländische Hausanlage eine Zusammenrückung von Gebäuden dar, wobei es nicht zu wirklicher Centralisirung gekommen ist. Sie liegt ebenso weit ab von den Gestalten des deutschen Bauernhauses, die Alles unter einem Dache zusammenfassen, wie von jenen norwegischen Höfen, die jeden Raum als selbständiges Gebäude behandeln.

Im Einzelnen zeigt der Grundriß viel Mannigfaltigkeit. Wohl am häufigsten sah ich dies: vier bis acht Häuser, mit den Langseiten an einander gestellt, so, daß die Schmalseiten, die bretterbekleideten Giebelwände, in einer Linie liegend, die Façade des Gehöftes bilden. Einer der mittleren Giebel enthält die Hauptthür. Durch sie tritt man in einen breiteren, fensterlosen Flur, der sich senkrecht zur Façade stellt. Nahe seinem hinteren Ende geht nach rechts und nach links ein schmaler Gang ab, parallel mit der Façade. Von diesem Gange öffnen sich die Thüren nach den verschiedenen Räumen zu beiden Seiten. — Hier werden also die Einzelhäuser in ihrer Schmalrichtung durch einen Flur durchschnitten und in je drei getrennte Räume zerlegt.

Alles ist sehr niedrig; die Firste der Dächer zwei bis drei Mannshöhen über der Erde, oft auch weniger. Gebückt schiebt man sich durch die Thüren und tastet man durch die dunkeln Gänge. In den Stuben reicht man bequem zur Decke hinauf.

In der reichen Zeit Islands, als es noch Freistaat war, hatte jeder Bauer außer dem Raume, worin man wohnte und speiste, einen besonderen Schlafsaal. Heute spielt sich das Leben der bäuerlichen Bewohner, bei Tage und bei Nacht, in einem Raume ab. Es ist dies die sogenannte badstofa, d. h. wörtlich „Badstube"; durch eine Kette von Uebertragungen ist dieser Name an das Isländer Zimmer gekommen, in welchem so ziemlich Alles getrieben, nur nicht gebadet wird. Die wirkliche Badekammer, im Mittelalter sehr verbreitet, ist von Island verschwunden. Jene „Badstube" hat seit Jahrhunderten von den fremden Berichterstattern mancherlei Anfechtung erfahren, insofern sie nämlich

bei Nacht die gesammten Hausbewohner auf engem Raume vereinigt. In der That ließ sich unser Führer nur im äußersten Nothfalle in diesen Menschenbehälter einpferchen; nur für den Pferdejungen gab die Badstube das regelmäßige Nachtlager her. Es gebricht mir an Erfahrung, um über die Annehmlichkeiten und Schäden dieses wichtigen Gemaches zu urtheilen, und ich füge nur noch bei, daß in wohlhabenderen Häusern an dem einen Ende der Stube eine Bretterwand die Schlafkammer der bäuerlichen Herrschaft abtrennt.

Dem Fremden wird von den Räumlichkeiten des Hauses die eine, das Gastzimmer, als Machtbereich zugewiesen. Schon seit langer Zeit hält der isländische Bauer eine besser eingerichtete Stube dem Gaste, natürlich zunächst dem reisenden Landsmann, offen. Auch bei sehr unbegüterten Bauern fanden meine Frau und ich eine derartige gestastofa, immer mit Bretterboden. Ein kleiner Tisch, ein paar Stühle, eine Commode oder Truhe fehlen niemals. Betten dagegen müssen sehr oft erst, nachdem getafelt worden ist, auf der Diele hingebreitet werden. Bei Manchen steht doch ein Bettgestell, fertig ausgerüstet, in einer Ecke. In drei Fällen fanden sich zwei Gaststuben. Der comfortabelste Bauernhof isländischer Bauweise, den ich erlebte, der von Melar am Hrutafjord (Nordküste), enthielt ein geräumiges Wohn- und Speisezimmer für den Fremden, die Vertäfelung sauber und geschmackvoll bemalt, die Vorhänge, die Möbeln geradezu elegant zu nennen; außerdem ein Schlafzimmer mit vollständiger Ausrüstung für zwei Besucher. Einer der, wenn nicht reichsten, so doch luxuriösesten und gastfreiesten Bauern des Südlandes, Thorvaldur auf Thorvaldseyri, der auf den Beinamen „il magnifico“ ein Anrecht hätte, hat ein großes Haus städtischer Construction vor sein Gehöfte hingesetzt und kann darin ein Dutzend oder mehr Gäste beherbergen. In den großen, etwas kahlen und vernachlässigten Stuben nimmt sich eine Mahagonigarnitur seltsam aus: sie ist aus amerikanischem Treibholz, von der nahen Küste, angefertigt. Gutes Bettzeug, bestehend aus Federbetten, Daunenkissen, baumwollenen Betttüchern, wird auch bei ärmeren Bauern dem Fremdling gestellt.

Man kann nicht leugnen, daß die materielle Cultur in diesen Dingen höher steht als in den armen Gegenden Deutschlands, wo sich ein Städter von bescheidenen Ansprüchen nicht leicht einem bäuerlichen Nachtquartier bequemen möchte!

Ueber die Reinlichkeit der Isländer ist sehr verschieden geurtheilt worden — begreiflicher Weise, da man sehr ungleichen Maßstab anlegen kann. Wer die Reinlichkeit eines Volkes im Verhältniß zu seinem Wohlstande abschätzt, kann die Isländer nicht zu den unreinlichen Nationen stellen. Bei den Bauern im norwegischen Tromsöamte, die unter ähnlichen Bedingungen und doch im Ganzen wohlhabender leben, fand ich Stuben und Betten nicht so reinlich gehalten wie auf Island.

Von dem isländischen Aussatz, der seit einer Reihe von Jahren Gegenstand genauerer Untersuchung geworden ist, bekommt der Reisende, der nicht als Arzt der Krankheit nachgeht, nichts zu Gesichte.

Auf zwei Erwerbsquellen ist der Isländer angewiesen: den Fischfang und die Viehzucht. Neben diesen beiden tritt alles andere Einkommen weit zurück. Die Insel ist mehr als irgend ein anderes civilisirtes Land zur Einfuhr gezwungen, da sie weder Kohlen noch Metalle, weder Holz noch Korn, ja sogar die Kartoffel nur in geringer Menge hervorbringt und keine Industrie besitzt. Der Fisch und das Schaf müssen in der Hauptsache diese bedeutende Einfuhr bestreiten.

Die beiden Reichthumsquellen werden nicht so ausgenützt wie es möglich und nöthig wäre; daher der geringe Wohlstand des Landes und seine dünne Bevölkerung. Es leben jetzt einige 70000 Menschen auf der Insel. Im Gespräche berührt man oft die Frage, wie viele Bewohner das Land zu ernähren vermöchte, und die maßvolleren Beurtheiler glauben, daß sich die jetzige Zahl verfünffachen könnte.

Das Meer um Island ist so fischreich wie kaum ein zweites. Der Dorsch ist hier wie in Norwegen der Hauptfisch. Ausgeführt wird nach Spanien, Großbritannien, Italien, sehr viel auch nach Dänemark, von wo er weiter nach den katholischen Ländern verhandelt wird. Aber die Isländer sind nicht die Herren ihrer Gewässer. Die Franzosen allein schicken alljährlich dreihundert Schiffe in die isländischen Meere, und diese erbeuten das Anderthalbfache von dem, was die Isländer selbst fangen. Vor dreißig Jahren soll es etwa das Zehnfache gewesen sein! Daß die Concurrenz der Fremden trotz des Vortheiles, den die Lage des Landes gewährt, nicht geschlagen werden kann, hat viele Ursachen. Zunächst liegt es wohl an den mangelhaften Vorrichtungen, deren sich die Mehrzahl der Isländer beim Fischfang bedient: die Böte sind klein, ungedeckt; statt der Netze gebraucht man Angelschnüre und Leinen. Als sich in einem der letzten Jahre ein großer amerikanischer Händler die isländischen Fischverhältnisse angesehen hatte, soll er geäußert haben: Die Isländer, bei ihrer Art zu fischen, fangen nur darum Etwas, weil es bei dem unglaublichen Reichthum an Fischen unmöglich ist, nichts zu fangen. Der englische trader, der auf der Insel seine Geschäfte anknüpft, und der in dem Worte „Vikinger“ die dunkle Vergangenheit des Landes zusammenfaßt, pflegt zu sagen: die Leute fischen noch heute wie die old vikings, und meint, die Isländer müßten die Kunst des Fischens von Grund aus neu erlernen.

Um aber mit den ausländischen Fischern in siegreichen Wettbewerb zu treten, müßten sich viel mehr Kräfte dem Fischfange widmen können, als es bei der heutigen Bewohnerzahl möglich ist. Auch das Trocknen und Einsalzen des Fisches soll der Verbesserung bedürftig sein, und der Absatz im Auslande wird nicht entfernt mit der Umsicht und den Mitteln betrieben, die dem norwegischen Handel, zumal in Spanien und Portugal, das große Uebergewicht verschaffen.

Die Walfischjagd, die reichen Ertrag liefert, liegt ganz in den Händen von (angesessenen) Norwegern; im Jahre 1894 fingen sie in den isländischen Meeren 523 Wale; den Eingeborenen fielen die sieben Thiere zu, die da und dort in einer Bucht an den Strand getrieben wurden. — Die Lachsfischerei in den Flüssen hat in den letzten Jahren zugenommen, und ein Reykjaviker Kaufmann hat eine beträchtliche Ausfuhr nach Deutschland ins Werk gesetzt.

Zwei isländische Producte, die heute dem Lande nicht sehr viel einbringen, die aber in der Zukunft höhere Bedeutung erlangen könnten, seien in Kürze hier erwähnt. Es sind die Eiderdaunen und die Felle des Polarfuchses. Im Lande selbst bezahlte ich für ein Pfund Daunen bester Qualität ungefähr 10 Mark. In den letzten Jahren sind durchschnittlich 6—7000 Pfund ausgeführt worden. Von den Polarfüchsen kommt nur das Winterfell in den Handel: die weißen Felle sind minderwerthig und erzielen etwa 5 Mark; die braun-grauen und bläulich-grauen — die Blaufüchse — sind oft von großer Schönheit; hinter den besseren Grönländern und Labradorern stehen sie zwar weit zurück, sind aber unverhältnißmäßig billiger; für besonders gute Stücke gab ich bei Kaufleuten einige 30 Mark, während ein Bauer ein ebenso schönes Fell für die Hälfte abgab.

Das wichtigste Besitzthum des isländischen Bauers ist das Schaf. Seine Milch und sein Fleisch sind — neben dem Fische — das Hauptnahrungsmittel der Bevölkerung; aus der vortrefflichen Wolle wird fast die ganze Kleidung hergestellt. Aber auch für den Handel hat das Schaf, nächst dem Fische, die größte Bedeutung. Es wird in vierfacher Gestalt ausgeführt: als lebendes Wesen, als eingepökeltes Fleisch, als Fell, als Wolle (wenn wir absehen von der stark zurückgegangenen Ausfuhr von Wollenstoff, Handschuhen, Strümpfen, den einzigen Nichtrohproducten, die Island versendet hat). Der Export von Wolle bringt bei Weitem den höchsten Ertrag; das Meiste wandert, mit dem Umweg über Dänemark, nach England. Die isländischen Schaffelle verdienten es wohl, einen größeren Markt zu finden. Im Jahre 1892, wo ihre Ausfuhr verhältnißmäßig stark war, belief sie sich auf 50400 Stück; sie wurden auf dem Londoner Markt mit ungefähr 2 Schilling bezahlt.

Eine Handelswaare besitzt der Bauer außerdem in dem Pferde. Im Jahre 1891 wurden 1710 isländische Ponies verkauft, der größte Theil nach Newcastle und Leith. Sie werden in den Kohlenbergwerken verwendet, wofür sie sich bei ihrer kleinen und gelenkigen Gestalt besonders eignen. Der Reisende kann im einsamen Landesinnern eine Schar von hundert und mehr Pferden heranfluthen sehen, die von ihren Treibern nach der nächsten Dampferstation gebracht werden. Wer ein Thierchen als Reitpferd liebgewonnen hat, wird es nicht leicht nach den englischen Schachten verkaufen, aus denen es nie mehr sehend zum Sonnenlicht zurückkehren wird. Als ich das zierliche, federweiche Thier, das ich meiner Frau für den letzten Theil der Reise gekauft hatte, wieder los werden mußte, bat unser Führer, ich möge mich nicht an einen Pferdehändler wenden. — Für die Pferde, die in die Bergwerke kommen, bedarf es keiner auserlesenen Eigenschaften. Derartige Packthiere bezahlt man im Lande selbst mit 60, 70 Mark. Für die Luxusponies, die man nach London auszuführen beginnt, wird das Fünffache gegeben.

Dem Isländer selbst aber ist sein Pferd der unentbehrliche Lebensgefährte. Reiten ist die normale Art der Fortbewegung auf dem festen Lande. Der urzeitliche Zustand der Wege, der Mangel an Brücken machen das Zufußgehen

fast zur Unmöglichkeit. Da Fahrstraßen erst in der neuesten Zeit in dem Reykjaviker Umkreise angelegt werden und noch nirgends so weit gediehen sind, daß sie, ihrer Bestimmung gemäß, dem Wagenverkehr zwischen zwei Kaufstädten dienen könnten, braucht es für jeden Waarentransport eine große Zahl von Lastpferden.

Sehr reiche Bauern nannten mir für ihren Viehstand folgende Zahlen: 5—600 Schafe, 15—20 Pferde, 8—12 Rinder. Ziegen werden nur in einzelnen Gegenden, Schweine jetzt gar nicht mehr gehalten.

Wie viel Flächenraum sie besitzen, das wußten die Landwirthe, die ich danach fragte, selbst nicht zu sagen. Gemessen wird nicht, die Grenze gegen den Nachbar ungefähr abgesteckt. Ich vermuthe, daß große Güter nicht viel hinter einer Quadratmeile zurückbleiben — und solche wären für 10000 Mark zu haben! Das gute Grasland bildet nur einen kleinen Kern dieser weiten Besitzungen; umhegt von sorgfältig erbauten Rasenmauern, legt es sich um das Gehöfte her als ein kleiner Grasgarten, selten mehr als drei, vier Morgen groß. Die weiten Moorniederungen und halbsumpfigen Hänge draußen tragen zwar auch einen scheinbar üppigen Graswuchs, und sie werden zum Theil sogar unter manchen Mühsalen gemäht. Aber dieses Gras ist ein schlechtes Viehfutter und seine Menge steht in keinem Verhältniß zu der ungeheuern Erstreckung des Feldes.

Damit der isländische Grund und Boden das hergebe, was er herzugeben vermöchte, damit die Landwirthschaft dem Volke das werde, was sie ihm sein könnte, dazu brauchte es als Erstes und Letztes eine Entsumpfung des Landes, eine Drainirung der Moore im großen Stile — so, daß sich nicht mehr die kleinen Grasgärten, sondern Quadratmeilen guten Wiesenlandes durch die Niederungen und Thäler zögen. Ueber die centrale Wichtigkeit dieser Aufgabe sind sich die Isländer theoretisch im Klaren. Die jardabætur, die Verbesserung von Grund und Boden, sind ein Stichwort, das fast in jeder Zeitungsnummer begegnet. Auch praktisch fehlt es ja nicht an Anläufen. Wer die Frage stellt, warum es nicht schneller, nicht merklicher vorangehe, dem antwortet der Isländer: es fehlt an Arbeitskraft. Und so sähe man sich vor dem hoffnungslosen Cirkel: an tragfähigem Lande ist nicht mehr, weil an Menschen zu wenig ist; die Menschen sind nicht zahlreicher, weil der fruchtbare Boden nicht größer ist. Soll aber eine Veränderung kommen, so kann die Mehrung der Volkszahl nicht der Anfang sein!

Der Isländer scheint von der Gründung landwirthschaftlicher Vereine, die aus der Staatskasse bescheidene Unterstützung beziehen, das Heil zu erwarten — mehr als von der ganz persönlichen, in der Oeffentlichkeit gar nicht besprochenen Initiative jedes Einzelnen. Im Jahre 1894 wurde an fünfundachtzig Vereine in Summa 12000 Kronen (13500 Mark) vertheilt, je nach der Landarbeit, die der Verein im Jahre vorher geleistet hatte. Das letzte Allthing hat diesen Posten auf 32000 Kronen erhöht. Der Vorschlag ist laut

geworden, durch ein allgemeines Gesetz jedem Grundbesitzer und Pächter ein bestimmtes jährliches Maß von „Erdverbesserung" aufzuerlegen nach Maßgabe der Arbeitskräfte, über die seine Wirthschaft verfügt.

Die vegabætur, die Verbesserung der Wege, sind von der Belebung der Landwirthschaft kaum getrennt zu denken. Denn dem Bauer muß es möglich gemacht werden, ohne den übermäßigen Aufwand von Zeit und Pferdekräften seine Waare zu dem Kaufmann zu führen und das Eingehandelte nach seinem fernabliegenden Hofe zu schaffen. Den neuen Straßen im Südwesten kann man ein gutes Zeugniß ausstellen; besonders die Strecke, die von Reykir nach dem Hellisskard eine Steigung von etwa 400 Metern auf schwierigem Lavaboden überwindet, erinnert in ihrem sanften Gefäll und den schönen Schlangenwindungen an eine gute kleinere Alpenstraße. Zwei sehr große Brücken über die beiden nicht durchreitbaren Ströme des Südviertels hat das Land in den letzten Sommern durch englische Ingenieure herstellen lassen.

Um den heutigen wirthschaftlichen Zustand der Insel zu verstehen, muß man sich vor Augen halten, daß auf die Zeit des wohlhabenden und thätigen Freistaates im Mittelalter fünf Jahrhunderte des Rückganges und der Verarmung gefolgt sind[1]). Unter den Factoren, die die Kraft des Landes brachen, steht das dänische Handelsmonopol obenan. Vom Jahre 1602 bis 1786 standen die isländischen Häfen nur einer begrenzten Anzahl dänischer Handelsgeschäfte offen: an diese war der gesammte Waarenaustausch mit der Insel, gegen eine jährliche Abgabe an die Krone, verpachtet. Von keinem Wettbewerb beengt, konnten die dänischen Kaufleute den Preis ihrer Einfuhrwaare auf das Drei- und Vierfache steigern, während die Preise der isländischen Producte in demselben Maße herabgedrückt wurden. Mit dem Elend auf der verlassenen Insel kam es so weit, daß — nach einem verheerenden Vulkanausbruch im Jahre 1783 — bei der dänischen Regierung der Gedanke entstehen konnte, die Reste des isländischen Volkes aus seiner ruhmreichen Heimstätte nach der unbesiedelten Haide Jütlands zu verpflanzen!

Von 1786 bis 1854 war der isländische Handel allen dänischen Unterthanen freigegeben. Und erst vor vierzig Jahren that man den letzten Schritt, indem man das Monopol ganz beseitigte. Seither beginnt Island wieder zu leben.

Aber eine zweihundertjährige Hungerkur wirkt lange nach; das, was verloren ging, an äußeren Gütern, an Selbstvertrauen und Thatkraft, an Traditionen des täglichen Lebenserwerbes, das stellt sich erst nach Menschenaltern wieder her.

Eines der Ueberlebsel des Monopols ist es, daß dänische Kaufleute immer noch die Hauptabnehmer der isländischen Waare und die Vermittler der ausländischen Producte sind. In Reykjavik und zahlreichen anderen Küstenflecken stehen die Kaufhäuser dieser Dänen. Der Kaufherr lebt in Kopenhagen und

[1]) Island kam 1264 unter Norwegen, 1380 mit Norwegen unter Dänemark; mit diesem ist es verbunden geblieben.

stattet seinem Geschäft, das er von einem ‚Factor‘ führen läßt, in den Sommermonaten einen Besuch ab. Was auf Tagereisen hinaus einer solchen Kaufstelle zugekehrt ist, das bildet ihre abhängige Clientel. Was der Bauer kaufen muß, das kauft er von dem einen Geschäfte; was er abzusetzen hat, dafür hat er den einen Abnehmer. Dabei kommt baares Geld selten oder gar nicht in die Hände des Bauers. Es ist Tauschhandel. Der Kaufmann hat zu Hunderten oder auch Tausenden die Rechnungsbücher aller Bauern seines Machtbezirkes aufgestapelt, worin ihre Naturallieferungen und ihre Bezüge gegen einander verrechnet werden. Auch die wohlhabenden Landleute stehen meist bei ihrem Kaufmann in Schuld: um so weniger liegt es in ihrer Macht, für ihre Waare eine andere Absatzstelle zu suchen. Zu bestimmten Zeiten des Jahres strömt das Landvolk mit seinen Schafen, Fellen, Wolle, Fischen nach dem Küstenplatze zusammen, und der Tauschverkehr spielt sich umständlich ab, über mehrere Tage hin, während deren die Leute in Zelten ihr Unterkommen finden.

Die Nachtheile dieses Systems sind erkennbar. Der Bauer gelangt nicht zu Capital. Der Gewinn des Zwischenhandels fällt dem Dänen zu: auf dem Kopenhagener Markte wird das isländische Product zum höheren Preise verkauft. Die Qualität der Importwaare würde sich naturgemäß heben, wenn ein Luftzug erhöhter Concurrenz in die Lagerräume der einstigen Alleinherrscher dränge.

Der Handel der Landeskinder selbst jedoch, in der Monopolzeit erloschen, ist in den letzten fünfundzwanzig Jahren langsam, aber stetig erstarkt. Die unmittelbaren Verbindungen der isländischen Produzenten und Kaufleute mit dem Auslande, zunächst mit Großbritannien, sind im Zunehmen. Es steht in Aussicht, daß allmälig der isländischen Waare ein weiterer Markt und günstigere Preise gewonnen werden; daß die Aussaat der dunkeln zwei Jahrhunderte vom isländischen Erdreich schwinde.

Die Isländer zeigen uns die bemerkenswerthe Erscheinung eines hochentwickelten Volkes ohne erhebliche Standesunterschiede.

Von Geburtsstand, von politischen Standesvorrechten kann bei dem demokratischen Volke von vornherein keine Rede sein; der Begriff der „guten Familie“ existirt zwar — aber die gute Familie ist die, die auf einen ausgezeichneten, um das Land verdienten Vater oder Ahn zurückblicken kann: eine Aristokratie des Geistes, die keine gesellschaftliche Schranke aufrichtet. Vor Allem gibt der Beruf keine Standesgrenzen ab. Beschäftigungen, die bei uns durch eine sociale Kluft getrennt sind, liegen friedlich neben einander.

Ein paar Beispiele. Der Mann, der unsere Cavalcade getreulich über Gebirge und Moor leitete und alle beschwerlichen Dienste für uns übernahm, Thorgrimur Gudmundsen, ist der Bruder eines Sysselmanns, d. h. eines Bezirkspräfecten von juristischer Bildung. Neben dem Berufe des Fremdenführers übt Thorgrimur im Winter die Thätigkeit eines Sprachlehrers an der Mädchenschule aus. Jahre lang widmete er sich auch der Fischerei. Gleichfalls als Führer bot sich ein junger Arzt an, der eben von Kopenhagen zurück-

kehrte, um seine Praxis anzutreten. Auch der Sohn eines der mächtigsten Bauern im Nordlande hat wiederholt Fremde durchs Land geführt. Von den beiden fünfzehnjährigen Knaben, die wir auf die Reisen im Innern, zum Ueberwachen der Pferde, mitnahmen, ist der eine Tischlerlehrling, — der andere ist Lateinschüler und gedenkt Medicin zu studiren; in seiner Ferienzeit macht er sich als Ladengehülfe nützlich. Ein Bruder des Erstgenannten ist Geistlicher. Der Organist der Domkirche in Reykjavik war früher Grobschmied. Im Hôtel erschien einer, der Daunen verkaufte; erst nachher erfuhren wir, daß wir einen nicht unbekannten lyrischen Dichter vor uns gehabt hatten. Ferner: alle Geistlichen draußen im Lande sind Bauern — von ihrem geringen Gehalte könnten sie nicht leben — und einige davon zeichnen sich als Viehzüchter besonders aus. Die isländischen Gelehrten, so auch die Docenten an der Kopenhagener Universität, sind, ebensowohl wie die Träger der höchsten politischen und richterlichen Aemter, als Bauernsöhne aufgewachsen und mit der Landwirthschaft praktisch bekannt.

Für die Heirathen dürften wohl verschwindend geringe sociale Hemmnisse in Betracht kommen. Und im alltäglichen Verkehr wird der Fremde überrascht und erfreut von einer Gleichwerthung Aller, die man Brüderlichkeit nennen möchte. So stehen auch die Dienstboten auf einem Hofe sehr wenig unter der Herrschaft: ob man von einer Magd oder der Bäuerin bedient werde, war oft aus ihrem ganzen Gehaben nicht zu errathen, wie denn auch Verwandte der Familie häufig halb als Hausfreunde, halb als dienende Wesen der Wirthschaft angehören.

Mit diesem Fehlen der Standesunterschiede hängt aber eng zusammen: es gibt fast keine Bildungsgrenzen. Die Begriffe „gebildet“ und „ungebildet“ erscheinen uns kaum entbehrlich, um einen gesellschaftlichen Gegensatz zu bezeichnen. Es ist bekannt, daß schon in Frankreich, in England die nächst vergleichbaren Ausdrücke einen anderen Inhalt haben. In Island vollends kann man mit „gebildet“ und „ungebildet“ (die Sprache besitzt analoge Worte) nur individuelle Eigenschaften, in mehrfacher Abstufung, bezeichnen: es gibt keinen Stand, der sich als „ungebildet“ von einem andern abhöbe, — heute so wenig wie im isländischen oder germanischen Alterthum.

Eine greifbare Bildungsgrenze gibt es: wer die Lateinschule in Reykjavik durchlaufen hat, erhält in dem Titel stúdent, ein Prädicat, das sich nicht auf ein Amt, sondern nur auf den Bildungsgang gründet. (Wem nicht später irgend ein Amtstitel zufällt, der ist bis zu seinem Ende und noch auf dem Grabstein stúdent.) Aber die stúdentar sind ebenso wenig die alleinigen Inhaber der Bildung wie bei uns die doctores! Als ich bei dem liebenswürdigen Alt-Rector der Lateinschule mit einem Lehrer und einem Redacteur bei einem Glase Wein saß, meldete sich ein alter Bauer, der eben in Reykjavik zu Besuch war: er wurde herein gebeten, setzte sich zu uns vier stúdentar und nahm mit Würde und völliger Unbefangenheit an unserer Unterhaltung Theil: weder ihm noch uns Anderen kam der Gedanke, daß sich der Kreis um einen weniger Gebildeten erweitert habe. Die zwei Männer, die sich bei dem Con-

certe in Reykjavik an der Kirchthür aufgepflanzt hatten, um die Programme auszutheilen, folgten uns nachher in den Gasthof und erwiesen sich als wohlunterrichtete, urtheilsfähige Leute von Gesellschaft, wie man es außerhalb Islands nennen würde.

Ein Unterschied zwischen den Städtern und Geistlichen auf der einen, den Bauern auf der andern Seite wird dem Reisenden sehr fühlbar werden, der nicht die Landessprache zu handhaben strebt: mit dem Bauer kann man sich nicht auf dänisch unterhalten. Ich fand nur ausnahmsweise einen Bauer, der über ein paar dänische Wendungen verfügte. Dagegen die Prediger und die Leute in den Küstenflecken können sich in der Regel ziemlich ungezwungen auf Dänisch ausdrücken. Hie und da findet man Kenntniß des Englischen. Deutsch hörte ich nur von zwei hochstehenden Isländern sprechen, einem Poeten und einem Syffelmann, die beide in Deutschland gereist waren, — wenn ich die Lehrer und Studiosi ausnehme, die das Deutsche als ihr Fach betrieben und nur in der Aussprache, kaum in Wortwahl und Satzbau, den Fremden verriethen. Doch scheint die Zahl derer, die deutsche Bücher lesen, in den Städtchen und unter der Geistlichkeit recht ansehnlich zu sein [1]. Ein Pfarrer sagte mir, er glaube, daß die deutsche Literatur bekannter sei als die englische; und ich zweifle nicht, daß er Recht hatte, wenn er beifügte: auch die deutsche Lebensauffassung stehe der Art der Isländer sehr viel näher als die englische.

Daß jeder Isländer lesen und schreiben kann, ist bekannt; aber die Höhe der Ausbildung wird damit ungenügend gekennzeichnet. Treffender würde man sagen: jeder Isländer macht vom Lesen Gebrauch. Der nationalen Dichtung und Kunstprosa gegenüber tritt dies am merkwürdigsten und schönsten hervor; darüber zum Schluß noch ein paar Worte. Mir ist ein Bauer begegnet, der an Unwissenheit auf der durchschnittlichen Höhe der mir bekannten deutschen Bauern stand (er verwechselte z. B. die Schweiz mit Schweden): dieser Alte erklärte selbst, daß er im Lesen und Schreiben jetzt keine Uebung mehr habe; aber in seinen Jünglingsjahren, da habe er auch die Sagas gelesen. — Die Handschrift der gewöhnlichen Isländer, auch der Frauen, ist zierlich und flüssig und erinnert durchaus nicht an die Schreiberei unserer Bauern.

Noch ein paar charakteristische Einzelheiten. Ein Bauer konnte mich fragen, der wievielte Theil der Schweizer italienisch spreche. Der kleine Tischlerlehrling, unser Pferdeknecht, bestand mit Ehren, als ich ihn über deutsche und italienische Geographie examinirte; aus der deutschen Geschichte wußte er besonders in Luther's Leben nicht übel Bescheid. Als ich einmal mein Erstaunen aussprach, daß in den isländischen Schulen ein so vortreffliches Geographiebuch wie das von Benedict Gröndal gebraucht werde, bemerkte mein Lateinschüler, nicht ohne Ueberlegenheit: das habe man nur in der Volksschule; in seiner Schule hätten sie ganz andere Lehrbücher. Bei einem Bauer

---

[1]) In der Reykjaviker Lateinschule werden jetzt, alle sechs Classen zusammengenommen, 14 Stunden wöchentlich Deutsch gelehrt, Dänisch ebenso viel, Englisch und Französisch nur je 10 Stunden, Isländisch 17, Griechisch 25, Lateinisch 43 Stunden.

sah ich ein Collegienheft über Landwirthschaft, von ihm selbst schön und sorgfältig nachgeschrieben in einer landwirthschaftlichen Schule, die ein benachbarter Bauer abhielt. Das Heft begann mit hübschen allgemeineren Betrachtungen über die menschlichen Erwerbe und Bethätigungen und leitete allmälig zu dem engeren Kreise des isländischen Feldbaues über. Dieser Mann führte denn auch auf seiner Visitenkarte das Prädicat búfrædingur, „Agronom". Bezeichnend ist es übrigens, daß er selbst, wie ich nachher erfuhr, als Praktiker in seiner Landwirthschaft sich nicht sonderlich hervorthue.

Ueber das, was man im Ausland über sie schreibt, werden die Isländer durch ihre Zeitungen fleißig orientirt. Konrad Maurer, der von allen Fremden das Meiste und Beste über Alt- und Neu-Island geschrieben hat, führt den Namen „Freund der Isländer" sozusagen als officiellen Titel. Es dürfte kaum eine Hütte geben, wo sein Name nicht bekannt wäre. — Ein junger Theologe, eben von der Kopenhagener Studienzeit zurückgekehrt, setzte mich einmal mit folgender Aeußerung in Erstaunen. Er sei auf Fünen gewesen und habe zu seiner Ueberraschung gesehen, wie ungebildet doch der fünische Bauer sei: er habe mit einem Bauer gesprochen, der nichts von Rask wußte! — Rask war ein dänischer Sprachforscher zu Anfang unseres Jahrhunderts. Der junge Prestur bedachte wohl nicht, daß Rask für Island mehr bedeutet als für Dänemark. Aber dies selbst in Anrechnung gebracht — ich mußte an Jacob Grimm und die deutschen Bauern denken!

Wenn wir erwägen, wie sehr sich unsere Bildung daraus nährt, daß wir häufig reisen und fortwährend mit Leuten verkehren, die als Augenzeugen von fremden Ländern berichten; daß uns Museen und Schaustellungen aller Art die Landschaften, Sitten und Künste der ganzen Erde farbenreich vorführen, — und wenn wir dagegen halten, daß die Isländer alle diese Hülfsmittel in unendlich geringerem Maße genießen, so erstaunen wir, wie wenig von insularer Begrenztheit dem Horizonte dieses Volkes eigen ist. Ich möchte sagen: beim Reisen auf Island vergißt man nicht, daß man zu Europa gehört. Eine gewisse Bekanntschaft mit unseren Ländern, ein Interesse für sie und ihre Neuigkeiten liegt in der Luft. Ich erinnere mich, wie die vortrefflichen treuherzigen Norwegerbauern im innern Tromsöamte mich ausfragten — so wie ich einen Ankömmling vom Mars ausfragen würde: großes Erstaunen, daß es in Deutschland keine Lappen und Rennthiere gebe; der Name Bismarck, halb mythisch, aus allgemeinem Dunkel herausleuchtend. Damit kann man die Isländer gar nicht vergleichen. Die Wenigen aber, die etwas weiter im Auslande herumgekommen sind, erreichen und bewahren eine Cultur des Geistes, wie man sie auch in anderer Herren Lande nur selten antrifft; so der herkulische Prestur von Reykholt, ein ἄνϑρωπος καλὸς κἀγαϑός, und der Dichter Grimur Thomsen, vielleicht der einzige Isländer, der mit vielseitiger Bildung südlichen Esprit, paradoxe Laune, schauspielerhafte Beweglichkeit verbindet.

Unter den zahlreichen Reisewerken über Island gibt es nur wenige, die nicht mit Wohlwollen von dem Volke sprächen, nicht wenigstens beim Abschied

freundschaftliche Töne anschlügen. Dieses Wohlwollen scheint nicht darunter zu leiden, daß von der Gemüthsart, dem Benehmen der Inselbewohner gemeiniglich ein seltsam unzutreffendes Bild entworfen wird. Die Schilderung: der Isländer ist ernst, feierlich, zurückhaltend, Anfangs mißtrauisch, aber bieder und tief religiös — diese Worte begegnen uns in der Mehrzahl der Reisetagebücher; es ist, als ob sie zu dem dauernden, vererblichen Bestande dieser Literatur gehörten. Das Urtheil der Wenigen, die sich mit den Bewohnern wirklich einließen und sie kennen lernten, findet keinen Nachhall.

Man versteht, wie sich jene Eindrücke bei dem Reisenden bilden können. Er fährt nach Island; er weiß, daß er dort eine große Natur finden wird: gewaltige Berge, eisbedeckt und feuerdrohend, eine wilde See, einen rauhen Himmel; — wie sich in solcher Umgebung die gebändigten Nachkommen der grimmen Vikinger entwickelt haben müssen, das läßt sich von vornherein ahnen. Und nun durchstreift er das Land, geht schweigend neben den Landeskindern her, deren Sprache ihm fremd ist, und — findet alle seine Ahnungen bestätigt. Hat er Mitgefühl, so wird er mit dem Docteur La Bonne sagen: „ces Islandais, dont je n'ai jamais pu contempler sans émotion la physionomie triste et pensive."

Der Isländer ist aufgeweckt, beweglichen Geistes, ein guter Gesellschafter, mit reichem Humor begabt, spottlustig; er lacht gern; er spricht viel, schnell und gut. In unseren bäuerlichen und nichtbäuerlichen Quartieren ist gar viel gescherzt und gelacht worden, und an der Tafelrunde Thorvald's des Prachtliebenden, wo zu dem Hammelcurry Rothwein kredenzt wurde, steigerte sich die Stimmung zu geräuschvoller Ausgelassenheit. Es war das Gewöhnliche, daß man gleich von der Begrüßung an mit dem Hausherrn und dem einen und andern seiner Hausgenossen in Austausch trat. Der isländischen Landbevölkerung ist es nicht, wie mancher anderen, Brauch, daß das Reden nur soweit gehe, wie die Nothdurft des Lebens es fordert. Jeder Scherz, jedes Wortspiel wird dankbar aufgegriffen. Man versteht, daß dieses Volk die Fülle von Schwänken und Anekdoten hervorbringt, die in mehreren Werken gesammelt vorliegen. Wo sich ein Kreis von Isländern zusammenfindet, wird gern disputirt, ausdauernd und mit viel Temperament, — wie ich zuerst an den Studenten wahrnahm, die mit mir von Kopenhagen hinüberfuhren.

Der Isländer ist im Allgemeinen nicht das, was uns als bauernhaft vorschwebt. Er hat nicht das dumpfe Behagen, die begrenzte, naive Gemüthlichkeit. Er ist fein constituirt, nervös; er ist zartfühlend, empfindlich: er will mit Rücksicht angefaßt sein und verträgt Widerspruch und Tadel nicht leicht. Ich habe auch Männer vor Rührung weinen sehen. Heftige Auftritte, Schimpfreden sind mir nicht einmal vorgekommen. Daß Isländer nach oberbayrischer Art sich rauften, wäre undenkbar. Sie verabscheuen den Krieg, und ihre Schulbücher, Zeitschriften und Kalender sorgen dafür, den Abscheu vor den Kriegsrüstungen der Großstaaten wach zu halten. Gegen die Kinder sind sie ebenso weich und sanft wie gegen die Hausthiere: der Fremde, der einen aufdringlichen Hund mit einem Tritt zurückwiese, würde tief in der Achtung der

Anwesenden sinken, und von dem Thiere würde er nicht einmal verstanden: das Hausthier hat nicht gelernt, in dem Menschen etwas Anderes als seinen Freund zu sehen.

Manche Isländer werden von zeitweiliger Melancholie befallen, und es gilt dafür, daß der Isländer einen einmaligen inneren Stoß nicht leicht verwinde, daß er nicht leicht wieder ganz froh werde. Nach den Erfahrungen meiner Reise bin ich geneigt, dies für wahr zu halten. Aber das ist eine pathologische Erscheinung und berechtigt nicht dazu, dem im Allgemeinen sanguinischen Temperament den feierlichen Ernst anzudichten.

Der Isländer hat nicht die robuste Arbeitskraft und Arbeitsgewöhnung anderer Bauernvölker. In den sechs bis acht Wochen der Heuzeit soll stark geschafft werden. Im Juni machten mir die Bauern den Eindruck von unbeschäftigten Leuten, obwohl sich auf Schritt und Tritt Arbeit in Fülle dargeboten hätte. — Es fehlt die Stoßkraft, das energische Zugreifen, die rührige Betriebsamkeit. Fragt man einen Bauer: warum fischt ihr nicht im Fjord? so antwortet er: man hat hier nie gefischt. Fragt man, ob es nicht nützlich wäre, einen Birkenbestand gegen die Schafherde abzuzäunen, so wird freundlich erklärt, daß das sehr viel Zeit und Arbeit kosten würde. Das lecke Boot behält man im Dienste, so lange es Einen noch irgend halbtrocken über den Fluß bringt. Die kleinen Holz- und Erdbrücken überläßt man ihrem Schicksal, so daß die klugen Pferdchen schon ein instinctives Mißtrauen vor diesem Menschenwerk mit seinen gefährlichen Löchern haben und womöglich den Weg seitab durch den Sumpf nehmen. Wenn es auf der Reise einmal auf Eile und Pünktlichkeit ankommt, so muß Alles aufgeboten werden, damit sich der Aufbruch nicht verschleppe.

In manchem von dem hier Angedeuteten liegen ohne Zweifel Züge von Décadence. Der Gegensatz zu der überquellenden Energie, dem rücksichtslosen Machttrieb und der Rauflust, wie sie sich noch in der Reformationszeit offenbarten, ist sehr groß. Der Schlüssel zu dem heutigen Wesen der Isländer ist in den harten Schicksalen der letzten Jahrhunderte zu suchen: in der ökonomischen und politischen Unterdrückung des Volkes. Der Adel der Seele, die Feinheit und Lebendigkeit der geistigen Anlage wuchsen und erstarkten in den schweren Jahren der Noth, um in den heutigen freieren Zeiten in schöner Blüthe sich zu entfalten. Gelitten haben die derberen Kräfte, mit denen auf der kargen Insel der Kampf um die leibliche Existenz und Wohlfahrt geführt werden muß.

Der Fremde, der als Freund des Inselvolkes in den Häusern und Hütten flüchtig einkehrt, könnte sich das Naturell der Bewohner kaum anders wünschen, als es heute beschaffen ist. Ein liebenswürdigeres Volk als die Isländer kenne ich nicht. An feiner, zuvorkommender Gefälligkeit wüßte ich ihnen nur die Italiener zu vergleichen. Ihre Bildung zeigt sich in ihrem Benehmen, ihrem geselligen Thun und Lassen weit auffallender noch, als in ihren Kenntnissen. Mehr als einmal, wenn mich ein Bauer oder Pfarrer durch die dunkle

Erdhöhle seines Hausflurs in die enge Stube mit der ärmlichen Ausstattung geführt hatte, mir einen Sitz anbot und nun mit weltmännischem Anstand fragte, antwortete, erzählte, fielen mir die Worte ein, die Islands größter Lyriker einem gestorbenen Freunde nachrief: „Eines Königs Sinn hatte er, Und eines Tagelöhners Habe."

Den gastfreien Traditionen der Isländer entspringt der Brauch, daß der Besucher beim Abschied zu Pferde begleitet wird, oft manche Stunden weit. Auch von Reykjavik aus ritten wir mit freundschaftlichem Ehrengeleite dem Thingsee entgegen. Mehrmals bemerkte ich, daß sich der Bauer, wenn er uns nicht in der Stube Gesellschaft leistete, in der Nähe des Eingangs hielt, so lange wir auf seinem Hofe verweilten, — um den Gästen jederzeit zur Verfügung zu stehen.

Man hatte bei der Mehrzahl der Bauern nicht den Eindruck, daß man sich mit seinem Gelde gefällige Bedienung erkaufe. Bei manchen, wie denen von Kalmanstunga, von Barkarstadir, von Grundarfjord, von Reykjahlid, fühlte man sich gut erzogenen Leuten gegenüber, die den Fremden frank wie Ihresgleichen behandelten, bei allem Entgegenkommen nicht in Unterordnung verfielen. In den Pfarrhäusern von Storinupur, Breidabolstadur, Reykholt, Stadarbakki, Grenjadarstadir, Akureyri, bei den Kaufleuten in Eyrarbakki und Olafsvik lebte man in der Atmosphäre vollkommener Gastgeber, die dem Fremden das herzlichste Interesse entgegenbrachten, sich ihm völlig widmeten und in nichts die Störung und Unruhe merken ließen, die der unerwartete Besuch hervorrufen mußte. Bei unsern vielen Reykjaviker Gastfreunden wurden meine Frau und ich, wie alte Bekannte, mit Freundlichkeiten überhäuft. Alles aber überbot der Sysselmann in Arnarholt mit seiner liebenswürdigen Schwester: mit einer feinfühligen Aufmerksamkeit, die sich niemals aufdrängte, sich jederzeit finden ließ, zauberten sie die Stimmung behaglichen Freundschaftsverkehrs hervor, wie sie nur unter dem Dache wahrer freier Menschen entstehen kann.

Man kann dem, der auf Island zu reisen gedenkt, den Rath geben: behandle Jeden, und mag er in zerlumptem Rocke vor dir stehn, als gentleman, und du wirst wohl fahren. Gewisse Klagen über Ungefälligkeit und Ueberforderung kann ich mir nur dadurch erklären, daß man die Einwohner entweder gutmüthig von oben herab als dummes Bauernvolk oder geradezu als Hausknechte behandelt hat: beides läßt sich der Isländer nicht gefallen, er ist ein feinbesaitetes Instrument, und seine vielgerühmte ‚Biederkeit' hat ihre Grenzen. Wer aber den gewohnten Apparat von Standesunterschieden nicht zu Hause lassen kann und daran Anstoß nimmt, daß sich die Grenze zwischen ‚servant' und ‚companion' verwische, der betrete lieber nicht diesen Boden der Aristo-Demokraten, — es sei denn, daß sich seine Beziehungen zu Island auf den Fisch einschränken!

Die religiösen Zustände der Insel fallen zunächst durch eine große Duldsamkeit auf. Die Confession ist einheitlich (lutherisch); Rechtgläubige und Freisinnige scheinen sich nicht in geschlossenen Lagern gegenüber zu stehen; aber

alle Schattirungen gläubiger und ungläubiger Ansicht kommen ungehemmt zu Worte. Einer der angesehensten Poeten ist ein ‚Psalmenskald‘, ein Dichter geistlicher Lieder. Gleichzeitig gibt es einen geschätzten Lyriker, der geradezu Kampfweisen gegen das Christenthum ertönen läßt. In den Zeitungen kann man Aeußerungen gegen die Religion lesen, die in Deutschland kaum gedruckt werden dürften. Auf der andern Seite hört man auch maßvolle Stimmen, die dem Christenthum historisch gerecht werden. Doch glaube ich nicht, daß religiöse Fragen weitere Kreise erregen; der große Einfluß, den die Geistlichen als Lehrer der Nation ausüben, hat keine exclusiv-kirchliche Färbung. Wenn mich die Eindrücke eines kurzen, vierteljährigen Aufenthaltes nicht täuschen, so gehören die Isländer nicht zu den Völkern, die eine ausgeprägte religiöse Begabung und Stimmung besitzen. Ein Isländer bemerkte mir: er glaube nicht, daß es viele Atheisten gebe, wohl aber sehr Viele, ‚die selber nicht recht wissen, was sie glauben‘. Für das, was nach dem religiösen Wunder hinüberliegt, dürften die Leute wenig Empfänglichkeit haben. Dem Jesuiten Baumgartner ist der Wunsch zum Vater des Gedankens geworden, wenn er meint, dem Herzen dieses braven Volkes stehe der Katholicismus im Grunde näher. Sollte die katholische Propaganda, die neuerdings wieder in der Gründung einer Schule zu Reykjavik hervortritt, Erfolge haben, so möchte sie diese mehr der Indifferenz, als dem religiösen Bedürfniß der Bekehrten verdanken. Die mythologische Plastik, die in der katholischen Glaubensform entwickelter ist, scheint der Denkweise des heutigen Isländers nicht sehr gemäß zu sein. Man lese die isländischen Zeitschriften, Almanache u. s. w.! Mein Pferdejunge antwortete auf die Frage: „Was glaubst Du, wie sieht der Teufel aus?“ ohne Besinnen mit: „Ich denke, das ist das Böse im Menschen — am ersten noch.“ Vermuthlich würde also der kleine Mann seine Bedenken haben, wenn er Baumgartner's Aeußerung über die Hekla läse: „Die vulkanischen Erscheinungen der letzten Jahrhunderte zeigen zum Wenigsten, daß es dem Schöpfer weder an Erfindungsgeist noch an Macht gebricht, eine Hölle anzuzünden.“

Die isländische Politik der neuesten Jahre ist ein großes und bedenkliches Capitel, das wir nur eben im Vorbeigehen streifen können.

Das Land bezahlt keine Steuern an Dänemark, ist frei vom Kriegsdienste, und das dänische Parlament befaßt sich nicht mit isländischen Angelegenheiten. Die Abhängigkeit der Insel liegt darin: von den 36 Mitgliedern des Allthings, des isländischen Landtages, werden sechs vom König gewählt [1]); die Beschlüsse des Allthings müssen die Bestätigung durch den ‚Minister für Island‘ erhalten, der nur dem Könige verantwortlich ist, als Mitglied des dänischen Ministeriums in Kopenhagen lebt und als Stellvertreter, als höchsten Executivbeamten auf Island selbst, den ‚Landeshäuptling‘ unter sich hat; — die

[1]) Diese Sechse bilden, mit ebenso vielen vom Volke Gewählten, das Oberhaus; die „Königserlorenen“ können einen Gesetzesbeschluß zunächst im Oberhause, dann aber auch im Plenum verhindern.

oberste richterliche Instanz, über dem isländischen ‚Landesobergericht‘, ist das ‚Höchste Gericht‘ des dänischen Reiches in Kopenhagen.

Diese Verfassung hat sich Island 1874 errungen. Sie bedeutete einen großen Fortschritt gegen den früheren Zustand. Aber der größte Theil des Volkes strebt darüber hinaus. Ein neuer Verfassungsentwurf ist Jahr für Jahr vom isländischen Allthing nach Kopenhagen geschickt und hier vom Minister verworfen worden. In der Session des letzten Sommers wollte die Linke diesen Versuch wiederholen. Sie drang nicht durch, und beide Häuser einigten sich auf ein Ansuchen an die königliche Regierung, daß sie selbst dem nächsten Allthinge einen Entwurf vorlege, worin sie den Wünschen des isländischen Volkes wenigstens ein Stück weit entgegen käme. Es handelt sich besonders darum, daß als Träger der höchsten Regierungsgewalt ein Inländer, der dem Allthing verantwortlich wäre und außerhalb des dänischen Ministeriums stände, bewilligt würde; dieser könnte von der Volksvertretung wie von dem Könige vor ein besonderes Landesgericht gezogen werden, das sich aus Isländern zusammensetzte.

Auch unter den Conservativen sind nicht Viele, die nicht im Herzen republikanisch empfänden und die Zugehörigkeit zu Dänemark als provisorischen Zustand betrachteten. Der Gegensatz zu den Radicalen liegt mehr in den Mitteln, im Tempo, womit das Ziel angestrebt wird. Die Nachtheile und Gefahren, die eine Isolirung Islands der Insel selber bringen müßte, sind sicherlich weit größer, als die Heißsporne von der Linken zugeben wollen. Dänemark läßt die Insel Unterstützungen genießen, die von dem armen Volke auf geraume Zeit noch kaum zu entbehren wären. Es ist nicht zu befürchten, daß das überaus starke Nationalgefühl der Isländer durch den Zusammenhang mit Dänemark, z. B. durch den kostenfreien Aufenthalt der isländischen Studirenden in Kopenhagen, gefährdet werde. Ich traf besonnene, lebensweise Männer, die die Ueberzeugung aussprachen: die höhere Politik könnte man auf Jahrzehnte hin ruhen lassen; die Verfassung, so wie sie sei, gebe Raum genug, um an dem wirthschaftlichen Fortschritt, der ohne Vergleich wichtigsten Aufgabe, erfolgreich zu arbeiten. — Aber für viele Isländer ist das Politisiren ein Sport, den sie mit Leidenschaft treiben. Anträge werden geschmiedet, Versammlungen gehalten mit einem Eifer und oft mit einer Geschicklichkeit, die einer besseren Sache würdig wären. Die Debatte im Thingsaale wird lebhaft, mitunter stürmisch geführt. Die zahlreichen politischen Wochenblätter füllen die Hälfte ihrer Spalten mit einer Polemik, die in den Ausdrücken nicht wählerisch ist und auch an persönlichen Verhältnissen unerfreulich herumzerrt.

Nächst der Verfassungsfrage haben besonders die Hochschule und die Verkehrsprojecte die Theilnahme auch außerhalb des Thinggebäudes erregt. Eine inländische Rechtsschule hat schon lange auf dem Programm beider Parteien gestanden: bisher müssen sich die Beamten der Insel ihre juristische Ausbildung in Kopenhagen erwerben, und dort wird das eigene isländische Recht nicht gelehrt! Einige von der äußersten Linken wollten sich aber nicht an der Rechtsschule genügen lassen, sondern auch philosophische Lehrstühle errichtet wissen: da für die Aerzte und die Geistlichen eine Lehranstalt in Reykjavik schon existirt,

hätte man dann die vier Facultäten unter dem lockenden Namen der ‚Hochschule‘ beisammen. Da jedoch weder Geld noch Bibliothek, noch Museen, noch Laboratorien hinreichend vorhanden sind, ließ man dieses Phantasiebild fallen, dessen Verwirklichung ohnedies von zweifelhaftem Nutzen wäre. Man beschränkte sich auf den Entwurf der juristischen Schule.

Zur Hebung des Verkehrs ist nichts Geringeres als der Bau von Eisenbahnen angeregt worden. Dem sehr verdienten und geehrten Vorkämpfer dieser Idee ist zu wünschen, daß ihm tolf manna fjör, die Lebenskraft von zwölf Männern, zufalle: wenn Island einmal nicht 0,7 Bewohner auf den Quadratkilometer hat, sondern das Fünffache, dann möchte die Frage nach dem Dampfroß vielleicht aufs Neue der — hoffentlich souveränen! — Landsgemeinde unterbreitet werden. Für dieses Mal hat das Allthing die Wasserstraße vorgezogen und die Mittel bewilligt zur Miethung eines recht stattlichen Dampfers: er soll die Küstenstädtchen besuchen und mehrmals im Jahr nach Dänemark und England hinüberfahren. Außerdem wurde die Regierung angegangen, über ein Telegraphenkabel mit den auswärtigen Mächten zu verhandeln.

Schließen wir mit einem Blick auf die schönen Künste der Insel.

Die Baukunst hat auf Island nicht die Stufe erreichen können, zu der sie in dem Mutterlande Norwegen aufstieg: es fehlte die Voraussetzung dieses Stiles, der Blockbau. Es scheint, daß das geringe, unbildsame Material des isländischen Privathauses den Formentrieb darnieder hielt. In dem ärmsten Dörfchen der Walliser Alpen sieht man doch Regungen einer Phantasie, die dem constructiv Nothwendigen ein kleines Plus zufügen: die isländische Bauernhütte hat sich auf das Unentbehrliche eingeschränkt. Im Mittelalter war das noch anders, und den Kirchen auch der späteren Zeit ließ man einige architektonische Pflege angedeihen. Aber wo man etwas Größeres schaffen wollte, wie in der Bischofskirche zu Holar (Nordland) aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts, griff man zum Steinbau. Dem ansehnlichen Innern dieser Kirche soll eine Erneuerung in den letzten Jahren übel mitgespielt haben; nach ältern Abbildungen besaß es eine wirkungsvolle Holzarchitektur. Die alterthümlichste Kirche, die ich sah, steht in Stadastadur (Westland, auf der Snaefells-Halbinsel). Wann sie erbaut wurde, weiß ich nicht: die Construction des Innern ist so urwüchsig, daß man sie wohl der freistaatlichen Zeit zutrauen möchte; aber man kann auch im vorigen Jahrhundert noch so gebaut haben. Der Dachstuhl mit verschwenderischem Gebälk füllt fast die Hälfte des kleinen Raumes; man weiß nicht, ob man sich den rüstigern Theil der Gemeinde in diesem Balkenwerke kauernd und hängend vorstellen solle. Die Bänke im Schiff sind durch so hohe Lehnen und Seitendielen eingefaßt, daß gewissermaßen der Effect von eingetheilten Nebenschiffen, links und rechts vom Längsgange, entsteht. Der Altarraum, von der Größe eines mäßigen Zimmers, ist durch hölzerne Gitterschranken, die bis zum Dache reichen, abgetrennt. Das Ornament ist bescheiden, aber nicht ausdruckslos. Man könnte sagen: während das südliche Kircheninnere, gleichviel welchen Stiles, das Gefühl geheimnißvoll weiten, unergründ-

lichen Raumes geben will, lädt dieses isländische Interno seine Fischer und Bauern aus der freien Luft zu enger, warmer Einschachtelung.

In der bildenden Kunst hatte der Germane, wo er sich selbst überlassen blieb, nur für das Ornament Begabung. Auch auf Island haben sich die nennenswerthen Kunstleistungen auf dieses Gebiet beschränkt. Das Hauptstück isländischer Holzornamentik, eine Kirchenthür aus dem Anfang des 13. Jahrhunderts mit einem geradezu genialen Drachenornament, steht im Kopenhagener Museum. Nicht weniges besitzt die Alterthümersammlung in Reykjavik. Viel ornamentale Erfindung und Sorgfalt haben die Isländer einem Geräthe zugewandt, das in der Haushaltung wohl noch heute Verwendung findet: dem trafakefli, dem „Linnenstabe". Es ist ein gegliedertes Stück Holz, armdick, zwei bis drei Fuß lang, womit die Wäsche gerollt wird. Ich gerieth in den glücklichen Besitz zweier Exemplare, wovon das eine ein wahres Museumsstück ist: es trägt die Jahreszahl 1739; wäre es nicht isländischen, sondern z. B. deutschen Ursprungs, so würde man etwa auf das zehnte Jahrhundert rathen. Der stilisirte Drachenkopf, in den es ausläuft, ist genau derselbe wie an den nordischen Kirchenstühlen des Mittelalters. Die Bänder mit Riemen-, Pflanzen- und Thierornamenten, die alle Flächen, mit Ausnahme der untern, bedecken, gehören einem Kunsthandwerk, das von Gothisch, Renaissance und Barock gänzlich unberührt blieb. Nur die Buchstaben könnten eine seltsame Umbildung gothischer Formen sein. — Die Stücke, die in neuerer Zeit angefertigt wurden, leben in einer anderen Welt; doch ruhen auch ihre Zierformen auf einer ziemlich alten einheimischen Ueberlieferung, und dasselbe gilt für die übrigen Werke der Kleinkunst: die geschnitzten Hornlöffel; die Filigranarbeiten und die Stickereien in Silber und Gold; die Wollteppiche mit schwarzem Grund und farbigem handgesticktem Ornamente. Fast durchweg steht das Neueste nicht mehr ganz auf der Höhe dessen, das vor ein paar Menschenaltern hervorgebracht wurde: unser Jahrhundert ist auch auf Island eine dem Kunsthandwerk unholde Zeit gewesen.

Von der Musik auf Island ist zu sagen, daß lebenskräftige Traditionen aus älterer Zeit nur in äußerst spärlichem Maße vorhanden sind, daß aber Empfänglichkeit und Begabung für die Musik dem Volke keineswegs fehlen.

Im Aussterben begriffen ist eine alterthümliche Art des Gesanges, der tvísöngur, „Zwiegesang". Es gelang mir nicht, ihn singen zu hören. Er wird von zwei Männerstimmen vorgetragen. Nach den gedruckten Aufzeichnungen sind es choralähnliche Weisen in einer mir nicht definirbaren Tonart. Die langen Töne werden mitunter von verschnörkelten Melismen, auf der vorletzten Note einer Zeile unterbrochen. Das Bezeichnendste ist: die beiden Stimmen bewegen sich überwiegend in Quinten, demnächst in Quarten oder auch unisono. Nicht selten übernehmen die beiden Stimmen abwechselnd die höhere Lage; welche vorzugsweise die „Melodie" führe, wäre sehr schwierig zu entscheiden. Es klingt unsern Ohren einfach unglaublich. Es ist ebenso alterthümlich wie das trafakefli von 1739!

Weltlicher Gesang in moderner Tonart ist erst seit der Mitte unseres Jahrhunderts, durch die Bemühung einzelner Männer, eingeführt worden. Der Kirchengesang hat gleichzeitig die deutschen Choräle in modernem, farblosem Satze übernommen. Heute wird von den Städtern, selten auf dem Lande, eine Reihe einheimischer Weisen mehrstimmig gesungen; ein paar davon reichen über unser Jahrhundert zurück, scheinen aber erst in den letzten Jahrzehnten in mehrstimmiger Harmonisirung aufzutreten. Neben diesen Gesängen isländischer Herkunft werden deutsche, dänische, englische Melodien, mit isländischem Text, gepflegt. Die Kunstcomponisten der Insel vertreten keine eigenartige Richtung.

Daß die Isländer musikalisch sind, zeigte mir zuerst der drei- und vierstimmige Gesang der Studenten an Bord: er war in jeder Hinsicht ungewöhnlich gut. — Beim Abschied von unsern ländlichen Quartieren pflegte an meine Frau die Bitte zu ergehen, noch eines zu singen, wobei sich denn die Hausbewohnerschaft zusammendrängte und leuchtenden Auges zuhörte. Als meine Frau in der Domkirche zu Reykjavik sang, gefiel Bach am Besten. Einfache Leute, von denen man es nicht erwartet hätte, sagten, die beiden Bachischen Stücke gingen allem Andern vor. — Manche Frauen begleiten ihre isländischen Weisen mit Guitarre. Das Clavier ist in ansehnlicher Menge eingezogen: auf Reykjavik rechnet man etwa drei Dutzend Claviere, ein Stück auf hundert Seelen. Was ich aber auf diesen Instrumenten zu hören bekam, das war — mit ein paar höchst rühmlichen Ausnahmen — Fingerfertigkeit, an ordinäre Tanzmusik verschwendet, und paßte so gar nicht zu dem isländischen Charakter, der sich doch besser an unsere großen Meister hielte!

Aber die Hauptbegabung der Isländer liegt auf dem Felde der Literatur. Wenn die einsame Insel seit tausend Jahren die Blicke der Nachbarvölker, dann der ganzen civilisirten Erde auf sich gelenkt hat, wenn sie auf Nahe und Ferne mit geheimnißvoller Anziehungskraft wirkt, so verdankt sie das dem dichterischen Schaffen, das ihre ersten jugendlichen Jahrhunderte und wiederum ihre Neuzeit gehoben und verklärt hat.

Der Blick auf das isländische Alterthum, die vier Jahrhunderte nach der Besiedelung, zeigt uns das ganz einzige Phänomen: ein Gemeinwesen von fünftausend unabhängigen Familien überflügelt in literarischer Production das von der Natur begünstigtere Mutterland; es führt nicht nur die ererbten Gattungen der Poesie zu einer neuen reichen Blüthe und rettet alten heidnischen Sang tief in die Zeiten der Kirche und des Schreibens hinein, sondern es entwickelt selbständig, als Urschöpfung, neue Arten der Literatur, vor Allem die Erzählungskunst in ungebundener Rede, die nicht ihres Gleichen hat.

Kaum weniger wunderbar ist das schriftstellerische Leben der neuesten Zeit. In den letzten hundert Jahren hat die kleine Nation, indem sie aus dem langen Elend aufstand und um ihre Freiheit kämpfte, eine Schar von Meistern der Sprache hervorgebracht: sie stehen der ausländischen Cultur nicht mit der Unabhängigkeit gegenüber, wie jene Dichter und Erzähler der Vorzeit, behaupten

aber doch in Inhalt und Form ein hohes Maß von selbwachsener Art. Im Vordergrunde stehen die Lyriker: es sind gegen dreißig, die das Land kennt, und deren Andenken bewahrt bleiben wird, zu beginnen mit Bjarni Thorarensen, einem Dichter von überragender Größe. Es ist ein Unikum, daß eine Sprachgemeinschaft, die im Anfange dieses Zeitraumes 47 000 Seelen zählte, eine derartig intensive Pflege nationaler Literatur aufweist.

Man spricht wohl auch anderswo von „literarischen Nationen“. Aber dabei sind es die oberen Zehntausend, für die das Schriftthum vorhanden ist. Auf Island ist das ganze Volk das Publicum. Das ganze Volk lebt in seiner Literatur. Das Fehlen von Bildungsgrenzen äußert sich hier. Zustände, die bei uns seit Hans Sachsens Zeit aufgehört haben, blieben auf Island bestehen.

In der Geschichte der Insel ist kein Ereigniß folgenreicher als das Wiederaufleben der altisländischen Schriftdenkmäler im siebzehnten Jahrhundert. In zweihundertjährigem Schlafe hatte die Literatur gelegen, und mit ihr die alte Zeit des Freistaates. Um 1600 erlebte Island seine Renaissance. Man entdeckte die alten Pergamente; aus ihnen stieg eine große Vergangenheit auf, die Ruhmeszeit Islands, mit ihren Helden, ihren Poeten und Geschichtschreibern. Der Blick auf die eigene Vorzeit wurde der Schutzgeist des Volkes. Ob ohne ihn die Vaterlandsliebe, die Sprache, das Volksthum die zwei Jahrhunderte des Elends überdauert hätten, wer möchte es sagen?

Noch heute wirft das isländische Alterthum seinen Abglanz auf die Stimmung und das Denken der Landeskinder. Die Isländer gehören zu den elegischen Nationen, die die Gräber eines entschwundenen Heldenalters schmücken. Der Gedanke: „wären wir, was wir einst waren!“ wird in hundertfacher Wendung von den Dichtern ausgesprochen. Den Männern, die uns die alte Prosa so lebendig schildert, wird eine Art Heroencultus zu Theil. Merkwürdig ist dabei dies: Freiheitshelden, aufopfernde Wohlthäter des Volkes, wie andere Freistaaten sie feiern, Gestalten vom Schlage Tell's und Winkelried's fehlen dem isländischen Alterthum vollständig. Die Saga-Zeit zeigt vieles Urkräftige, Tüchtige, mitunter auch Edle, worauf ein Volk wohl stolz sein kann, aber kaum Etwas, woran ein ethisches Gefühl sich begeistern könnte. Man kann bei hochstehenden Isländern beobachten, daß sie sich ihre alten Haudegen ganz eigenthümlich idealisiren. Der Eine und Andere aber meint: „käme der alte Egill unter uns, er würde, den veränderten Zeiten gemäß, als Fischer und Landwirth uns alle beschämen!“ — und damit mögen sie nicht Unrecht haben.

Es ist vor allen Dingen die eine Gruppe der alten Schriftwerke, die heutzutage als volksthümlich und lebendig gelten kann: die Isländergeschichten. Es sind Erzählungen, die mit realistischer Kleinmalerei, in einer hoch entwickelten Technik, die Lebensläufe isländischer Männer und Frauen, die Verwicklungen isländischer Familien schildern. Die Ereignisse spielen im zehnten und elften Jahrhundert; die Erzählungen haben sich gleich schon im Schoße

der mitlebenden Generationen geformt und sind dann im dreizehnten Jahrhundert zu Pergament gebracht worden. Die Sprache hat sich in den sechs Jahrhunderten seither so wenig gewandelt, daß diese Sagas von Jedermann gelesen werden können.

Ich fand nicht manchen Bauernhof, wo mich nicht die neuen, billigen Ausgaben in der Gaststube begrüßt hätten. Die Isländersagas sind bei Alt und Jung, Gelehrt und Ungelehrt ein Lieblingsgegenstand des Gesprächs. Wie oft wurde ich von Bauern gefragt: „Kennen Sie die und die Saga? — Was halten Sie von ihr?" Und auf meine Fragen, wie wohl der und jener Charakter in der Saga aufzufassen sei, wurde wohlbedachte Rechenschaft abgelegt: er mußte so handeln — er hatte sein Wort gegeben; daß er kein unedler Mann war, zeigte er bei dieser anderen Gelegenheit; u. s. f. Ich war mitunter erstaunt, wie sich dieses menschliche Urtheil in die heidnische Anschauungsweise eingelebt hatte. — Aber die Sagas werden nicht nur stofflich gewürdigt. „Wie finden Sie die Sprache der Njalssaga?" so hat mich mancher Bauer gefragt; „glauben Sie nicht, es ist das beste Isländisch, das je geschrieben wurde?" Und der Mann, zu dessen Herzen es keinen besseren Schlüssel gibt, als das noch so mangelhafte Reden seiner Muttersprache, er hört hocherfreut zu, wenn man in sein Lob des Saga-Stiles einstimmt.

Mein Lehrer, der Lyriker Thorsteinn Erlingsson, konnte einzelne Capitel einer Saga frei hersagen, so, daß selten ein Satz den gleichen Wortlaut behielt, aber die Folge der Sätze im Ganzen gewahrt blieb. Mit einer ähnlichen Verbindung von Freiheit und Gedächtnißtreue muß man sich die Erzählungen vorgetragen denken in den zwei bis drei Jahrhunderten, ehe sie schriftlich festgehalten wurden. Mein Tischlerlehrling, der jedesmal die Ohren spitzte und mitsprach, wenn von Sagas die Rede war, hatte auch seine bestimmten Lieblingsstellen, und als ich ihm ein Exemplar reichte mit der Aufforderung, etwas vorzulesen, da konnte er sich unschwer für einen in Ehren stehenden Abschnitt entscheiden, dessen Anfangssätze er auswendig wußte.

Ob das Saga-Lesen in den letzten Jahrzehnten abgenommen habe, darüber sind die Meinungen getheilt. Ein älterer Mann aus dem Nordwesten sagte mir, in seiner Jugend hätte man an den Winterabenden regelmäßig auf jedem Hofe Sagas gelesen; die Ausgaben waren noch theuer: der eine Hof borgte das Exemplar dem andern, so daß ein Buch durch das ganze Kirchspiel die Runde machte; heutzutage geschehe den Sagas einiger Abbruch durch die Zeitschriften (mit lehrhaftem Inhalt, über Landwirthschaft, vaterländische und fremde Geschichte und Geographie) und durch die politischen Wochenblätter. Ein Anderer meinte, der Schaden des Saga-Lesens sei größer als der Nutzen: die Bauern sträubten sich mit Berufung auf die alte Zeit gegen praktische Neuerungen. Er bedauerte, daß die modernen isländischen Novellen, deren erzieherischer Werth größer wäre, so wenige Leser fänden; aber mehrere Bauern hätten ihm erwidert, sie hätten keinen Geschmack an diesen Dingen, die ein Einzelner *erfunden* habe.

Von besonderen Literaturfreunden wird gesagt, daß sie die ganze Reihe der Isländergeschichten in jedem Winter neu durchläsen. Die eine Saga, die großartigste von allen, die Njala, ist das gelesenste Buch auf der Insel und nimmt eine Stellung ein, wie sie kaum in einem zweiten Lande der Welt einem literarischen Werke zufällt. Im Uebrigen ist, soviel ich beobachten konnte, von den drei Dutzend Isländersagas nur eine kleine Auswahl allgemein bekannt. Jede Saga spielt in einem bestimmten Bezirk: in dieser Gegend pflegt sie dann, als die Heldenchronik des Gaues, bis ins Einzelne gekannt zu sein, — eine Tagereise weiter weiß der Bauer vielleicht nur noch ihren Namen. So lebt z. B. auf der Snaefells-Halbinsel die Eyrbyggjasaga in Aller Munde. Eine Bäuerin sagte mir: ihr Mann rühme immer den Goden Snorri (den Haupthelden dieser Saga); aber sie wende ihm ein, er selbst habe mehr von dem Wesen des Goden Arnkell (des anderen Helden), und der sei auch der bessere von den beiden. Von einem Hofe in der genannten Gegend ritt der Bauer zwei Stunden des Weges mit mir, um mir die Oertlichkeiten der Saga des Genauesten zu erläutern. Auch jener „ungebildete“ Alte, dem sich die Jugenderinnerungen an die Saga einigermaßen verdunkelt hatten, wußte über die historischen Stellen in der Nähe seiner Hütte Bescheid.

Die Edda-Lieder fand ich im Allgemeinen recht wenig bekannt; nur Anspielungen auf das große Sprichwörtergedicht fanden Entgegenkommen, vermuthlich doch, weil diese Gnomen, unabhängig von literarischer Ueberlieferung, am Leben sind. Die Dichtung der alten Skalden wird vom Isländer nur mit Commentar verstanden.

Nächst den Isländergeschichten sind die neueren Lyriker das Gemeingut und der Stolz des Inselbewohners. Diese Lyrik hat nicht etwa, wie man erwarten könnte, die Art unseres Volksliedes. Ihre Sprache steht von der täglichen Rede sehr weit ab. Ihren Satz- und Versbau würden wir als entschieden kunstmäßig, unvolksthümlich betrachten. Aber dem Isländer ist darin ein anderes Empfinden anerzogen.

Wiederum kann man mit jedem Bauer ein Gespräch führen: „Welchen Dichter stellen Sie am höchsten?“ Man hat seine Lieblinge; man wägt ihre Vorzüge gegen einander ab. Der Fremde erzählt, daß er einen berühmten Wasserfall besucht habe, und wird gefragt: „Kennen Sie auch das schöne Gedicht, das der Soundso darauf gemacht hat?“ Oft wiederholte es sich, daß ich nach meinem Lehrer des Isländischen gefragt wurde und den Namen Thorsteinn Erlingsson nannte: der Bauer lächelte und sagte: hann er skáld gott! (er ist ein guter Skald, Dichter); persönlich kenne er ihn nicht, aber seine Gedichte habe er gelesen. Dabei hatte Thorsteinn, eines der jüngeren Talente, noch nie einen Band Gedichte erscheinen lassen. Seine Lieder sind einzeln, in Zeitungen und Zeitschriften, bekannt geworden. Und dies ist der allgemeine Brauch auf Island. Der Lyriker tritt zuerst mit einzelnen Liedern vor seine Landsleute hin; oft sind es Gelegenheitsgedichte höherer Art: für eine politische Versammlung will man einen neuen Festgesang; der

Tod eines berühmten Mitbürgers ruft ein Gedenklied hervor. Nachdem der junge Poet ein paar Jahre lang gelesen und gesungen worden ist, bringt wohl eine Zeitung seine Biographie und sein Porträt, damit die Leute den auch kennen lernen, dessen Name und Werke ihnen vertraut sind. Und nach einiger Zeit kommt das Bändchen Gedichte heraus, das dann mit Recht eine „Sammlung" heißen könnte. Diese Zustände haben etwas Organisches. Der poetische Betrieb hängt mit dem Leben zusammen, wie es bei uns etwa zu Goethe's Jugendzeit war.

Unter den zwanzig Isländern an Bord unseres Postschiffes waren drei offenkundige Dichter (wie Viele im Verborgenen dem Gotte dienten, weiß ich nicht). Der Eine improvisirte eines Abends auf Deck eine kunstvolle Strophe: ich fragte ihn Tags darauf, ob er sie aufgeschrieben habe; er bemerkte, das sei nicht nöthig: die umstehenden jungen Leute hätten sie gleich auswendig gelernt. — Als zwei deutsche Aerzte in einem Städtchen der Nordküste viele Kranke unentgeltlich behandelt hatten, da lohnte ihnen der Geistliche des Ortes, der vortreffliche Matthias Jochumsson, mit einem Dankgedichte in dem ehrwürdigen Maße der Edda. Kein besserer Dank hätte von dem literarischen Volke kommen können!

Die Isländer sind gewandte Improvisatoren; sie überwinden in ihren Stegreifstrophen unglaubliche formale Schwierigkeiten. — Als ein Denkzeichen isländischer Dichtlust ist ein Wegweiser nördlich der Thingebene, ein Pfeiler, aus losen Steinen aufgeschichtet, bekannt geworden: in diesen Steinmann soll jeder Vorüberziehende ein poetisch Sprüchlein einlegen, so zwar, daß es sich auf die Verse seines Vorgängers beziehe. Leider aber, als ich hinkam, war das Wegzeichen leer von Poesie, — die Ueberlieferung hatte einen Riß bekommen!

Es ist klar, daß man sich auf Island nicht reich schreiben kann. In der That lebt Keiner von dem Ertrage seiner Feder. Die Schriftstellerei ist diesem Volke, wenn irgend einem, inneres Bedürfniß. Es hat etwas würdig Stilvolles, daß das Allthing im vergangenen Sommer einem mittellosen Lyriker eine jährliche Ehrengabe aus dem Staatssäckel zuerkannte.

Die isländische Wissenschaft hat völlig nationalen Charakter. Dem Gelehrten der Insel, auch wenn er im Auslande lebt, ist seine Heimath das Arbeitsfeld: die Sprache und ihre Denkmäler, Sitte und Recht der Vorzeit; der Bau des Landes. Philologen und Geologen sind gleicherweise bestrebt, ihre Forschungen dem Lande zu vermitteln, sich als Lehrer an ihr Volk zu wenden. Sie werden darin von uneigennützigen Verlegern unterstützt. Der Isländer ehrt seine Gelehrten neben seinen Dichtern. Es ist bezeichnend, daß eine Chrestomathie der neueren Literatur in die Reihe der Gedichte und Novellen Fragmente wissenschaftlicher Untersuchungen einflicht.

Für Island ist die literarische Beschäftigung nicht ein Luxus, eine Spielerei, die üppigeren Völkern überlassen werden könnte. Die Eigenart des Volkes, seine Stellung in der Welt ruht auf diesem Boden.

Die Isländer sind der einzige germanische Stamm, der nicht zu einem volkreichen Staate angewachsen, der nicht eigentlich in die materielle Cultur der Neuzeit eingetreten ist, — mit Ausnahme der nächsten Nachbarn, der stammverwandten Färinger[1]). Aber die Isländer bedeuten der Welt etwas Anderes als die Färinger. Sie sind nicht ein Fischer- und Hirtenvolk wie andere auch, im harten Lebenserwerb dumpf befangen, die ahnungslosen Nachkommen von Menschen, die einmal etwas zu bedeuten hatten. Sie sind das Adelsvolk des hohen Nordens, zu welchem die Brudervölker und Fremden mit Achtung hinüberblicken. Sie wären das nicht geworden, wenn nicht die schriftlichen Schätze des Mittelalters erstanden wären und den Boden zu neuem geistigen Leben, zu neuem Singen und Sagen und Forschen befruchtet hätten: der Idealismus des Isländers, womit er seine heimische Geschichte umfaßt und für seine Zukunft hofft und kämpft, er zieht seine Nahrung aus dem Schriftthum der Muttersprache.

Es ist kein Zweifel: die besten Kräfte dieses kleinen Volkes haben sich seit Alters in den Dienst der gelehrten und ungelehrten Literatur gestellt. Die ganze Erziehung führt darauf hin, daß dem Herzen der Inselbewohner vor Allem das, was ihre Erzähler, ihre Dichter und Gelehrten geschaffen haben, nahe gebracht werde. Bei mehr als Einem der isländischen Landleute kann man wohl den Eindruck bekommen: als Bauern und Fischer sind sie Dilettanten — in ihrer Literatur sind sie heimisch, sind sie Leute von Fach. Man hat schon die Frage aufgeworfen: müßte die Erziehung von Grund aus geändert werden, wenn das Volk mit voller Kraft an dem wirthschaftlichen Emporkommen arbeiten, die gegebenen Reichthumsquellen seiner Meere und seines Bodens ausschöpfen wollte? Müßte das Leben in den Versen der Dichter und in der alten Saga, das Zurückschauen auf die thatenreiche Vergangenheit in den Schatten treten vor nüchternem, aufs Praktische gerichtetem Bestreben? Ich wage nicht, diese Frage aufzunehmen. Wer aber dem Volke nahe gekommen ist, wird wünschen, daß die Zukunft mit einem Nein antworte.

Die Isländer werden sich immer als kleines Volk, abseits von den Geschicken der Mächte und von den Straßen des großen Verkehrs, mit entsagungsreichem Dasein bescheiden müssen. Aber so lange sie ihre eigensten Güter, die Werke in ihrer Sprache, als lebendigen Besitz festhalten, werden sie, in Zukunft wie bisher, ihre geistige Persönlichkeit wahren; sie werden als ein Volk, nur sich selbst gleich, dem Namen ihrer Insel den edeln, hellen Klang sichern.

---

[1]) D. h. der Bewohner der Faeröer. Wir sehen ab von den Friesen, deren Cultur von der deutschen nicht getrennt zu denken ist.

Der moderne spanische Roman.

Don Benito Pérez Galdós.

Von
Lady Blennerhassett.

[Nachdruck untersagt.]

I.

Wie schwer es fällt, über die Schriftsteller des gegenwärtigen Spanien, auch im Lande selbst, annähernd sichere Anhaltspunkte zu gewinnen, erfuhr kürzlich der französische Romandichter René Bazin, Verfasser von „Terre d'Espagne“. In seinem Notizbuch standen die Namen der Collegen von der Feder verzeichnet, die er aufzusuchen gedachte, um seinen Landsleuten nach der Rückkehr von ihnen zu berichten. Pater Coloma, der Jesuit und Verfasser von „Pequeñeces“, ließ sich zwar interviewen, blieb aber äußerst zurückhaltend in Bezug auf persönliche Aufschlüsse. In Santander wurde Bazin aufs Liebenswürdigste von dem großen asturischen Romandichter Pereda empfangen und erhielt auch einige interessante Mittheilungen über die Art seines Schaffens, seiner Kunstanschauung und die stille, von der Welt zurückgezogene Existenz, die er auf seinem Landsitz oder in der kleinen, nahebei, am Meere gelegenen Provinzstadt Santander führte. Darauf ging Bazin zu Galdós nach Madrid. Dieser äußerte über seinen Freund Pereda: „Er ist unser Aller Meister, ein großer Prosadichter, ein Classiker und zugleich der Bahnbrecher einer neuen Kunst.“ Ueber sich selbst aber schwieg Galdós, und der Franzose griff aus des Spaniers fünfzig Bänden aufs Gerathewohl einige Romane heraus, die er in der Bahn durchblätterte. Dann notirte er, kurz gefaßt, in sein Tagebuch, Galdós sei ein Voltairianer, und die „Revue des deux mondes“ druckte im Februar 1895 das Urtheil ruhigen Gemüthes für ihre Leser ab. Es ist ungefähr eben so richtig, als ob man den Abgeordneten Richter einen Hochtory oder Sudermann einen Romantiker nennen wollte. Will man einem schöpferischen Genius von der Art von Galdós gerecht zu werden versuchen, so muß man ihn aus seinen Werken kennen lernen und etwa, was seine Biographen weder wissen noch sagen, nach seinem Bilde ergänzen.

Dieses zeigt einen Mann in einfachem Anzug und von mittleren Jahren, eher klein als groß, das dunkle Haar glatt auf der breitgewölbten Stirn gescheitelt, das Oval in fester Linie gezogen, die Oberlippe vom Schnurrbart beschattet. In den Augen spielt ein eigenthümlich feines, zugleich schalkhaftes und durchaus gutmüthiges Lächeln. Es ließe sich eine Spur von Schwermuth in diesen Zügen nachweisen, wäre der Mann nicht vor Allem das Bild harmonischer Ruhe und Gesundheit. Victor Hugo in seinen alten Tagen glich einem pensionirten General; nur der Blick verrieth den Löwen. Galdós in Uniform erschien durchaus an seinem Platze. Das beste, wenn auch knappe biographische Material über ihn hat einer der ersten Kritiker Spaniens, Leopoldo Alás, als Schriftsteller unter dem Namen Clarin bekannt, nach schriftlichen Mittheilungen des Dichters 1889 veröffentlicht.

Alás nennt Galdós einen Afrikaner, weil er am 10. Mai 1845 zu Palmas auf den Las Canarischen Inseln geboren ist. Von seiner eigenen Kindheit schweigt er, obwohl die Gabe, Kinder zu schildern und reden zu lassen, in ganz hervorragendem Maße ihm zu eigen ist. Ueber die Jugendjahre bemerkt er nur, daß „von Anfang an" literarische Interessen ihn beschäftigten. Nach Madrid kam er 1863 und widmete sich, nach Vollendung seiner Studien, zunächst der Presse. Im Werden und unschlüssig über die Wege, die er gehen sollte, traf er auf der Rückreise von Frankreich, das er mehrmals besuchte, im Augenblick zu Barcelona ein, wo in Spanien die Revolution ausgebrochen war, die den Thron der Königin Isabella stürzte. Galdós begrüßte dieses Resultat, wie er selbst erzählt, „mit Enthusiasmus". In seiner Mappe ruhten seine ersten literarischen Versuche, mittelmäßige Dramen, von welchen ein einziges, nach des Verfassers Urtheil, wo nicht über die Bretter zu gehen, so doch vielleicht zu leben verdiente, und der 1867 begonnene, fast vollendete Roman „La Fontana de Oro", dessen letzte Capitel unter dem Eindruck der Septembertage niedergeschrieben wurden. Sein Inhalt, ein historisch-politischer, bestimmte jetzt den Autor, ihn der Oeffentlichkeit zu übergeben; er erschien im December 1870. „La Fontana de Oro" — der Goldbrunnen — ist die Schenke, in welcher die Anhänger der Cortes von 1812 in einem Club sich zusammenfinden, dessen Zweck die Vernichtung des verhaßten Willkürregiments Ferdinands VII. ist, der Zeitpunkt 1821, also die Periode kurz vor dem Interventionskrieg, den eine Dichterlaune des Ministers Chateaubriand mißverstandenen dynastischen Interessen zu Liebe der Monarchie Ludwig's XVIII aufzwang. Galdós nennt seinen Roman „ein Buch von gewisser revolutionärer Tendenz". Jedenfalls übt er schon darin keine Nachsicht den hohlen Redensarten gegenüber, welche die castilische Jugend dem französischen Wortschatz von 1789 entlehnte. Der damals Dreiundzwanzigjährige sympathisirt in keiner Weise mit den zerstörenden Tendenzen radicaler Agitatoren, welchen er jedesmal, wenn ihre Rhetorik schäumend überfließt, die Katze des Clubs, „Robespierre" genannt, mit gesträubtem Haar und gestrecktem Schweif keifend durch die Beine fahren läßt. Des Autors Sympathien gehören vielmehr den Constitutionellen, die auf gesetzlichem Wege den Despotismus bekämpfen und ein lebensfähiges Programm weiser, innerer

Reformen durchführen wollten. Die Intrigue des Romans besteht darin, daß ein wilder Fanatiker und Spion des Königs die unbesonnenen Freiheitshelden des Goldbrunnens zu Aufruhr und Empörung, und zwar zunächst zu Maßregeln der Gewalt gegen die Moderirten treibt, die nur durch einen Zufall ihren Mordanschlägen entgehen. Auf diese Weise hatte König Ferdinand sich seiner verhaßten Feinde zu entledigen gehofft. Statt dessen muß er sich damit begnügen, einige verführte, junge Empörer durch seine Truppen in den Straßen der Hauptstadt niederschießen zu lassen. Das Charakterbild dieses Mannes, eines der unwürdigsten, die jemals den Glanz des Diadems verdunkelten, hat Galdós mit taciteischer Wucht gezeichnet. Es hieße ihn verkleinern, wollte man bei diesem Anlaß etwa an „Napoléon le Petit“ erinnern. Victor Hugo schrieb ein Pamphlet; Galdós bleibt sich der Verantwortung des Historikers bewußt: er brandmarkt den Menschen, nur um den König zu richten. Wir müssen uns auf einzelne Züge beschränken. Nachdem er ihn physisch gezeichnet, beschreibt er den schlechten Sohn, der gegen den Vater sich verschwor, jenen Carl IV., dessen Geistlosigkeit die Güte nicht beeinträchtigte; dann conspirirte er gegen den Thron, dessen Erbe er war, und bedrohte das Leben Derjenigen, welchen er das seinige verdankte. Hierauf kroch er Napoleon zu Füßen wie ein Bettler, während ganz Spanien für ihn zum Kampfe sich erhob, der die Welt erschütterte. Er nützte die Aufopferung derer, die er seine Vasallen nannte, mit kaltem Undank aus; er lohnte sie mit der wegwerfendsten Verachtung, mit der Vernichtung aller durch die Verfassung von Cadix festgestellten Rechte, durch die Proscription und den Tod der erlauchtesten Männer Spaniens. Er entzündete von Neuem die Scheiterhaufen der Inquisition, umgab sich mit niedrig denkenden, verächtlichen, unwissenden Menschen, die über die öffentlichen Angelegenheiten eine Macht gewannen wie jene, die Aranda im Rathe Carl's III. ausgeübt hatte; er verfolgte die Tugend, das Wissen, den Muth; er schützte die Dummheit, die Verstellung und die Feigheit, drei Hauptzüge seines eigenen Charakters. Nachdem zu seinem größten Leidwesen ein verfassungsmäßiges Regiment wieder hergestellt worden war, verbiß er seinen Zorn, übte Verstellung, wie nur er sie üben konnte, das Gift seiner Rache aufspeichernd und seine Absichten mit Worten verhüllend, die Niemand seit jener Zeit ohne bittern Hohn und Haß vernimmt. Was feige Heuchelei vermag, wurde durch das dreijährige Verfahren Ferdinand's den Spaltungen im royalistischen Lager und den Complotten gegenüber ersichtlich, bis zum letzten derselben, da Frankreich die hunderttausend Söhne des heiligen Ludwig zum Trocadero schickte. So gewann Ferdinand zurück, was er in seiner königlichen Redeweise „seine Rechte“ nannte, die zehn Jahre der Füsilladen und Verfolgungen einleitend, während welcher die Gestalt von Tadeo Colomarde an der Seite Ferdinand's wie Kaiphas an jener von Pilatus erscheint. Der blutige Pact der beiden Ungeheuer ging 1833 zu Ende, dem Zeitpunkt, zu welchem Gott die Seele des Königs der Erde abforderte und seinen Körper den Gewölben des Escorial auslieferte, wo die Fäulniß nicht gezögert haben mag, ihr Werk zu vollenden. „Allein dieser Tod,“ sagt Galdós, „schloß unser Verhängniß nicht ab.

Ferdinand VII. hinterließ Erben, die womöglich noch schlimmer als er selbst sich erwiesen. Er lieferte uns dem Bruder und der Tochter aus, die alle Entsetzen des Kriegs über uns entfesselten. Jener König, der seinen Vater, seine Lehrer, seine Freunde, seine Minister, seine Parteigänger, seine Feinde, seine vier Frauen, seine Brüder, sein Volk, seine Alliirten und die ganze Welt betrogen hatte, betrog am Ende selbst den Tod, der uns glücklich gemacht zu haben wähnte, als er uns von diesem Dämon befreite. Die Ueberlieferungen von Aergerniß und Elend sind damit für uns nicht abgeschlossen worden."

Dem historischen Inhalt der „Fontana de Oro" ging selbstverständlich ein Liebesdrama zur Seite. Für die Kritik werthvoller als dieses war die Kunst des jungen Mannes, aus sehr geschickt eingeführten Nebengestalten Typen ganz nationaler Art zu schaffen, die mit satirischer Schärfe gezeichnet und doch nicht carikirt, dem Autor die Ehre eintragen sollten, mit den großen englischen Humoristen verglichen zu werden. Das kam später. Im Jahre 1870 bemerkten nur wenige Kenner, unter ihnen Don Francisco Giner, das Auftauchen eines großen Talentes. Im Uebrigen beschränkte sich der Erfolg des Erstlingswerkes von Galdós darauf, daß es ihn über die eigene Begabung und den Weg, den er zu gehen hatte, aufklärte. Im Anschluß an diesen Roman und an einen andern, „El Audaz", der die letzten Regierungsjahre Karl's IV. schildert, entstanden, in schneller Reihenfolge, die „Episodios nacionales", in welchen den Spaniern zum ersten Male in volksthümlichem Ton, in zusammenhängender Weise und mit patriotischem Enthusiasmus die Geschichte der nationalen Kämpfe, Siege und Enttäuschungen von Trafalgar bis zu den Schrecken der Reaction von 1824 erzählt wurde. Es steigert ihren historischen Werth, daß Galdós alle ihm noch zugänglichen Ueberlieferungen lebender Augenzeugen verwerthete.

Diesen Theil seiner künstlerischen Production zu prüfen, ist nicht unsere Absicht. Die Kritik hat sich längst und in abschließender Weise darüber geäußert. In zwei Serien von je zehn Bänden erschienen und durch einen novellistischen Inhalt verbunden, der zum Vergleich mit Erckmann-Chatrians Romanen veranlaßte, sind diese patriotischen Bilder ungleichwerthig. Neben Meisterstücken der Darstellungskunst, wie „Gerona" und „Saragossa", neben der fesselnden Erzählung „El Equipaje del Rey José", begegnet man eingeschobenen, feuilletonartigen Compositionen, wie u. a. „Cadix". Lopez Araceli, der Held und Erzähler der ersten Serie, erinnert durch die Art seiner Abenteuer mehr an Ruy Blas als an Palafox; die Technik ist noch unsicher, aber die Zeichnung einzelner Figuren verkündet bereits den heranreifenden Meister, der mit diesem großen Unternehmen seine Landsleute zur Erkenntniß seines Werthes brachte und die Aufmerksamkeit des Auslandes auf sich lenkte. In Deutschland wurde „Der Goldbrunnen" übersetzt; in Paris reizte 1876 die feindselige Polemik des Spaniers gegen die Franzosen einen Mitarbeiter der „Revue des deux mondes" zum Widerspruch. Galdós selbst zögerte viel länger als das Publicum, bevor er an sich glaubte. Im Gegensatz zu so vielen Modernen hielt er sich von aller persönlichen Reclame fern, schwieg von sich mit der absoluten Zurückhaltung, die ein hervorragender Zug seiner Persönlichkeit ist, vermied im In-

und Ausland die Berührung mit literarischen Kreisen, so daß er später sagen konnte, es habe sich, von 1868—1872, sein gesellschaftlicher Verkehr auf ein paar Mitglieder seines Madrider Clubs beschränkt.

Niemand hörte ihn von den Dingen reden, die ihn innerlich bewegten; nur einmal bemerkt er flüchtig, seine damalige Stimmung habe noch andere als literarische Gründe gehabt. Seinen mächtigen Schaffensdrang beeinträchtigten sie jedenfalls in keiner Weise. Die literarische Arbeit mußte ihm den peinlich empfundenen Mangel an praktischer Thätigkeit ersetzen, den später auch das Abgeordnetenmandat für Puerto Rico nicht ausfüllte, weil Galdós kein Redner ist. Doch brachte ihm sein Beruf, was er wohl höher schätzte. Er gewann ihm, in der Person von Don José de Pereda, den verständnißvollen, künstlerisch überlegenen, neidlosen Freund.

Dreißig Jahre hindurch war dieser größte Romanschriftsteller Spaniens außerhalb seines asturischen Heimathlandes so gut wie unbemerkt geblieben; dann plötzlich, zu Anfang der achtziger Jahre, verglichen seine Landsleute den Spender so vieler Perlen der Erzählungskunst mit Cervantes; die Ausländer, die wenigen, die ihn zu lesen im Stande sind, nennen den asturischen Dialektdichter neben Balzac, und „Sotileza" neben „Pêcheur d'Islande", mit der Einschränkung in Bezug auf Loti, daß Pereda das ungleich wahrere, männlicher empfundene, wenn auch weniger stimmungsvolle Buch geschrieben habe. Das Volk, das er schildert, ist von rauher Art, wortkarg, unwirsch, undemonstrativ, hart und den südlichen Nachbarstämmen beinahe feindselig fremd, aber wahrhaft, stoisch im Leid und in Gefahr, und heldenmüthiger Thaten fähig. In „Peñas Arriba" (Felsige Höhen) hat es der Dichter in seiner landschaftlichen Umgebung mit dem Verständniß eines mitlebenden Beobachters und dem Zauber seines Talentes geschildert. Erst auf einer der letzten Seiten des Buchs begegnen sich Jüngling und Mädchen in der einzigen Liebesscene des Romans. In wenigen Zeilen, in ein paar kurzen Sätzen ist sie geschildert, und das tiefe, dauernde Gefühl schweigsamer Menschen entspricht der Art des Dichters, der niemals bei den Episoden verweilt, die Zweck und Inhalt der meisten Romane zu sein pflegen. Naturschilderungen, Dialoge, das Leben selbst in seiner ewig wechselnden Erscheinung sind die Elemente seiner keuschen, vollendeten Kunst. „Sotileza" ist die Bibel des seefahrenden Volkes genannt worden; er schmeichelt es nicht, er verschweigt keine seiner Schwächen und ahndet unerbittlich sein schlimmstes Laster, die Trunksucht; aber er erniedrigt es auch niemals, weil er es kennt und mit ihm gelebt, weil er weiß und beobachtet hat, daß unter anscheinendem Stumpfsinn und den brutalen Ausbrüchen seiner im steten Kampf mit den Elementen und der Noth des Daseins gestählten und gehärteten Natur gesunde Kraft und heldenmüthige Ergebung sein Eigen geblieben sind. Denn Pereda ist vor Allem ein großer Humorist, von jener Art des Humors, von welchem die Alten nichts wußten und den die Neuen vergessen haben, weil ihnen die Erde Alles ist und die duldende Sehnsucht nach dem Höchsten verloren ging, die das Mitleid vor Verweichlichung schützt und dem Künstler die heitere Ruhe bewahrt. Dieser verwandte Zug und die klare Schönheit der Sprache von Pereda, die mit anscheinend ein=

fachen Mitteln die höchsten Wirkungen erzielt und den Volkston wie kein Anderer vor ihm zur Geltung bringt, hatten längst die Bewunderung von Galdós erweckt. Ein Zufall führte die Beiden zusammen. Es war 1871; Pereda, damals carlistischer Abgeordneter, wartete in einem madrilenischen Gasthof auf einen Freund, und vertrieb sich die Zeit, indem er die Fremdenliste durchblätterte. So las er den Namen von Galdós, dessen erste Schriften seine Aufmerksamkeit erregt hatten, und frug in der Absicht, ihn aufzusuchen, nach seinem Zimmer, als dieser eintrat. Der damals vierzigjährige Pereda hatte einem Altersgenossen zu begegnen geglaubt und sah statt dessen einen fast noch im Jünglingsalter stehenden Mann. Im Gespräch entdeckten beide Schriftsteller, daß sie sich auswendig kannten, und diese erste Begegnung führte zu einem Freundschaftsbund, der trotz aller zwischen ihnen bestehenden religiösen und politischen Meinungsverschiedenheiten ein brüderlicher genannt zu werden verdient. „Das Phänomen," erklärte der darüber befragte Pereda, „beruht auf der bewundernden Verehrung, die mir der Novellist einflößte, und auf der beneidenswerthen Eigenart seines sanftmüthigen Wesens, — su caracter dulcisimo." Ohne die trennenden Gegensätze störend zu empfinden, sind sie in beständigem Meinungsaustausch. Galdós besucht seinen Freund in Santander oder auf seinem nahebei gelegenen Landsitz zu Polanco. Einmal unternahmen sie eine Reise durch Portugal, ohne sich zu erkennen zu geben oder von irgend Jemandem bemerkt zu werden. Sie gleichen sich auch in ihrer Unfähigkeit, öffentlich zu sprechen und lesen, bei den seltenen Gelegenheiten, wo sie einer Huldigung nicht entgehen können, den Ausdruck ihres unauslöschlichen Dankes von bereit gehaltenen Zettelchen ab. Die schwache Gesundheit und noch mehr die Lebensgewohnheiten Pereda's bannen ihn in die Provinz; Madrid ist die eigentliche, geistige Heimath von Galdós, der dem Freunde auch niemals, bei Veröffentlichung derselben, seine Werke zuschickt. „Ich möchte Pereda nicht anders, als er ist," sagte er zu Bazin. Als Schriftsteller ist er der revolutionärste von uns Allen, derjenige, der am wenigsten an den Ueberlieferungen festhält, der eigentliche Befreier, der die Volkssprache in die literarische Sprache eingeführt hat .... Eine der größten Schwierigkeiten, gegen welche der spanische Roman anzukämpfen hat, liegt im Mangel an Biegsamkeit unserer literarischen Rede, wo es sich darum handelt, den Gesprächston zu treffen; Redner und Dichter bleiben in akademischen Formen und entziehen ihr die Geschmeidigkeit. Der Unterschied zwischen der Art des Schreibens und der des Redens ist zugleich die Verzweiflung und die Gefahr des Romandichters; Niemand war im Ueberwinden derselben kühner als Pereda."

Diese Qual und Versuchung, diese Begierde des echten Künstlers, dem Instrument der Sprache neue Töne zu entlocken, aus ihrem unerschöpflichen Schatze neue Kunstformen zu fördern, auch Galdós hat sie gekannt. Sein Freund in Santander bemächtigte sich der unverbrauchten Kraft des Dialektes. Er selbst hatte es nicht mit Fischern und Matrosen, sondern mit dem modernen Städter zu thun, der, ob Bürger, Gelehrter, Beamter, Geistlicher, Soldat oder

Edelmann, vor dieselben Probleme gestellt, denselben Kampf mit dem Dasein, mit der Wirklichkeit zu liefern bestimmt ist. Wie der Erfinder von heute, der glückliche Entdecker der die Materie durchdringenden Strahlen, begnügt sich Galdós nicht mit Schilderungen, die an der bloßen Oberfläche haften; er dringt tief in die Seelen, sein Stil ist der Spiegel und das logische Resultat seiner Psychologie. Im Gegensatz zum Südländer im Allgemeinen ist diesem Sohn der Tropen nichts so unerträglich, als Rhetorik. Der Patriot kann ihr das Unheil, das sie täglich auf der Tribüne und in der Presse anrichtet, nicht verzeihen; der gewaltige Realist, der sich alle Theorien vom Leibe hält und dem Leben nachspürt, wie der Biologe mit dem Mikroskop, weiß vollends nichts mit ihr anzufangen. Das Instrument, worauf er am liebsten spielt, ist die Menschenseele selbst, die er nicht müde wird zu beobachten, zu zerlegen, zu überraschen, wo sie sich unbemerkt glaubt, auf ihren verborgensten Wegen zu verfolgen und, sei es in tragischen Conflicten, sei es im niemals ruhenden Streit mit der Alltäglichkeit, sich entwickeln zu lassen. Im Vordergrunde steht in Folge dessen auch bei Galdós der Dialog, die Schilderung der Individualität in Worten, Gebärden und Eigenthümlichkeiten, in all' den kleinen Zügen, die das innere Selbst verrathen. Im Gesicht bleibt keine Falte, im Auge kein Zucken, in der Hand keine Bewegung unbeobachtet, die dazu beitragen können, die Arbeit des Gehirns und die Regungen des Herzens verständlicher zu machen. So überwältigend ist dieses Bedürfniß des Dichters, lebendige Menschen zu erschaffen, die, für sich selbst sprechend und handelnd, keiner künstlerischen Vermittlung mehr bedürfen, daß „das von allem Buchartigen emancipirte Gespräch", das Otto Ludwig's feinsinnige Kritik an Shakespeare und an Dickens rühmt, diesem Herzenserforscher nicht genügt. Seine Kinder und Frauen, seine Lieblingsgestalten unter den Männern sagen zuweilen im Traum und in der Hallucination jene Dinge, für welche der Umgangssprache der erschöpfende Ausdruck fehlt, oder sie führen, wie in „Angel Guerra" die sterbende Mutter, ein Selbstgespräch in Form des Dialogs, das den Schleier lüftet und den Menschen vom Druck eines lebenslangen Schweigens befreit. Als der Dichter sich später dem Drama zuwandte, wo die Charaktere sich energisch handelnd entwickeln müssen, wenn sie lebensfähig erscheinen sollen, stand ihm diese Technik im Wege, obwohl er auf der Bühne auch durchschlagende Triumphe erlebt hat. In seinen Romanen dagegen erscheint sie keineswegs als Auskunftsmittel versagender Gestaltungskraft. Die Fabel bei Galdós ist niemals sensationell, zuweilen vortrefflich ersonnen; stets genügt sie für seinen Zweck und Bedarf. Dasselbe gilt von seinen Naturschilderungen. Er weiß den Reiz der Landschaft, den Zauber der Sternennächte, die wechselnden Stimmungen südlichen Glanzes und Lichtes so gut wie einer der Modernen zu schildern, denn er ist, nebenbei bemerkt, selbst ein Maler, und einige der „Episodios nacionales" hat er eigenhändig illustrirt. Allein in Worten schildert er das Leblose, insofern er dessen nicht als Staffage oder als seelisches Medium bedarf, nur selten, zur Feierstunde so zu sagen.

„Aus niedriger Häuser dumpfen Gemächern,
Aus Handwerks- und Gewerbesbanden,
Aus dem Druck von Giebeln und Dächern,
Aus der Straßen quetschender Enge,
Aus der Kirchen ehrwürdiger Nacht
Sind sie alle ans Licht gebracht —"

die bunten Scharen, welche des Dichters Phantasie in Bewegung setzen. Die unsterblichen Verse sagen am besten, warum Madrid seine geistige Heimath genannt ist. Die Großstadt hält ihm das Material bereit, aus welchem er lebendige Gestalten zu schaffen weiß. Der von ihm entfaltete Reichthum der Individualisirung und Charakterzeichnung läßt sich mit den größten Leistungen der Romandichtung des Jahrhunderts vergleichen. Die Träger der Probleme von Galdós, die Kinder seiner wachen Träume sind so wahr, so scharf, so originell, so treu der Natur abgelauscht, daß man sie niemals wieder vergißt. Wem es beschieden ist, in abendlicher Kühle durch die Puerta del Sol zu schlendern, wird sie wiederzuerkennen meinen, all' diese Männer und Frauen, die vornehmen Genußmenschen und die Hungerleider, die Schlauen und die Tölpel, die kecke, verführerische, kleine Maja aus dem Arbeiterstande und die müde, enttäuschte Matrone, die Einen von der Woge des Schicksals emporgehoben, die Andern rettungslos in die Wirbel der Tiefe gezogen, einige Wenige abseits, die diese wechselnden Gestalten des theatrum mundi ruhig an sich vorüberziehen lassen, wie etwa der seines Besitzes frohe, seßhafte Mann auf die wandernde Horde blickt, deren ruhelose Pfade die festen Grenzen seines Gutes nicht berühren dürfen. Das übertünchte oder krasse Elend in „La Desheredada", in „Tristana"; das wunderbare Sittengemälde des angeschwemmten Jammers der großen Metropolen in „Fortunata y Jacinta", sie allein würden genügen, dem Dichter den Kranz zu sichern. Denn eine Seite seiner künstlerischen Veranlagung, die nicht zum Mindesten seine Eigenart begründet, ist sein nie versagender Humor, seine oft derbe, dem Volke abgelauschte, in lustigen Scherzen sich ergehende und dann wieder in Thränen verschleierte Komik. Warum z. B. heißt die Geschichte eines „Cesante", d. h. des aus politischen und staatswirthschaftlichen Gründen auf den Aussterbeetat gesetzten Beamten „Miau"? Seine Frau, seine Schwägerin, seine Tochter, drei arme, denkunfähige, bethörte Wesen, die den hülflosen Ernährer zu Tode foltern, weil sie weder dem Theaterbesuch auf den Höhen des „Paradieses" noch der Tertulia zu entsagen vermögen, die allwöchentlich eine Gesellschaft von Schiffbrüchigen in der Wohnung verschämter Armuth versammelt, diese drei Frauen verdanken ihren Gesichtszügen den Katzennamen der „Miau's", unter welchem das Publicum der Oper und das Personal der Ministerien sie kennt. Die officiellen Treppen auf und ab wandert tagtäglich der moderne Ahasverus, der von jeder neuen Krisis, von jedem der unaufhörlich sich folgenden Cabinetswechsel sein Heil erwartet. In seinem zermarterten Gehirn spuken die Reformpläne britischer Schatzkanzler, zu Schlagwörtern umgeprägt, mit welchen er die Gegenwart in ihren Grundvesten zu erschüttern glaubt: Moralität, Incometax, Ausfuhr, Unification der Staatsschuld — so etwa ließe sich uns das

Programm verständlich machen, das der arme Cesante, sehr oft ohne Frühstück im Magen, seinen einstigen Collegen in den Büreaus des Finanzministeriums zu entwickeln pflegt. Einer von diesen ist ein Spaßvogel, und seine Geduld ist zu Ende. Er zieht die Initialen der vier Wundermittel, die Spaniens Zukunft erneuern sollen, zu einem Wort zusammen, reicht das Blatt in die Runde und „Miau" schallt es von allen Pulten, wo die Langeweile des Actenschreibers nach Zerstreuung ausschaut; „Miau" tönt es auf der Schulbank dem kleinen Enkel des Cesante entgegen, und der Spott der Kameraden träufelt Gift in den Becher seiner harmlosen Kinderzeit. Die Beförderung erfolgt, aber sie geht am armen Alten vorüber und erwählt seinen Schwiegersohn, einen bösen Buben, der der einen Tochter das Herz gebrochen, der andern, der jüngsten der drei Miau's, den Kopf auf immer verdreht hat, worauf er sie wegwirft, weil es ihn nicht danach gelüstet, sie zu verführen. Sein Decret verdankt er der Vermittlung einer alten Schönen, die Wohlgefallen an dem strammen Andalusier gefunden. Die letzte Scene, wo der Greis sich seinen Peinigern durch Selbstmord entzieht, das Gefühl der Befreiung, das über den alten Idealisten kommt, als Stück für Stück die folternden Qualen seines Lebens überwunden von ihm abfallen, wie Lappen eines morschen Gewandes, es müßte, um die volle Wirkung zu thun, mit der ergreifenden Natürlichkeit von Galdós Sprache wiedergegeben werden.

Dieses anscheinend so nüchterne Thema, der aufreibende, nutzlose Kampf des ehrlichen Mannes gegen die Verschwendung, die Vergnügungssucht, die Eitelkeit der Frau, ist in den dreihundert Seiten des Romans „La de Bringas" wieder aufgenommen. Er spielt sich in einer Beamtenwohnung des königlichen Palastes zu Madrid während der letzten Regierungsjahre der Königin Isabella ab und bleibt ohne Abschluß, wie die wahren, nur allzu wahren Existenzen, die er schildert. Das Ergebniß ähnlicher Beobachtung ist die Geschichte des Philosophen, „El Amigo Manso", der für die Frau, die er liebt, niemals etwas Anderes zu werden vermag, als „der Freund". Sie nützt ihn aus, bedient sich seiner, um die sociale Leiter emporzuklimmen und geht über ihn hinweg, um seinen Schüler, einen unbedeutenden, aber reichen und bestechenden jungen Mann zu gewinnen. „Tristana" ist unvollendet geblieben. Dieses Nachtstück einer vom Adoptivvater Verführten streift das Problem: „von was die Frau leben soll, die keine Renten hat?" In „Tormento" ist Rosalie, nach dem Urtheil von Leopoldo Alás, die beste Frauengestalt, die Galdós geschaffen hat, das Opfer der Leidenschaft eines declassirten Priesters. Wer vom Gegensatz zwischen der Kunstanschauung des spanischen Autors und den Mitteln sich Rechenschaft zu geben wünscht, durch welche vor Allem die Franzosen zu reizen pflegen, der kann nichts Besseres thun, als die realistische Darstellung von Galdós an diesem tragischen Conflict zwischen einer urkräftigen, aus ihren normalen Bahnen geschleuderten Männernatur und ihrem entwaffneten Opfer zu prüfen. Wo der französische Romanschriftsteller alle Verführungskünste aufbietet, geht der Spanier vorüber. Mit Isidora, „La Desheredada", hat er es nicht anders gemacht. Er folgt ihr bis zum Rande des socialen Abgrundes, der sie verschlingen wird, nicht weiter. Die reizenden Liebes-

briefe in „Tristana“, die Gespräche zwischen den Liebenden auf der Hochzeitsreise in „Fortunata y Jacinta“, das ist seine Spende an den Lenz des Lebens, an die Zeit der Rosen. Glücklich durchgeführt ist in diesem Roman der Gegensatz zwischen den beiden Frauengestalten, der legitimen Gattin und der koketten, kleinen Maja mit dem südlichen Temperamente, die ihre Ehre preisgibt, um den Geliebten wieder zu gewinnen.

Alle genannten Schöpfungen gehören zu der als die realistisch bezeichnete Mittelperiode von Galdós. Er hatte gesagt, wie er von den politischen Institutionen und den gesellschaftlichen Zuständen seines Landes dachte. Aber dem ernsten, aufrichtigen Denker genügte das nicht. Ihn verlangte, von der Oberfläche bis auf den sittlichen Grund des nationalen Lebens zu dringen. Eine von religiösen Begriffen und Motiven losgelöste Ethik ist dem Spanier ebenso unverständlich, wie dem Romanen überhaupt; die Glaubensspaltung hat ihn nicht berührt: für ihn gibt es, mit verschwindenden Ausnahmen, kein Mittelding zwischen Verneinung und Unterwerfung. Die katholische Kirche blieb für Galdós die große, verantwortliche Macht, sobald er sich die eine, entscheidende Frage stellte, von welcher Wohl und Weh der Nationen abhängt. Die Stimmung, mit welcher er an ihre Lösung herantrat, war zunächst eine kritische.

II.

Um seine Gedankenarbeit in dieser Richtung zu überblicken, lenken die Wege zum Zeitpunkt zurück, wo er die „Episodios nacionales“ zum Abschluß brachte. Im Jahr 1873 erschien „Trafalgar“. Gleichzeitig begann er den ersten der drei Romane „Doña Perfecta“, „La Familia de Léon Roch“ und „Gloria“, die jeder auf seine Art die zerrüttenden Folgen einer falsch verstandenen Religiosität auf den Staat, die Familie und die Gesellschaft behandeln. „Doña Perfecta“, für die Zeitschrift „Revista de España“ geschrieben, entstand unter dem Impuls einer plötzlichen Eingebung so rasch und unvorbereitet, daß der Verfasser von einem Capitel zum andern nicht zu sagen vermochte, welchen Abschluß die Erzählung erhalten sollte. Er bekannte später, daß er nicht wieder mit ähnlicher Leichtigkeit producirt habe. Die Gedanken strömten ihm zu.

„Doña Perfecta“ schildert den Conflict zwischen alter und neuer Zeit, die Geschichte der Kleinstadt, ihre Beschränktheit, den politischen und religiösen Fanatismus, die sich durch systematisch ins Werk gesetzte Verketzerung, Verleumdung und Verfolgung der Bildung, der Cultur und des Talentes zu erwehren suchen. Die Satire richtet sich gegen die Vorurtheile der Provinz, die „Doctor Faustino“, wie Don Juan Valera sie geschildert hat, die sich für Genies halten, weil sie die Universität absolvirt haben, die dunklen Ehrenmänner alle, die von der öffentlichen Meinung „ausgezeichnete Bürger und eminente Politiker“ genannt zu werden pflegen und Ideen durch Schlagwörter ersetzen. Doña Perfecta, die vortrefflich gezeichnete Trägerin der Titelrolle, opfert lieber ihr eigenes Kind, als Haß und Vorurtheil; sie ladet einen Meuchelmord auf ihr Gewissen, bei welchem ein Priester ihr Vertrauter ist, und beide lassen es

geschehen, daß dem fälschlich des Selbstmords beschuldigten Opfer die Ruhe in geweihter Erde verweigert werde.

Noch greller sind im dreibändigen Roman „La Familia de Léon Roch“ die Farben aufgetragen. Auch in diesem Sittengemälde fällt ein edler, hochbegabter Mensch dem Irrwahn falscher Frömmigkeit zum Opfer. Seine Frau ist es, die das Henkeramt an ihm vollzieht. Ihre ebenso vornehme wie verkommene, die verächtlichsten Auskunftsmittel nicht verabscheuende Familie plündert den reichen Schwiegersohn aus; seine Liebe zur Gattin, deren außerordentliche Schönheit ihn blendete, scheitert an der Vornirtheit ihres Verstandes, an der Unfähigkeit ihrer Seele, die Liebe von der Eifersucht zu trennen, „la terrible ira calderoniana“, wie sie der Spanier nennt. Als der gepeinigte Léon Roch dieser Leidenschaft doch endlich durch Wiederbegegnung mit einer Jugendgefährtin den Vorwand leiht, belastet ihn das Schicksal mit der Verantwortung für den Tod seiner Frau und scheidet ihn auf ewig von der Geliebten. Eine düstere Stimmung lastet über dem Buch. Seine beredsamsten Stellen sind die, wo Léon Roch im Kampf gegen seine nächste Umgebung das bessere Selbst zu retten sucht. Aber mit so gearteten Menschen ist alle Gegenwehr vergebens und das Schauspiel peinlich: „Die Welt,“ bekennt er, „läßt sich durch Worte, statt durch Gedanken beherrschen. . . . An mir selbst erfuhr ich, daß sich die Ehe in ein Concubinat verwandeln kann“.

Die Früchte, die er vom Baum der Erkenntniß bricht, sind bitter, aber die Kunst des Verfassers hat die Schatten auch hier nicht zu tief gesetzt und den Menschen über sein Schicksal Herr sein lassen: „Mein Feind,“ läßt er Léon Roch sprechen, „war kein einzelner Mensch, sondern eine Armee, die sich vom Himmel gesendet glaubt und deren Streitkräfte furchtbar sind, denn sie beruft die Heiligen in ihre Reihen und mit diesen auch solche, die sich heilig wähnen, obwohl sie nur krank sind. Ich versuchte, im Dämmerlicht der eigenen Erkenntniß gegen sie zu kämpfen, und dabei brach mir das Herz. Ein heuchlerisches Zugeständniß würde mich, wie so manchen Schwachmüthigen vor mir, gerettet haben. Die arme Verblendete, die durch die Aussicht auf himmlische Freuden dem Mysticismus gewonnen wurde, bot Friedensbedingungen, die ihr leicht genug dünkten: „Demüthige deinen ungläubigen Stolz, komme in unser Lager.“ Ich aber weigerte mich, den Frieden meines Hauses und das Herz, das ich verloren hatte, um den Preis der Unwahrheit zurückzukaufen. Das Heer von Heuchlern, das in den vorderen Reihen der heutigen Gesellschaft steht, will ich nicht verstärken . . . . Mein ehrliches Wollen empört die geistlichen Gebieter meines Weibes. Ich ziehe es vor, ehrlos in ihren Augen, nicht in den meinigen zu sein.“

„La Novela de las Novelas de Galdós“ wurde ein drittes hier in Betracht kommendes Werk des Dichters von spanischen Kritikern genannt.

Irgendwo, auf der moralischen Karte Spaniens, zwischen olivenbeschatteten Hügeln und den Gestaden, wo im Frieden lauer Juninächte, die Wellen der cantabrischen Meere im Mondlicht schimmern, liegt das meist von Fischern und Matrosen bewohnte Städtchen Ficobriga. Unter seinen ärmlichen, halbverfallenen Häusern, in dieser Umgebung einem Palaste vergleichbar, ragt das

von Bäumen umschattete, in seinem Park gelagerte Herrenhaus mit den vornehmen, veralteten Räumen hervor. Dort spielt das Drama sich ab, in dessen Mitte „Gloria" steht.

Dem klugen Frohsinn dieser berückenden Mädchengestalt entzieht sich weder ihr ernster, gelehrter Vater, noch der Onkel, der milde Bischof Don Angel mit seiner ganzen Umgebung, noch vor Allem der Leser. Sie ist der gute Geist des Hauses, dem die Mutter fehlt. Sie durchschaut die Motive des conservativen Abgeordneten von Ficobriga, der sie als verdienten Lohn seiner ostentativ katholischen Gesinnung heimzuführen gedenkt, und entledigt sich des kühlen Freiers mit vollendetem Humor. Auf die Lectüre der classischen Werke ihres Landes beschränkt, vermag Gloria Don Quichote nicht mit Sancho Pansa zu versöhnen, die bunte Welt der nach Wohlergehen und Genuß jagenden Menge, die in den Schelmenromanen brutal und unmoralisch genug sich gebärdet, nicht in Einklang zu bringen mit jener andern, idealen Welt, die nach einem Reich der Schönheit, der Gerechtigkeit und des vollendet Guten strebt, und der sittlich und politisch die Grundlagen fehlen, die das Gebäude der Zukunft tragen sollen.

Da tritt in ihr Stillleben die Liebe in Gestalt eines Fremdlings, den der Schiffbruch an die einsame Küste verschlagen hat. Zu spät für ihr verlorenes Glück entdeckt das junge Mädchen, daß der Geliebte Jude ist und das Opfer eines Glaubenswechsels verweigert. An diesem tragischen Conflict scheitert nicht nur Gloria, sondern auch der so glücklich begonnene Roman. Einzelne Partien, vor Allem die Schilderung der Art und Weise, wie es den Bewohnern von Ficobriga gelingt, ihren einstigen Liebling zu Tode zu martern, und hierauf das Begräbniß von Gloria, verrathen den Meister. Allein wie vermöchte die Treue seines Daniel Morton für Glauben und Rasse uns zu rühren, nachdem er das Gastrecht edler Menschen durch die schwerste Beleidigung lohnte? Ueber den Roman als Ganzes hat denn auch Galdós selbst, unbeirrt vom Erfolg, den er in Spanien fand, sehr streng geurtheilt: „Das Buch," schreibt er, „war das Werk fünfzehntägiger Begeisterung. Es entstand in meinem Kopfe beim Durchschreiten der Puerta del Sol, zwischen der Montera-Straße und dem Café Universal, und ich sah es plötzlich und bis ins Einzelne vor mir, ganz so wie der erste Theil es enthält. Der zweite ist künstlich und gequält. Ich wollte, ich hätte ihn nicht geschrieben. X ist Schuld daran (zum Teufel die Kritiker), weil er mir sagte, ich müßte die Consequenzen meiner These ziehen und das Thema ausarbeiten."

„Die Geschichte von Leuten, die gut scheinen und es nicht sind," dieses Schlußwort von „Doña Perfecta" könnte auch „Gloria" und dem nach unserem Dafürhalten sehr überlegenen „León Roch" zum Motto gegeben werden. Es sind Freilichtbilder, in der vollen, scharfen Beleuchtung der südlichen Sonne gemalt und von so echtem Colorit, daß sie den Durchschnittskritiker täuschten. Er glaubte gefunden zu haben, was er suchte, und versetzte Galdós unter die Tendenzschriftsteller. Ein Talent aber, kräftig, geschmeidig und vielseitig wie dieses, entzieht sich so plumpen Definitionen, zumal wenn der Satiriker zugleich ein Idealist, der streitbare Patriot ein wahrer Künstler ist, der über

Goya's cynischem Griffel der Visionen Murillo's nicht vergißt. Das Publicum war noch im frischen, derben, niemals auf Wahrheit verzichtenden oder aller seelischen Schönheit baaren Realismus von Galdós madrilenischen Romanen befangen, als sich bereits die Wandlung bei ihm vollzogen hatte, die mit dem Erscheinen von „Realidad“ zuerst künstlerische Gestalt gewann. Der Roman zerfällt in zwei Theile, wovon der erste in Briefen, der zweite in Dialogform das Thema des Ehebruchs in so dramatischer Weise behandelt, daß „Realidad“ später für die Bühne umgearbeitet, einer sehr begabten tragischen Künstlerin in der Rolle der Augusta zu durchschlagendem Erfolg verhalf. Von diesem Zeitpunkt an hat Galdós auch der Theaterdichtung sich zugewendet. „Realidad“ hat sich jedoch deswegen nicht auf dem Repertoire erhalten, weil der ganze Vorgang zunächst ein seelischer ist und Augusta's Geliebter, vom Bewußtsein seiner Schuld in den Tod getrieben, dem beleidigten, aber auf Vergeltung verzichtenden Gatten, dessen moralischer Größe er unterliegt, am Schluß des Stückes in einer Erscheinung sich zu erkennen gibt, was die dramatische Wirkung beeinträchtigen mußte.

Im Roman selbst ist der ganze Nachdruck auf den Charakter des Gatten, Orozco, gelegt, der im Gegensatz zur classischen nationalen Tradition, die Möglichkeit einer Sühne für das Verbrechen seiner Frau nur vom freiwilligen, reinigenden Bekenntniß derselben erwartet. Dieses Bekenntniß verweigert Augusta in einer Scene von größter Schönheit, in welcher sie die Motive ihres Handelns im Selbstgespräch enthüllt und durch ihr Schweigen ihren Gatten und sich selbst zu ewiger Vereinsamung verurtheilt.

Das phantastische Werk blieb vereinzelt, aber das nun einmal angeregte Problem, ob es durchführbar sei, eine künstlerisch wahre, menschlich rührende, und doch zugleich nach höchster sittlicher Vollendung, mit andern Worten nach Heiligkeit ringende Gestalt mitten in die Conflicte des modernen Lebens zu stellen, ließ den Dichter nicht mehr ruhen. Niemand wußte besser als Galdós, daß die Klippe solcher Schöpfungen eine exaltirte Mystik ist, daß Extravaganzen abstoßend wirken und Fanatismus nicht überzeugt. Nun wird aber, seit Anbeginn der Welt, das Außergewöhnliche nicht von klugen, nüchternen Verstandesmenschen, sondern von tiefbegeisterten Naturen, von Enthusiasten gethan, die nur das Ziel im Auge behalten, und den Preis nicht berechnen, den es kosten wird, um das Ziel zu erreichen. Nicht Alle, die wir Helden nennen, sind stets und immer auf der Höhe ihres Ideals geblieben, aber ohne Ideal ist Niemand ein Held geworden. Nur muß der große Mann, ganz ebenso wie der große Künstler, nach seiner besten Leistung, auf der Höhe seines Könnens beurtheilt werden. Drei Wochen nach Sedan, im Licht seiner größten Erfolge, hat Bismarck sich über die idealen Motive seines Handelns geäußert, und in einem Bekenntniß, das an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig läßt, die Standhaftigkeit, die er zehn Jahre lang, „gegen alle möglichen Absurditäten“ an den Tag gelegt hat, auf den entschlossenen Glauben des strammgläubigen Christen zurückgeführt. „Nehmen Sie mir diesen Glauben, und Sie nehmen mir das Vaterland“, erklärte er damals. Der Schöpfer der italienischen Einheit, der große Graf Cavour, war ein Idealist, für den die

religiöse Reform, die freie Kirche im freien Staat, die Demokratisirung des Katholicismus nicht etwa Stichwörter des Parteikampfes, sondern die ersehnte Lösung der Zukunft waren. Gladstone's lange, unvergleichliche Popularität verdankte er dem Vertrauen, das seine religiöse Gesinnung erweckte, und das ihm noch zu gute kam, als seine politische Stellung längst auf Abwege gerathen und erschüttert war. Die nüchternen, aller Begeisterung baaren Regierungen heißen das Directorium, das zweite Kaiserreich, die österreichische und die deutsche Aera der Reactionen. Sie bezeichnen den Niedergang des öffentlichen Lebens, während eine Reihe von Zeugnissen den Beweis liefern würde, daß die Geschichte des 19. Jahrhunderts von Männern aufgebaut worden ist, die in überwiegender Mehrheit Idealisten, zuweilen, wie General Gordon, geradezu Mystiker waren. Es hat diese Thatsache der Popularität des Helden von Chartum keinen Eintrag gethan, obwohl u. A. ein deutscher Dichter und Schriftsteller von so feinsinniger Art, wie Theodor Fontane, uns warnt, daß das protestantische Volk keine Heiligen und Idealgestalten, eher das Gegentheil verlange. „Es verlangt Menschen," wiederholte er kürzlich, sich selbst citirend: „Alle seine Lieblingsfiguren: Friedrich Wilhelm I, der große König, Seydlitz, York, Wrangel, Prinz Friedrich Carl, Bismarck sind nach einer bestimmten Seite hin, und oft nach mehr als e i n e r Seite hin, sehr angreifbar gewesen. Der Hinweis auf ihre schwachen Punkte hat aber noch keinem von ihnen geschadet. Gestalten wie Moltke bilden ganz und gar die Ausnahme, weshalb auch die Moltke-Begeisterung mehr eine Moltke-Bewunderung ist, und mehr aus dem Kopf als aus dem Herzen stammt" [1]).

Dagegen ist nur zu erinnern, daß die Menge, welche Popularität gibt oder nimmt, überhaupt nicht zur Höhe emporzudringen vermag, wo moralische Vollendung und geistige Ueberlegenheit zusammentreffen. Menschen, die zu solcher Harmonie gelangt sind, werden der Welt nur bekannt und verständlich, wenn die Gunst des Zufalls ihnen Gelegenheit zur That gewährt. Die Erfolge eines Moltke, nicht das, was ihn befähigte, solche Erfolge zu erringen, haben der Menge imponirt und ihre Bewunderung erzwungen. Im Privatleben liegen die Dinge anders. Bescheidene Pflichterfüllung verrichtet hier die Arbeit, durch welche die sociale Maschine in Gang gehalten wird; sie steht um so höher, als sie auf Anerkennung verzichtet. In unsern Tagen hat die Reaction gegen den Naturalismus Kunst und Literatur erfaßt und in die Bahnen zurückgelenkt, mit welcher die positivistischen Doctrinen abgeschlossen zu haben glaubten. Einer solchen Umkehr bedurfte es nicht in der moralischen Welt, denn niemals hat diese auf die Liebe zum Guten, auf Entsagen und Ueberwinden, als der Grundstimmung ihres Daseins, verzichtet. Es gereicht dem menschlichen Herzen zur Ehre, daß auf diesem Gebiete das Außergewöhnliche ihm niemals fremd geworden ist. Der kühne Ausspruch eines anderen deutschen Dichters: „Wirf weg, damit Du nicht verlierest," bewahrheitet sich an Denjenigen, die um Besitzlosigkeit wie um ein begehrenswerthes Gut geworben haben.

---

[1]) Vergl. „Deutsche Rundschau", 1896, Bd. LXXXVII, S. 100: „Der Tunnel über der Spree". Von Theodor Fontane.

Wenn der spanische Romanschriftsteller, der uns hier beschäftigt, ähnlichen Problemen sich zugewendet hat, so brauchte er deswegen den Boden der Wirklichkeit nicht zu verlassen. Auch in Spanien steht die sociale Frage im Vordergrund der Interessen. Sie nöthigt sich auch dort dem Einzelnen und der Gesellschaft, der Kirche wie dem Staate auf, und der Dichter, der falsche Religiosität gebrandmarkt und die Schäden des politischen Lebens schonungslos aufgedeckt hatte, mochte sich besonders dazu berufen glauben, die Lebensfähigkeit des Bestehenden und die ethische Macht des Katholicismus an einer solchen Aufgabe zu prüfen. An diesem Punkt hat denn auch Galdós eingesetzt und den Gegensatz zwischen völlig lauteren, religiösen Beweggründen und solchen zur Anschauung gebracht, wobei, bewußt oder unbewußt, gemischte Motive auch des edelsten Handelns eine Rolle spielen. Von den drei Romanen, welche dieses Thema behandeln, „Angel Guerra", „Nazarin", „Halma", ist der erstere dem Autor am besten geglückt.

III.

Eine Regung des Gefühls hat Angel Guerra, den einzigen Sohn der reichen und vornehmen Wittwe Doña Sales, zum Republikaner gemacht. Als Kind war er Zeuge der Massenexecution aufrührerischer Soldaten. Die Empörung, die das grausame Schauspiel in seiner Seele zurückläßt, bestimmt ihn, mit den Ueberlieferungen seines Hauses zu brechen; er betheiligt sich an Verschwörungen und verkettet sein Schicksal mit demjenigen der gänzlich verkommenen Familie eines entlassenen Beamten, Namens Babel, deren Geschichte den tragi-komischen Hintergrund des Romans bildet. Angel Guerra ist bereits Wittwer und Vater eines Mädchens, als er mit der Tochter dieser Leute, Dulcenombre, einem harmlosen gutmüthigen, mit der Treue eines Pudels ihm ergebenen Geschöpf ein Liebesverhältniß anknüpft, das ihre Eltern und Brüder bis zur gänzlichen Erschöpfung seiner Mittel ausbeuten. Da erfolgt eine lange vorbereitete Erhebung, die im entscheidenden Augenblick vornehmlich deshalb scheitert, weil die Anstifter, auf deren bewaffnetes Eingreifen man gerechnet hatte, statt dessen ihre Führer schmählich im Stich lassen. Den Arm von einer Kugel durchbohrt, sucht Don Angel in finsterer Nacht Schutz in der Wohnung, die er mit seiner Geliebten theilt. Dort spielen die ersten Scenen des Romans sich ab. Monate sind seit der Nacht des Tumultes verstrichen; die Aufregung in Madrid hat sich gelegt; einflußreichen Freunden ist es gelungen, den jungen Mann von den Folgen des Geschehenen sicher zu stellen. Aber er weiß, daß er vom starren Sinn seiner Mutter weder Vergebung noch Schonung zu gewärtigen hat, daß er ihr Haus nicht betreten kann, ohne an seiner Schwelle alle Empfindungen und Ueberzeugungen zurückzudrängen, welche die Erfahrungen der letzten Zeit wohl verdüstern, aber nicht zerstören konnten. Jedoch, es bleibt keine Wahl, er muß zurück zu ihr, zu seinem Kinde. Freudig empfangen ihn die Hausgenossen von Doña Sales, jubelnd das Töchterchen, die kleine Ción, mit ehrerbietiger Vertraulichkeit ihre junge Erzieherin Lorenza, kurzweg Leré genannt, der während seiner langen Abwesenheit das Vertrauen seiner Mutter die Führung des Hauses anheimstellte.

Ist Leré schön, ist sie's nicht? Don Angel hat bis dahin die Frage keiner Prüfung unterzogen. Dichtes, schwarzes Haar umrahmt ihr blasses Gesicht; die grünlich schimmernden Augen sind in steter, zuckender Bewegung, von goldigen Lichtstrahlen durchblitzt, die Züge unregelmäßig, die Formen von üppiger Fülle, der Gang leicht, fast schwebend, die Hände rauh von der Arbeit. Wenn nervöse Erregung sich Leré's bemächtigt, steigert sich das Tanzen der Pupillen: „Kannst Du Deine Augen nicht ruhig halten, Leré? Mir schwindelt, wenn ich Dich ansehe; meine kleine Ción wird es Dir nachthun," bemerkt halb ärgerlich, halb scherzend, der junge Herr des Hauses. Leré lacht über den Einfall: „Es ist ein Erbtheil meiner Mutter, die . . . ." „Ich weiß, ich weiß," unterbricht sie Don Angel. Leré hat ihn von der Nothwendigkeit überzeugt, die Mutter langsam auf das Wiedersehen mit ihm vorzubereiten. Ein langjähriges Herzleiden ist durch die Sorge um den Sohn in ein acutes Stadium getreten. Jede Aufregung kann ihr tödtlich werden. Inzwischen ist es Abend geworden, die kleine Ción soll schlafen gehen und will nicht: „Das Kind rebellirt, mein Sohn ist im Hause," spricht Doña Sales. Aufrecht sitzend, energisch, wie in gesunden Tagen, mit aller Sorgfalt gekleidet, hört die Kranke mit ironischem Lächeln den zur Ruhe mahnenden Zuspruch ihrer Umgebung. Der Sohn tritt ein. Die Mutter blickt auf den immer noch in der Schlinge ruhenden Arm; sie wechseln gleichgültige Reden, in ihren Herzen aber stürmt es. Doña Sales will nicht sterben, will das Haus, das Enkelkind, nicht in die Hände dieses Sohnes fallen lassen. Angel denkt an die sanfte, harmlose Dulce und welch' gute Tochter sie der Mutter sein könnte. Es ist Nacht. Allein mit dem Sohn, verlangt Doña Sales die Lösung seines sträflichen Verhältnisses. Lieber wolle sie sein einziges Kind todt, als in den Händen der Babel's sehen. Er ergreift ihre Hand, er spricht beruhigende, ausweichende Worte, aber er denkt: „Du bist ein Despot, ... nicht mein ist die Schuld, wenn Du keine Meinungen achtest, keine Selbständigkeit duldest." Unwillkürlich läßt er dabei die Hand der Mutter aus der seinigen gleiten. Doña Sales sinkt erbleichend in die Kissen zurück; er ruft nach Leré. Noch ein kurzer Kampf, und Alles ist vorüber. Angel bleibt allein mit seiner Reue, mit dem leidenschaftlich geliebten Kind. Aber das Verhängniß bricht herein: das Kind stirbt.

Dulce ist Don Angel längst gleichgültig geworden. Er sorgt für sie, allein er sieht sie fast nicht mehr und hat Mühe, ihr den physischen Widerwillen zu verbergen, der jetzt zur moralischen Erniedrigung des Verkehrs mit den Ihrigen hinzu kommt. Am Sterbebett der kleinen Ción hat Leré mit ihm geweint und getrauert; sie hat ihn aufrecht erhalten, hat ihn zu besänftigen gewußt, als er, in wilder Empörung gegen das Schicksal, Alles um sich zittern machte. Der Sarkasmus, mit welchem er über ihr frommes Leben zu spotten pflegte, ist der Ehrfurcht gewichen, mit welcher sie ihn erfüllt, die das Opfer äußersten Elendes und erblicher Belastung ist. In Armuth geboren, unter den Mißhandlungen eines Stiefvaters neben dem Bruder, einer Mißgeburt, herangewachsen, den sie pflegen mußte, während andere Kinder sich vergnügten, entwickelte sich in ihr eine Seele, stark, rein, begeistert, der höchsten Aufopferung fähig. Das harte Schicksal ihrer Jugend raubte ihr den Froh-

sinn nicht, es lieh ihr Flügel und gab ihr einen mystischen Zug. Die Mutter erschien ihr in der Todesstunde mit der Bitte, sie möge für sie beten und sich nie vermählen. Im Herzen des jungen Mädchens war der Entschluß längst gefaßt. Dienen, gehorchen, arbeiten, keinem Leid aus dem Wege gehen, nichts für sich begehren, dieses Leben für ein anderes opfern, das ist das Ziel, nach dem sie strebt. Der Gehorsam hat sie in das Haus von Doña Sales geführt und zur Pflege der kleinen Ción bestellt. Nun, da diese todt ist, ruft die Pflicht ins Kloster, in den ärmsten, strengsten, dem Nächstendienst geweihten Orden. Don Angel spöttelt nicht mehr, aber ebenso wenig glaubt er an den Ernst eines solchen Entschlusses. „Du willst mich eines Andern wegen verlassen .... das ist ein Grund, der menschlich ist, und den ich begreife." Leré lacht vergnügt: „Laßt mich in Frieden, Herr; ich habe niemals an die Ehe gedacht; der Gedanke daran hat mir nur Abscheu eingeflößt. Ihr aber solltet der Sünde ein Ende machen und ein gewisses Frauenzimmer heirathen, von dem Ihr ja doch nicht lassen könnt." Angel vergleicht auf diese Rede hin die reizlos gewordene Dulce mit Leré, und fühlt ein heftiges Verlangen, sie in seine Arme zu schließen und mit Küssen zu bedecken. Aber er wagt es nicht, auch nur ihre Hand zu fassen, und vermeidet, um die Verleumdung fern zu halten, das Alleinsein mit ihr: „Du willst gehen, weil Du für Deinen Ruf fürchtest." Sie lacht wieder: „Das Gewissen ist das einzig gültige Gericht, das Uebrige gleicht dem Regen, der ans Fenster schlägt. Ich gehe, weil mein Beruf es fordert". — „Du willst mich mit Dir zum Betbruder machen und Nächte durch auf die Kniee zwingen, wie Du selbst es treibst," sagt ihr junger Gebieter, der durchs Schlüsselloch gesehen und sie beobachtet hat. Sie bleibt unerschütterlich und bittet, er möge seinen Zorn bändigen, der Politik entsagen und von seiner Habe nur das dringend Nöthige behalten. „Also that ich Recht, Anarchist und Revolutionär zu werden, und Du predigst den evangelischen Socialismus, thörichtes Kind," unterbricht sie Don Angel. Allein ihm ist nicht mehr streitbar zu Muthe. Er bittet, er beschwört. Nur noch acht Tage, nur vierundzwanzig Stunden Frist. Er will in seinem Haus eine Capelle bauen; Leré soll unter seinem Dache leben, wie in einem Kloster. Dann folgt das Geständniß: „Leré, ich liebe Dich, und doch dünkt es mir, als könnte ich Dich weniger lieben, stiegest Du zu mir herab, wärest Du anders, als Du bist .... Ich finde keinen Ausweg aus dem Wirrsal, es sei denn, ich bekehrte mich zur Mystik wie Du, und das wäre eine trügerische Komödie, die sich des Geistes bemächtigen würde, um das Herz zu bethören. So geh denn, geh, ich bleibe .... Und nun zu Dulce, das wird mir den Abschied von Dir ersparen." Leré, aufs Tiefste bewegt, zögert einen Augenblick. Dann sagt sie Lebewohl, wie Jemand, der aus peinlicher Lage befreit ist. Er steht wie gebannt, er hört noch, wie sie ihre Thür schließt. Das Selbstgespräch, das Galdós sie nun führen läßt, gehört zum Eigenthümlichsten, zum Gewagtesten, aber auch zum Besten, was er geschaffen hat. Leré ist ein Kind des Volkes, ein Kind des Südens. Ihre Unschuld ist nicht Unwissenheit, ihre Begeisterung keine Exaltation. Ihre Anziehungskraft beruht vielmehr darauf, daß sie mit nüchternem Blick, mit dem Humor eines völlig gesunden, moralischen Gleichgewichts ins Leben schaut. Am nächsten Morgen

verläßt sie das Haus und die Stadt. Noch zwei Tage, und Don Angel folgt ihr — nach Toledo.

Mit dem Wechsel des Schauplatzes verändert sich der Ton der Erzählung. Das ruhige Behagen des Stilllebens, das in einer Reihe bunt wechselnder Gestalten zur Anschauung gebracht wird, erfaßt den Autor selbst; mit seiner nie versagenden, nie zu schalem Witz herabsinkenden Komik, seiner gutmüthigen Ironie spielt er heiter und sicher mit den Geschöpfen seiner Einbildungskraft. Wie im typischen Roman Victor Hugo's, so wird auch hier der Mensch vom Geist eines Bauwerks erfaßt. Die steinerne, geheimnißvolle Pracht der Kathedrale überragt all' die Kirchen, Paläste und Klöster der ehrwürdigen Stadt zu ihren Füßen, spiegelt sich in den Fluthen des Tajo, ist der Wegweiser und das Wahrzeichen durch die winkeligen Gassen, vorüber an den Ruinen, über die maurische Brücke weit in das Land hinaus, wo jetzt, wie zu Tirso de Molino's Zeiten, auf den Landsitzen der Toledaner Oliven, Korn und Früchte reifen, und der Ziegenhirt, wie durch weite Fernen von Menschen und Cultur getrennt, auf den verödeten Höhenzügen seine wilde Herde weidet.

In diesem Toledo, in welchem die Vergangenheit ungleich mächtiger als die Gegenwart spricht, fühlt sich Angel Guerra langsam aber unwiderstehlich von einer Atmosphäre stiller Beschaulichkeit umfangen. Es ist nicht der Glaube, es ist die Sehnsucht nach dem todten Kinde, die Liebe zu ihr, deren Spur er folgt, die ihn im Dämmerlicht der winterlichen Morgen und Abende, wenn die Glocken rufen, in die Hallen des Domes führt, wo Chorherren die Tagzeiten beten und helle Knabenstimmen mit dem Orgelton sich mischen. Es dünkt ihm edel und vornehm, daß die Schönheit des Cultus das Dasein der Armuth verkläre. Derselbe Zug der Empörung gegen die Gesellschaft, des Mitleids für ihre Opfer, das den Patricier zum Demagogen machte, führt jetzt den enttäuschten, einsamen, von einem übermächtigen Gefühl erfaßten Mann zu den Armen und Enterbten, in deren Mitte er Leré wieder findet. Zuerst bei den Ihrigen, dann unter dem Schleier der Novizin, ist sie stets dieselbe, heiter, unbefangen, zufrieden, innerlich von einer Gedankenwelt getragen, die ihr die höchste Befriedigung verleiht. Vor ihrem Eintritt ins Kloster hat Don Angel, um sie zurückzuhalten, einen Bundesgenossen, auf den er nicht gerechnet hatte, gefunden. Leré's Onkel, der greise Beneficiat Mancebo, ein Original der komischsten Art, ist es herzlich satt, eine alljährlich sich mehrende Schar hungriger Bettelkinder, seine Neffen und Nichten zu ernähren. Dieser Sorge ist er ledig, wenn Leré, statt ihrem Kopf und einem Nebelbild der Vollkommenheit nachzugehen, das Glück der Ihrigen durch die Heirath mit Don Angel begründet. Sie aber beantwortet seine Vernunftgründe mit einem Lob der Armuth: „Diejenigen," sagt die Toledanerin, „die sich nicht zu stählen wissen, können niemals Schwerter werden; sie bleiben ihr Leben lang Bratenwender." Selten und zufällig sieht fortan Don Angel sie wieder, aber um so unwiderstehlicher zieht sie ihn in ihre Kreise. Nur geistig kann er ihr nahe sein, und so werden ihre Gedanken die seinigen. Das Landhaus, das er in der Nähe von Toledo besitzt, verwandelt er in eine Heimstätte für Bettler, Kranke, Obdachlose. Ihnen gehört seine Zeit und sein Vermögen. Da, mitten in dem neuen Leben, taucht die Vergangenheit auf. Eine erleuchtete Regierung vertraut dem Vater Babel den Posten eines Steuer-

einnehmers zu Toledo, und dieser bedeckt nunmehr die Spitzbübereien seiner Söhne mit dem Mantel des officiellen Anstandes. Kurz darauf verbreiten sich Gerüchte über die Art der Beziehungen zwischen Don Angel und Leré, welche die Vorgesetzten derselben veranlassen, der Novizin die Aufnahme in den Orden vorläufig zu verweigern, bis sie, fern von Toledo, das Aergerniß gebüßt hat. Onkel Mancebo triumphirt: die leichtgläubigen Nonnen arbeiten ihm in die Hände. Da verzichtet Leré auf Rechtfertigung, und schickt sich an, zu gehorchen. Angel erblickt die Geliebte in der Verklärung ihrer heroischen That und beschließt, eine großartige Wohlthätigkeitsanstalt ins Leben zu rufen, die unter ihrer Leitung stehen soll. Zum ersten Male schwankt sie, die zu dienen versprochen hatte; sie bleibt im Kloster, aber sie verlangt, er möge Priester werden. Der einst so despotische und doch so bestimmbare Mann fügt sich ihrem Willen, als wäre es der Ruf einer höheren Macht. Die Entbehrungen, die er sich auferlegt, die angestrengten Studien prädisponiren ihn zu Visionen. Er glaubt, sein Kind zu sehen; er erblickt sich selbst in priesterlichen Gewändern. Zwar überwacht er seinen Zustand mit der klaren Einsicht, die das Spiel der Nerven nicht täuscht, aber er glaubt an seinen Beruf und an das Werk, das er vollbringen soll. Es ist ein Werk der Liebe, eine Rückkehr zum Christenthum apostolischer Zeiten, mit dem Verzicht auf Mein und Dein, eine Ueberwindung der Fremdherrschaft in der spanischen Kirche, die Erweckung des nationalen Bewußtseins zu Gunsten der religiösen Reformation, durch welche mit der Kirche auch der Staat erneuert werden soll. Sind die Guten nicht allmächtig, wirkt die Heiligkeit nicht Wunder, wie zu alten Zeiten? Fühlen sich die Kranken nicht genesen, die Sterbenden nicht getröstet, wenn Leré's Hand sie berührt? Diejenige, die ihn zum Priester zu machen vermochte, kann Berge versetzen. Die Wunder, die uns zu schauen versagt sind, sehen die Kinder, die Kleinen, die Armen. So wird auch die Erlösung kommen, nicht durch Gewalt oder Empörung, überhaupt nicht durch Menschen, sondern durch die Macht der Ideen, der sie sich nicht entziehen können.

In Angel Guerra selbst aber ist der alte Mensch nicht gestorben, nicht in Staub zerfallen unter der Berührung von Leré. Einmal führt er gegen ihren Verleumder, Aristides Babel, einen nahezu tödtlichen Streich. Wieder einmal hält er zugleich mit ihr die nächtliche Wacht am Sterbebett eines jungen Priesters. Schwester Lorenza, von Müdigkeit überwältigt, schlummert im Nebengemach ein. Da wird Don Angel von einer so irdischen Versuchung überwältigt, daß er sie in den Worten bekennt: „In mir war alles Denken ausgelöscht und nichts mehr lebendig, als die ursprüngliche, paradiesische Begierde . . . Ich nenne sie so, weil sie meinen Zustand auf den der ersten Bevölkerer der Welt, auf den Ausgang der Erbsünde zurückleitete. Wer mir in jenem Augenblick das, wonach ich verlangte, zum Tausch gegen die ewige Seligkeit geboten hätte, würde mich ohne Zaudern bereit gefunden haben." In angestrengter Thätigkeit sucht Don Angel Schutz wider sich selbst. Sein Werk gedeiht; die Bettler eilen herbei, die Krüppel, die verlassenen Kinder. Er ist der Stab der Blinden, er beräth nächtlicher Weile die vom Gesetz Belangten mit Gefahr des eigenen Lebens. Unter diesen zweifelhaften Opfern der gesellschaftlichen Zustände sind die dem Gesetz verfallenen

Söhne des Hauses Babel, die in räuberischer Absicht Zuflucht bei ihm suchen. Angel Guerra überlegt bei sich die heroische Größe des widerstandslosen Opfers, aber er bringt es nicht. Sein Blut empört sich; er leistet den feigen Mordgesellen verzweifelte Gegenwehr, bis er, tödtlich von einem Dolchstich getroffen, zusammenbricht. Diener und Arme bringen wehklagend ihren sterbenden Herrn nach Toledo. Die Freunde eilen herbei; das Kloster des Socorro schickt seinem Wohlthäter die Schwester Lorenza. „Tröste seine letzten Stunden," ermahnt jetzt Onkel Mancebo; „sei gut mit ihm, nicht kleinlich in der Auslegung, die Du Deiner Frömmigkeit gibst. Mir dünkt, er werde zärtlich mit Dir reden, denn der Mensch ist nie echter und wahrer als am Rand des Grabes. Begegne seiner Liebe nicht mit der Strenge mystischer Bedenken, denn sie wird Dir nur edle, wenn auch menschlich warme Worte zu sagen haben."

Und so geschieht's. Als Leré schluchzend sich seinem Bette nähert und von Genesung spricht, ist er es, der die Hoffnung zurückweist. „Ich bezeuge," sagt er, „daß die einzige Form des Zusammenseins, die mein innerstes Wesen befriedigt, nicht die himmlische, sondern die irdische, durch das Sacrament geheiligte ist. Da diese nicht möglich und das Trugbild meines geistlichen Berufes von mir gewichen ist, so heiße ich den Tod als einzige Lösung willkommen, weil es für mich außer dieser keine gibt, noch geben kann . . . . . Sei nicht thöricht, Leré, wie hättest Du mir jemals weh zu thun vermocht? Ich schulde Dir ein unendliches Gut. Nur die Chimären sind dahin. Die Liebe bleibt. Sie hat auf Alle sich erstreckt, die ihrer bedurften, und doch nur Einer gegolten. Ich bitte auch Dich, mich recht innig wieder zu lieben und niemals zu vergessen." Angel Guerra nennt seine Mörder nicht und bestimmt bis ins Kleinste die Vertheilung seiner Habe, nicht ohne den Anflug von Humor, der das Pathos dieses Sterbens steigert. Don Mancebo's Wunsch geht in Erfüllung; für die Seinen ist fortan gesorgt. Leré's unglücklicher Bruder wird Hausbesitzer in Madrid. Sie allein erhält nichts. Ihr wäre wohl, dürfte sie mit ihrem lieben Herrn sterben. Seine Sinne verwirren sich, er nennt sie seine Frau, und als sie ihm die Kissen zurechtlegt, küßt er die Spitzen ihrer Finger und bereitet sich zum Schlummer. Wenn der Priester mit dem Allerheiligsten naht, möge sie ihn rufen. Als die Glocken seine Ankunft verkünden, und die Nonne sich über den Schläfer beugt, vermag sie nicht mehr, ihn zu wecken. Er ist hinüber ins stille Land, von wo noch keiner geantwortet hat.

Vor der Hausthür, an der Straße, kniet ein blindes Mädchen, das Angel Guerra bei sich aufgenommen hatte. „Wir haben unsern lieben Herrn verloren," rufen sie ihr weinend zu. Die Blinde erwidert: „Ich weiß es. Kurz bevor sie den Herrn brachten, sah ich, wie der unsrige hinausging. Nahe bei der Pforte sind sie sich begegnet und zusammen gingen sie weiter. Wir wollen beten, nicht für ihn, sondern für uns." Ihr Körbchen am Arm und Frieden im Blick geht Schwester Lorenza, im Gehorsam ihres Berufes, zum nächsten ihr zugewiesenen Kranken.

Die Episode des blinden Mädchens ist einer uralten Legende angelsächsischen Ursprungs nachgedichtet; sie schließt sich der Sterbescene Angel Guerra's ganz natürlich an.

Schon dieses eigenartige, auf realer Grundlage aufgebaute Werk, in welchem die vielen eingestreuten Episoden und Nebenfiguren die auf den Hauptgestalten ruhende ernste Stimmung unterbrechen, noch mehr die Geschichte des Wanderpriesters Nazarin, der „Messias des Bettelvolkes“, der, wo es Menschenrettung gilt, weder um Richter und Gesetze, noch um Verleumdung und öffentliche Meinung sich kümmert, hat den Vergleich mit der Literatur der Russen, vor Allem mit Tolstoï nahegelegt. Galdós antwortet durch den Mund eines jungen Spaniers: „Von Nazarin soll Jeder denken, was er will. Aber nur dem Teufel kann es in den Sinn kommen, den Ursprung der Ideen dieses Menschen auf Rußland zurückzuführen. Man hat ihn einen Mystiker genannt. Nun wohl. Warum aber himmelweit suchen, was im eigenen Hause ist, in unserer Erde, in der Luft, die wir athmen. Warum sollten Entsagung, Liebe zur Armuth, Verachtung der materiellen Güter, Geduld, Opferwilligkeit, Selbstentäußerung, lauter Erzeugnisse des heimathlichen Bodens, den Lehren unserer Geschichte und Literatur entstammend, aus der Fremde bezogen werden? Mystischer Import, fürwahr, wenn unser eigener Vorrath fünf Welttheile versorgen könnte .... Entsinnen wir uns doch, daß wir im Vaterlande der Mystik leben, daß wir sie einathmen, uns von ihr nähren, daß sie uns im Blute liegt und so vollständig zur zweiten Natur geworden ist, daß wir aufgehört haben, uns Rechenschaft davon zu geben. Nicht in fernen Landen, mitten unter uns lebt das Geschlecht Nazarin's, im Vaterland der Heiligkeit und des Ritterthums, zwei Dinge, die sich so ähnlich sind, daß sie schließlich in eins verschmelzen. Denn mystisch ist bei uns der Politiker, der ins Unbekannte steuert und einen Zustand der Vollkommenheit erstrebt; mystisch der Soldat, der nichts Anderes will, als sich schlagen, und sich schlägt, ohne gegessen zu haben; mystisch der Priester, der Alles seinem geistlichen Beruf opfert, mystisch der Schullehrer, der mit leerem Magen die Kinder lesen lehrt; mystisch und ritterlich dazu sind die Bauern, die Matrosen, die Arbeiter, mystisch Ihr Alle, die Ihr durch das Reich des Gedankens streift, eine Dulcinea anbetet, die nicht existirt, ein Ideal erreichen wollt, das Ihr niemals finden werdet, weil Ihr in die sonderbarste aller Verirrungen gerathen seid, mystisch und nicht fromm zu sein.“

Wo aber, werden die Touristen fragen, die alljährlich Spanien nach allen Richtungen durchqueren, wo denn sind diese Mystiker zu finden? In den spanischen Städten haben wir Abenteuer erlebt und Dinge gesehen, die sich in keiner Weise von den Zuständen bei uns zu Hause unterscheiden, ja diese womöglich an Demoralisation noch übertreffen. „Die katholische Kirche ist das Unheil Spaniens,“ wiederholt der letzte der großen deutschen Historiker, Herrmann Baumgarten, der sich mit spanischer Geschichte befaßt hat. „Spanien ist im Niedergang begriffen,“ bestätigt die civilisirte Welt: „León, Nazarin, Halma, Traumgebilde eines Dichters!“ Und die Spanier selbst? Galdós läßt die Widersacher unter ihnen zu Worte kommen, wie die Anderen. „Du bist mir verächtlich, seit ich Dich in den Kirchen auf den Knieen liegen und im Beichtstuhl wie einen Büßer kauern sehe; ich vermag in Dir den Mann nicht zu erkennen, den ich geliebt habe,“ insultirt Dulce den einstigen Geliebten. Auch sie hat sich bekehrt, zu einem bequemen Christenthum, zur ehrbaren Religiosität, die ihr

den Weg zu einer guten Versorgung bahnen. „Er ist ein Narr, ein Wahnsinniger, ein Visionär, dieser Abgott der Vagabunden und Retter der Magdalenen“, rufen die Reporters, die Zweifler, die Müßiggänger, die vergebens Einlaß in die Zelle begehren, wo Nazarin, weil er einer Verbrecherin Schutz und Obdach gewährte, den Urtheilsspruch der Gerichte erwartet. Das psychologische Problem, „ob Wahnsinn, ob Heiligkeit“, dieser dramatische Vorwurf Echegaray's, hat auch eines greisen Priesters, Don Manuel Flórez, sich bemächtigt, den Galdós als Vertrauten der auserlesenen Kreise von Madrid, augenscheinlich nach dem Leben gezeichnet hat. Ueberall zu Rath gezogen, geliebt und verehrt, führt er in selbstzufriedener Gerechtigkeit ein vorwurfsfreies Dasein. Während er vom Leben und Wirken Nazarin's sich Rechenschaft zu geben bemüht ist, erfolgt, auf Grund eines ärztlichen Gutachtens, das religiöse Melancholie diagnosirt, die Freisprechung desselben. Don Manuel weiß, was er davon zu halten hat. Denn nicht nur ist Nazarin kerngesund und durchaus heiter; er ist auch in Bezug auf Andere so wenig überspannt, daß die nüchterne Klugheit seiner Rathschläge mehr als einmal gut machen mußte, was Don Manuel's Mangel an Einsicht und falsche Nachgiebigkeit bei exaltirten Menschen verdarb. Unerbittlich ist Nazarin nur für sich selbst. Wenn seine praktische Auslegung des Evangeliums der richtige ist, dann muß Don Manuel bekennen, daß die seinige falsch und sein Leben eine Täuschung war. Der Verblendete ist er, und an diesem Zeugniß seines Gewissens geht er zu Grunde. Auf dem Sterbebett, an der Schwelle der Ewigkeit, hört man ihn stammeln: „Ich bin nichts werth und habe nichts geleistet. Unnützes Leben, ein Weltheiliger, ein sympathischer Priester gewesen zu sein! .... Sympathischer Priester, so nannten sie mich? Welche Posse! Nichts Großes, kein Opfer, keine Liebe, keine Selbstverleugnung .... Lappalien, Spielereien, Selbstbetrug .... Was ich schien, bist Du gewesen. Lehre mich jenes Andere, ja, jenes Andere!“

Der Zug ist fein und wahr, dem Leben abgelauscht. Sobald der Mensch den Punkt erreicht, wo er der Welt nicht mehr bedarf, wird er ihr unverständlich und fordert dadurch, er möge wollen oder nicht, ihre Gegnerschaft heraus. Denn jede Kraft ist zu ihrer Entfaltung an die Bedingung eines Gegensatzes gebunden. Der Ausspruch, daß „der Gegensatz der Vater, der Herr und König von Allem sei“, ist einer der ältesten, die wir kennen, und die Scheidung der Geister in getrennte Lager nicht auf christliche Culturen beschränkt. Wohl aber ist die Verfeinerung des Gewissens das Höchste, was diese verwirklicht haben. Ihm erscheint die Heiligkeit in einem andern Lichte als der bloßen Menge. Wo sie verurtheilt, was sie nicht begreift, spricht diese bessere Erkenntniß sich nach dem höheren Maßstab schuldig, auch wenn er ihr selbst unerreichbar geblieben ist.

So hat Galdós, der Realist, Galdós den Idealisten corrigirt. Der Eine hat der äußern Welt mit dem Scharfblick des Humoristen bis auf den Grund geschaut und sie nicht verachtet; der andere die innere Welt in ihren geheimnißvollen Tiefen belauscht und ihre Probleme liebgewonnen. In Beiden lebt ein Künstler, der um Schönheit wirbt, seine Kunst niemals erniedrigt hat und mit männlicher Zuversicht an die Macht des Guten glaubt.

Die Tagespresse in ihren Beziehungen zum geistigen Leben der Gegenwart[1]).

Von
Dr. Emil Löbl.

Das Wort Tagespresse erweckt in uns sofort die lebendige Vorstellung all' der Gegensätze und Parteiungen, welche unser öffentliches und geistiges Leben bewegen, und nur zu leicht könnte deshalb die Meinung entstehen, als ob hier auf die Kämpfe des Tages Bezug genommen werden sollte. Nichts von alle dem. Es handelt sich nur darum, gewisse Wirkungen der modernen Tagespresse als solcher, in ihrer typischen Erscheinung, auf das geistige Leben der Gegenwart zu erörtern, also nicht dieser und jener Gattung von Journalen, auch nicht einzelner Gruppen oder Richtungen unter den Blättern, sondern der Tagespresse, wie sie sich als einheitlicher Begriff aus den Tausenden von Einzelerscheinungen ergibt. Hierzu genügt es, sich im Geiste eine Art von Normalblatt zu construiren, d. h. ein Blatt von der äußeren Gestalt und ausgerüstet mit allen Vollkommenheiten der modernen Journalistik, aber unter vollständiger Abstraction von Richtung und Färbung des Inhalts. Es ist klar, daß eine solche Betrachtung sich ausschließlich auf die äußere, technische Seite des Journalismus erstrecken wird. Die Frage ist also: Wie wirkt dieses Normalblatt an der Wende des Jahrhunderts auf die Menschen, und zwar wieder auf die Normalmenschen unserer Zeit, die Menschen von durchschnittlicher Geisteskraft, durchschnittlicher Bildung und in durchschnittlichen bürgerlichen Verhältnissen?

Daß die Presse unter den Werkzeugen des Culturfortschrittes eine überaus hervorragende Stellung einnimmt, ist eine so alte Wahrheit, daß sie kaum wiederholt, geschweige denn bewiesen zu werden braucht. Um diese Bedeutung ganz zu ermessen, genügt es, eine Art argumentum a contrario anzuwenden und sich die Tagespresse aus der Gesammtheit unserer öffentlichen

[1]) Vortrag im wissenschaftlichen Club zu Wien, gehalten am 16. März d. J.

Erscheinungen eliminirt zu denken. Es würde einer übermenschlichen Phantasie und seherischen Kraft bedürfen, um sich das Bild eines solchen Zustandes ohne Zeitungen auszumalen. Aber nicht in demselben Maße ist es klar, worauf denn eigentlich der geistige Einfluß und die bildende Kraft dieser Institution beruhen.

Da scheint es mir am zweckdienlichsten, zunächst den Inhalt des einzelnen Blattes ins Auge zu fassen. Er scheidet sich in zwei große Kategorien: Thatsachen einerseits und Kritik andererseits, Mittheilung und Anschauung, Objectives und Subjectives. Die Bedeutung dieser beiden großen Gruppen ist eine wesentlich verschiedene für das geistige Leben der Zeit, sie beide üben jede ihre specifischen Wirkungen, wohlthätige und nachtheilige. Wenn ich auch diese letzteren entsprechend beleuchte, so werde ich darum nicht etwa der Animosität gegen das ganze Institut der Presse geziehen werden dürfen. Keiner von den andern großen Fortschritten der neuen Zeit entbehrt ja gewisser nachtheiliger Wirkungen. Es gibt Niemanden, der den arbeitsparenden Erfindungen Arkwright's, Hargreaves' und Crompton's für die Baumwollindustrie seine Bewunderung versagen würde; das hält aber den gewissenhaften Nationalökonomen nicht ab, ihre schädlichen Folgen für die Lebenshaltung zahlreicher Individuen zu erkennen, die vordem in der Handspinnerei ihren auskömmlichen Erwerb fanden. Niemand bestreitet, daß die Entwicklung des modernen Creditsystems dem Handel und der Industrie einen wunderthätigen Impuls gegeben und die Güterproduction ins Unendliche gesteigert hat; aber ebenso allgemein ist die Ueberzeugung, daß das capitalistische Wirthschaftssystem Auswüchse gezeitigt hat, mit denen die Menschheit vordem verschont war. Selbst der begeisterte Lobredner der Aufklärung, W. H. Lecky, kann nicht umhin, am Schlusse seiner Geschichte derselben einzuräumen, daß der Utilitarismus und der Industrialismus, diese charakteristischen Richtungen der Aufklärungsepoche, die edelsten Seiten der menschlichen Seele, den Heroismus und Enthusiasmus, wesentlich beeinträchtigt haben, daß der Geist aufopferungsvoller Hingebung an eine Idee, die poetische Seite der menschlichen Natur, stark gelitten hat.

Wie stellt sich also die Bilanz von Nutzen und Nachtheil der Presse? Betrachten wir zunächst ihre subjectivistische Seite, die aus Urtheil, Kritik, Raisonnement besteht.

Hier tritt uns sofort die allerwichtigste und weitaus glücklichste Seite der Bedeutung des Journalismus entgegen. Man darf sicher behaupten: Wenn man alle nur irgendwie erdenklichen Nachtheile des Preßwesens summirt, so werden sie doch sämmtlich mit sieghafter Gewalt überstrahlt von diesem einen Erfolge, daß erst durch die Presse allen geistigen Richtungen die volle Freiheit gegeben worden ist, sich vor den Augen der Menschheit zu entfalten, um Anerkennung und Geltung zu ringen. Erst durch die Presse ist die gewaltsame Unterdrückung von Ideen, dieses gefährlichste Hemmniß des Fortschrittes, dauernd unmöglich geworden. Die Presse ist die wirksamste Garantie der Freiheit des Denkens, sie ist die Habeas-Corpus-Acte des menschlichen Geistes geworden.

Es läßt sich gewiß Manches einwenden gegen die Presse in ihrer Function als Verkünderin und Propagandistin der Meinungen, und ich werde selbst mit aller Offenheit diese Frage berühren. Aber dieser eine Erfolg, daß durch die Presse eine Arena geschaffen wurde, die Allen offen steht, eine Arena für das freie Spiel der geistigen Bewegungen, wirkt so schwer, daß er alle eventuellen Nachtheile aufwiegt. Dank der Publicistik wird das Interesse der Völker an allen Bewegungen der Zeit stets rege erhalten, eine geistige Versumpfung ist ein für allemal unmöglich gemacht, und überdies bringt die fortgesetzte Lectüre solcher kritischer und polemischer Darlegungen auch den einen nicht zu unterschätzenden Vortheil mit sich, daß die Leser eine gewisse formale und dialektische Ausbildung des Geistes empfangen.

Aber leider hat auch dieses Ding zwei Seiten. Die Gewohnheit, tagtäglich eine fertige Meinung in gefälliger Form dargebracht zu erhalten, erzeugt in dem lesenden Publicum nur zu leicht eine intellectuelle Unselbständigkeit, ja sogar eine Abneigung gegen jene geistige Anstrengung, die nothwendig ist, um eine eigene, originale Ansicht zu gewinnen.

Die unmittelbare Consequenz ist eine weitgehende Nivellirung der Anschauungen, die zum Theile Schuld daran sein mag, wenn das geistige Leben der Gegenwart einen etwas öden und schalen Beigeschmack hat. Wir unterscheiden uns in diesem Punkte nicht eben vortheilhaft von unseren Vorfahren. Es ist wahr, das Wissen der Gegenwart steht quantitativ unendlich höher, und zwar in mehrfacher Richtung. Zunächst ist die Menge der Kenntnisse und Erkenntnisse an sich enorm gestiegen, sodann ist die Menge des Durchschnittswissens der Einzelnen gewachsen, und endlich ist die Zahl der gebildeten, oder sagen wir unterrichteten, Individuen absolut und relativ weit größer als früher. Allein die, allerdings geringere, Zahl unterrichteter Menschen in früheren Zeiten dachte selbständiger als wir Gebildeten von heutzutage, weil sie den Versuchungen einer permanenten Beeinflussung ihrer Ansichten viel weniger ausgesetzt waren. Wir beugen uns in Verehrung vor den wunderbaren Entdeckungen der Gegenwart in den exacten Wissenschaften und ihrer technischen Anwendung: aber die Besorgniß ist nicht zu unterdrücken, daß die Periode jener kühnen, herzerhebenden Geistesthaten, die aus der abstracten Denkkraft einzelner Uebermenschen von stolzer, genialer Selbständigkeit des Geistes hervorsprangen und die grundlegenden Anschauungen der ganzen Menschheit revolutionirt haben, so ziemlich vorbei sei.

Die großstädtische Tagespublicistik leistet Staunenswerthes an Raschheit und Actualität nicht bloß der Berichterstattung, sondern auch des Urtheils. Ein wichtiges Ereigniß, welches sich nach Mitternacht zuträgt, erscheint gleichwohl in dem wenige Stunden später gedruckten Morgenblatte bereits an leitender Stelle ausführlich besprochen. Solche Leistungen sind der höchsten Anerkennung würdig, denn sie stellen die größten Anforderungen an Wissen und Erfahrung, an Versatilität des Geistes und an die formale Begabung des Schreibenden. Sie sind auch für die Majorität der Zeitungsleser der unentbehrliche Behelf, um überhaupt zu einer Beurtheilung der Sache zu ge-

langen, weil hierzu in den meisten Fällen sachmännische Detailkenntnisse erforderlich sind, über die eben nur eine kleine Minorität verfügt.

Aber eben darin verkörpert sich auch der hervorgehobene Nachtheil am stärksten. Es bleibt nichts unbesprochen, nichts ohne Commentar; der Leser kommt niemals in die Gefahr, sich über eine belangreiche Thatsache seine eigene Meinung bilden zu müssen, im Gegentheil, jenes Dominiren des subjectiven Momentes in der Zeitung tritt schon rein äußerlich in der markantesten Weise hervor, weil die subjective Besprechung gewöhnlich der Mittheilung des besprochenen Ereignisses vorangeht. Zuerst finden wir, an der Spitze des Blattes, den Leitartikel, und erst viel später den Stoff, worüber der Leitartikel handelt.

Die Gefahr, daß auf solche Art die Denkfähigkeit und Selbständigkeit der Leser beeinträchtigt wird, erscheint um so ernster, als das Urtheil der Tageszeitung bei der außerordentlichen Raschheit, mit welcher es geschöpft und formulirt werden muß, naturgemäß nicht immer ein gründliches sein kann. Ein theilweise wirksames Gegenmittel erblicke ich in dem Bestande einer gut redigirten Wochenpresse, auch den Halbmonats- und Monatsschriften, wie sie zumal in England und Amerika zu so außerordentlicher Blüthe gelangt sind. Denn diese periodischen Schriften verzichten von vornherein auf die Anziehungskraft der Actualität und sind naturgemäß darauf angewiesen, den Reiz der Neuheit zu ersetzen durch Sorgfalt, Gründlichkeit und Gediegenheit in Form und Inhalt. Welche Stellung diese Wochenpresse jenseits des Canals einnimmt, dafür nur Ein Beispiel und Eine imposante Ziffer: das englische Wochenblatt „Lloyd's News" hat soeben, in den letzten Tagen, die Auflage von einer Million überschritten.

Das hier erörterte Verhältniß zwischen der Tagespresse und ihrem Leserkreise hat bereits vielfach den Gegenstand ernster Erwägung gebildet. Franz von Holtzendorff hat in einem Aufsatze über Englands Presse diese Frage näher besprochen. Er hält es für einen wenig wünschenswerthen Zustand, wenn das Publicum seiner Zeitung ein blindes, völlig kritikloses Vertrauen entgegenbringt. „Preßfreiheit," sagt er, „verlangt nicht bloß ungehinderten Meinungsausdruck gegenüber der Staatsgewalt, sondern auch Unabhängigkeit des Urtheils in den lesenden Personen gegenüber den von den Parteiblättern verfochtenen Ansichten. Könnte es jemals geschehen, daß die Presse ausschließlich die Meinungen des den einzelnen Parteiblättern zugehörenden Leserkreises beherrschte, daß der Geist der Kritik durch die blinde Hingabe an den Leitartikel erstickt würde, so wäre die öffentliche Meinung nur der beschönigende Ausdruck für eine neue Form der Knechtschaft .... Die Besorgniß, daß eine unselbständige Menge auf die Parteilehren der Tagespresse sich vereidigen lasse, ist nur dadurch zu beseitigen, daß der Staat durch einen vom blinden Autoritätsglauben befreienden, die Beobachtungsgabe entwickelnden Unterricht jene Freiheit des Geistes sicherstelle, die die Völker davor bewahrt, sich selbst in die Knechtschaft zu begeben."

Soweit Holtzendorff. Die Frage ist aber die, ob der Schulunterricht, wie er heute nun einmal beschaffen ist, nicht gerade an demselben Uebel leidet,

welches er bekämpfen soll. Auch der Schulunterricht, wie er fast in allen Staaten geboten wird, erblickt seine Aufgabe viel zu sehr darin, dem Schüler individuelle Meinungen und subjective Anschauungen, statt der Thatsachen beizubringen. Man darf es ruhig aussprechen:

Die geistige Fortbildung, die jeder ernste und strebsame Mensch in reiferen Jahren an sich selbst vollzieht, hat das größte Stück Arbeit damit zu leisten, daß sie Vieles von den fremden, subjectiven Anschauungen beseitigt, die in der Schule dem kindlichen und darum doppelt empfänglichen Geiste eingeprägt wurden. Es ist z. B. gewiß sehr gut, daß der Schüler in der römischen Literaturgeschichte den Lebensgang und die rhetorischen Leistungen Cicero's und überhaupt alles Wissenswerthe an Thatsachen über ihn erfahre.

Ist es aber auch nothwendig, den Schüler zu lehren, daß Cicero der größte Redner aller Zeiten gewesen sei? Ich sehe nicht ein, warum es einem Schüler verwehrt werden sollte, Cicero für einen abgeschmackten, hohlen und phrasenhaften Rhetor zu halten, und jedenfalls erscheint es mir als etwas Gesünderes und Besseres, wenn der Schüler aus eigener Lectüre und eigener Prüfung zu einem originellen, wenn auch vielleicht falschen Urtheile gelangt, als wenn er das gedankenlos memorirte Urtheil, sei es auch das richtige, nachspricht. Denn bedenken wir, wie viele falsche und antiquirte Anschauungen uns auf diesem Wege auch beigebracht werden! Die geistige Trägheit des Menschengeschlechts, die Schwierigkeit, neuere Gedankenrichtungen in sich aufzunehmen und zu würdigen, mag großentheils darin begründet sein, daß der Weg zum Intellecte der Einzelnen durch frühzeitig aufgenommene und eben darum tief wurzelnde fremde Ideen versperrt ist. Herr Lombroso spricht in seinem Buche: „Der politische Verbrecher" von einer eigenthümlichen Krankheit der Volksseele. Er nennt sie mit einem barbarisch gebildeten Worte „Misoneismus". Er sollte besser sagen: „Neomisie", die Abneigung gegen das Neue. Er stellt diesen Zustand als angeboren hin, und das mag er zum Theil immerhin sein, aber gewiß nur zum Theil, denn er ist auch anerzogen und beruht auf der constanten, systematischen Durchdringung unseres Geistes mit fremden Anschauungen — ein Proceß, der, wie bemerkt, mit der Schule nicht aufhört, sondern von der Presse fortgesetzt wird.

Wenn wir uns nun zu dem Objectiven in der Tagespresse wenden, so ist es buchstäblich wahr, daß die Presse die Schule der Erwachsenen, die actuelle Fortsetzung des Schulunterrichtes bildet. Die Schule hat uns auf allen Wissensgebieten das Gewordene und Bestehende gelehrt, die Presse lehrt uns das Werdende und Geschehende und verweist auf das Kommende. Sie thut es, insbesondere soweit die ausländischen Ereignisse in Frage kommen, in einer so sorgfältigen und umfassenden Art, wie es noch vor wenigen Decennien für ganz unmöglich gehalten worden wäre. Durch ein System der telegraphischen Berichterstattung, welches in werthvollster Weise durch die Verbindung officieller Telegraphenagenturen in allen Großstädten gefördert wird, ist es möglich geworden, daß heute jeder belangreiche Vorfall, der sich an irgend einem Punkte der civilisirten Erde ereignet, innerhalb vierundzwanzig Stunden allüberall bekannt wird. Die segensreichste und gar nicht

hoch genug zu veranschlagende ideelle Folge dieses Zustandes erblicke ich darin, daß durch diesen unausgesetzten Informationscontact um die Völker des Erdballs ein überaus starkes Band der Culturgemeinschaft geschlungen wird. Hier liegt auch eine Nivellirung vor, aber eine Nivellirung im besten Sinne des Wortes — eine Ausgleichung angestammter Gegensätze, eine Vorbereitung zur Verständigung. Vorübergehende Einzelerscheinungen betrübender Art dürfen über diesen großen Zug unserer Zeitentwicklung nicht hinwegtäuschen. Heute, wo wir über die Schicksale fremder Völker täglich fast ebenso sorgfältig unterrichtet werden, wie über unsere eigenen, ist es ganz undenkbar, daß sich eine solche Summe von Vorurtheilen und Abneigungen zwischen die Nationen lagern könnte, wie ehevor.

Es ist vielleicht die unbewußte Anerkennung dieser segensreichen Thätigkeit der Presse, daß sie, ohne Widerspruch von irgend einer Seite, sozusagen ein Monopol für die Mittheilungen aller Art erobern durfte. Wenn ehedem im Civilprocesse der Satz galt: „Quod non est in actis, non est in mundo“, kann man heute unbedenklich sagen: „Was nicht in der Tagespresse mitgetheilt wurde, existirt nicht für das große Publicum.“ Die interessanteste und wissenswertheste Thatsache führt ein latentes Dasein, sie ist für das Volksbewußtsein gar nicht vorhanden, so lange sie nicht in die Spalten der Tagespublicistik Eingang gefunden hat. Die Erfindung des Professors Röntgen, welche heute die Welt mit ihrem Ruhm erfüllt, war Wochen lang vor ihrem wirklichen Bekanntwerden bereits in einem gelehrten Fachblatte publicirt und in einer Fachvereinigung von ihrem Erfinder besprochen worden. Aber man kann doch sagen: Niemand wußte davon. Da kam ein Wiener Tageblatt, die „Presse“, und machte als erstes unter allen Collegen am 5. Juni d. J. Mittheilung von der Sache. Erst von diesem Augenblicke an war die Photographie des Unsichtbaren wirklich bekannt und machte, wieder nur durch das Mittel der Tagespublicistik, ihren Rundgang über den ganzen Erdball. Und nicht etwa bloß die Laien, sondern auch die gelehrte Welt erfuhr die große Neuigkeit aus den politischen Tagesblättern. Die „Frankfurter Zeitung“ war daher ganz im Rechte, als sie die geringschätzigen Bemerkungen einer gelehrten Fachschrift über die „aufdringliche Einmischung der Tagespresse in wissenschaftliche Angelegenheiten“ energisch zurückwies und den Sachverhalt feststellte. Wer weiß, wie viele herrliche und fruchtbare Ideen in früherer Zeit im Keime ersterben und ungenützt verderben mußten, weil ihnen diese mächtige Resonanz im großen Publicum fehlte, die ihnen Unterstützung und Capital in reicher Menge zugeführt hätte!

Man braucht in dieser Richtung nur an zwei Thatsachen aus der Geschichte der Erfindungen zu erinnern. Es war im September des Jahres 1707, da bot sich den Bewohnern der Ufer des Fuldaflusses ein seltsames Schauspiel. Von Kassel nach Münden fuhr ein Schiff hinab, dessen Anblick unheimlich wirkte. „Auf der Fulda fährt ein feuriges Schiff,“ so ging es von Mund zu Munde, und das Ende der Sache war, daß in Münden die Schiffersleute über das Fahrzeug herfielen und es in Trümmer schlugen. Das war das Schicksal des ersten und ältesten Dampfschiffes, der Erfindung Papin's. Hätte

es damals so etwas wie eine Presse gegeben, so würde es unmöglich haben geschehen können, daß diese Erfindung ganz und gar in Vergessenheit gerieth und ein volles Jahrhundert verfließen mußte, bis die Erfindung sozusagen neu erfunden wurde und Fulton's Dampfboot im Jahre 1807 von New-York nach Albany fuhr. Könnte man sich vorstellen, daß heutzutage etwas Aehnliches mit dem Glühlicht oder dem Fernsprecher geschähe? Oder hätte jemals unserem genialen Josef Ressel sein unsterblicher Ruhm, die Schiffsschraube ersonnen zu haben, streitig gemacht werden können, wenn es um das Jahr 1830 eine entwickelte Publicistik gegeben hätte?

Oeffentlich, sagte ich, ist heutzutage nur, was den Weg in die Presse findet. Nur die Publicistik verleiht Publicität. Wenn unsere Gesetze die Oeffentlichkeit der strafgerichtlichen und der parlamentarischen Verhandlungen festsetzen, so besteht diese Oeffentlichkeit effectiv in gar nichts Anderem, als in der Berichterstattung der Presse; denn die Absicht, aus welcher die Oeffentlichkeit dieser Verhandlungen normirt worden ist, würde schwerlich erreicht werden, wenn nur die paar Dutzend oder paar Hundert wirklicher Besucher zur Kenntniß der betreffenden Vorgänge kämen. Auch alle anderen Formen der Publication, die in einzelnen Gesetzen vorgesehen sind, wie Maueranschlag, Bekanntmachung bei Trommelschlag und Trompetenschall, Verkündigung von der Kanzel herab, oder beispielsweise die Vertheilung des gedruckten Strafurtheils nach einer Hinrichtung — das Alles sinkt immer mehr zur leeren Formel herab, es verblaßt und tritt in den Hintergrund gegenüber der einzig reellen Oeffentlichkeit, die durch die Mittheilung in den Journalen begründet wird.

Es müßte aber mit Wundern zugehen, wenn eine so schöne Sache, wie der reiche Informationsdienst der Journale nicht auch seine minder erfreuliche Seite hätte. Es ist etwas Herrliches, wenn wir zweimal täglich eine Art Momentphotographie des Weltalls vor uns haben, wenn wir beim Frühstückskaffee und beim Nachmittagsschwarzen einen Mikrokosmos in allerneuester Ausgabe genießen. Es wird uns unendlich Vieles, vielleicht aber auch zu viel an Thatsachen geboten. Und die Folge? Unser Geist lebt zu intensiv, wir erleben im Blatte zu Vieles. Noch vor wenigen Jahrzehnten bekam der gebildete Europäer alle paar Wochen einmal in seiner Zeitung einen Bericht über die Zustände des Auslandes, der nicht hastig telegraphirt, sondern in aller Ruhe geschrieben und mit der Diligence eingesendet war. Da hatte man Muße, dieses geringe Material an Thatsachen in sich aufzunehmen, durchzudenken und geistig zu verarbeiten. Heute aber? Telegraph und Telephon haben eine geistige Umwälzung hervorgebracht, deren Umfang und Tragweite uns kaum bewußt ist. Der ganze Erdball ist in den Bereich unseres unmittelbaren, täglichen Interesses hereingezogen, zweimal in vierundzwanzig Stunden müssen wir die neuesten Bulletins aus Cuba und Transvaal über uns ergehen lassen, wie die Nachrichten aus Prag und Budapest. Diese Fülle des Stoffes vermögen wir nicht mehr geistig zu beherrschen, die Wogen der Ereignisse schlagen über unseren Köpfen zusammen, und so kommt es, daß wir vielfach nur das Nächste, das Heute und das Gestern sehen — der Blick für

das Ganze, der Ausblick und der Rückblick auf das Weite ist uns verloren gegangen; mit einem Worte, unser Gesichtskreis ist trotz seiner geographischen Ausdehnung enger geworden, und wir denken sozusagen unphilosophischer als unsere Vorfahren. Wenn man mit Recht darüber klagt, daß gegenwärtig das Interesse für philosophische Fragen auf einen Tiefpunkt gesunken ist, wie kaum je zuvor, daß die Lectüre eines philosophischen Werkes als ein ungeheuerlicher Anachronismus erachtet wird, so ungeheuerlich wie die eines Bandes lyrischer Gedichte, — so ist die Schuld an dieser höchst unerfreulichen Erscheinung gewiß in erster Linie auf die allgemeine Unruhe, Nervosität und Flüchtigkeit unserer Generation, zum Theil aber auch auf die eben berührte Wirkung des modernen Zeitungswesens zurückzuführen.

Aber nicht etwa die Zeitungen sind es, die man für jene Ueberfülle der Berichterstattung verantwortlich machen darf. Die Ursache ist eine viel tiefere: Es ereignet sich eben heutzutage unendlich viel mehr, als in der guten alten Zeit. Enorme Gebiete des Erdkreises, die noch vor einem Jahrhunderte in dem traumhaften Zustande jungfräulicher Uncultur dahinschlummerten, sind heute mitten in den Wirbel des modernsten politischen und ökonomischen Lebens hineingerissen, und um die ganze bewohnte Erde schlingt sich das Band materieller Interessengemeinschaft. Das Capland ist zum Tummelplatze der raffinirtesten Börsenjobberei geworden; wenn im fernsten Orient die Völker auf einander schlagen, werden unsere europäischen Industrien in ihrem Lebensnerv berührt, und mit angehaltenem Athem müssen wir heute den Kampf der wirthschaftlichen Parteien im Repräsentantenhause zu Washington verfolgen, weil jede Phase desselben ihre unmittelbare Rückwirkung auf unsere Geldpolitik und auf unsere nationale Production übt. Diese intime Gemeinsamkeit der Interessen aller Culturvölker *zwingt* die Zeitung von heute, ihre Leser mit den internationalen Vorgängen bekannt zu machen, und es ist somit keineswegs die bloße Sucht, die Spalten zu füllen, sondern das eherne Gesetz der Entwicklung, welches diese unheimliche Anschwellung des Thatsachenmaterials in den Zeitungen herbeiführt. Selbst wenn wir innerhalb der Grenzen unseres engeren Vaterlandes bleiben, begegnen wir derselben Erscheinung. Die starre Ruhe, welche noch um das Jahr 1850 herum in Oesterreich herrschte, ist mit einem Schlage gewichen, als das Princip der autonomen Selbstverwaltung und das constitutionelle Repräsentativsystem ins Leben traten, und die Blätter müssen ihre Spalten füllen mit den Berichten über die Verhandlungen autonomer Gemeindevertretungen, über die Debatten unserer siebzehn Landtage, der beiden Häuser des Reichsrathes und der Delegationen.

Es ist wohl überflüssig, dasselbe Gesetz der Expansion auf den übrigen Gebieten nachzuweisen. Das Erwähnte genügt, um darzuthun, daß wir hier einem organischen Processe gegenüber stehen, dem auch die Journale mit Nothwendigkeit unterliegen. Wenn wir ihnen in dieser Richtung einen ernsten Vorwurf machen können, so ist es vielleicht nur der, daß sie über die *einzelne* Thatsache zu Vieles, mit anderen Worten, daß sie zu ausführlich berichten. Hier ist es die Concurrenz der großen mächtigen Journale, die vielfach zu bedenklichen Extravaganzen führt. Wir lasen vor wenigen Tagen mit Staunen,

daß die Londoner „Times“ die größte Leistung in der Länge einer Kabeldepesche erzielt habe. Sie erhielt von ihrem Correspondenten in Johannesburg via Capstadt ein Telegramm, welches nicht weniger als 17000 Mark kostete und drei ganze Riesenspalten der kleinsten Schrift in dem durch sein gigantisches Format bekannten Blatte einnahm. Der frühere Weltrecord einer Depesche, welche der bekannte englische Kriegsberichterstatter Archibald Forbes während des deutsch-französischen Krieges kurz nach dem Einzuge der deutschen Truppen in Paris von Karlsruhe aus an die „Daily News“ gesendet hatte, war also glücklich geschlagen. Solche Leistungen können aber nur bei außerordentlichen Ereignissen entschuldbar sein, wo ihnen ein Rechtfertigungsgrund in dem hochgespannten Interesse des Leserkreises zu statten kommt.

Aber die mancherlei üblen Folgen des überreichen Inhaltes der Tagespresse bestehen nun einmal. Ich rechne hierher auch eine Erscheinung, deren Zusammenhang mit unserem Thema vielleicht etwas zweifelhaft erscheinen mag. Ich bin aber der Ueberzeugung, daß wir, im Vergleich mit unseren Vorfahren, weit zurückstehen in der Stärke des Gedächtnisses, der Erinnerung. Das ist kein Wunder. Die Ereignisse stürmen in solcher Zahl auf uns ein, und sie jagen in solcher Hast an unserem Bewußtsein vorüber, daß sie unmöglich darin haften bleiben können. Die Geschehnisse führen in unserem Kopfe ein Eintagsdasein, denn der Eindruck von gestern ist schon heute durch neue Neuigkeiten zurückgedrängt und wird morgen durch die allerneuesten verwischt. Das kurze Gedächtniß gehört zu den charakteristischen Kennzeichen der Jahrhundertwende. Wenn es der Rahmen dieser Betrachtungen gestatten würde, wäre es eine anziehende Arbeit, zu untersuchen, wie dieses kurze Gedächtniß insbesondere auf das politische Leben wirkt, wie rasch die Erfahrungen einer jüngsten Vergangenheit vergessen werden, wie wenig folgerichtig sich demgemäß die Ueberzeugungen entwickeln, wie die Parteien und Politiker die Inconsequenzen auf einander häufen und ihre Vergangenheit verleugnen dürfen, weil sie das strafende Gedächtniß ihres Publicums nicht zu scheuen haben. Doch ich muß mir eine solche Erörterung, die mich auf den Abweg politischer Actualität drängen würde, hier versagen und wende mich deshalb den näher liegenden Rückwirkungen der besprochenen Thatsache zu.

Die nächste, greifbare und sinnfällige Consequenz sehen wir vor uns, wenn wir ein größeres Tagesjournal zur Hand nehmen. Viele von unseren Blättern erscheinen in einer Stärke von 20, oft 30 und 40, ja auch 50 Seiten — eine Ziffer, die ein hiesiges (Wiener) Blatt an Feiertagen wiederholt erreicht hat [1]). Selbst nach Abzug der Inserate und jenes Theiles der redactionellen Mittheilungen, der nur für einen bestimmten Interessentenkreis berechnet ist, bleibt ein Text von solcher Reichhaltigkeit übrig, daß seine Bewältigung einen ansehnlichen Zeitraum in Anspruch nimmt. Rechnet man hinzu, daß eine sehr große Zahl von Lesern das Bedürfniß empfindet, in mehrere Journale Einsicht zu nehmen — was auch zur Vermeidung von Einseitigkeiten durchaus wünschenswerth ist — so darf man behaupten, daß das Lesen

[1]) Wir könnten in Berlin ein ähnliches Beispiel anführen. Die Redaction.

der Zeitungen einen beträchtlichen, bei Vielen den größten Theil der Zeit in Anspruch nimmt, die der Normalmensch, nach Abzug seiner Berufsarbeit, für Lectüre überhaupt zur Verfügung hat. Man hört oft gerade von geistig strebsamen und regsamen Männern die Klage: Ich komme nicht dazu, ein Buch zu lesen. Das ist ein empfindlicher Uebelstand, denn die Zeitung ist weder berufen noch fähig, dem Leser auf irgend einem Wissensgebiete grundlegende, systematische Kenntnisse zu vermitteln. So kommt es, daß Männer, welche bis zum höchsten akademischen Grade gelangt sind, dennoch oft in wichtigen Disciplinen Zeitlebens Ignoranten bleiben, weil ihr Studiengang sie nicht durch dieses Gebiet geführt hat, und weil sie, sobald einmal das Lehrbuch zugeschlagen ist, kaum noch ein anderes in die Hand nehmen. So finden wir Aerzte ohne Kenntniß der Elemente der Volkswirthschaftslehre, Juristen ohne Kenntniß des für uns wichtigsten Theiles der neueren Geschichte, nämlich seit dem Sturze Napoleon's I. bis zur Gegenwart, weil — wenigstens zu meiner Schulzeit — der Geschichtsunterricht an der Mittelschule mit dem Wiener Congresse zu enden pflegte.

Ich stehe also nicht an, eine nachtheilige Seite der Entwicklung unseres Preßwesens darin zu erblicken, daß die Zeitungslectüre die Buchlectüre beeinträchtigt, und daß somit die Bevölkerungselemente, denen nur eine knapp bemessene Zeit für ihre geistige Fortbildung zu Gebote steht, sich gerade auf den modernsten Wissensgebieten mit dem fragmentarischen Wissen begnügen müssen, welches sie aus der Tagespresse schöpfen.

Aber ich glaube, diese Beobachtung trifft nur hinsichtlich der gebildeteren Classen zu, und was bei ihnen beklagenswerth erscheint, ist für die großen, breiten Massen ein geistiger Segen. Denn diese erdrückende Majorität der Bevölkerungen würde ganz gewiß, sobald die wenigen Schuljahre zu Ende sind, jede weitere Fortbildung vernachlässigen, und hier vor Allem übt deshalb die Presse ihre eigentlich erziehende Mission. Die unentbehrliche Gewohnheit, täglich ein Blatt zu lesen, bildet für diese Elemente einen überaus heilsamen Zwang, eine beständige Uebung der intellectuellen Kräfte, welche sonst völlig vernachlässigt werden würde, und so wird immerhin ein gewisser Zusammenhang mit dem großen geistigen Leben und Weben der Zeit hergestellt.

Michelet sagt irgendwo, die große That Luther's sei, daß er die Leute die Bibel lesen lehrte, nicht wegen der Bibel, sondern wegen des Lesens. Der Werth der Zeitung ist, daß sie die Leute zum Lesen zwingt, ja noch mehr, zum Lesenlernen. Einer der geachtetsten Veteranen der Wiener Schriftstellerwelt theilte mir die Namen eines ihm bekannten Ehepaares mit, welches — Mann und Frau waren bereits in vorgerückten Jahren — das Alphabet erlernte, um in der damaligen „Morgenpost“ „Die beiden Grafel“, den Sensationsroman jener Zeit, lesen zu können. Und wer wüßte nicht, wie viele Tausende nur durch die Zeitung davor bewahrt werden, das Lesen zu verlernen!

In einem anderen Sinne noch kann man von einer Schädigung der Buchliteratur durch die Presse sprechen. Nämlich in dem Sinne, daß die Zeitung dem Buche die Talente nimmt. Die Presse consumirt erschrecklich viel Talente. Wer einen Einblick hat in das Getriebe des Zeitungswesens, wer da weiß,

welche Summe von Wissen und Erfahrung, von Witz und Geist in den Spalten der Blätter täglich in kleiner Münze verausgabt wird, der wird nicht daran zweifeln, daß mit diesem Fond an geistiger Kraft die werthvollsten bleibenden Werke schöngeistiger und wissenschaftlicher Literatur geschaffen werden könnten, wenn diese Kraft eben in der Lage wäre, sich zu concentriren. Emile Zola hat in ergreifenden Worten das Elend des Tagespublicisten geschildert, der nicht warten darf, bis die frohe Stunde der Inspiration über ihn kommt, um dann schaffensfreudig an die Arbeit zu gehen, sondern Tag für Tag seinen Geist anzapfen muß, um den augenblicklichen Bedarf des Lesers zu befriedigen. Aber man sollte auch hierbei einen wichtigen Gesichtspunkt nicht vergessen: das, was auf solche Art dem dauernden und künftigen Geistesschatze der Nationen entgeht, ist nicht überhaupt verloren. Diese unzähligen kleinen Samenkörner, welche scheinbar der Wind des Tages verweht, fallen doch zu Boden und werden zu ebenso vielen triebkräftigen Keimen geistigen Lebens. Die Presse wirkt extensiv, nicht intensiv. Der Mann, der sich, oft zum eigenen Schaden, dem aufreibenden Dienste der Tagespublicistik widmet, ist und bleibt darum doch ein Culturpionier, denn gerade die großen Schöpfungen der bahnbrechenden Geister würden ohne seine vermittelnde und popularisirende Thätigkeit der großen Menge immerdar ein Fremdes und Unbekanntes bleiben.

Wir in deutschen Landen hören oft noch einen anderen Vorwurf. Die Presse soll am geistigen Leben des Volkes insofern sündigen, als sie die Sprache verdirbt. Ich glaube, dies ist jedenfalls die ungerechteste unter allen Anklagen; es ist aber gut, etwas näher darauf einzugehen, weil man sie so oft vernimmt, und weil kaum ein Buch über deutsches Sprachwesen und Sprachunwesen erscheint, in welchem nicht die Zeitung als die Schuldige hingestellt würde. Man beruft sich, um diese Behauptung zu begründen, auf grammatikalische Verstöße in der Presse und auf jene stilistischen Unglücksfälle, welche durch Gedankenlosigkeit oder Achtlosigkeit Eingang in die Spalten der Blätter finden. Diese Fälle, und leider die große Zahl dieser Fälle, müssen ohne Weiteres zugegeben werden, desgleichen die mancherlei Verstöße gegen elementare grammatikalische Vorschriften. Man kennt ja auch die Ursachen der Misère: das Blatt wird meistens in fieberhafter Eile hergestellt, das Neuigkeitsbedürfniß des Publicums läßt den Antheil des Berichterstatters immer wichtiger und umfangreicher werden, als den des sorgfältigen stilistischen Arbeiters; der Telegrammstil des Reporters tödtet die feinere Arbeit des Schriftstellers. Auch soll nicht geleugnet werden, daß viel Geistesproletariat zum Dienste der Zeitungen herandrängt. Aber kann es anders sein? Ist es nicht Thatsache, daß der Zeitungsleser nun einmal seine Gerichtsverhandlungen, seinen Stadtklatsch und seine Insolvenzmeldungen verlangt? Und glaubt man vielleicht, daß sich den Zeitungen für solchen Dienst lauter Germanisten ersten Ranges zur Verfügung stellen werden?

Man hätte aber — und hier komme ich auf den Kern der Sache — nur dann ein Recht, gegen die Presse den besonderen Vorwurf der Sprachverschlechterung zu erheben, wenn in den übrigen Gattungen des gegenwärtigen

deutschen Schriftthums ausnahmslos oder nur durchschnittlich ein höheres Niveau zu constatiren wäre. Dem ist aber nicht so. Jeder Leser von entwickeltem sprachlichen Empfinden wird einräumen, daß die Zahl der correct geschriebenen Bücher immer beschränkter wird, die der stilistisch vollendeten überhaupt sehr gering ist. Und nicht in der Buchliteratur allein: wir begegnen denselben Verstößen, undeutschen Wendungen und Mißklängen in den Debatten öffentlicher Vertretungskörper, ja selbst in den Gesetzen, an deren Fertigstellung Monate lang gearbeitet worden ist, und welche die prüfende Kritik vieler Gebildeter zu passiren haben. Aber auch hiermit ist die Verantwortung für die sprachliche Corruption keineswegs beschlossen. Man kennt die berüchtigte Inversion nach „und": „Ich übersende Ihnen das und das und beehre ich mich ꝛc. ꝛc." Jeder Sprachkenner weiß, daß diese Umstellung von Subject und Prädicat nach „und" falsch und sprachwidrig ist. Man hat zu sagen: „Und ich beehre mich," nicht: „Und beehre ich mich." Dieses arge linguistische Delict will der Leipziger Oberbibliothekar und Archivdirector Dr. Wustmann in seinem bekannten, sehr hübschen Buche über „Allerhand Sprachdummheiten" gleichfalls der Presse zur Last legen; aber ich kann ihn versichern, daß ich Beispiele dieser Art in ganz anderen Schriften und Erlassen gefunden habe, die vermöge ihres höchst autoritativen Charakters doch auch in stilistischem Betracht den Journalisten und Zeitungsschreibern ein leuchtendes Muster hätten sein sollen! Nein, die Presse ist weder die allein Schuldige an der Sprachverderbniß noch ist sie es in erster Linie. Die Ursachen sind viel allgemeinerer Natur. Sie liegen in der überhandnehmenden Halbbildung der sogenannten Gebildeten; in der Vermessenheit, mit der die Unberufenen zur Feder greifen, in dem Mangel an jener ehrfürchtigen Scheu vor der Publicität, die jeder feineren Natur zu eigen ist; sie liegen ferner in der nervösen Hast des Jahrhunderts mit ihrer schleuderhaften literarischen Production, die man nicht nur an der saloppen Art, zu schreiben, sondern auch an den von Druckfehlern starrenden Preßerzeugnissen merkt. Unsere Sprache aber leidet vor Allem unter dem Umstande, daß sie gemeiniglich nur noch als das Mittel betrachtet wird, durch welches man schlecht und recht seine Gedanken ausdrückt. Thatsächlich aber ist sie doch noch weit mehr als das, sie ist ein Schatz *formaler Schönheiten*, und daß man allmälig vergißt, sie als solchen zu pflegen und zu ehren, *das* ist ihr Unglück und die Wurzel ihrer Entartung.

Wir begegnen übrigens diesem Vorwurfe von der Sprachcorruption durch die Presse vorzüglich nur in deutschen Landen, wo noch vielfach die Vorstellung von einem gewissen Gegensatze zwischen der Zeitung und dem übrigen Schriftthum vorwaltet. In Frankreich und zumal in England herrscht hingegen die intimste Verbindung zwischen beiden Elementen. Jeder Schriftsteller, jeder Politiker, jeder Staatsmann ist zugleich Journalist. „In England," sagt Holtzendorff in dem erwähnten Aufsatze, „ist das Eine erreicht, daß die Wirksamkeit der Literaten in ihrer vollen staatlichen Bedeutung erkannt wird. Die begabtesten Staatsmänner verschmähen es nicht, in der Presse mit zu arbeiten an dem großen Werke einer niemals vollendeten Aufklärung."

Anscheinend nur eine interne Frage ist die: Ob Jedermann ohne Unterschied zum journalistischen Berufe zugelassen werden, oder ob der Nachweis eines gewissen Minimums an allgemeiner Bildung und die specielle Fachbildung erfordert werden solle? Beide Standpunkte finden ihre Vertreter. Die Einen sagen, die Publicistik sei ein freier, geistiger Beruf, eine ars libera, und es sei für sie ebenso wenig ein obligatorischer Befähigungsnachweis denkbar, wie für das Dichten und Componiren. Die Anderen machen geltend, die Gesellschaft habe das höchste Interesse daran, daß Derjenige, der ein so scharfes Instrument wie die Presse handhabt, auch die Garantie biete, es führen zu können. In diesem Sinne hat die bulgarische Sobranje kürzlich den Beschluß gefaßt, daß nur Derjenige den journalistischen Beruf ausüben dürfe, der mindestens die volle Gymnasialbildung aufweise. Eine ähnliche Anregung lag dem fünften internationalen Journalistencongresse in Antwerpen vor, wurde jedoch abgelehnt.

Die Frage der speciellen journalistischen Fachbildung ist deshalb leichter zu erledigen, weil sie sich enger begrenzen läßt. Denn im Großen und Ganzen gelten für die Arbeit des Publicisten dieselben Regeln des Stils, des Tactes, des Geschmacks wie für jede andere Art literarischer Production, und das Wissen, das der Journalist in seinen Beruf mitbringen soll, ist kein anderes als das des Historikers, Juristen, Nationalökonomen, Dramaturgen, Musikgelehrten, Aesthetikers. Bleibt also nur der Complex all' der besonderen Beziehungen, in welchen die Eigenart der journalistischen Thätigkeit mit ihren Anforderungen an Actualität, Gedrängtheit, Uebersichtlichkeit und so vielem Anderen hervortritt, was eben das Geheimniß dieser Kunst ausmacht. Unbestreitbar muß der Sinn für all' dies zum guten Theile angeboren sein; fraglich ist nur, ob für das, was sich hierbei erlernen läßt, nicht der Weg der praktischen Erfahrung der sichrere sei. Aber dennoch darf ohne Weiteres zugestanden werden, daß auch auf diesem Gebiete eine wissenschaftliche Vorbereitung als sehr wohl möglich erscheint, und thatsächlich hat auch bereits eine europäische Hochschule einen Lehrstuhl für Journalistik geschaffen. Die katholische Universität zu Lille hat in ihren Cursus der politischen und socialen Wissenschaften drei Vorlesungen zur Einführung in die Journalistik aufgenommen, deren erste sich mit den großen Publicisten Englands und Deutschlands befaßt (Docent: Abbé Dr. Cooten), die zweite mit der Preßgesetzgebung (Professor Gand), die dritte mit Pflichten und Praxis der Journalistik (Redacteur Tavernier vom Pariser „Univers“).

Ob und in welchem Maße die Anschauungen und Ueberzeugungen der Völker materiell durch ihre Presse beeinflußt werden, dies zu untersuchen, wäre gewiß sehr interessant, würde jedoch ein Eingehen auf actuelle Zeit- und Streitfragen erfordern, welches hier vermieden werden soll. Meine Erörterungen wollten nur einen bescheidenen Beitrag zur Erkenntniß der Thatsache liefern, daß die Presse unter die wichtigsten modernen Culturelemente gehört, und daß deshalb Jeder, der den Charakter der Zeit recht verstehen will, wohl Ursache hat, den unzähligen, oft so tief verborgenen Verzweigungen des geistigen Einflusses der Zeitung nachzuforschen.

Der fliegende Weinhändler.

Ein Ostseemärchen

von

Hans Hoffmann.

[Nachdruck untersagt.]

Ein frommer Weinhändler in Lübeck nahm sich den Schaden zu Herzen, der vielen Leuten durch starke Getränke an Leib und Seele geschieht, indem es sie trunken und dann verliebt oder rauffüchtig macht, und er beschloß, diesem Uebel dadurch zu steuern, daß er die Stärke seiner Weine um ein Beträchtliches verminderte. Er nahm klares, gesundes, erquickliches Brunnenwasser und goß dieses mit Geschicklichkeit unter großen Mühen mittels eines Schlauches in seine Fässer, also daß es mit dem feurigen Weine sich auf das Anmuthigste mischte und seine Gefährlichkeit milderte, ähnlich wie ein sanft geartetes Eheweib den Sinn ihres wüthigen Gemahls zu sittigen vermag. Und er verkaufte den so gereinigten Wein um nichts theurer als den früheren, obgleich er doch um Vieles nützlicher zu trinken war, und trotz der großen Arbeit, die er ihm gemacht hatte.

Es geschah aber, wie es oft geht, daß die Leute in seiner Stadt nicht erkennen wollten, was ihnen Gutes widerfuhr, sondern hämisch unter einander zischelten und hochmüthig sprachen: „Pfui Teufel, schmeckt das Zeug dünne!“ Und sie wurden unlustig und lässig bei ihm zu kaufen.

Das ging ihm wiederum zu Herzen, denn er fürchtete, sie möchten ihr Geld zu schlimmen Gesellen tragen und möchten so das Gemeinwohl schädigen, und er beschloß, abzuhelfen. Er kaufte in fremden Städten allerhand köstliche Säfte und Spezereien und spendete viel Geld dafür, als da sind unvermischter, trefflicher Spiritus, gute Schwefelsäure und mannigfache andere gewürzige Säuren und Kräuter; und alle diese Dinge that er mit Freuden seinem Weine hinzu und vermengte sie damit emsig.

Und sein Fleiß ward gesegnet, denn der Wein ward nunmehr noch viel feuriger als am ersten Anfang und von viel lockenderem Wohlgeschmack, und sein Duft stieg angenehm in die Nase wie der Duft einer Blume.

Und die Käufer kamen wieder reichlicher noch als vordem und tranken vergnüglich und sprachen zu einander: „Es hat einen feinen Jahrgang gegeben dahinten am Rhein und in Welschland, und unser Meister hat Glück und Verstand gehabt bei dem neuen Einkauf."

Das ging so eine Zeit lang; da erhoben sich Schnüffler und Afterredner, die spitzten die Mäuler und schnalzten mit den Zungen und verbreiteten das Gerücht, dieser Wein schmecke verdächtig und mache gräßliche Kopfschmerzen und andere Beschwerden, so man genug davon trinke. Und das wolle man doch; es stehe Niemand gern auf, ehe er redlich betrunken sei; das aber bekomme hier übel.

Solches Gerücht ging wandern, und es währte nicht zu lange, so begannen die Käufer zum anderen Male sich merklich zu mindern. Da ergrimmte der fromme Weinhändler über die Herzenshärtigkeit seiner Mitbürger und faßte den ernsten Entschluß, ihnen von diesem Jahrgange gar nichts mehr zu verzapfen, sondern die noch vollen Fässer über die Ostsee zu fahren zu treuherzigeren Völkern, die an scharfe Sachen gewöhnt wären und nachher ihren Katzenjammer geduldig dahin nähmen als eine göttliche Schickung. Er wußte aber, daß solche Völker in Pommern wohnten und weiter in Preußen, ingleichen auch bei den Nordmännern über dem großen Wasser.

Also rüstete er ein Schiff und stach fröhlich in See und hoffte wieder heim zu kehren mit leeren Tonnen und vollem Beutel.

In solcher Vorfreude seines Herzens und weil der Wind günstig war, gab er am dritten Tage dem Schiffsvolke ein Fäßlein preis, daß sie tapferen Muthes blieben. Ein rechter Schiffer aber macht ganze Arbeit im Trinken; und sie soffen den Wein, als wäre es Dünnbier. Davon widerfuhr ihnen das Uebel, daß sie gänzlich betrunken wurden, und trieben gräßlichen Unfug. Zu guter letzt nahmen sie ein sehr großes Faß, schlugen ihm den Boden aus und ließen den Wein in gewaltigem Strome ins Wasser laufen. „Denn," sprachen sie fröhlich, „die Meermänner unten müssen auch etwas haben, sonst werden sie uns feindlich und thun uns einen Schabernack. Und dem bitteren Seewasser kann's auch nicht schaden, wenn es etwas Geschmack bekommt, denn am letzten Ende kriegen wir's doch meist alle 'mal zu schlucken."

Der fromme Weinhändler ward sehr betrübt über die Sünde solcher Vergeudung; denn er selbst war nüchtern, weil er es nicht für recht hielt, von seinem eigenen Weine zu trinken. Doch er konnte nichts ausrichten wider die wilden Gesellen.

Diese Leute aber hatten allerdings Recht gehabt: die Meermänner kamen wirklich in dichten Schwärmen, denn der Würzgeruch lockte sie, und fingen das Getränk in riesigen Muscheln auf und tranken so viel davon, wie das nur solche Unmenschen können, noch viel mehr sogar als Schiffer.

Darauf wurden sie auch betrunken, und zwar über alle Menschenbegriffe, und huben nun an in dem Wasser umher zu tollen wie gekitzelte Walfische. Sie kollerten sich auf den Wellen, schnellten jäh in die Höhe, schossen kopfüber in die Tiefe mit einem rasenden Purzelbaum und plätscherten im Kreise umher wie flatternde Erpel. Dazu vollführten sie ein Getöse mit Schnarren,

Schnauben, Fauchen und Prusten, als ob sieben Sturmwinde wider einander schlügen.

Von so grenzenlosem Unfug kam das Meer in Aufruhr, wie wenn der Sturm es peitscht, die Wogen schlugen mächtige Schaumkämme und klatschten wider das Schiff mit donnerndem Anprall. Und je gewaltiger sie sich wälzten, desto vergnügter ward das Nixenvolk, das sich jauchzend auf ihnen schaukelte.

Aber das Schiff schaukelte nun auch, und zwar ganz erschrecklich, als ob es gleichfalls betrunken wäre, und dem frommen Weinhändler ward angst und bange, denn er merkte, daß es längst keinem Steuer mehr gehorchte, sondern verworren umher trieb, weil die Schiffer in ihrem Rausch sich nicht darum kümmerten. Und obendrein fielen mit der Zeit diese Einer nach dem Andern um und kamen zum Einschlafen. Die Meermänner aber hielten es länger aus und trieben's immer noch toller; und das arme Schiff flog umher wie ein angeschossenes Wasserhuhn.

Der fromme Weinhändler versuchte in Todesangst mit Schreien und Rütteln die Berauschten zu wecken, aber das half ihm zu gar nichts; denn wie Jeder erwachte, fing er schrecklich an zu stöhnen und sich vor unsäglichem Elend zu krümmen. Sie hatten Alle mit einander einen Katzenjammer so scheußlicher Art, wie ihn Keiner jemals zuvor gekannt hatte. Ja, so kläglich war dieser Zustand, daß sie Allesammt liegen blieben, wo Jeglicher lag, und ächzend schwuren, es sei ihnen ganz gleich, ob das Schiff untergehe oder nicht, zum wenigsten würden sie mit dem bißchen Leben auch dies Elend los sein. Und so viel der Unselige auch flehte und schalt, er konnte nichts ausrichten; sie stöhnten und fluchten und blieben ganz unthätig.

Er wußte aber nicht, daß ihm selbst das nichts mehr geholfen hätte, wären sie auch nüchtern und munter gewesen wie redliche Knaben; denn das Nixenvolk hatte es nunmehr ernstlich auf das Schiff abgesehen, weil sie noch mehr von dem wundervollen Wein darinnen witterten und den gerne haben wollten. Auch fanden sich jetzt immer noch Andere ein, die noch gar nichts bekommen hatten und von schrecklichem Durste gequält wurden.

Also stemmten diese Alle ihre starken Schultern von unten gegen das Schiff und schoben es vorwärts mit furchtbarer Geschwindigkeit, bis wo sie die nächste Steinklippe wußten, daran sie es zerschellen könnten. Das war ein Felsen einsam mitten im Wasser und hoch aufragend.

Als nun der fromme Weinhändler sah, daß sein Schiff hülflos darauf zuschoß und nicht mehr zu retten war, kroch er vor Verzweiflung in ein leeres Weinfaß und erwartete da den Tod, vermeinend solcher Art gleichsam in seinem Berufe zu sterben. Allein wie nun das Schiff gegen den Stein prallte und knatternd zersplitterte, ward er mit seinem Fasse in gewaltigem Bogen hinaus geschleudert und fuhr in eine Spalte des rissigen Gesteins und blieb eingeklemmt darin hängen. Zwar dröhnte ihm der Kopf und alle Glieder von dem Aufprall, und er fürchtete zu zerbröckeln; jedoch hatte das Holzwerk den Stoß gemildert und seine Knochen erhalten.

Das andere Schiffsvolk aber versank zusammt dem Fahrzeug in die weiche Tiefe und ward damit des Katzenjammers ledig für ewige Zeiten. Und die

Wassermänner packten die vollen Weinfässer mit wuchtigen Armen und zerschlugen sie an dem Felsen und soffen das Getränk im Herabfließen aus, ehe es das Wasser noch erreichte. Und sie wurden so betrunken, wie wir armen Landmenschen es gar niemals zu werden im Stande sind. Sie umarmten einander mit brüllendem Jubel und trieben ungeheure Kurzweil viele Stunden hinter einander.

Und der arme Weinhändler saß nüchtern und frostig oben in seiner Tonne und sah die Trümmer seines Gutes den Felsen umspielen. Er weinte und rang die Hände als ein verlorener Mann. Doch da kam die Nacht, und trotz alles Brüllens und Tobens umher sank er vor Mattigkeit endlich in Schlummer.

Und da kam der Morgen, und die Sonne stieg herauf mit gewaltigem Lichte. Es war nun ganz still geworden ringsum, und das wüste Lärmen verhallt, aber die See ging noch hoch, und langrollende Wellen wälzten sich schwerfällig klatschend gegen die nackten, grauen Steinplatten. Und die Sonne ging hinter Wolken, und ein grau schleichender Dunst quoll über das Wasser trübselig und öde. Und über den Rücken der Wogen hin kroch ein zitteriges Kräuseln wie ein jämmerliches Frösteln.

Und alsbald auch vernahm er ein dunkles Tönen ringsum, das ihm durch Mark und Bein ging, so schauerlich war's zu hören. Ein Stöhnen war es und Aechzen und Wimmern, und ein Gurgeln und Röcheln, wie wenn ein stürzender Meerstrom sich zwischen engen Felswindungen hindurch drängt, oder wie wenn unter dem Eise in der Winternacht ein klagendes Glucksen dahin hallt, gespenstisch und grausig.

Da kroch er schaudernd aus seiner Tonne und sah rund um den Fuß seines Felsens her den großen Schwarm der Meermänner gelagert in einem trostlosen Zustande. Die Einen lagen glatt an den Stein geschmiegt und krallten mit den Tatzen zuckend an seinen Zacken oder hielten sich den Dickkopf mit pressenden Händen, als ob sie befürchteten, er möchte ihnen zerplatzen. Andere streckten sich bäuchlings im Wasser, krümmten und wanden sich mit jammervollen Grimassen und drückten mit wirrem Augenverdrehen die Hände auf ihren Magen. Das Ganze sah aus wie ein Heer von Verwundeten auf verlassenem Schlachtfelde.

Der fromme Weinhändler erkannte an allen Zeichen sogleich, welcher Art solches Leiden sei; doch ein graues Elend von so erschütternder Erscheinung hatte er auf dem festen Lande noch niemals gesehen und auch nicht bei seinen Schiffern.

Auf einmal that einer aus jenem trostlosen Volke der Jammergeschlagenen einen schauerlichen Aufschrei und wies mit einer starren Gebärde auf den unseligen Mann, der ihnen so nahe saß und doch keiner von den Ihren war. Und ein dunkel anschwellendes Murren und Murmeln erscholl ringsum: „Der ist es! Der ist es!“ aus hundert heiseren, dumpf krächzenden Kehlen.

Und dann kletterten sie aufwärts in wirr wimmelndem Schwarm, immer näher mit keuchendem Drohen, und es gab kein Entrinnen, und sie glotzten ihn an mit ihren scheußlichen Fischaugen und klatschten mit den Schuppen-

schwänzen zappelnd auf den Stein. Dazu rochen sie abscheulich nach Thran und faulem Seetang oder auch nach Schwefelsäure und anderen Greueln.

Dem umringten Manne ward bei solchem Anblick unsagbar übel bis in die Abgründe des Magens, und er meinte zu fühlen, wie all' seine Eingeweide sich zerrend verrenkten und in gräßlichen Schraubenwindungen sich zur Kehle hinauf drängten.

„Der ist es! Der ist es!“ hub sich jetzt eine einzelne tiefe, grobe Stimme aus dem dumpfen Haufen hervor, und dicht vor ihm reckte sich ein Ungethüm auf mit fletschenden Zähnen gleich einem Haifischgebiß und mit einem langen Barte wie aus schleimigen Schlingpflanzen gewachsen, die von Krebsen und Krabben und anderem Geziefer widerlich wimmelten.

Aber so groß der Schreck und der Abscheu des armen Mannes auch war, sein Mitleid ward noch größer: ein so abgrundtiefes Elend stand in dem aschfahlen, grüngestreiften Antlitz des trostlosen Ungeheuers geschrieben. Allein solch' Mitleid zerging ihm wieder in Grausen, als jenes anhub zu sprechen:

„Verflucht sollst Du sein, Armseliger Du und doch frevelhafter Landwurm! Gleichwie Du heute unaussprechlichen Jammer über das Meervolk gelegt hast, so sollst Du verdammt sein, bis ans Ende aller Tage die See zu durchkreuzen und gleichen Jammer zu bringen über alle Deinesgleichen. Für ewige Zeit sollst Du haltlos schaukeln auf den rollenden Wogen, für ewig behaftet mit dem schauervollen Siechthum, das uns heute durchwühlt, sollst ewig so schweben zwischen Leben und Sterben, sollst in endlosem Katzenjammer qualvoll dahin fahren. Und jedes Auge eines Landmenschen, das Dich vorübersegeln sieht, wird geschlagen werden mit Entsetzen, sein Antlitz wird zucken und jäh verbleichen, wird nach kurzem Ringen dem nämlichen Elend kläglich unterliegen. Wehe dann Dir und wehe dem Geschlechte, aus dem Du geboren bist! Nicht ungestraft mehr soll es hinfort über die Wogen wandern im schwankenden Schiffe, nicht unerreicht, nicht ungewürgt von der schauervollen Krankheit! Das sei auch der dauernde Fluch unserer Rache.“

Er sprach's, und ein hundertstimmig markerschütterndes Stöhnen, dem Stoße eines Sturmwindes gleichend, bekräftigte seine Rede.

Und allsogleich fühlte der schiffbrüchige Mann, wie sein Fels sich bewegte und vorwärts glitt und schaukelnd gewaltsam schlingerte und stampfte. Und er sah, daß der Stein jetzt länglich geformt war, gerade wie ein Schiff und eine Fläche trug, auf der standen drei kahle Bäume mit breit gespreizten Aesten, die wagerecht abstanden, und siehe, jetzt waren es Mastbäume. Und eine weiße Wolke senkte sich nieder und blieb hangen an einem Maste, und noch eine Wolke und noch eine, und die festigten sich alle zu weißgeblähten Segeln.

Und so segelte das neue Schiff in schreckhaft eiliger Fahrt immer weiter und weiter und segelt noch heute nach vielen hundert Jahren immer kreuz und quer über die große See, bei Tage und bei Nacht, und findet keine Ruhe und erreicht niemals ein Land. Und der einsame Schiffer steht ewig am Steuerruder mit seinem Jammergesicht und mit schlotternden Knien; nur bei Windstille darf er die Segel reffen und sich schlafen legen; und dann wird er auch

ganz unsichtbar, und man merkt sonst nichts von ihm. Sobald aber wieder Seegang ist, muß er aufstehen und segeln, immer die Kreuz und die Quer, und muß andere Schiffe suchen und an denen vorüberstreifen. Und Mancher auf solchem Schiffe sieht ihn dann und Mancher sieht ihn nicht; die Meisten aber sehen ihn, nämlich wie einen Nebel vorbei huschen bei Tage und wie einen leichten Glühschein bei Nacht, 'mal so geformt und 'mal so, ganz wie manchmal die Wolken allerlei Gestalt annehmen, 'mal wie ein Berg aussehen und 'mal wie ein Baum und 'mal wie ein Thier und so auch 'mal wie ein Schiff: gerade so wechselnd ist auch dies anzusehen als ein richtiges Gespensterschiff, was es eben ist. Und noch verwischter und verwaschener sieht man den Mann am Ruder; bloß daß ein grünlicher Schein von seinen Augen glimmert; aber wer ihn so gesehen hat, dem gnade Gott! Für so lange kann der getrost einpacken, bis er an Land kommt oder die See wieder ganz ruhig ist: so lange hat ihn die Krankheit. Und die Schiffer nennen diesen gespenstigen Segler den fliegenden Weinhändler — — „Gott's ein Donner!" rief plötzlich der alte Fischer Gottlieb, der diese Geschichte seinen Sommergästen erzählte, indeß er sie in dem tanzenden Boote durch die Brandung steuerte, „ich glaub' nu beinah', der fliegende Weinhändler ist ja wohl jetzt eben hier in der Gegend vorbeigestreift. Gesehen hab' ich ihn zwar nicht, weil er vor Unsereinem 'ne Scheu hat und sich nicht gern zeigt, aber ich hab' so 'was im Gefühl, als ob hier irgend was nicht richtig wär' um die Natur herum. Und ich hab' auch 'was gehört wie ein Klappen von Segeln und Knarren von Raaen, ganz nah', ganz nah', aber sehen konnt' ich nichts. Aber schöne, junge Frau, ich glaub' wahrhaftig, Sie haben ihn gesehen: Sie machen solche Augen und solchen Mund, wie man sie dann so macht. Und ist allerdings auch zu sagen, daß er vor jungen Mädchen und Frauen sich am häufigsten sehen läßt, besonders wenn sie hübsch sind. Und es steht ihnen dann auch gut, muß ich sagen, solchen hübschen Frauen, das bißchen Abblassen und geistliche Mienen; es ist immer was Apartes. Und seien Sie ganz ruhig, liebe, junge Frau, es kann Ihnen nicht viel thun, wir sind gleich wieder an Land; in fünf Minuten hören Sie den Sand knirschen. Alle Hagel, ja, aber jetzt schlingert's nicht schlecht. Ja, ja so, die Brandung. Na, gesagt hab' ich's gleich und hab' reichlich gewarnt. Nordwest ist meistens 'ne Sache in unserer Gegend. Aber jetzt schätz' ich's bloß noch auf drei Minuten oder höchstens viertehalb. Lang können sie einem ja werden, solche dumme Minuten — aber jetzt sind es sicherlich auch nur noch zwei."

Die hübsche, junge Frau erwiderte nichts; sie lehnte den Kopf an die Schulter ihres Mannes und stöhnte zum Gotterbarmen.

Zwanzig Minuten nach dem letzten Trostwort des Fischers lief das Boot auf den Sand. Solch' Knirschen ist eigentlich kein lieblicher Ton, aber manchmal doch sehr angenehm, meinte der alte Gottlieb.

Der deutsche Handel im sechzehnten Jahrhundert.

Hamburg und England im Zeitalter der Elisabeth. Von Dr. Richard Ehrenberg, Secretär des königl. Commerz-Collegiums in Altona. Jena, Gustav Fischer. 1896.
Das Zeitalter der Fugger. Geldcapital und Creditverkehr im sechzehnten Jahrhundert. Von Dr. Richard Ehrenberg. Erster Band: Die Geldmächte des sechzehnten Jahrhunderts. Zweiter Band: Die Weltbörsen und Finanzkrisen des sechzehnten Jahrhunderts. Jena, Gustav Fischer. 1896.

So oft man von Dingen des staatlichen, gesellschaftlichen, wirthschaftlichen Lebens redet, pflegt man bei uns — in den gewohnten vergleichenden Betrachtungen heimischer Schicksale mit den Erlebnissen des Auslandes — den Vorsprung der westeuropäischen Staaten und Volkswirthschaften, zumal Englands, zu betonen. Für vielerlei Aufgaben unseres öffentlichen Lebens ist dieser Vorsprung von maßgebender Bedeutung. Denn er bildet die Voraussetzung für lehrreiche Ergebnisse, die uns einigermaßen einen Ausblick in unsere Zukunft gestatten. Ob wir die Probleme einer heutigen Staatsverfassung, des Parteienwesens, des Parlamentarismus, der Preßfreiheit, des Vereins- und Versammlungswesens erörtern, oder ob wir die Fortschritte der productiven Technik, ihres Einflusses auf den Wohlstand der Nationen, die Umgestaltung der Gewerbeverfassung, die Nothwendigkeit socialer Reformen, die einzelnen Maßregeln der letzteren ins Auge fassen — immer gibt uns die Erfahrung Englands einen empirischen Untergrund, dessen Werth sich zurückführen läßt auf die Wahrheit, daß dieses Land alle jene Dinge um ein Jahrhundert früher (oder noch länger) erlebt hat, weil es auf der Bahn der typischen, modernen Entwicklung um ebenso viel vorangeschritten ist.

Nun ist es einmal das Verhängniß aller Wissenschaft vom historischen Sein, daß es hier keine zwingenden Beweise gibt, und daß Wahrheiten, die für einen großen Kreis von kundigen Leuten nahezu die Kraft von Axiomen erlangt haben, von Anderen mit Nachdruck bestritten werden. So gibt es auch im Hinblick auf die eben berührte Wahrheit, von der typischen Bedeutung der neueren Entwicklung Englands auf der Bahn der politischen, socialen, technischen Fortschritte Zweifel, die zwar nicht besonders tief begründet, aber doch desto mehr verbreitet sind. Es wird nicht nur das Nothwendige oder gar das Wünschenswerthe dieser englischen Entwicklung bestritten. Es wird namentlich auch geltend gemacht, es seien für dieselbe so ganz verschiedenartige Bedingungen des Volkscharakters und der Geschichte entscheidend gewesen, daß die daraus entlehnten Muster nichts für Deutschland beweisen, wenigstens nichts in dem behaupteten Sinne. England sei ein Handelsvolk, habe sich gemäß dieser Anlagen eigenartig entwickelt, seine Fortschritte auf dieser Bahn, sein Reichthum, sein Vorrang auf dem Weltmarkte — Alles das seien Eigenschaften und Thatsachen, welche ebenso viele Schattenseiten und Gefahren in sich bergen, als sie Glanz und Bewunderung erzeugen, welche aber namentlich den Engländern eigenthümlich und in keiner Weise mustergültig für Deutschland seien.

Das deutsche Volk vielmehr habe die Folgerungen aus seiner eigenen Geschichte und seinen nationalen Eigenschaften zu ziehen, die durchaus verschieden sind von denen des englischen Volkes. Insbesondere wird darauf hingewiesen, daß die Deutschen ein vorwiegend für die Landwirthschaft geschaffenes Volk seien, daß zur gegenwärtigen Stunde noch der größere Theil der deutschen Nation seiner natürlichen Anlage gemäß aus diesem Berufszweige seinen Unterhalt gewinne und dazu bestimmt sei, demselben treu zu bleiben, wenn anders Deutschland von der Bahn seiner normalen Entwicklung sich nicht wolle abdrängen lassen durch fremdartige Einflüsse und verkehrte Beispiele des Fortschritts anderer Nationen.

So etwa reden die Anderen.

Die Entscheidung über diesen Gegensatz wird, weil es sich doch um historische Ansichten handelt, bei der näheren Kenntniß der Geschichte liegen. Und die Frage, die zu beantworten ist, wird die sein: Worin denn die behauptete Verschiedenheit ihren Grund hat, von woher sie datirt, welches der wirkliche (nicht der eingebildete) Verlauf der deutschen wie der englischen Geschichte gewesen ist.

Ist es richtig, daß man sich die Geschichte des deutschen Volkes als diejenige eines Ackerbauvolkes, die Geschichte des englischen Volkes als diejenige eines Handelsvolkes zu denken hat? Daß dieses den Charakter der Volkswirthschaft jeder der beiden Nationen von jeher bestimmt hat? Die neuen Werke, von denen wir hier reden wollen, geben Antwort darauf.

Das eine führt uns in das Gebiet des hanseatischen Bundes, zwar in die Zeit seines Niederganges, aus dessen Trümmern aber Hamburg sich erhebt; das andere nach Süddeutschland in den Wohnsitz der Geldmächte des sechzehnten Jahrhunderts. Dort ist es die Handelsmacht der niederdeutschen Seestadt gegenüber jenem England, das eben damals aus schwachen Anfängen erst versuchte, sich zu der Bedeutung zu erheben, welche die Unkenntniß der Geschichte ihm als angeborenes Attribut zuzusprechen geneigt ist. Hier ist es die Blüthe der oberdeutschen Reichsstädte, deren Thatkraft und Reichthum im Wettbewerb mit dem Geld- und Bankwesen der Italiener und der Niederländer die Grundlagen des heutigen Anleihen- und Börsenwesens legte. Beide Bücher zeigen ebenso sehr die damalige Höhe, wie den späteren Fall der deutschen Volkswirthschaft. Sie zeigen das wechselvolle Schicksal der wirthschaftlichen Seite eines Staatslebens, Hand in Hand mit seinen ganzen Verfassungs- und Verwaltungszuständen, mit seiner Machtstellung und dem Range unter den Nationen.

Hierüber einige erläuternde Worte.

Ein Vergleich Englands und Deutschlands im sechzehnten Jahrhundert weist alle Symptome einer überlegenen Culturstufe in Deutschland auf. Dichtere Bevölkerung, intensivere Production, entwickelterer Consum und Luxus, vor Allem aber großer Reichthum an Geldcapital. Der Venetianer Giovanni Micheli schätzt (1557) das Vermögen der reichsten englischen Kaufleute auf 50 000 bis 60 000 Pfund Sterling. Soviel besaßen in Deutschland (Augsburg) bereits Handelshäuser zweiten Ranges. Das Vermögen der Fugger aber betrug (1546) 4³/₄ Millionen Gulden, d. h. etwa fünfzehn Mal so viel. Die englische Krone mußte ihre Anleihen in Antwerpen aufnehmen. Als die Kämpfe in den Niederlanden diesem ein Ende machten, hatte Elisabeth die größte Mühe, ihre außerordentlichen Geldbedürfnisse durch inländische Anleihen zu decken, nicht immer mit Erfolg. Dagegen verfügten die deutschen Kaufleute über so große Geldcapitalien, daß sie nicht nur dem Kaiser, sondern auch seinen Feinden, den Königen von Frankreich, wie überhaupt den meisten europäischen Potentaten — darunter den Königen von England — viele Jahrzehnte lang den größten Theil der für ihre Rüstungen und Kriege nöthigen Geldmittel leihen konnten.

Ueberlegen war Deutschland vor Allem im Bergbau. Nicht nur in deutschen Ländern, sondern auch in Ungarn und Spanien grub der deutsche Bergmann mit deutschem Capitale nach Silber, Quecksilber, Kupfer, Eisen. England hatte nur

seinen alten Bergbau auf Zinn und Blei. Schon König Heinrich VIII. bemühte sich, den Bergbau seines Landes zu entwickeln und trat dieserhalb wiederholt mit deutschen Unternehmern in Verbindung. Erst unter Elisabeth gelang die Gründung einer großen Bergwerksgesellschaft durch Augsburger Kaufleute. Die vielen damals nach England gekommenen deutschen Bergleute lehrten die Engländer ihre Technik. Sie waren es, welche den Gebrauch der Steinkohle für die Eisenproduction (an Stelle der Holzkohle) einführten.

Deutschland war damals (wie England heute) das Land der Maschinen und der technischen Erfindungen. Die Baumwollindustrie existirte unter Elisabeth in England noch nicht; Deutschland hatte schon seit Jahrhunderten die blühende schwäbische Barchentindustrie, welche im sechzehnten Jahrhundert durch das Eingreifen der Fugger theilweise den Charakter einer Großindustrie annahm, und deren Erzeugnisse in großen Massen nach England wie nach den meisten anderen Ländern exportirt wurden. Erst später ahmten die Engländer diese Stoffe nach, die sie „Fustians“ nannten.

Die Tuchindustrie war freilich bereits stark entwickelt in England. Aber es waren nur Halbfabrikate; das Zurichten und Färben mußte im Auslande besorgt werden, trotz aller Mühe, welche sich die englische Regierung gab, im Inlande diese Fertigkeiten einzubürgern.

Gegen die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts war noch ein sehr bedeutender Theil des Außenhandels in den Händen der Fremden. Die Hauptmasse des englischen Activhandels war in Antwerpen concentrirt, hatte also nur einen ganz kurzen Seeweg zurückzulegen, was die Entwicklung der englischen Schiffahrt lange Zeit in engen Grenzen halten mußte.

Das wurde durch die Handelspolitik der Tudors, am meisten der Elisabeth, zu Ende des sechzehnten Jahrhunderts anders. Auf Andrängen der inländischen Kaufleute brach die Krone die Vorrechte der fremden Kaufleute, zumal der Deutschen und der Italiener, welche diese im Laufe des Mittelalters in England erworben hatten. Schiffahrt, Industrie der Engländer wurden durch die Regierung emporgehoben, und der Wettbewerb der Ausländer zurückgedrängt. „Aufgabe des Königs ist es, zu erwägen,“ so sagt ein Engländer jenes Zeitalters, „wie das Volk, entsprechend der Natur seiner Gaben, in Arbeit gesetzt werden kann, damit es Alles, was außerhalb des Königreichs gemacht wird, im Königreiche fertigen könne.“ Dieses ist der oberste Grundsatz der englischen Wirthschaftspolitik bis ans Ende des achtzehnten Jahrhunderts hin.

Was die Engländer hinaufhob, fehlte den Deutschen — es gab keine deutsche Handelspolitik. Denn in der Zeit, da das englische Staatswesen sich befestigte, zerfiel das deutsche Reich immer mehr bis zur endlichen Auflösung. „Wenn sie einig wären,“ berichten die venetianischen Gesandten, „ihre Macht wäre wahrhaft furchtbar.“ Aber die Einigkeit war nicht möglich. Bis dann in einzelnen Territorien, zumal in Preußen und Sachsen, auf engerem Gebiete eine selbständige Wirthschaftspolitik sich erhebt, während an den Grenzen des Reiches einzelne Handelsstädte zeigen, was unter so schwierigen Umständen erreichbar ist. Die größte von ihnen, Hamburg, in ihren Beziehungen zu England, schildert Ehrenberg's erstes Werk. Wie aus dem Verfall der mittelalterlichen Hansa, ja durch die Verletzung der Vertragstreue gegen die Hansa hindurch die Stadt Hamburg die Forderungen des neuen Zeitalters, soweit sie in den Zuständen des damaligen deutschen Reiches erfüllbar waren, durchgesetzt — das ist ein anziehendes und lehrreiches Bild, welches in der Umgestaltung der Handelsbeziehungen die gesammte Geschichte des Staatenwesens spiegelt.

Für die Hansa, so faßt Ehrenberg die Ergebnisse seiner Untersuchung zusammen, war die Wiederaufnahme der Engländer in Hamburg ohne Zweifel einer der letzten Nägel zu ihrem Sarge, aber auch nicht mehr. Für Deutschland im Allgemeinen war die nachtheilige Wirkung noch weit geringer. Der wirthschaftliche Niedergang Deutschlands war schon seit langer Zeit besiegelt. Andererseits hat die

Wiederaufnahme der Engländer durch Hamburg, indem sie zunächst die Immunität Hamburgs im dreißigjährigen Kriege erleichterte, für ganz Deutschland den unschätzbaren dauernden Gewinn erzeugt, daß wenigstens diese deutsche Stadt sich verhältnißmäßig ungestört entwickeln konnte. Freilich wurde sie zunächst keineswegs eine nationale Handelsmetropole. Ihre Hauptstärke lag auf Jahrhunderte hinaus im internationalen Zwischenhandel. Doch zog sie auch von dem nationalen Exporte und Importe so viel an sich, daß sich hierdurch die Grundlagen der deutschen Volkswirthschaft zu deren Segen schließlich wieder immer einheitlicher gestaltet haben.

Im Mittelalter war Lübeck, eine Reichsstadt, die Metropole des niederdeutschen Handels gewesen, der oberdeutsche Handel aber hatte seinen Nährboden in Italien gefunden. Im sechzehnten Jahrhundert gravitirte der größte Theil des ganzen deutschen Handels nach einer dem Reiche entfremdeten Stadt: nach Antwerpen. Jetzt wurde Hamburg für einen nicht so großen, aber immer noch höchst ansehnlichen Theil von Ober- und Niederdeutschland die große Pforte der wirthschaftlichen Entwicklung. War diese auch zunächst rückläufig, es kam doch zuletzt der Augenblick des Wiederaufsteigens. Hamburg hat ihn nicht herbeigeführt; seine internationale Richtung hat sogar die Gesundung der deutschen Volkswirthschaft hie und da gehemmt. Doch nach Ueberwindung dieser unvermeidlichen Reibungen erwies sich der Besitz eines solchen Welthandelsplatzes für Deutschland als ein wachsender Segen, um den uns die anderen Völker beneiden. Die Wiederaufnahme der Engländer im Jahre 1611 hat wesentlich dazu beigetragen, für Hamburg auch in den schweren Zeiten des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts eine Entwicklung zu ermöglichen, deren Ergebnisse im neunzehnten Jahrhundert unserem ganzen Vaterlande wieder zu Gute gekommen sind.

Im ersten Werke Norddeutschland, das Gebiet der Hanseaten, der Seehandel, Hamburg und die Engländer. Im zweiten Werke Süddeutschland, zumal Augsburg, die Nachbarschaft mit Italien, Reichthum und Geldhandel, die sich an das Beispiel der italienischen Stadtrepubliken anschließen — das Zeitalter der Fugger. Hier wie dort eine Menge neuen Quellenmaterials erschlossen, dessen Ueberfluß nur noch reizvoller wirkt durch die Andeutungen der daneben laufenden Bahnen für fernere Forschungen und der dafür noch zu hebenden urkundlichen Schätze. Besonders werthvoll die Aufschlüsse aus dem Hausarchiv des Fugger'schen Geschlechts, welches in neuester Zeit schon zu manchen historischen Arbeiten den Stoff geliefert, aber noch niemals in dieser Richtung, die gleichsam die fundamentale für dieses Gebiet und diese Persönlichkeiten ist. Dann die Art, wie der Stoff von Ehrenberg ausgenutzt, wie ihm Leben verliehen ist durch seine Darstellung, — das gerade Gegentheil todter Gelahrtheit und ermüdenden Sammlerfleißes, vielmehr die Kraft der Wiedererweckung des gefundenen Materials vermöge der lebendigen Anschauung eines mitten in der thätigen Wirklichkeit stehenden Volkswirthes.

Aufsteigen und Niedergang des Hauses der Fugger umspannt die beiden Jahrhunderte von der Mitte des fünfzehnten bis zur Mitte des siebzehnten Jahrhunderts. Steigen und Fallen läßt sich sehr wohl vergleichen mit Demjenigen, was wir im Laufe des gegenwärtigen Jahrhunderts an dem großen Londoner Bankhause der Gebrüder Baring erlebt haben. Aus gewinnbringenden Speculationen an Darlehnsgeschäften für fremde Staaten steigt der Reichthum empor, bis dann der Zeitpunkt eintritt, da die Kehrseite aller Speculationen sich meldet und die letzten gefährlichen Geschäfte das Gewonnene wieder hinwegnehmen. Die Gefahren, die heute draußen in der weiten Welt, in Argentinien und der Türkei aufgesucht werden, drängten sich damals aus dem Herrscherhause des eigenen Reiches heran. Die Hauptschuldner der Fugger waren die Fürsten aus dem Hause der Habsburger.

Man kennt die Anekdote von der Verbrennung eines Schuldscheines Karl's V. durch Anton Fugger, als dieser Kaiser bei dem Augsburger Handelsherrn am

Kaminfeuer saß. Ein bekanntes Bild stellt diesen Hergang dar. Die Anekdote, wie die meisten ihresgleichen, ist nicht historisch. Die Quellen sagen kein Wort davon. Ganz dieselbe Anekdote wird von mehreren anderen reichen Kaufleuten derselben Zeit erzählt. Demselben Kaiser Karl soll dieselbe Milde von einem Adamo Centurione erwiesen sein, wie Casoni in den Annalen von Genua erzählt, und der Kaiser habe dafür mit einer wohlgesetzten Rede gedankt. In den Niederlanden ferner wird dasselbe von anderen Geldleuten erzählt u. s. w.

Die Wahrheit ist, die Fürsten jener Zeit haben es auf solche Großmuth nicht erst ankommen lassen, sie haben die Schuldscheine nicht bezahlt, auch ohne daß der Gläubiger sie verbrannt hätte. Hier ein besser bezeugter Hergang! Als Kaiser Friedrich III. im Jahre 1473 sich zu Augsburg befand, baten ihn die Cölner um Hülfe gegen Karl den Kühnen, der ihnen abgesagt und ihre Stadt Neuß belagert hatte. Aber der Kaiser konnte nicht abreisen, weil er den Augsburger Bäckern, Metzgern, Fischern, Hökern und anderen Handwerksleuten noch 1730 Gulden schuldig war. Darauf versprachen die Cölner Abgesandten, dies zu bezahlen. Da sie aber nicht so viel bares Geld bei sich hatten, so trauten ihnen die Handwerker nicht, und als der Kaiser trotzdem fortreisen wollte, schlugen die Gläubiger Ketten um den kaiserlichen Pferdestall und wollten die Pferde nicht fortlassen, man zahle denn zuvor. Ja, einer von ihnen, der Hufschmied Hans Asch, griff den Pferden des Wagens, in dem der Kaiser saß, in die Zügel und wollte den Kaiser nicht abfahren lassen. Der Streit währte, wie es scheint, mehrere Stunden lang. Inzwischen entlehnte man Geld, um die Handwerksleute zu bezahlen. Die Stadt Augsburg schoß 1500 Gulden vor, wogegen der Kaiser seinen kostbaren Schatz an Gold- und Silbergeräth in Augsburg zurückließ.

Finanzielle Zustände dieser Art waren es, in welche die Fugger und ihre Zeitgenossen einzugreifen hatten, aus welchen ihre Gewinne sich entwickelten und aus welchen zuletzt ihr Vermögensverfall entsprang. Was im kleinen Maßstabe der Bedarf des kaiserlichen Hofhaltes zeigt, wiederholt im großen Umfang der Geldbedarf der endlosen Kriegsunternehmungen, die in jenem Zeitalter durch das Aufkommen der Söldnerheere immer mehr einen geldwirthschaftlichen Aufwand verlangen. Immer neuer Geldbedarf und immer neue Unterpfänder für Erlangung der Gelddarlehen. Die Reichssteuern, wurden sie überhaupt von den Reichsständen bewilligt, gingen stets mit unendlicher Langsamkeit ein, während das bare Geld stets sofort nöthig war, um „die freien Knechte der Eidgenossen“ zu bezahlen, deren Ueberlaufen sonst unmittelbar bevorstand nach dem Worte „point d'argent, point de Suisse“.

Oder ein anderer Grund der Geldnöthe. Im Jahre 1511 hatte der Kaiser Maximilian den Gedanken, Papst werden zu wollen. Wie wollte er das erreichen? Er beauftragte seinen Rath, Paul von Lichtenstein, 300 000 Ducaten zur Bestechung der Cardinäle bei Jacob Fugger anzuleihen. Als Sicherheit wollte er „die vier besten Truhen mit unseren Kleinodien, mitsammt unserem Lehengewand“ verpfänden. Als Zins wollte er ein Drittel der gleichen Summe geben und dem Jacob Fugger für das Ganze anweisen: 1. „auf des Reiches Hülfsgeld, so wir auf nächstkünftigem Reichstage von den Ständen des Reiches erlangen werden“; 2. auf die künftigen Hülfen und Steuern der österreichischen Erblande; 3. auf die spanischen Jahressubsidien, und 4. wenn alles Das nicht ausreicht, will der Kaiser ein Drittel aller Einkünfte, welche er aus der päpstlichen Würde ziehen wird, zur Bezahlung der Schuld anweisen. — In der Anweisung an den Rath Lichtenstein heißt es: „und ob dir solches Begehren einmal oder mehr von dem Fugger abgeschlagen würde, nichts desto minder sollst du wiederum anhalten.“

Im gleichen Stile, nur auf realerem Boden, verläuft die Werbung um Finanzmittel zur Erreichung der Kaiserwahl Karl's V. durch Bestechung der deutschen Kurfürsten — im Wettbewerbe mit Franz I. von Frankreich. Ein in recht deutlichen Worten gehaltener Mahnbrief Jacob Fugger's an den Kaiser Karl V. vom

Jahre 1523, nach Spanien ihm nachgesandt, erinnert an diese Verdienste Fugger's um die Dynastie der Habsburger.

Auf solchem Boden wuchs der Reichthum der Fugger; aber bis Mitte des siebzehnten Jahrhunderts hatten sie reichlich acht Millionen Gulden auf ihre Forderungen an die Habsburger wieder verloren, den größten Theil dessen, was sie in hundertjährigem Mühen und Wagen erworben hatten.

Die Fugger aber sind nur ein hervorragender Typus unter den großen Bankhäusern jenes Zeitalters, den deutschen, italienischen, niederländischen u. s. w. Auch über diese (nur nicht so eingehend und nicht auf dem Grunde so eindringender Quellenforschungen) berichtet unser Werk, gibt gleichsam eine statistisch-historische Ueberschau der großen Geschäftswelt, wie sie damals sich entwickelt hatte, blühte und niederging.

Hierauf folgt eine Darstellung der großen Börsen („der Weltbörsen des sechzehnten Jahrhunderts"), die ebenso die Vorläufer des heutigen Börsenwesens sind, wie jene Handelshäuser die Vorläufer der Gegenwart. In Antwerpen und Lyon haben wir die Organisationen und die Geschäftsformen des Börsenverkehrs, die Speculationen und die Krisen, welche die Erscheinungen des siebzehnten Jahrhunderts in den Niederlanden, des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts in England und Frankreich, die Erscheinungen der Gegenwart in Deutschland und den Vereinigten Staaten einleiten.

Der Geschichtsschreiber der Stadt Lyon erzählt, wie im Jahre 1555 der König von Frankreich ein Finanzgeschäft machte, welches uns als das erste Beispiel einer Staatsanleihe auf Subscription in einer großen Monarchie entgegentritt. Diese Anleihe, erzählt er, war für alle Arten von Personen offen, welche seiner Majestät Geld leihen wollten. Sie zahlten ihr Geld bei dem Generaleinnehmer von Lyon ein und empfingen dagegen Obligationen in aller Form. Für die Zahlung der Zinsen und Tilgungsraten wurde ein besonderes Amt errichtet, welches zu jedem Termin (zur Messe) die Gesammtsumme von der Finanzverwaltung empfing und sie an die einzelnen Interessenten vertheilte. „Gott weiß," fügt der Erzähler hinzu, „wie die Gier nach diesem übermäßigen Gewinne die Menschen anreizte. Jedermann lief herbei, um sein Geld darin anzulegen, bis herunter zu den Dienstboten, die ihre Ersparnisse hinbrachten; die Frauen verkauften ihren Schmuck, die Wittwen gaben ihre Renten hin, um sich an der Anleihe zu betheiligen. Kurz, man lief dorthin, als wenn das Feuer dort sei."

In der That sind es auch eben die großen Anleihebedürfnisse der damaligen Fürsten und Staaten, welche zur Entwicklung jener neuen Capitalbörsen beitrugen, welche die Fürsten veranlaßten, durch Privilegien und Erleichterungen die neuen Organisationen zur Entfaltung zu bringen.

Inzwischen nahm an jenen Plätzen das Angebot von Geldcapitalien zu. Zahlreiche oberdeutsche und italienische Kaufleute hatten sich dauernd in Antwerpen und Lyon niedergelassen. Sie bewogen ihre Landsleute zur Betheiligung an den gewinnversprechenden Finanzgeschäften. Die Factoren der großen Handelshäuser wirkten in derselben Richtung, bis die Factoreien an den beiden Weltbörsen sich in die Hauptniederlassungen verwandelten. Die Handelsgesellschaften zogen nun ihrerseits von kleineren Capitalbesitzern aus allen Enden freie Geldcapitalien heran, für die sie wesentlich geringere Zinsen bezahlten, als sie durch die Finanzgeschäfte erzielen konnten. Auch in Antwerpen wurde bereits im Jahre 1542 eine Subscriptionsanleihe aufgelegt.

Der letzte große Krieg, den Karl V. seit 1552 gegen Frankreich und dessen Verbündete führte, den nach seiner Abdankung sein Sohn Philipp fortsetzen mußte, stellte an die Börsen Anforderungen, die bis dahin für undenkbar gehalten worden waren.

So wurden diese beiden Weltbörsen die Mittelpunkte zugleich eines politischen und finanziellen Verkehrs. Die Fürsten hielten hier ihre accreditirten Vertreter.

Lange Zeit, ehe die Diplomatie ihren Apparat ausreichend vervollkommnet hatte, um sich die ihr nöthigen politischen Nachrichten zu verschaffen, strömte hier von diesen und anderen Nachrichten eine reiche Fülle zusammen. Von jeher mußte der Kaufmann, um sein Gewerbe betreiben zu können, genau über den Lauf der Welt unterrichtet sein, von dem die Sicherheit der Straßen, der Preisgang der Waaren, die Creditwürdigkeit anderer Kaufleute und noch manches Andere bestimmt wurde. Deshalb enthielten die Kaufmannsbriefe regelmäßig auch derartige Nachrichten, oft in großer Ausführlichkeit. Diese kaufmännischen Nachrichten waren die ersten Zeitungen, bis sie dann später von berufsmäßigen Unternehmern zusammengestellt, allmälig auch, gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts, gedruckt wurden. Die Depeschen der venetianischen Gesandten und die Berichte der diplomatischen Agenten Englands zeigen, wie viel im sechzehnten Jahrhundert die Diplomatie den Handelsberichten der Börsen zu Antwerpen und Lyon verdankte. Den engen Beziehungen und ihrer Vertretung an der Börse von Antwerpen verdankte es die Königin Elisabeth von England, daß sie sammt ihren Staatsmännern über Alles, was in Europa vorging, regelmäßig weit besser Bescheid wußte, als irgend eine andere Regierung ihres Zeitalters.

Das glänzende Vorspiel in Antwerpen und Lyon endete bereits vor dem letzten Viertel des sechzehnten Jahrhunderts. Antwerpen war schon 1572, Lyon wenige Jahre später verödet, ihre Börsen waren vereinsamt, die Geschäfte stockten. Der Wechsel der politischen Umstände führte den Niedergang herbei, in Antwerpen die Religionskämpfe, in Lyon die fiscalische Bedrückung durch die Krone. Aber dauernd blieb das Ergebniß, welches sich in den späteren gleichartigen Organisationen des Welthandels erneuerte.

Diesen Abschluß zur Gegenwart hinüber vollzieht Ehrenberg selber in seinem Schlußabschnitte „Vom Zeitalter der Fugger zur Gegenwart".

Wohl am reichhaltigsten und merkwürdigsten an Einzelheiten ist darin dasjenige, was über die Geschäftsformen der Amsterdamer Börse des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts mitgetheilt wird. Es zeigt, wie sehr diejenige Technik, welche als die specifische Form der heutigen Börsengeschäfte erscheint, bereits in jener älteren Börse vorbereitet ist, vielfach bis auf die feinsten Verschlingungen der Speculation. In Amsterdam war es, wo sich seit dem Beginne des siebzehnten Jahrhunderts ein Actienhandel entwickelt hat, zum ersten Male und vorbildlich für die folgenden Jahrhunderte und für die späteren Börsen von London, Paris, Frankfurt am Main, Wien und Berlin. In Amsterdam entwickelte sich um dieselbe Zeit die Waarenspeculation in den modernen Formen der Börsengeschäfte, Prämiengeschäfte, Terminhandel, Differenzgeschäfte u. dergl. Hier war es, wo man bereits den Registerzwang für Börsengeschäfte vor Jahrhunderten vorgeschlagen hat, der in den letzten Jahren die Gesetzgebung der Vereinigten Staaten und des Deutschen Reiches beschäftigt hat, ja im Börsengesetz für das Deutsche Reich vom 22. Juni 1896 Aufnahme gefunden hat — in letzterem freilich für socialpolitische oder wirthschaftspolitische Zwecke, während er in Amsterdam zu steuerpolitischen Zwecken hat dienen sollen. In Amsterdam und in den benachbarten Städten der Niederlande war es, wo bereits 1636—1637 die berüchtigte Tulpenspeculation ihre Stätte aufgeschlagen hat.

Je gründlicher der Ursprung und das Alter dieser Einrichtungen untersucht wird, um so mehr wird es möglich sein, das heute Bestehende gegen die Launen des Augenblickes und den Wellenschlag einer unreifen öffentlichen Meinung sicher zu stellen.

Doch dieses, wie alles Andere, hat in den voraufgehenden Blättern nur kurz berührt werden können. Es sollte nur den Reiz für die werthvollen Bücher erwecken, von denen wir Proben zu geben versucht haben.

***

Politische Rundschau.

[Nachdruck untersagt.]

Berlin, Mitte August.

Mit tiefem Bedauern ist die Meldung vom Untergange des deutschen Kanonenbootes „Iltis" überall, wo deutsche Herzen schlagen, vernommen worden. Aber auch bei den übrigen civilisirten Nationen regten sich inniges Mitgefühl und Bewunderung für die heldenmüthigen Officiere und Mannschaften, die mit einer letzten Huldigung für ihren Kaiser in den Tod gegangen sind, mit diesem ihre unwandelbare Treue besiegelnd. Es ist bezeichnend, daß gerade ein französisches Blatt, der Pariser „Temps", diese Bewunderung am deutlichsten zum Ausdrucke gebracht hat. Officiere und Matrosen, die fern von der Heimath, Angesichts des Todes ein so leuchtendes Beispiel des Mannesmuthes und der Disciplin, der Selbstverleugnung und der Ergebenheit für ihren obersten Kriegsherrn geben, liefern damit zugleich den schönsten Beweis für die Tüchtigkeit der deutschen Streitkräfte zur See. Daß aber unser Landheer auf derselben Höhe des Patriotismus und der vor keinem Hindernisse zurückschreckenden Tapferkeit steht wie unsere Marine, braucht nicht besonders hervorgehoben zu werden. Um so mehr darf aber der zuversichtlichen Hoffnung Ausdruck geliehen werden, daß hier wie dort zeitgemäße Reformen gleich derjenigen der Militär-Strafproceßordnung zur Ausführung gelangen, nachdem sich so competente Sachverständige, wie der preußische Kriegsminister General Bronsart von Schellendorff und andere militärische Autoritäten, in diesem Sinne ausgesprochen haben.

Man wird denn auch nicht bei der Annahme fehlgehen, daß der deutsche Reichskanzler, Fürst Hohenlohe, als er am 8. August in Wilhelmshöhe vom Kaiser Wilhelm empfangen wurde, Gelegenheit hatte, über die bedeutsame Reform des Militär-Strafverfahrens eingehenden Vortrag zu halten; und darf voraussetzen, daß dieser sich in derselben Richtung bewegt habe wie die Erklärung, die Fürst Hohenlohe am 18. Mai bei den Verhandlungen über die Umwandlung der vierten Bataillone im Reichstage abgab. Daran anknüpfend, daß schon vor längerer Zeit mit der Ausarbeitung einer neuen Militär-Strafgerichtsordnung begonnen worden ist, fuhr der deutsche Reichskanzler fort: „Der Entwurf einer solchen ist nunmehr so weit vorbereitet, daß ich die bestimmte Erwartung hegen darf, denselben im Herbst dieses Jahres den gesetzgebenden Körperschaften des Reiches vorlegen zu können. Derselbe wird — vorbehaltlich der Besonderheiten, welche die militärischen Einrichtungen erheischen — auf den Grundsätzen der modernen Rechtsanschauungen aufgebaut sein." Diese Erklärung wurde damals mit großer Genugthuung aufgenommen, zumal da Fürst Hohenlohe mit seiner ganzen politischen Vergangenheit dafür bürgt, daß der Entwurf, in dem, so weit er im Einklange mit der Aufrechterhaltung der militärischen Disciplin steht, die Oeffentlichkeit des Verfahrens festgesetzt werden soll, in der That den modernen Rechtsanschauungen entsprechen wird. Nachdem Kaiser Wilhelm

durch die nunmehr gewährleistete Einführung eines einheitlichen bürgerlichen Rechts, wie von dem Monarchen selbst hervorgehoben wurde, ein neues Band um die deutsche Nation geschlungen hat, würde diese es ihm nur Dank wissen, wenn das Volk in Waffen der gleichen Segnung theilhaftig würde. Mögen immerhin einige in den veralteten Anschauungen befangene Militärs sich gegen die Reform sträuben, so darf neben den zahlreichen anderen Argumenten für die Oeffentlichkeit des militärischen Strafverfahrens auch dasjenige nicht übersehen werden, daß diese Oeffentlichkeit in der Mehrzahl der Fälle gerade im Interesse der Disciplin geboten erscheint. Der Schreiber dieser Zielen war selbst früher als Jurist in der Lage, während des deutsch-französischen Feldzuges einer ganzen Reihe kriegsgerichtlicher Verhandlungen beizuwohnen und sich von der Präcision zu überzeugen, mit der sich Alles vollzog. Eben weil es auch nicht das Geringste zu verheimlichen gilt, ist es dringend geboten, durch das volle, klare Licht der Oeffentlichkeit die Anschuldigungen zu widerlegen, die mit charakteristischer Uebertreibung das bisher geltende Strafverfahren mit der Heimlichkeit der Inquisition in Parallele bringen. So liegt es unzweifelhaft zugleich im militärischen Interesse, Wandel zu schaffen, wie sich denn auch in Bayern die Oeffentlichkeit dieses Strafverfahrens in vollem Maße bewährt.

Sicherlich wird Kaiser Wilhelm sich nicht, wie von berufsmäßigen Schwarzsehern in der inneren Politik geflissentlich ausgestreut wird, aus Anlaß einer von der öffentlichen Meinung längst für nothwendig erachteten Reform von seinem bewährten ersten Rathgeber trennen wollen, mit dessen Auffassung überdies sich das gesammte preußische Staatsministerium für solidarisch erklärt hat. Der eben bekannt gewordene Rücktritt des bisherigen Kriegsministers, des Generals Bronsart von Schellendorff, in dem man allgemein einen ebenso tapferen Militär als ausgezeichneten Parlamentsredner mit Bedauern scheiden sieht, dürfte mit dieser Frage nur indirect zusammenhängen und eher persönlich als sachlich zu deuten sein. Jedenfalls handelt es sich, auch unter seinem Nachfolger, dem General von Goßler, zunächst darum, den Entwurf an den Bundesrath gelangen zu lassen, so daß eine gewissenhafte Prüfung der einzelnen Bestimmungen mit Sicherheit erwartet werden darf.

Die diesjährigen Kaisermanöver werden durch den Besuch des Zaren und seiner Gemahlin, die sich bei Kaiser Wilhelm nach Breslau angesagt haben, einen besonderen äußeren Glanz erhalten. Abgesehen von den nahen verwandtschaftlichen Beziehungen zwischen der Kaiserin von Rußland und dem Hause Hohenzollern, besteht auch zwischen dem deutschen Kaiser und dem Zaren ein herzliches persönliches Verhältniß, das dadurch noch an Innigkeit gewonnen hat, daß beide Monarchen von demselben Wunsche der Aufrechterhaltung des europäischen Friedens beseelt sind. Bei der Lösung der hohen Culturaufgaben, die dem Kaiser von Rußland insbesondere noch in seinen asiatischen Gebietstheilen obliegt, begleiten ihn andererseits die besten Wünsche der deutschen Nation. Diese wird auch ohne die leiseste Spur von Verdruß die überschwänglichen Schilderungen vernehmen, mit denen die französische Presse sich jetzt bereits anschickt, den Besuch des Zaren in ihrem eigenen Lande zu feiern. Beinahe gewann es den Anschein, als ob die monarchische Idee in der französischen Republik bedeutsame Fortschritte gemacht hätte, wenn man alltäglich in der Pariser Presse nicht minder als in den Provinzblättern aufs Sorgfältigste Alles verzeichnet fand, woraus auf die Eventualität des Zarenbesuches Schlüsse gezogen werden konnten. „Le Tsar au village" lautet die Ueberschrift eines am 8. August vom „Figaro" veröffentlichten Leitartikels, in dem betont wird, wie die Kunde von diesem Besuche bereits in die entlegensten Gebirgsdörfer Frankreichs gedrungen sei, und wie der Schullehrer der kleinsten Gemeinde sich anschickt, seine Kinder die — Marseillaise wiederholen zu lassen. Ist diese doch hoffähig geworden, seitdem sie in Kronstadt in Gegenwart des Kaisers Alexander III. beim Besuche des französischen Panzergeschwaders angestimmt worden ist. Mögen skeptische Gemüther immerhin das Verhalten der französischen Republikaner, denen im eigenen Lande keine Regierung radical genug

erscheint, nicht ganz folgerichtig finden, so kann doch jetzt bereits keinem Zweifel unterliegen, daß der Enthusiasmus und Taumel, mit dem im Jahre 1893 die „Russenfeste" in Toulon und Paris aus Anlaß des Eintreffens des Admirals Avellan und der übrigen Officiere und Mannschaften des russischen Panzergeschwaders gefeiert wurden, noch überboten werden sollen, gleichviel wo der Zar seinen Aufenthalt nehmen würde. Den französischen Republikanern heftet aber der „Figaro" ein beißendes Epigramm an, indem er schreibt: „Man wird sehen, daß diese wilden Demokraten einen sehr tiefen Sinn für die Autorität hegen, und daß sie, ohne es zu wollen, unzweifelhaft in ihren Traditionen allen Arten zarter Aufmerksamkeiten begegnen, um einen befreundeten Souverän zu empfangen. Man wird sehen, daß sie zugleich durchaus naiv sind, und daß es genügt, ihnen zu erklären, sie seien frei, um ihnen dies glaubhaft zu machen. Als ob dergleichen Dinge erst gesagt werden müßten, wenn sie vorhanden sind! . . . Man wird insbesondere sehen, daß dieses Frankreich, das nicht großer Mißstände ermangelt, zugleich über bedeutende Hülfsmittel an Muth, an Intelligenz, an Geduld, an Vertrauen auf die Zukunft, sogar an Glauben schlechthin verfügt, und daß, wie gespalten es auch sein möge, es doch Tage und Beweggründe gibt, die es wieder einig machen." In Rußland selbst wird man sich kaum verhehlen, daß die Enttäuschung zu groß wäre, wenn der Besuch des Zaren unterbliebe. Hat doch derselbe „Figaro" unlängst bereits ziemlich deutlich den Ton anklingen lassen, daß die französischen Capitalisten, die dem russischen Reiche Milliarden anvertraut haben, auch Berücksichtigung verdienen. Und dieselbe Note klingt in dem jüngsten Artikel wider, in dem der Zar ersucht wird, nicht bloß Paris, sondern auch die Provinz zu besuchen, und dann direct mit den Worten apostrophirt wird: „Sire, Sie werden dann Landleute sehen, Arbeiter, gute, ruhige Bürger, unvergleichliche Zahler, die Ihnen einen Theil ihrer Ersparnisse anvertraut haben, welche sie, selbst unter dem Kaiserreiche, in einem wollenen Strumpfe fest verwahrten." Ob gerade dieses Argument sich besonders wirksam erweisen würde, falls der Zarenbesuch nicht ohnehin beschlossen wäre, muß allerdings sehr zweifelhaft erscheinen; von allzu großem Feingefühle zeigt es jedenfalls nicht. Auch ließe sich einwenden, daß die französischen Capitalisten vor Allem eine sichere Anlage ihres Geldes gesucht haben, nachdem sie durch den Panamakrach und andere Katastrophen hart in Mitleidenschaft gezogen worden waren. Damals hatte sich die auri sacra fames verhängnißvoll erwiesen, und die idyllischen Zeiten des „bas de laine", auf die der „Figaro" den Kaiser von Rußland hinweisen zu müssen glaubt, sind längst vorüber.

Wohl aber darf daran festgehalten werden, daß der Zar seinem Besuche nur eine friedliche Bedeutung gegeben wissen will. Und dies stimmt mit dem Verhalten Rußlands in der kretischen Angelegenheit überein. Wie bedauernswerth auch die Vorgänge auf Kreta erscheinen, erhellt doch im Zusammenhange mit ihnen eine für die Aufrechterhaltung des europäischen Friedens erfreuliche Thatsache: das Zusammengehen Rußlands und Frankreichs mit den Mächten des Dreibundes. Wenn es früher als eine paradoxe Behauptung erscheinen konnte, daß die Tripelallianz dann erst ihre volle friedliche Bedeutung erhalten würde, wenn Deutschland, Oesterreich-Ungarn und Italien pari passu mit den beiden bezeichneten continentalen Großmächten vorgingen, so ist dieses Ziel bis zu einem gewissen Grade in der kretischen Angelegenheit erreicht. Diese Gruppirung ist um so charakteristischer, als England sich wiederum isoliren zu müssen glaubte. Obgleich eine Zeit lang an der Annahme festgehalten wurde, daß alle Mächte darüber einig wären, die gemeinsamen Bestrebungen sollten zwar darauf gerichtet sein, in Constantinopel Reformen für Kreta durchzusetzen, die Souveränetät des Sultans dürfte jedoch dadurch nicht aufgehoben werden, zeigte sich sehr bald ein gewisser latenter Gegensatz zwischen England und den übrigen an der diplomatischen Action betheiligten Staaten. Wiewohl das Verhalten Griechenlands von Anfang an als keineswegs einwandfrei erschien, so fehlte es doch auch nicht an Symptomen, aus denen geschlossen

werden konnte, in Athen würde eine Spaltung der europäischen Mächte als wesentlicher Factor in die politischen Berechnungen eingestellt. Es mag nun eine offene Frage bleiben, ob die Eventualität einer Blockade Kreta's schon als nahe bevorstehend angesehen werden mußte; jedenfalls wurde diese aber zum Prüfstein für die wahren Gesinnungen Lord Salisbury's.

Das Verhalten der englischen Regierung gegenüber einer solchen Eventualität, bei der es sich durchaus nicht etwa bereits um bestimmte Vorschläge handelte, spricht dafür, daß in England nach wie vor die Tendenz vorherrscht, Alles abzulehnen, was im Oriente dauernde Beruhigung schaffen könnte. Gelangte dies früher schon in der armenischen Angelegenheit zur deutlichen Erscheinung, so wird man kaum bei der Annahme fehlgehen, daß die Schlappe, die England sich damals zuzog, nunmehr wettgemacht werden soll. Die britische Regierung befindet sich jetzt allem Anscheine nach insofern in einer günstigeren Lage, als ihre großen Streitkräfte zur See in den Gewässern Kreta's unmittelbar zur Verwendung gelangen könnten, während in Armenien auf anderem Gebiete hätte operirt werden müssen. Auch mag Lord Salisbury die Auffassung hegen, daß die Erkenntniß der unzweifelhaften Mißstände in der Behandlung der christlichen Bevölkerung der Türkei, insbesondere auf Kreta, ihm die moralische Unterstützung der öffentlichen Meinung, und zwar nicht bloß in England, sondern in allen Culturländern sichern werde.

Nur läßt sich der sehr stichhaltige Einwand kaum widerlegen, daß die übrigen Großmächte den wirklichen Interessen der christlichen Bevölkerung Kreta's besser dienen, indem sie auf der Insel ernsthafte Reformen herbeiführen wollen, während England gewissermaßen mit dem „griechischen Feuer" spielt. Weder die christlichen noch die muselmanischen Einwohner Kreta's sind bisher auch nur im geringsten durch die platonischen Versicherungen der englischen Presse beruhigt worden. Wohl aber liegt die dringende Gefahr vor, daß nicht bloß durch die Zuführung ruhestörender Elemente aus Griechenland, sowie durch Waffenschmuggel die aufständische Bewegung auf der Insel gefördert, sondern auch der Keim europäischer Verwicklungen gelegt wird, deren Tragweite im Hinblick auf die mannigfachen Verschäftelungen der orientalischen Frage gar nicht abgesehen werden kann.

Allerdings ist die Annahme nicht ausgeschlossen, daß England, für seine eigenen Interessen im äußersten Oriente besorgt, nachdem zunächst die versuchte Ablenkung Rußlands durch die armenische Angelegenheit mißglückt war, einen neuen Versuch macht, die orientalische Frage aufzurollen. Sollte dieses diplomatische Manöver gelingen, so wäre nach der Auffassung der englischen Staatsmänner die Gefahr für Großbritanniens Machtstellung wohl geringer, als wenn Rußland in Ostasien sich eine herrschende Stellung sichert. Nur könnte sich auch diesmal ein arger Rechenfehler in dem politischen Calcul Lord Salisbury's finden. Zunächst hat dieser sein diplomatisches Spiel zu früh offen gelegt, so daß die übrigen Mächte nunmehr über die wirklichen Absichten der englischen Regierung aufgeklärt sind. Rußland und Frankreich, sowie die Mächte des Dreibundes haben daher um so dringendere Veranlassung, im Interesse der Aufrechterhaltung des Weltfriedens bei ihrer nicht minder das Wohl der christlichen Bevölkerung Kreta's anstrebenden als die Souveränetätsrechte des Sultans nach Möglichkeit wahrenden Haltung zu beharren. Auch ist die englische Regierung bisher nicht etwa mit praktischen Vorschlägen hervorgetreten, so daß sie auch nach dieser Richtung hin das Mißtrauen aller Betheiligten herausfordern muß. Auf die ablehnende Haltung in der Blockadefrage darf sie sich aber um so weniger berufen, als diese, wie einige Skeptiker annehmen, zum Theil auch deshalb aufgeworfen sein könnte, um England endlich einmal Farbe bekennen zu lassen.

Was nun die Gruppirung der übrigen Mächte betrifft, so ist diese wohl durch die gesammte politische Lage vorgezeichnet. Rußland hat seine wirkliche Theilnahme für die christliche Bevölkerung der Türkei oft genug mit Gut und Blut bethätigt, so daß es sicherlich nicht zu befürchten braucht, sich auf diesem

Gebiete von England aus dem Felde geschlagen zu sehen. Die russische Regierung handelt aber ebenso maßvoll wie folgerichtig, wenn sie auf friedlichem Wege Reformen im Interesse der Christen auf Kreta erzielen will. Daß sie andererseits gewichtige Bedenken dagegen hegt, von England den „psychologischen Moment“ für die Aufrollung der orientalischen Frage bestimmen zu lassen, erscheint nur als ein Gebot politischer Klugheit und diplomatischer Geschicklichkeit. Daß Frankreich sich im Einvernehmen mit Rußland befinden wird, durfte von Anfang an keinem Zweifel unterliegen. Zu Mißdeutungen konnte allerdings eine der „Agence Havas“ aus Constantinopel übermittelte Meldung Anlaß bieten, wonach Rußland verlangte, die Anregung zur Blockade Kreta's sollte vom Sultan ausgehen, dieser aber eine Erklärung vorbereitet habe, in der er gegen die Blockade durch die Mächte als einen Eingriff in seine Souveränetät protestiren wollte. Dahingestellt bleiben muß zunächst, ob diese Meldung den wirklichen Verhältnissen entspricht, zumal da die Blockadefrage aus den bereits bezeichneten Gründen noch weit davon entfernt war, „effectiv“ zu werden. Zutreffend mußte aber die Deutung erscheinen, daß die sachlich schwer zu erklärende Ablehnung des Sultans wohl nur auf die Eingebungen Frankreichs hätte zurückgeführt werden müssen, dem es sehr gelegen kommen würde, wenn es gerade in dieser Frage durch das Verhalten des Sultans der Wahl enthoben würde, sich für Rußland oder für England auszusprechen. Der Minister des Auswärtigen, Hanotaux, der sich stets von Neuem dem Vorwurfe ausgesetzt sieht, der russischen Regierung allzu eifrig Heeresfolge zu leisten, hegt offenbar den Wunsch, in einer allerdings, wie hervorgehoben wurde, gar nicht praktischen Frage die Selbständigkeit der französischen Politik zu betonen. Wohl aber darf als ganz gewiß gelten, daß auch in der kretischen Angelegenheit Frankreich sich keineswegs von Rußland trennen wird.

Daß Oesterreich-Ungarn den lebhaftesten Wunsch hegt, die Zerstückelung der Türkei nicht etwa zu Gunsten Griechenlands beginnen zu lassen, ergibt sich aus der gesammten Orientpolitik der Monarchie, die zugleich ebenso wie ihre Verbündeten, Italien und Deutschland, den Weltfrieden nicht leichtfertig gefährdet sehen will. So darf denn gehofft werden, daß es schließlich doch noch gelingen werde, für die kretenische Frage eine Lösung herbeizuführen, die zugleich den berechtigten Forderungen der christlichen Bevölkerung der Insel entspricht und die Lebensinteressen der Türkei nicht in verhängnißvoller Weise schädigt. Im Hinblick auf die unleugbar bestehenden Gegensätze wird man allerdings unwillkürlich an die Sprachweisheit des französischen Fabeldichters erinnert: On ne peut contenter tout le monde et son père. „Et le Sultan“ könnte die Variante der Schlußworte lauten, da in der That mit der Empfindlichkeit dieses Monarchen gerechnet werden muß. Am 7. und 8. August haben inzwischen in Constantinopel Zusammenkünfte der dort beglaubigten Botschafter stattgefunden, um auf der Grundlage der Mehrforderungen der christlichen Bevölkerung Kreta's, sowie der von den Mohammedanern der Insel eingereichten Denkschriften Abänderungen des Vertrages von Chaleppa festzustellen, durch die die verschiedenen Parteien nach Möglichkeit befriedigt werden sollen. Mit Rücksicht auf den dringenden Charakter eines Ausgleiches war es jedenfalls richtig, daß die mit besonderer Sachkenntniß ausgestatteten Vertreter der Großmächte in der türkischen Hauptstadt die Angelegenheit selbst in die Hand genommen haben, weil andernfalls die Gefahr vorläge, daß durch die Unterhandlungen der verschiedenen Regierungen nicht bloß werthvolle Zeit verloren geht, sondern auch neue Bedenklichkeiten sich geltend machen, unter denen lediglich die ohnehin beklagenswerthe Bevölkerung Kreta's leiden würde. Ueberdies wird durch die Berathungen der Botschafter in Constantinopel durchaus nicht verhindert, daß die Ergebnisse unverzüglich den Regierungen selbst zur Genehmigung unterbreitet werden. Der Zufall hat es gefügt, daß England und Deutschland, die in Bezug auf Kreta verschiedener Auffassung huldigen, wobei die deutsche Regierung sich lediglich durch objective Beweggründe und die Rücksicht auf den Weltfrieden leiten

läßt, in einer anderen Angelegenheit sich wieder zusammenfanden. Wie in England ist auch in Deutschland die Freisprechung des Commandanten Lothaire, der im Unabhängigen Congostaate den englischen Staatsangehörigen Stokes hinrichten ließ, mit Verwunderung aufgenommen worden. Deutschland mußte aber an diesen Vorgängen Interesse nehmen, und zwar nicht bloß, weil Stokes bei Lebzeiten Emin Pascha's eine Zeit lang Schutzbefohlener der deutschen Colonialverwaltung gewesen war, sondern auch weil die Leute des englischen Händlers bis zuletzt sich in einem solchen Protectionsverhältnisse befanden. Die Regierung des Congostaates hat denn auch die Berechtigung der Reclamationen von deutscher Seite anerkannt, indem sie bereits vor geraumer Zeit den deutschen Schutzbefohlenen, die durch Confiscation des Elfenbeins und anderweitig Verluste erlitten hatten, eine nicht unbeträchtliche Geldentschädigung gewährte.

Daß Commandant Lothaire wesentliche formale Rechtsgrundsätze verletzt hat, als er ein lediglich aus ihm selbst bestehendes Kriegsgericht bildete, das ohne Gerichtsschreiber functionirte und den Angeklagten Stokes zum Tode verurtheilte, als er ferner dem englischen Staatsangehörigen die ihm gesetzlich zustehende Berufung entzog und die Todesstrafe durch Erhängen vollziehen ließ, mußte von den Behörden des Congostaates selbst anerkannt werden. Das Requisitorium des Staatsanwaltes gestaltete sich jedoch weit eher zu einer Vertheidigungsrede, wobei allerdings nicht übersehen werden darf, daß die Anklage auf Mord gerichtet war. Da nun der Vertreter der Staatsanwaltschaft die verbrecherische Absicht des Commandanten Lothaire bei der Hinrichtung des englischen Händlers Stokes für ausgeschlossen erachtete, beantragte er die Freisprechung, auf die dann auch vom Gerichtshofe unter dem enthusiastischen Beifalle des anwesenden Publicums erkannt wurde. Dieses Urtheil würde nun in Deutschland kaum lebhafte Anfechtung erfahren, wenn nicht im Verlaufe der Verhandlungen durchaus grundlose Anschuldigungen gegen Deutschland und dessen Beamte in Ostafrika erhoben worden wären. Aus der Thatsache, daß Stokes von deutscher Seite ermächtigt war, mit Waffen, die ihm leihweise überlassen worden, in das Innere des Landes zu ziehen, wurde die seltsame Schlußfolgerung gezogen, daß der von dem englischen Händler mit einigen arabischen Häuptlingen und Feinden des Congostaates getriebene Waffenschmuggel mit dem Willen der deutschen Verwaltung erfolgt sei. Gerade aus dem genauen Verzeichnisse der an Stokes überlassenen Waffen, zu deren Rückgewähr er ausdrücklich in der Ermächtigung, in das Innere zu ziehen, verpflichtet wurde, erhellt aufs Deutlichste die bona fides der deutschen Beamten. Zu Angriffen auf die deutsche Colonialverwaltung lag also auch nicht der geringste Anlaß vor. Wohl aber werden Deutschland und England erwägen müssen, welche Vorkehrungen zu treffen sind, damit der Commandant Lothaire mit seinen eigenthümlichen Rechtsansichten im Congostaate nicht „Schule mache". Andererseits darf die Hoffnung gehegt werden, daß die freundschaftlichen Beziehungen zwischen Belgien und Deutschland nicht durch die Mißwirthschaft im Congostaate Schaden leiden, zumal da diese wie das ganze „Staatengebilde" in Belgien selbst bei unbefangenen Beurtheilern die lebhafteste Kritik herausfordert.

Literarische Rundschau.

Deutsch und Amerikanisch.

[Nachdruck untersagt.]

Germanization and Americanization compared. By Charles F. St. Laurent. Montreal. Published by C. F. St. Laurent. 1896.

Der Verfasser ist ein Nachkomme der französischen Ansiedler Canada's. Er erhebt in seiner Flugschrift eine pathetische Klage über die religiöse Verfolgung und Unterdrückung, der seine katholischen Glaubens- und Stammesgenossen in den Vereinigten Staaten, besonders in den Neu-Englandstaaten der Union, von Seiten der amerikanischen Bischöfe ausgesetzt sind. Die Beschwerden, die er gegen die Nivellirungsbestrebungen dieser Bischöfe formulirt, lauten dahin, daß bei der Besetzung geistlicher Stellen in katholischen Gemeinden irische Priester den Geistlichen französisch-canadischer Abstammung vorgezogen werden, selbst zum Nachtheil der Pfarrkinder, die häufig wenig oder gar kein Englisch verstehen; die französische Sprache wird systematisch aus dem Religionsunterricht und Gottesdienst verbannt und von den Communicanden verlangt, daß sie die Katechismusfragen auf Englisch beantworten. Die französischen Canadier sollen länger als andere Priester bis zu ihrer Anstellung als Seelsorger zu warten haben, und in den Neu-Englandstaaten scheint es Regel zu sein, daß den canadischen Priestern die undankbare Aufgabe zugewiesen wird, Gemeinden aufzubauen, die später als reife Frucht den irischen Geistlichen in den Schoß fallen.

Die kirchlichen Zustände der Vereinigten Staaten bieten, wie die aller angelsächsischen Staaten, ein buntes Bild zahlreicher Bekenntnisse von allen möglichen Schattirungen. Außerhalb des Rahmens der anglicanischen Episkopalkirche stehen die Dissentersecten, die dem vielgestaltigen religiösen Bedürfnisse der Einzelnen in ausreichenderem Maße gerecht werden als die Staatskirche. In dem weiten Gebiete der Union verdichten sich die Bekenner des Katholicismus stellenweise, wie im Staate Louisiana und den atlantischen Staaten, zu ansehnlicheren Gruppen. In Nord- und Südamerika zusammengenommen zählt die katholische Kirche fünfzig Millionen Anhänger, ebenso viele wie im romanischen Südeuropa: Italien, Spanien und Portugal. Der Eifer, mit dem die amerikanischen Bischöfe sich bemühen, die aus Canada in die Union eingewanderten französischen Katholiken mit amerikanischem Volksthum zu erfüllen, sie zum Gebrauch der englischen Sprache zu zwingen, mag einem übertriebenen Nationalbewußtsein entspringen; jedenfalls stößt er auf den Widerspruch der davon Betroffenen, die mit zäher Ausdauer an den Ueberlieferungen ihrer Väter hängen. Das „coelum, non animum mutant“ hat sich an den französischen Canadiern glänzend bewährt. Sie haben sich in das teutonische Völkergewoge der Neuen Welt gestürzt, ohne von ihm

verschlungen zu werden; ihre Rasseneigenthümlichkeiten haben sie weder in Canada noch auf dem Boden der Union geopfert. Die Religion ist in noch höherem Grade als die Nationalität Herzens- und Gewissenssache; der leidenschaftliche Protest, mit dem der Verfasser der vorliegenden Broschüre im Namen seiner engeren Landsleute die Gleichmachungsversuche der amerikanischen Bischöfe zurückweist, ist daher vollkommen begreiflich. Man muß ihm Recht geben, daß die Politik des laissez faire am sichersten und schnellsten zu dem Ziele führt, eine fremde Nationalität in dem sie umgebenden mächtigeren Volksthum aufzulösen und beide mit einander zu verschmelzen; das ruhige Gewährenlassen erleichtert den Assimilationsproceß. Wenn sich der Verfasser zum Beweis des Erfolges der Manchesterpolitik gegenüber den Nationalitäten und Religionen auf das Beispiel des römischen Weltreiches beruft, so kann diese Behauptung nur mit gewissen Einschränkungen gelten. Es ist richtig, daß die Römer eine weitgehende Duldung gegen die Culte der ihnen unterworfenen Völkerschaften übten: die celtischen Druiden in Gallien und Britannien, die ägyptischen Isispriester und die persischen Sonnenanbeter durften ebenso ungestört ihren Göttern huldigen wie die germanischen Wodansverehrer oder die semitischen Monotheisten. Aber diese Toleranz fand ihre Grenze an der politischen Ungefährlichkeit der fremden Culte; sobald eine Religionsform anfing, die bestehende Staatsverfassung oder Gesellschaftsordnung zu bedrohen, wie es die christliche that, wurde sie mit allen Zwangsmitteln der Staatsgewalt verfolgt: gerade unter der Regierung der kräftigsten und fähigsten Kaiser, wie Trajan und Diocletian, haben blutige Christenverfolgungen stattgefunden. Andererseits wurde die Verehrung der Person des Kaisers, der Imperatorencultus, dem eine hohe politische Bedeutung beigelegt wurde, in allen Provinzen des römischen Reiches durchgesetzt, auch da, wo er mit den religiösen Anschauungen der Provinzialen in Widerspruch stand. Die römische Kaiserpolitik mußte sich sehr häufig anderer Mittel als des friedlichen Einflusses der Zeit bedienen, um die ihrer Herrschaft unterstehenden Völker, die verschiedenen Rassen und Religionen angehörten und dabei grundverschiedenen Sitten und Gebräuchen huldigten, mit dem gleichmäßigen Firniß römisch-griechischer Cultur zu überziehen und zu einem politischen Ganzen zu vereinigen. Der Verfasser hebt sodann die sorgfältige Schonung hervor, die die französischen Könige den Volkssitten in den im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert von Deutschland losgelösten Landestheilen Elsaß und Lothringen angedeihen ließen und die zu einer freiwilligen Angliederung der Bevölkerung an Frankreich führte. Hier ist jedoch der Umstand in Betracht zu ziehen, daß diese deutsche Westmark unter der territorialen Zersplitterung und den verheerenden Wirkungen der Religionskriege arg gelitten hatte und sich in den geordneten Verhältnissen eines großen Staatswesens, wie des französischen, von den Nachwehen des dreißigjährigen Krieges ungestört erholen konnte. Unter solchen Verhältnissen ist die bereitwillige Französirung der Elsaß-Lothringer leicht erklärlich.

Die Germanisirung der Reichslande nach ihrer Abtretung im Frankfurter Frieden stellt der Verfasser in Parallele mit der Amerikanisirung der französischen Canadier. Er wirft den Statthaltern, mit Ausnahme des Herrn von Manteuffel, Schroffheit und Härte vor, und diese Zwangsmittel sollen bei den wieder mit Deutschland vereinigten Elsaß-Lothringern ebenso ihre Wirkung verfehlt haben wie das analoge Verfahren der amerikanischen Bischöfe bei den französischen Canadiern. Fürst Bismarck habe gegen die Reichsländer seine preußische Politik von Blut und Eisen in Anwendung gebracht, ohne auf die mächtigen und eingewurzelten französischen Sympathien der Bevölkerung Rücksicht zu nehmen; aber die Abneigung der Elsaß-Lothringer gegen Deutschland sei durch die gewaltsamen Bekehrungsversuche und den Strom deutscher Einwanderung während der letzten fünfundzwanzig Jahre nicht überwunden.

Es muß eingeräumt werden, daß die Haltung der Elaß-Lothringer unmittelbar nach dem Kriege und zum Theil noch heutzutage den gegen die deutsche Regierung

erhobenen Vorwurf rechtfertigen könnte. Indeß nach dem verflossenen Vierteljahrhundert deutscher Regierung ist der gegenwärtige Zustand der Reichslande zufriedenstellend; die schwierige Uebergangszeit ist beendet, und wenn die Verwaltung, von nationalen Gesichtspunkten geleitet, auch stellenweise Mißgriffe that, so handelt es sich doch hier um eine Bevölkerung, die sich in kriegerischer Gährung befand, und um ein strategisch höchst wichtiges Gebiet, das von innen und außen feindseligen Strömungen ausgesetzt war. In nicht zu ferner Zukunft wird Elsaß-Lothringen als ein Theil von Alt-Deutschland betrachtet werden dürfen.

Die Gleichberechtigung mit den angelsächsischen Protestanten, die der Verfasser für die französischen canadischen Katholiken fordert, wird ihnen, wenn nicht in den Vereinigten Staaten, so doch in Canada reichlich zu Theil. Sein Motto: „He who is timid in asking invites refusal“ spiegelt einen Zustand der Zurücksetzung seiner Nationalität wider, der in Canada selber bereits als überwunden gelten kann. Durch die jüngsten canadischen Parlamentswahlen ist der Führer der Liberalen, Laurier, ein französischer Canadier und Katholik, Premierminister geworden. In Paris, wo viele junge Canadier, meist Aerzte oder Künstler, sich zu ihrer Ausbildung einige Zeit aufhalten, ist im Laufe des letzten Jahrzehnts die canadische Colonie an Zahl und gesellschaftlichem Einfluß bedeutend gewachsen. Die nie erloschenen Sympathien zwischen den französischen Canadiern und ihrer alten Heimath wurden neu belebt, und eine regelmäßige Dampferverbindung zwischen Cherbourg und Quebec wird zur Befestigung der eingetretenen engeren Beziehungen beitragen.

H. v. Horn.

Ein verschollenes Buch.

Eliza Wille's „Johannes Olaf“.

Die Literatur eines Volkes ist nicht nur, wie man gewöhnlich sagt, ein Ausdruck seiner geistigen und sittlichen Bildung, sondern auch das hauptsächlichste Mittel, diese zu erhalten und auszubreiten. Die Schule leistet bekanntlich, so weit sie nicht eben die Kenntniß der Literatur vermittelt, für das, was den wahren inneren Reichthum des Einzelnen ausmacht, sehr wenig, das Leben aber nur dann sehr viel, wenn wir an der Hand guter Bücher gelernt haben, unsere eigenen Erlebnisse recht zu verstehen und unsere Einzelerfahrungen an Großes und Allgemeines anzuknüpfen. Der „classisch“, d. h. unverlierbar gewordene Literaturschatz eines Volkes ist gleichsam sein capitalisirter Besitz an Cultur, aber auch Bücher, die nicht gerade in diesen unverlierbaren Schatz überzugehen geeignet sind, stiften unabschätzbaren Segen, wenn ihr Inhalt nur wenigstens einmal durch recht viele Köpfe und Herzen gegangen ist und dort feine und gute Gedanken angeregt hat. Ein Buch solcher Art ist das, von welchem wir hier reden.

Eliza Wille's Name und Persönlichkeit sind dem Leser dieser Zeitschrift nicht unbekannt. Im Jahre 1887 erschienen in der „Deutschen Rundschau“ ihre „Fünfzehn Briefe von Richard Wagner. Nebst Erinnerungen und Erläuterungen“, und wer diese Blätter gelesen hat, wird sie ohne Frage mit dem Gefühl aus der Hand gelegt haben, daß hier eine Frau von ungewöhnlichem Geiste, von reicher und tiefer Lebensbildung und von einer seltenen, abgeklärten Anmuth des Ausdrucks die Feder führte. Bescheiden und zurückhaltend im Vergleich zu dem Reichthum ihres Lebens war das, was sie über sich und ihre Familie in jenen Erinnerungen mittheilte, und doch so klar und schön, daß es nicht nöthig ist, hier etwas Anderes an die Stelle zu setzen. Die betreffenden Aufsätze sind 1894 noch einmal (bei Gebrüder

Paetel) als besonderes Büchlein heraus gekommen. Mit Verwunderung las man in der Vorrede dazu, daß eine schon damals siebenundsiebzigjährige Greisin die Aufsätze niedergeschrieben hatte. Kurz vor der Sonderausgabe, am 23. December 1893, war Eliza Wille gestorben.

Sehr wenigen Lesern aber dürften die übrigen Werke der Dichterin vertraut sein, die in der Vorrede zur Sonderausgabe der „Fünfzehn Briefe“ genannt werden. Die bedeutendsten sind zwei dreibändige Romane. Der eine von ihnen, „Stillleben in bewegter Zeit“ (F. A. Brockhaus, Leipzig 1878), hat seiner Zeit in diesen Blättern (1878, Bd. XVII, S. 162) eine Besprechung erfahren, der andere, frühere, „Johannes Olaf“ (ebenda 1871), soll hier dem Leser näher geführt werden.

Als ich die Lectüre des Buches begann, fragte ich mich mit wachsendem Erstaunen, wie es nur möglich gewesen, daß eine Arbeit von so ungewöhnlicher Kraft, Tiefe und Eigenart klanglos zu Grabe getragen wurde, während gleichzeitig so viel geringeres Zeug, wenn nicht in die Literaturgeschichte, so doch in den Besitz vieler Tausende von gebildeten Lesern übergegangen ist. Aber freilich, im weiteren Vordringen wurde mir die Thatsache verständlicher. Es ist ein seltsames Buch, keins für die Vielen, keins für Den, der vor Allem Spannung und Unterhaltung wünscht. Wer gewohnt ist, ein Buch nur gleichsam passiv zu lesen, d. h. wer darauf wartet, daß der Autor ihn sucht, durch geschickte Erregung der Neugier ihn „packt“, ihn „mit fortreißt“ u. s. w., der wird es bald bei Seite legen, denn man muß sich Mühe geben um dies Buch, muß Geduld und Liebe dafür aufwenden. Auch Derjenige, der in erster Linie seine Freude an der beherrschenden Technik, am kunstvollen Schürzen der Handlung findet, auch der kommt bei „Johannes Olaf“ nicht zu seinem Recht. Und doch möchte ich sagen, daß es gerade der Mangel an all' diesen Eigenschaften ist, der dem Buche einen besonderen Reiz verleihen hilft. Sein Gang entspricht gerade deshalb in merkwürdiger Weise dem wirklichen Leben. Ich werde mich vielleicht verständlicher machen, wenn ich sage: Der Genuß, den man von dem Buche hat, ähnelt sehr demjenigen, den ein wirkliches Memoirenwerk einer geistvollen Persönlichkeit gewährt. Und bekanntlich ist dieser Genuß gerade einer der erlesensten. Wie der Memoirenschreiber von seinen Eltern und Voreltern erzählt, zunächst ohne weitere Absicht als die, seine Erinnerungen von ihnen und seine Gedanken über sie niederzulegen — nebenher geht aber auch das richtige Bewußtsein davon, wie doch so viele Eigenthümlichkeiten im Charakter des Enkels und seinen aus diesen Charakterzügen entspringenden Geschicken in Charakter und Schicksalen seiner Vorfahren wurzeln — gerade so behandelt Eliza Wille ausführlich die Vorgeschichte ihres Helden. Wie dann der Selbstbiograph sein Leben Schritt für Schritt durchgeht und, sein Interesse auf die jedesmalige Gegenwart beschränkend, die Ereignisse und Personen, mit denen er augenblicklich zu thun hat, breit und liebevoll, rein um ihrer selbst willen, ausmalt — ebenso vertieft sich die Verfasserin in die Schilderung jedes neu auftretenden Charakters, jedes neuen „Milieu's“, in das sie ihren Helden versetzt, mit einem ruhigen Ernste, der alles Geschehende des Interesses für würdig hält und es darstellt um seiner selbst willen, nicht nur um einen „Knoten zu schürzen“. So werden uns beispielsweise in Goethe's „Dichtung und Wahrheit“ die Schauplätze von Frankfurt, von Leipzig, von Straßburg mit einer Fülle von Personen geschildert, ohne daß später wieder darauf zurückgegriffen wird, oder daß die so eingehend analysirten Personen nun auch alle eine Rolle in der Erzählung zu spielen hätten; es genügt, daß sie dem Helden begegnet sind, in ihm Bilder und Empfindungen erzeugt und dadurch zum Aufbau seiner Persönlichkeit und seines Lebens beigetragen haben, ohne doch für uns ganz in diesem Zweck aufzugehen. Aehnlich erscheint mir auch Eliza Wille's Verfahren. Alle die herrlichen Schilderungen: zuerst von den schweren friesischen Bauern und der nebelgrauen Nordseewelt, von des Vaters und der Mutter äußerlich armer, innerlich stolzer Lebenssphäre, den bürgerlich festgefügten, aber pedantischen Verhältnissen Hamburgs, der Umgebung der beiden Aristokraten und Anderes

mehr, haben ohne Frage auch den Zweck, die Art des Johannes theils zu erklären, theils ihr Gelegenheit zur Bethätigung zu geben, aber sie tragen daneben zugleich ein selbständiges Leben in sich, sie sind um ihrer selbst willen da und müssen um ihrer selbst willen genossen werden.

Der Roman ist daher in seiner Composition das Gegentheil der gewöhnlichen Frauenromane einer Marlitt und Genossinnen. Bei diesen hat man unausgesetzt die klare Empfindung des Künstlichen, man sieht fortwährend in die Werkstatt. Die Menschen, die auftreten, sind „Figuren"; wir blicken stets hinter die Coulissen und sehen die Drähte, an denen jene gezogen werden; wir wissen darum auch in der Regel schon vorher, wie es kommt. Ganz anders hier. Hier ist Alles überraschend, wie das Leben; es ist fast, als ob die Verfasserin die Geschicke nicht planvoll lenkte, sondern selbst staunend dabei säße und nur versuchte, die jedesmalige Situation künstlerisch zu fassen. So hat z. B. der unglückliche Vater des Johannes ein nacktes Evabild von großer, wenn auch unbeholfener Schönheit im Verborgenen gemalt, das in den letzten Jahren seines Lebens sein höchster, streng verborgen gehaltener Schatz gewesen ist, das später nach seinem Tode zurückbleibt und als geheimnißvolle Reliquie uneröffnet Jahre lang mit dem Helden herum wandert. An derartige Effecte gewöhnt, wartet man geradezu darauf, daß dies Requisit in irgend einer spannenden Situation einmal enthüllt werde und nun irgend eine bedeutende Wendung im Geschick des Helden hervorrufe. Nichts dergleichen aber geschieht; das Ereigniß geht fast ganz ohne äußeren Eindruck vorüber. Johannes sieht das Bild und — verkauft es im Drange des Augenblicks für eine rasch verthane Summe; wir begegnen ihm nicht wieder. Aber gerade nun erst offenbart sich die innere Bedeutung jenes Zuges, wie die Tiefen eines Rembrandt'schen Bildes, wenn man die grellen Sonnenstrahlen abblendet: das rührende Ringen des Vaters nach einem erträumten Schönheitsideal, das den kranken Leib desselben zerrüttet und seine Seele entzückt. Nun erkennen wir, in wie tief symbolischer Weise es vorbildlich und zum Theil auch ursächlich ist für die lebendige Wirklichkeit, die der Sohn durchmachen muß. Oder aber: bis zum letzten Bande sollte man glauben, der Held werde nach allen Umwegen das Glück an der Seite Francisca's finden, und wird höchst erstaunt, zunächst fast unangenehm berührt sein, da sie plötzlich als Gattin eines anderen wackeren Mannes auftritt. Man denke, daß ein Dichter seine Heldin. welche die höchste Liebestreue verkörpern soll, nicht mit dem geliebten Helden, sondern mit Jemand anders zu vermählen wagt und dennoch verlangt, daß wir diese Ehe für — glücklich halten! Und doch, wie ganz entspricht die Art, mit der Eliza Wille dies fügt, dem Leben, und wie vollendet hat die Dichterin es auszuführen gewußt, so daß dem Charakter der Francisca nicht das Mindeste vergeben wird. Und so erkennt man zum Schlusse auch sehr wohl, daß gerade diese Wendung den schönsten Abschluß des Ganzen mit dem Siege der echten Sittlichkeit (es handelt sich hier nicht um die conventionelle, obgleich beide in diesem Falle vielleicht dieselbe Forderung stellen würden) über das leidenschaftliche Begehren des Individuums ermöglicht. Ich könnte neben diesen Beispielen noch viele ähnliche anführen. Mit geradezu verschwenderischer Hand verschüttet die Verfasserin gleichsam die kostbarsten „Motive" zu „Verwicklungen". Daneben kommen aber auch wieder wunderbare Fügungen vor, Spiele des Zufalls, die ein oberflächlicher Sinn sofort mit dem Worte „romanhaft, unwahrscheinlich" abthun würde. Aber ist nicht Derartiges im Leben nur gar zu häufig? Spielt nicht der wunderbarste Zufall oft genug die bedeutendste Rolle? Er führt Personen und Geschicke zusammen, ganz anders als der Durchschnittsnovellist es sich ausrechnet; dafür läßt er aber auch hundert anscheinend vielversprechende Ansätze zu neuen Geschicken ungenutzt fallen. Ein Roman, der mit dieser wichtigen Erfahrungsthatsache rechnet, wird lebenswahrer sein, als einer, der jedes Wirken des Zufalls mit kunstvoller Planung ausschließt.

An der Schilderung der Umgebung und der Charakteristik der Personen liegt der Verfasserin augenscheinlich weit mehr als an der Handlung. Welch feine Figur ist

der Musiker Klaren, dieser aus trüben Verhältnissen hervorgegangene Krüppel, der durch sein Genie und seinen Feinsinn sich ein Leben schafft, das im höchsten Sinne ästhetisch veredelt ist. Wie ausgezeichnet aber dabei jener Zug, daß neben der die Berührung mit dem profanum vulgus so verabscheuenden künstlerischen Vornehmheit doch der eine Tropfen des Zigeunerhaften in ihm steckt, der ihn von Zeit zu Zeit veranlaßt, unerkannt in St. Pauli zum Tanz aufzuspielen. Es liegt darin zugleich etwas Wehmüthiges und etwas Kräftiges, d. h. Klaren ist nicht nur der weichliche ästhestische Philister, sondern hat geistig sehr wohl die Anlage zu fortreißender Kraftgenialität, aber sein gebrechlicher Körper gestattet ihm nicht, diese Seite seines Wesens auszubilden. Und besonders fein ist, daß keine starke Betonung auf diesen Zug gelegt wird; er bleibt gelegentlich. Ich führe dies als ein Beispiel häufigeren Verfahrens an; diese zarten kleinen Striche wirken ganz so zum Bilde, wie sie sollen, und doch vermeidet die Verfasserin durch ihre Zurückhaltung den Eindruck der Absichtlichkeit. Richtig beobachtet ist bei dieser Figur auch die mit dem Alter fortschreitende Verfeinerung des Empfindens, die sich bis zu dem Grade steigert, daß Klaren sich vorkommt, als habe er „keine Haut" mehr, so schmerzt ihn die Masse der falschen Töne, wirklich und bildlich verstanden, die er in der Welt hören muß. Klaren ist eigentlich Egoist, ein ästhetischer Egoist, aber seine Figur ist zugleich ein Beweis dafür, daß eine hochgesteigerte Aesthetik schließlich den Mangel an ethischer Höhe ersetzen kann: Aesthetik macht vornehm. So kommt es, daß Francisca zu ihm das höchste Vertrauen faßt und von ihm Antheilnahme, Hülfe und Opfer fordert. Klaren würde ohne Zweifel alles dies lieber von sich zurückweisen, wie er es sonst zu thun scheint, aber das wäre in diesem Falle nicht anständig gewesen, und unanständig zu handeln ist dem Aesthetiker unmöglich. So wird er, der sich so gern einen Lebensabend voll — in feinstem Sinne — ausgesuchtem und ungetrübtem Epikuräismus schaffen möchte, doch immer wieder herausgerissen zu unruhevoller Theilnahme an fremdem Geschick. — Bei Klaren scheint mir deutlich ein lebendes Modell vorgelegen zu haben. Wer mag es sein? Die Frage ist besonders interessant bei den Beziehungen Eliza Wille's zu Wagner. Ein Wagnerianer ist Klaren jedenfalls nicht; er spricht sich selbst zwar niemals abschließend über die moderne Musik aus, aber in seiner so entschiedenen, einer Steigerung kaum noch fähigen Begeisterung für die alte, strenge Kirchenmusik aus längst vergangener Zeit liegt eine Art ablehnenden Urtheils. Ich staune darüber, daß es der Verfasserin möglich gewesen, sich eines so gewaltigen Einflusses, wie Wagner auf seine Umgebung ausgeübt haben muß, so weit zu erwehren, daß sie seine Persönlichkeit in ihrem der Musik so viel Interesse zuwendenden Romane nicht verwerthet hat.

Ein ähnlicher ästhetischer Egoist, nur noch mehr Epikuräer und trotz seiner „Soigniertheit" in weniger feinem Sinne als Klaren, ist der Graf von der Goerde. Er ist eigentlich ein Edelmann des ancien régime kurz vor der Revolution, wo die Gesellschaft keineswegs so völlig ahnungslos auf einem Vulcan tanzte, wie man vielfach denkt, sondern wo die bedeutenden Geister längst mit den liberalen Ideen vertraut waren, jedoch ohne weiter als bis zu einem geistreichen, nervenprickelnden Spiel mit ihnen zu gelangen. Aber dieser Skeptiker und Ironiker ist ebenfalls zu sehr ein „anständiger" Mensch, um nicht auch hülfreich und gut zu sein. In der Art, wie seine Figur im Einzelnen herausgearbeitet ist, erscheint Vieles recht fehlerhaft, geradezu ungeschickt. Es ist unmöglich, daß Jemand in Wirklichkeit beim Geplauder fortwährend seitenlange Reden hält und noch so selbstgefällige dazu, wie der Graf, ohne daß er der Gesellschaft einfach unerträglich werden würde, ein weit schlimmerer Pedant, als alle die Pedanten, die er verspottet; gerade in seinen Gesellschaftskreisen ist eine derartige Aufdringlichkeit vollends undenkbar.

Ich hebe mit Absicht diese Schwäche stark hervor, weil ich überhaupt entfernt bin, die Mängel, die der Roman besitzt, zu übersehen. Aber man darf auch

wiederum über sie hinwegsehen, als über etwas Nebensächliches, wie man über die steifen Linien und harten Farben eines alten Gemäldes hinweg seinen inneren Gehalt schätzt. So ist die Figur des Grafen, trotz ihrer mangelhaften Ausführung, sprühend von Geist und Leben.

Lord Arthur ist eine ausgezeichnete Charakterfigur aus den Reihen des englischen Adels, jener stolzesten Aristokratie der Erde, eine Herrennatur, an der Nietzsche seine Freude hätte haben können: kurz mit dem Wort, einfach und klar im Denken, streng gegen sich selbst im Sinne des Noblesse oblige, aber auch hart und unbeugsam gegen Andere im Wollen und Handeln. Allerdings liegt in seiner rein praktischen Energie auch eine Gebundenheit; wissenschaftliche und ästhetische Interessen z. B. bleiben ihm fremd, und den Gedanken einer Gleichberechtigung aller Menschen begreift er nicht: es muß eben Herren geben und Knechte! Jagd und Leibesübung sind seine Freude, auch die Liebe nimmt er als Schmuck des Lebens gerne mit, aber all dies sind Nebendinge für ihn; sein tiefstes Wesen ist glühender politischer Ehrgeiz, Macht- und Thatendurst.

Etwas matt in Umriß und Farbe ist Maria, das indische Fürstenkind, gerathen, und doch ergreift ihre Figur den willig nachschaffenden Leser eigenthümlich. Aus der Heimath darin ihre blumenhafte Art wurzelt, und wohin sie paßt, wurde sie gewaltsam herausgerissen, und nun ist sie ohne inneren Halt in dem stürmischen Leben, das ihre Schönheit ihr bereitet. Schuldbewußtsein hat sie bei den schrecklichen Verwicklungen, die sie veranlaßt, eigentlich kaum; es wird bei ihr zum Schwächebewußtsein, und in diesem bricht sie immer mehr in sich zusammen. Es liegt etwas Schicksalvolles in ihr: der Mord hat an der Schwelle ihres Lebens gestanden, und düstere Mächte halten fortan gleichsam die Hand über all ihrem Leben, in merkwürdigem, geheimnißvollem Gegensatz zu der leiblichen Süßigkeit, mit der die Natur sie begabt hat. Wie poetisch rührend ist ihr letzter, traumhafter Wunsch, fern von der feindseligen Welt als nie welkende Blume auf heiligen, ewig klaren und ruhigen Wassern schwimmen zu dürfen in alle Ewigkeit. — Einen Leser von nüchterner Denkart wird vielleicht die außerordentliche Werthschätzung der reinen Schönheit, die sich in der Schaffung von Maria's Figur kundgibt, etwas befremden; es wird ihm unwahrscheinlich sein, daß eine Frau so ohne Geist, wie diese, nur durch den äußeren Reiz einen derartigen Zauber ausüben könne. Allein Eliza Wille ist Künstlerin, und als solche gilt ihr augenscheinlich die Schönheit nicht als etwas Aeußerliches, sondern ist ihr ein wundersames, göttliches Mysterium.

Eine Gestalt von ungemein wohlthuendem Reiz ist Francisca, hochbegabt, willenskräftig und doch bescheiden, zart und keusch und doch keine schattenhafte Musterfigur, sondern weiblicher Leidenschaft und Glückssehnsucht bis an die Schwelle der Sünde fähig.

Die genuesische Principessa, obwohl interessant angelegt, bleibt unplastisch wie die italienischen Vorgänge überhaupt. Sehr gut dagegen werden die Hamburger Kaufmannskreise, denen die Verfasserin bekanntlich entstammt, in ihrer steifen Respectabilität gegeben, ganz besonders die gutmüthig, beschränkte Frau Warning.

Von köstlichem Realismus sind die friesischen Bauern und Seeleute: das ist niederländische Malerei! Unter ihnen wächst allerdings eine, Goneril's, wunderbar hoheitvolle Gestalt, weit über die Sphäre hinaus, die jenen derben Niederländern zugänglich war. Aehnliches gilt von Thorson, der wie ein in die moderne Zeit verschlagener Wiking daherwandelt, ganz in heroischer Unbekümmertheit liebt und verläßt, wie es der alten Heidengötter und Recken Recht war, den die altgermanische Wanderlust noch im höchsten Alter nach Indien treibt, und der schließlich lebenden Leibes uns wie ein Seher der Vorzeit anmuthet. Dabei handelt es sich aber bei diesen Beiden durchaus nicht um Idealgestalten ohne wirkliches Leben, etwa wie sie in den schwungvoll entworfenen Frescogemälden des „Kampf um Rom" auftreten, und zu denen der Dichter selbst bewundernd emporstaunt, sondern auch sie sind menschlich beschränkt und lebensvoll individualisirt, und die Dichterin überschaut sie vollkommen.

Nicht die gelungenste Figur in Bezug auf feste, klare Charakterzeichnung ist der Held Johannes selbst, trotz der unendlichen Mühe, die sich die Dichterin mit der Detaillirung seines Wesens gibt. Er tritt nicht plastisch vor uns hin, und stellenweise ist er sogar ziemlich ungenießbar, wie in den mittleren Theilen des Buches. Hier thut er eigentlich nichts, sondern ist nur allen Leuten interessant, ohne daß man den Grund dafür recht einsieht. Indessen, es ist eine alte Erfahrung, daß Nebenfiguren weit leichter zu gestalten sind, als die Hauptperson; man wirft sie skizzenhaft hin, betont lediglich ein paar besonders hervortretende Züge, und die Phantasie des Lesers ergänzt diese gern und leicht zu lebendigen Gestalten. Sie vermag dies deshalb, weil die Aufmerksamkeit bei ihnen eben nicht in die Tiefe zu gehen braucht. Versucht man aber eine Individualität in all ihren Elementen zu ergründen, dann zeigt sich erst die ungeheure Schwierigkeit, ja Unmöglichkeit, den verwickelten Apparat menschlichen Fühlens, Denkens und Wollens vollkommen klarzulegen; je ernster der Dichter es nimmt, um so schwerer wird es ihm, all dies von irgend einer Einheit herleiten zu wollen, und um so mehr erkennt er auch, wieviel im menschlichen Wesen jenseits der Logik, auf den Gebieten des Geheimnißvollen liegt. So ist denn wohl mancherlei an der Gestalt des Johannes auszusetzen, und doch lebt in ihr ein wunderbarer Reichthum. Man beachte beispielsweise die stillen Einflüsse der Vererbung — ohne daß übrigens die Dichterin diesen Ausdruck jemals gebraucht oder den Begriff absichtlich erörtert. Thorson's Eigenschaften leben — immer individuell verändert — wieder auf in der Unbefangenheit, mit der sein Enkel, der Sitte ungeachtet, Maria zu sich nimmt und nachher den Verderber seines Glücks über den Haufen schießt. Ebenso lebt Goneril's über den äußeren Jammer sich erhebender Stolz in seinem der Unterordnung schlechterdings unfähigen Unabhängigkeitsbedürfniß und in der völligen Gleichgültigkeit gegen äußere Glücksgüter, des Vaters künstlerischer Sinn endlich in seiner leidenschaftlichen Anbetung der Schönheit weiter. Daneben besitzt Johannes aber auch so viel eigenes Leben, daß es hier in kurzer Analyse nicht zu erschöpfen ist. Der Grundgedanke der Dichterin ist wohl der: zu zeigen, wie eine tiefangelegte und starke Individualität sich in mannhaftem Kampfe mit schweren Geschicken und eigenen Leidenschaften, ohne unterzugehen, behauptet, ja, wie sie dabei wächst an innerem Adel, an Erkenntniß und an Kraft. Das Motto des Romans ist ein Ausspruch der heiligen Katharina von Siena: „Dem Tapferen sind glückliche und unglückliche Geschicke wie seine rechte und linke Hand; er bedient sich beider.“ Es ist merkwürdig, daß gerade eine Frau den Helden ihres Romans so rein innerlich auffassen konnte, wie es hier geschieht. Nicht einmal zum Schluß läßt sie ihn zu äußeren Ehren und zu einer sicheren Stellung in der Welt gelangen; ja, selbst auf Liebesschönheit legt sie kein besonderes Gewicht bei ihm. Nur sein Innenleben interessirt sie.

Der Gedanke: ist es denn wirklich eine Frau, die das geschrieben? hat mich überhaupt fortwährend begleitet. Alles scheint in so besonderem Maße die Eigenart des gedankentiefen, grübelnden Mannes zu tragen! Der Umfang ihres Wissens und ihrer Erfahrung ist erstaunlich — woher kennt sie z. B. den seltsamen Zauber des bis zur Leidenschaft gehenden wissenschaftlichen Arbeitens, auch wenn, oder besonders wenn es keinen praktischen Zweck im Auge hat? Noch mehr aber tritt das Männliche ihrer Denkart darin hervor, daß die Reflexion einen so hervorragenden Raum einnimmt. Sehr häufig erscheinen Situationen und Handlungen eigentlich nur als die Unterlage für die Entwicklung von Weltanschauungen. Stets bewegen wir uns auf den Höhen des Denkens und treten immer an die Geschehnisse mit den letzten großen Räthselfragen des Daseins heran, in ruhigem Ernst, ohne jede Frivolität. Eine dunkle Schönheit lebt in dem Buche; über alle seine Theile ist eine Fülle poetischer Bilder und tiefer Gedanken ausgebreitet, einem wundervollen, goldgestickten Königsmantel in schweren sammtenen Falten ähnlich — freilich auch lastend wie dieser: es ist allerdings, um es noch einmal zu sagen, kein Buch für Jedermann.

So viel über das Werk. Nun noch ein Wort über die Dichterin. Sie braucht, scheint mir, ihr Geschick nicht anzuklagen, auch wenn für ihren „Johannes Olaf" der Erfolg ausgeblieben ist, denn ihr Leben muß reich vor Hunderttausenden gewesen sein. Die Erläuterungen zu den Briefen Wagner's zeigen, in welch einem Kreise von erlauchten Geistern sie gelebt hat; ihre Werke beweisen dazu, daß sie fähig gewesen sein muß, den höchsten Genuß von diesem Verkehr zu ziehen, daß sie ihnen allen ebenbürtig war. Welche Menschen müssen das damals am Zürichsee gewesen sein! Sie wandeln wie mit Feuerflügeln, über dem Alltäglichen dahin.

Dem Leser wird nicht entgangen sein, daß auch etwas von der freien moralischen Anschauungsweise dieses Kreises in der Verfasserin lebt. Wie z. B. Wagner in seinem Verhältniß zu Cosima zunächst gegen bürgerliche Moralitätsparagraphen verstößt, ohne daß die Freunde daran allzu großes Aergerniß zu nehmen scheinen, so spricht auch aus dem „Johannes Olaf" öfters eine fast antike Unbefangenheit gegenüber solchen Gesetzen. Die Verfasserin verachtet sie nicht etwa, noch spielt sie mit ihnen; sie sind ihr nur kein Dogma, sie ist frei auch ihnen gegenüber. Und gerade darum kommen sie bei ihr zu ihrem höchsten Recht. Ich erinnere, um ein Beispiel hierfür zu geben, noch einmal an den Abschluß des ganzen Werkes. Beide Liebende entsagen, nicht weil § 1 der Moral so und so lautet, sondern weil sie den tiefen Sinn dieses Paragraphen selbst erfassen und ihn billigen müssen. Wollten sie das sogenannte „Recht der Leidenschaft" verwirklichen, so würden sie in selbstischem Interesse einen Feuerbrand in den ehrlich verdienten Frieden vieler guter Menschen werfen und deshalb daran schließlich selbst zu Grunde gehen. So erkennen wir zuletzt, daß die Grundlagen der bürgerlichen Moral doch nicht ohne wahre, innere Berechtigung und Heiligkeit sind, und es erfaßt uns die Ahnung, daß auf ihnen die Existenzmöglichkeit von Volk und Cultur beruht.

Dr. Georg Wegener.

Der Satan des Buddhismus.

[Nachdruck untersagt.]

Mara und Buddha. Von Ernst Windisch. Aus den Abhandlungen der königlich sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften. Leipzig, S. Hirzel. 1895.

Die Gestalt des Mara, mit der sich Windisch in diesem schönen Buche beschäftigt, nimmt in den Legenden des Buddhismus den Platz ein, an welchem für den christlichen Glauben Satan steht: gegenüber dem Buddha, dem höchsten Heilbringer, ist Mara der übermenschlich gewaltige Feind des Heils, der Zerstörer und Verderber.

Die religiösen Urkundenmassen des alten Indien lassen mit der ihnen eigenen Vollständigkeit und Durchsichtigkeit erkennen, wie eine solche Verkörperung des Gegensatzes von Gut und Böse den ältesten Glaubensformen fremd ist und fremd sein muß, wie sie sich dann im Laufe einer langsamen Entwicklung immer schärfer ausprägt. Der Glaube des Rigveda, wenn er auch in jene uralte Periode der religiösen Entwicklung, welche man die vorethische nennen kann, nicht mehr direct hinein reicht, steht ihr doch noch nahe. Ueberwiegend gnädig und gut, sind die vedischen Götter doch weit entfernt davon, über Bosheit und Tücke erhaben zu sein. So ist Rudra auf der einen Seite der gnadenreiche Erbarmer und Spender von Heilung, auf der anderen zugleich der furchtbar wilde Verderber, „des Himmels rother Eber", der Sender von Seuche und Tod. Die Vertiefung des inneren Lebens, die fortschreitende Ethisirung der Religion muß immer mächtiger auf die Aufhebung dieser alten Unentschiedenheit, auf die Sonderung der positiven und der negativen unter den großen Daseinsmächten hinwirken. Und wie aus den Mächten

des Guten, des Heils sich schließlich — in Indien wie anderwärts — eine Wesenheit — sei sie persönlich oder unpersönlich — immer beherrschender heraushebt, die als erste oder als einzige das höchste Heil, ja alles Heil in sich verkörpert, so kann es kaum anders sein, als daß, früher oder später, auch auf der Gegenseite ein in seiner Art höchstes Wesen erscheint, dem größten Guten gegenüber ein größter Böser oder ein größtes Böses. Dieses Wesen wird in seiner näheren Ausgestaltung natürlich ganz von jenem Guten, dessen negatives Gegenbild es ist, abhängig sein. Für den Buddhismus liegt der beherrschende Mittelpunkt auf der positiven Seite in der Person des Buddha, welcher das allem Dasein anhaftende Verhängniß des Leidens und Todes durchschaut und überwindet, den Ausweg aus diesem Dasein für sich und für seine Jünger findet. So wird hier auf der negativen Seite die persönliche Verkörperung eben jenes Verhängnisses erscheinen müssen, die in die Gestalt eines dämonischen Wesens gekleidete Macht des Todes, oder auch die Macht jenes Daseinsdurstes, welcher den Menschen in die dem Tode anheim gegebene Welt kettet, ihn als ein Glied dieser Welt dem Leiden und Tode unterwirft. Nach der „Erlösung vom Tode" suchte in dem Zeitalter, von dem uns die altbuddhistischen Texte ein Bild geben, der geistlich strebende Asket. Als Buddha den ersten Jüngern die von ihm erschaute Lehre verkündet, hebt seine Predigt an: „Thut euer Ohr auf, ihr Mönche, die Erlösung vom Tode ist gefunden." So begreift es sich, daß der Name des bösen Feindes, welcher diese Erlösung bekämpft, eben „Tod" ist; dies die Wortbedeutung des Namens Mara. Das abstracte Weltgesetz oder Weltverhängniß schafft sich hier seine körperliche Gestalt, mit welcher bekleidet es den Schauplatz des Daseins Buddha's und seiner Gemeinde beschreitet und dem Streben jener geistlichen Männer auf Schritt und Tritt Hindernisse oder Versuchungen entgegenstellt. Wenn hiermit — in wesentlicher Uebereinstimmung mit den lichtvollen Ausführungen Windisch's — der entscheidende Grundzug der Conception des Mara ausgedrückt ist, so darf natürlich nicht übersehen werden, daß an diesen Grundzug sich weiter hinzukommende Züge der mannigfaltigsten Herkunft, den verschiedensten Gegenden von Mythus oder Folklore entstammend, unvermeidlich ansetzen mußten. So mußte der Antagonismus von Buddha und Mara mythische Züge heranführen, die dem uralten Mythus von dem gewaltigen Götterkampf des Gewitters, dem Siege des Gewitterers über den das Wolkennaß gefangen haltenden Dämon entstammten. Die Tücken, welche Mara gegen Buddha und dessen fromme Jünger verübt, mußten sich dem Treiben der Kobolde und Unholde des Volksaberglaubens anähnlichen, die unsichtbar oder in Mißgestalten aller Art die Leute mit ihrer Bosheit verfolgen. Und so nimmt die Figur Mara's ein eigenthümliches Doppelgesicht an: das eine trägt Züge, aus welchen tiefsinnige, durch Weltweiten reichende Gedanken herausblicken; dem anderen ist der Stempel platter, thörichter, possenhafter und durchaus in das Kindische verfallender Phantasterei aufgeprägt: das Eine beständig mit dem Anderen wechselnd und in das Andere übergehend — eine Vereinigung, die typisch genannt werden darf, und ohne deren Verständniß recht viel vom Wesen des indischen und insonderheit des buddhistischen Geistes unverstanden bleibt.

In größter Reichhaltigkeit sammelt, bearbeitet, übersetzt Windisch die wichtigeren der Texte, welche von Mara und seinen Angriffen auf Buddha und die Heiligen erzählen. Unter ihnen steht voran eines jener alten Gedichte, wie sie von den Mönchsbrüdern in ihrem andächtigen Beisammensein Nachts oder in der Morgenfrühe vor dem täglichen Almosengang zur Erbauung und auch zur Unterhaltung vorgetragen zu werden pflegten — man kann sagen eines jener wenig umfangreichen geistlichen Heldenlieder, wie deren eine Anzahl der Entstehung der längeren, zusammenhängenden Erzählung von Buddha's Leben, des großen Buddha-Epos, vorangegangen ist. Das Gedicht erzählt, wie Buddha — oder genauer der Asket, welcher bald als Erringer der erlösenden Erkenntniß zum Buddha werden soll — am Ufer des Flusses Neranjara sitzt, in Sinnen versunken, dem höchsten Heil nach-

trachtend. An ihn tritt Mara heran, freundliche Worte sprechend: „Mager bist du; schlecht ist dein Aussehen; der Tod ist dir nahe. Tausend Theile von dir gehören dem Tode; nur in einem Theile ist Leben. Für den Lebenden ist Leben das Beste; so lange du lebst, wirst du Gutes thun. Wenn du heiligen Wandel führst, wenn du im Feuer Opfer bringst, sammelst du dir viel gute Werke; was soll all' dein Ringen?" So sucht er den Kämpfer, dessen Sehnen über alles Dasein hinausdringt, in irdischem Leben und Wesen, in den niederen Regionen des Trachtens nach guten Werken festzuhalten. Aber Jener bleibt unbewegt: „Pfui über das Leben hienieden! Besser ist mir im Kampfe der Tod, als wenn ich besiegt weiter lebte. Dein Heer, das alle Welten sammt den Göttern nicht bezwingen, werde ich durch Weisheit zerstören, wie man ein ungebranntes Irdengefäß mit einem Stein zerschlägt . . . Von Reich zu Reich werde ich ziehen, viele Jünger unterweisend. Die werden unentwegt um die Vollendung ringend, die Thäter meines Wortes, dir zum Trotz dorthin gehen, wo alles Leiden ein Ende hat." Da sieht Mara, daß seine Versuchungen vergeblich sind. „Wie eine Krähe, die gegen einen Felsen angeflogen ist, lassen wir von Gautama[1]) ab." „Schmerz überwältigte ihn (Mara); aus dem Arme sank ihm die Laute. Da verschwand der Dämon betrübt von selbiger Stätte." Dies die einfache, alte Form der Legende. Man möchte sie die classische nennen im Vergleich mit derjenigen, welche die wüste Phantasie späterer Zeitalter geschaffen hat: der Geschichte von dem Kampf Buddha's gegen Mara und die zahllosen Heerscharen der Teufel, mit Blitz und Donner, mit Stürmen, welche die Berggipfel spalten, Regengüssen von Steinen und heißer Asche, dazu Versuchungen durch die Töchter Mara's, die sich in Hunderte von berückend schönen Mädchen und Frauen verwandeln und, mit Tanz und Gesang sich verhüllend und enthüllend, alle Verlockungskunst gegen ihn üben. Aber wir dürfen bei den verschiedenen Gestalten dieser Erzählung hier nicht länger verweilen und müssen nur, auch hierin Windisch folgend, auf die augenfällige Analogie hinweisen, in welcher die buddhistische Erzählung mit der neutestamentlichen Versuchungsgeschichte steht. Hier wie dort zieht sich der Welterlöser, ehe er sein großes Werk beginnt, in die Einsamkeit zurück. Buddha sitzt abgemagert und dem Erschöpfungstode nahe am Ufer der Neranjara; Jesus fastet in der Wüste. Jenen versucht Mara, diesen der Satan, um ihn von der Erlöserlaufbahn abtrünnig zu machen. Hier wie dort werden alle Versuchungen schmählich zu Nichte. Die offenbare Vergleichbarkeit der beiden Geschichten ist geltend gemacht worden[2]), um die Abhängigkeit der Evangelien von der buddhistischen Legendenliteratur wahrscheinlich zu machen. Ich glaube, daß Windisch durchaus das Richtige trifft, wenn er derartige Folgerungen ablehnt. Dieselben würden die Annahme verlangen, daß die Buddhalegende bereits im ersten Jahrhundert nach Christus bis Syrien und Palästina gekommen wäre. Davon wissen wir nichts, und wir haben Anlaß, es für ganz unwahrscheinlich zu halten. Die nicht wegzuleugnende Aehnlichkeit der christlichen und der buddhistischen Erzählung ist anders aufzufassen. „Wir haben oben gesehen," sagt Windisch (S. 219), „welchen tiefen Sinn die Maralegende hat und wie sie aus der Lehre Buddha's heraus erwachsen ist. Ebenso hängt die Versuchungsgeschichte in den Evangelien eng mit Christi Auftreten und mit seiner Erlösungslehre zusammen; sie bedarf für ihr Verständniß nicht der Annahme, daß sie nach einem indischen Vorbilde entstanden sei. Die Versuchungsgeschichte in den Evangelien und die Maralegende dürfen nur als parallele Erscheinungen aufgefaßt werden. So angesehen, sind sie für die vergleichende Religionsgeschichte, für die Geschichte der Formen, die der religiöse Gedanke annimmt, von großer Wichtigkeit."

[1]) Dies ist der weltliche Name des künftigen Buddha.

[2]) Namentlich von R. Seydel, Das Evangelium von Jesu in seinen Verhältnissen zu Buddha-Sage und Buddha-Lehre (1882), S. 156 ff.

Unter den sonstigen sehr zahlreichen Marageschichten, die durch die buddhistischen Texte verstreut sind, begnüge ich mich, hier nur noch eine von Windisch (S. 161 ff.) sorgfältig behandelte zu erwähnen, in welcher wir übrigens, wie es scheint, vielmehr das Product der besonders glaubenseifrigen Erzählerlust irgend eines einzelnen geistlichen Bruders als einen Bestandtheil des allgemein angenommenen Glaubens zu sehen haben. Man kam nämlich auf den erbaulichen Einfall, zur größeren Verherrlichung der Lehre Buddha's schließlich den Teufel selbst bekehrt werden zu lassen. Freilich schrieb man — wohl aus Achtung vor der Tradition, die von dergleichen nichts wußte — diesen Erfolg nicht Buddha selbst, sondern dem Upagupta zu, einem Heiligen, den man hundert Jahre nach dem Tode des Meisters auftreten ließ. Nach mancherlei theilweise wenig geschmackvollen Mirakeln, in denen der Heilige seine Macht und Herrlichkeit bewiesen, wurde Mara bekehrt und verkündete in eigener Person unter Glockenklang: „Wer von euch nach Himmelswonne und nach der Erlösung verlangt, der soll von Upagupta dem Aeltesten die Heilslehre hören!" Kein Wunder, daß einem solchen Ruf die ganze Stadt folgte. —

Darf ich schließlich auf einen Punkt hindeuten, an welchem mir in den so reichhaltigen Ausführungen Windisch's eine Lücke geblieben zu sein scheint — eine Lücke allerdings, welche insonderheit dem in Deutschland Arbeitenden leichter aufzuweisen als auszufüllen ist — so möchte ich die Berücksichtigung der Rolle vermissen, welche Mara in der buddhistischen Sculptur und Malerei spielt. Vor Allem die große Versuchungsscene hat die bildende Kunst vielfach beschäftigt, aber auch das den Buddha angreifende Heer Mara's und überhaupt Mara als der das ganze Leben des Erlösers begleitende Feind, welcher beständig auf eine Gelegenheit zum Schadenthun lauert. Insonderheit für das kunstgeschichtlich so merkwürdige Gebiet der auf griechischen Einflüssen beruhenden alten Sculpturen des Gandharalandes (im Nordwesten der indischen Halbinsel, am Kabulfluß) erlaubt jetzt die schöne Darstellung Grünwedel's[1]) den Einblick wenigstens in einen Theil der Materialien: gewiß nur ein Anfang dessen, was die Forschung hier zu erstreben haben wird, aber ein Anfang, an dem auch der Religionshistoriker nicht vorüber gehen sollte.

H. Oldenberg.

---

[1]) Buddhistische Kunst in Indien (Handbücher der königl. Museen zu Berlin). 1893.

30. **Richard Wagner.** Von Houston Stewart Chamberlain. München, Verlagsanstalt für Kunst und Wissenschaft (vorm. Friedrich Bruckmann). 1895.

Dies Buch gehört seiner Ausstattung nach in die Gattung der sogenannten Prachtwerke. Druck und Papier sind musterhaft, die verschwenderisch ausgetheilten Illustrationen von künstlerischer Vollendung. An Porträts von R. Wagner finden wir nicht weniger als sechzehn aus den verschiedensten Lebensperioden, davon zehn als Vollbilder, die übrigen in den Text gedruckt. Um sie herum gruppiren sich die Porträts von Wagner's Eltern und nächsten Angehörigen, sowie von den Personen, die in seinem Leben eine wichtige Rolle gespielt haben, oder denen sein Lebenswerk die größte Förderung verdankt. Dazu kommen dann noch rein malerische Beigaben: Heliogravüren nach Bildern von Heudrich zu Wagner's Tondramen, tiefsinnige Kopfstücke und Titelzeichnungen von G. Frenz und Anderes mehr. Wenn man nun bei der Lectüre von Prachtwerken öfter die Wahrnehmung machen kann, daß der Text augenscheinlich nur um der Illustrationen willen da ist, und daß man mit der Betrachtung der Abbildungen das Beste des Buches genossen hat, so ist hier glücklicherweise das Gegentheil der Fall. Chamberlain's Darstellung von Wagner's Persönlichkeit ist eine so hervorragende Leistung, wie sie bisher die Wagner-Literatur noch kaum aufzuweisen hat. Der Verfasser hat sich mit Wagner's Anschauungen vollständig durchtränkt, es hat ihn „nur das eine Bestreben geleitet, Wagner von innen zu erblicken, ihn und die Welt so darzustellen, wie er beide sah." Dabei kommt ihm denn ganz von selbst jener „parteiische Enthusiasmus", den Goethe bei der Besprechung von Werken und Handlungen fordert. Und die warme und klare Sprache überträgt diesen Enthusiasmus auch auf den Leser, der, mag er noch so widerwillig sein, in den Bann von Wagner's gewaltiger Natur geräth und festgehalten wird. Es geht ein großer Zug durch das Buch; das Charakteristische und Bedeutende wird immer scharf herausgehoben, das Kleinliche, Unwesentliche tritt in den Schatten. Diese Art, eine große, künstlerische Erscheinung auch groß und als ein Ganzes anzusehen, macht Chamberlain's Werk so sympathisch. Gewiß lassen sich auch Einwände gegen mancherlei Einzelheiten, wie gegen die ganze Technik der Darstellung erheben; aber das ist bei einer Arbeit von so ausgeprägt subjectivem Charakter beinahe selbstverständlich. Ihr Werth wird dadurch nicht beeinträchtigt. Das Buch ist stark genug, um einige Fehler tragen zu können. Jedem Freunde — und auch jedem Feinde — der Wagner'schen Kunst sei es dringlich empfohlen: der Eine wird Belehrung daraus schöpfen, selbst wenn er die Musikdramen und die Schriften des Bayreuther Meisters aufs Genaueste kennt, und der Andere wird, wenn das Glück gut ist, aus einem Saulus vielleicht zum Paulus werden.

31. **William Shakespeare.** Von Georg Brandes. Paris und Leipzig, Albert Langen. 1896.

Bei seinen Anfängen haben wir das nun glücklich zu Ende geführte Werk hier begrüßt. Bevor die Kritik über dasselbe in die Hände von Fachgenossen übergeht, sei noch ein Wort anerkennenden Dankes den Dilettanten gestattet. Es hält, was es versprach. Ohne auf die Selbständigkeit des eigenen künstlerischen und wissenschaftlichen Urtheils zu verzichten, hat sich der Verfasser das Beste angeeignet, was die Shakespeare-Kritik, vornehmlich in England und Deutschland, geleistet hat, und bei rein sprachlichen Untersuchungen den Engländern den Vorrang gelassen. Aus dem nunmehr in annähernd chronologischer Ordnung festgestellten Lebenswerk des Dichters hat der Verfasser den Lebensgang desselben aufzuklären und zum Verständniß zu bringen gesucht. Es gereicht ihm zum Lob, daß er, wo aller Scharfsinn nicht ausreicht, die Grenze seines Wissens zieht und das Uebrige „dem Occultismus und seinen mit der Geisterwelt verkehrenden Adepten" überläßt. Ihn selbst hat die Anschauungsweise der Modernen doch wohl einmal etwas zu stark beeinflußt. Den dritten Theil seines Werkes, der Shakespeare während der letzten Lebensjahre Elisabeth's und unter der Regierung Jakob's I. zum Gegenstand hat, leiten die Worte ein: „Verstimmt — verstimmt. Verstimmt ist das Instrument, auf dem so viele lustige, ergreifende, muntere, liebesbrünstige, klagende und zürnende Melodien erklungen waren, verstimmt ist das Gemüth, das so rein empfunden, so gesund gedacht u. s. w." Worauf der Besprechung von „Troilus und Cressida", „Coriolanus", „Timon von Athen" die Worte folgen: „Es sind die Träume eines verheerten Gemüthes, die er uns schließlich bietet, ein reiches, aber nicht langwieriges Traumspiel, das im Ganzen vier bis fünf Jahre dauert." — „Troilus", durch die Treulosigkeit einer Frau zur weltverachtenden Satire geschärft, „Coriolanus", unter dem Druck des Schmerzes nach dem Verlust der Mutter entstanden? Mag sein. Allein für einen Geist, wie dieser, bedurfte es subjectiver Gründe nicht, um dem Mysterium des Lebens bis auf den tiefsten, schmerzlichen Grund zu schauen. Was gibt es Traurigeres als Gloucester's Ausruf: „As flies to wanton boys are we to the Gods — They kill us for their sport." Und doch, wer ist ergebener als er? Er zieht die Summe seines Lebens und rechtet mit den Göttern nicht. Neben „Lear", neben „Hamlet" sinkt „Troilus", an der Grenze der Komödie, zum ironischen Spiel herab. Von einem „verheerten Gemüth" hat sein Dichter nichts gewußt. Dowden behält Recht, wenn er, von Shakespeare sprechend, sagt: „His highest self pronounced in favour of sanity." Einen harmonischeren, gesünderen Genius hat die Welt niemals gesehen. Was in „Coriolanus" ausgesprochen sich findet, hat Brandes um so richtiger erkannt. Gleichzeitig mit seinem Werk über Shakespeare schrieb der Engländer F. S. Boas das seinige („Shakspere and his Predecessors"). Shake-

speare, sagt er, kann nicht, streng genommen, als Demokrat bezeichnet werden. Wahrhaftig nicht, denn sein Werk, und nicht etwa nur „Coriolanus“, „überströmt von Verachtung gegen den gemeinen Mann, gegen das Volk als den großen Haufen, gegen die Dummheit und Unbeständigkeit der Unwissenden, die Feigheit und Undankbarkeit der Sklavenseelen, die Niedrigkeit ihrer Führer“ (Brandes, S. 794; zu vergl. S. 372, 424, 669, 778, 782, 788). Der Inbegriff der Horde, „die nicht herrschen kann und nicht gehorchen will“, das ist Shakespeare's Auffassung der Vielherrschaft. Es ist einsichtig und muthig von seinem jüngsten Biographen, ihm diese Meinung zu lassen.

βλ. **Lectures littéraires.** Pages Choisies des Grands Ecrivains. Gustave Flaubert. Par G. Lanson. Paris, Armand Colin et Cie.

In der Auswahl mustergültiger, den Schriften Flaubert's entlehnter Prosa gebührt den Stellen aus „Madame Bovary“ begreiflicherweise der Vorrang. Anschaulicher, lebendiger und formvollendeter hat der Dichter kein anderes seiner Werke gestaltet. Wenn er auch in Bezug auf sprachliche Meisterschaft auf der Höhe dieser ersten Leistung blieb, so entsprach kein anderer Stoff mehr in so natürlicher Weise den Anforderungen des satirischen Talentes, das nichts so sehr als die bürgerliche Mittelmäßigkeit des Provinzlebens haßte, aus welchem Flaubert kam, und dessen banalen Unverstand er noch einmal in „Bouvard et Pécuchet“ mit so unerbittlichem Spott verfolgt hat. Der Herausgeber dieser Chrestomathie, Professor G. Lanson, hat sich als Biograph Bossuet's in der Ausgabe populärer Classiker einen Namen gemacht. Auch diesmal gibt er in einer Notiz über Flaubert manches Neue über diesen „Galeerensträfling des Schriftthums“. Wir wußten, daß er sich an den Griechen und Römern schulte, Hegel, Kant, besonders aber Spinoza, später Schopenhauer und Herbert Spencer studirte, „Don Quichotte“ vergötterte, Shakespeare bewundernd anstaunte, Goethe ablehnte und Dante nicht verstand. Charakteristischer ist es, daß er, im Gegensatz zu seinen Freunden, den Naturalisten, mit dem gefeierten Stendhal nichts anzufangen wußte. Er schätzte Balzac, liebte in George Sand die Persönlichkeit, nicht die Kunst, verwarf Fénelon und Lamartine und brandmarkte Béranger, Delavigne, Thiers und Augier als die Schriftsteller des „Bourgeois“. Er feierte Leconte de Lisle, Taine, Renan, Gautier, Michelet, Tourguenew, Tolstoï, und grüßte in Daudet, Zola, in seinem Schüler Maupassant, verwandte Talente. Als Künstler suchte er sein Ideal in einer Literatur, deren kritisch-historischer Inhalt in ästhetischer Schönheit sich auflösen sollte. Im Dienste dieses Ideals ist Flaubert, wie der Soldat bei der Fahne, als Märtyrer seines künstlerischen Gedankens gefallen.

ρr. **W. W. Wereschagin.** Lebenserinnerungen. Meine Jugendjahre. Autorisirte Uebersetzung. Herausgegeben und mit einer Einleitung versehen von Eugen Zabel. Berlin, Siegfried Cronbach. 1895.

Es ist interessant, aus diesen Memoiren, welche seine Jugendjahre umfassen, den Entwicklungsgang des russischen Malers kennen zu lernen, der gerade jetzt wieder eine neue Ausstellung seiner Bilder in die Welt schickt. Diese Sammlung, die sich gegenwärtig in Moskau befindet, wird bald auch nach Berlin und Wien, London und Paris wandern. Auf eigenthümlich entlegenen und verschlungenen Pfaden, wie aus den „Lebenserinnerungen“ hervorgeht, hat sich das Talent des Malers entfaltet, dessen fortschreitende Reife und Vielseitigkeit durch die neue Ausstellung bestätigt wird. Diese zerfällt nach dem Charakter der dargestellten Gegenstände in drei Sectionen. In der ersten schildert der Maler den russischen Feldzug: den Brand des Kreml, Napoleon I. und seine Marschälle, die große Armee; in der zweiten gibt er Porträts oder richtiger Typen russischer Gesellschaftsclassen, indem er den Edelmann, den Bürger, den Bauern gewissermaßen symbolisch darstellt; die dritte enthält Landschaftsbilder aus Nordrußland, alte Dorfkirchen an den Ufern der Dwina, die der Maler auf einer Wasserreise bis nach Archangelsk hinauf nach der Natur copirt hat. Das zeichnerische Talent verrieth sich bei dem Knaben keineswegs sehr früh — hauptsächlich in Folge des späten Beginns des Zeichenunterrichts. Bis zum zehnten Jahre blieb Wereschagin im elterlichen Hause im Nowgorod'schen Gouvernement, wo er 1842 geboren war; dann trat er in das Petersburger Marinecorps ein, dem er fast zehn Jahre hindurch angehörte. Seine durchgehends in kindlichem, häufig sogar in kindischem Stile geschriebenen Memoiren verweilen mit Vorliebe bei Nebensächlichem, aber der Verfasser vermag uns doch im ersten Theil das patriarchalische Landleben, die breite Natur des Russen, seine Gutmüthigkeit, Sorglosigkeit und Verschwendungssucht zu schildern, wie er im zweiten Theil ein anschauliches und mit eingehenden Charakteristiken seiner Lehrer reichlich versehenes Bild des Lebens im Petersburger Marinecorps entwirft. Den zarten Knaben stießen die Sitten und Gewohnheiten seiner Kameraden ab; das Leben im Corps verhält sich nach Wereschagin's Meinung zu dem Leben daheim wie eine sumpfige, überschwemmte Wiese zu einem reinen Quell. Indeß gewann er bei dem unvollkommenen, nach veralteter Methode ertheilten und besonders auf vielseitige Gedächtnißbelastung angelegten Unterricht mancherlei Anregung. Seine künstlerische Befähigung gab sich durch überraschend schnelle Fortschritte im Zeichnen kund, und in einer Fortsetzung der vorliegenden „Lebenserinnerungen“ will der Maler über die weiteren Jahre nach beendeter Schulzeit, und nachdem er seinen wahren Lebensberuf erkannt hatte, berichten.

βλ. **Napoleon I. in Wort und Bild.** Mit circa 500 Textillustrationen, Carricaturen und Autographen &c. Von Armand Dayot, übertragen von O. Marschall v. Bieberstein. Leipzig, H. Schmidt & C. Günther. 1896.

Dieses Werk gibt nicht nur in reichhaltigster Fülle alle zeitgenössischen Abbildungen Napoleon's, sondern auch alle zu seiner Verherrlichung entstandenen Bilder, bis herab zu recht

mangelhaften Terracotten und Einrichtungsgegenständen, wie z. B. „Napoleon als Thermometer“, das Werthvollste neben dem Unbedeutendsten. Leider ist die chronologische Ordnung nur im Inhaltsverzeichniß eingehalten. Wie käme sonst die Reproduction des Bildes von Gros, „Napoleon, das Schlachtfeld von Eylau durchreitend“, in die zweite Lieferung? Oder Napoleon's Todtenmaske in die sechzehnte von 36 Lieferungen! Der Text ist, wohl ganz mit Recht, anekdotisch gehalten, und als solcher sehr unterhaltend zu lesen, die Wiedergabe der Kunstwerke eine höchst ungleichwerthige. Am schlimmsten kommen die großen Gemälde dabei weg, die oft bis zur Unkenntlichkeit entstellt sind. Der Vorzug in dieser Beziehung gebührt Roger Peyre's: „Napoléon I. et son temps“, aber der Preis des letzteren Werkes ist fast doppelt so hoch wie der des vorliegenden reichhaltigeren Werkes von Dayot in der vom deutschen Uebersetzer fleißig und gut besorgten Uebertragung. Die Hochfluth der Literatur, die um Napoleon's Geschichte emporsteigt, erhöht den Werth des hier Gebotenen. Ein Werk Dayot's über die revolutionäre Epoche liegt ebenfalls bereits in den ersten Lieferungen vor.

γ. **Journal du maréchal de Castellane** (1804-1862). Paris, Plon, Nourrit et Cie. 1895.

Der Marschall von Castellane, Sohn eines napoleonischen Präfecten und 1804 ins Heer aufgenommen, hat ein Tagebuch von nicht weniger als 56 Bänden hinterlassen, das nun von seiner Tochter, der Gräfin Beaulaincourt-Marles, der Oeffentlichkeit übergeben wird; es liegen zunächst zwei Bände vor, von denen der erste die Zeit von 1804—1823, der zweite die Jahre 1823 - 1831 umfaßt. Wir haben es mit lauter Erzeugnissen des Augenblicks zu thun; hierin liegt der Werth dieser Aufzeichnungen, aber auch ihre schwache Seite, weil öfters — und wie könnte es anders sein? — den Schilderungen die Perspective fehlt, welche erst die Beobachtung aus größerer Entfernung gewähren kann. Castellane war ein vorzüglicher Soldat, dessen Erziehungskunst so groß war, daß man im Krimkrieg und in Italien die Divisionen, die er in Lyon geschult hatte, durch ihre Tüchtigkeit sofort von den andern unterscheiden konnte: es ist bezeichnend, daß er seinen Officieren das Tragen bürgerlicher Kleider untersagte, das andere Generale ohne Bedenken gestatteten. Unter Napoleon hat er in Spanien, dann in Rußland und Deutschland gefochten; dem Kaiser trat er namentlich im Feldzuge von 1812 sehr nahe. Von Einzelheiten erwähnen wir, daß 1809, während der französischen Besetzung Wiens, „von zehn Frauen, denen wir begegneten, neun de moyenne vertu waren“ — es ist unnöthig, etwas dazu zu bemerken. Wenn bezüglich des Todes von Lannes zwei Lesarten existiren, nach deren einer der bei Aspern tödtlich verwundete Marschall Napoleon im Sterben gar nicht fahren lassen wollte, während er ihm nach der zweiten heftige Vorwürfe wegen seiner antirepublikanischen Laufbahn gemacht hätte, so sagt Castellane S. 56 selbst, daß er über den Hergang verschiedene Berichte gehört habe: „tant il est difficile de savoir la vérité“, aber er erwähnt dann doch nur den einen Bericht, daß der Kaiser einige Thränen vergossen und Lannes ihm mit den Worten: „Sire, vous perdez votre meilleur ami“ die Hand um den Hals gelegt habe. Wie sehr 1812 die Mannszucht schon auf dem Marsch nach Moskau gelockert war, sieht man aus S. 144: die Soldaten stahlen den Officieren, wenn sie andern Regimentern angehörten, den Wein aus der Stube, aber, sagt Castellane, „quand on ne fait pas de distribution, il est impossible d'empêcher les soldats de piller.“ Ueber Marschall Ney urtheilt er S. 408: „Er hatte keinen Charakter, aber im Feuer wuchsen seine Fähigkeiten. Da war er ein ganz anderer Mensch; die Gefahr verlieh ihm Geist; im heftigsten Kugelregen war er geradezu erhaben.“ Der zweite Band enthält ein sehr eingehendes Gemälde der Restaurationszeit: weil Castellane die Gelegenheit hatte, die Hauptpersonen alle gründlich kennen zu lernen, so ist dieser Band noch werthvoller als der erste; er liefert eine Masse interessanter Anekdoten und Charakterzüge von Männern und Frauen aus allen Theilen der vornehmen Welt und der höheren Gesellschaft des damaligen Paris. Wir notiren nur einen Brief des Herzogs von Wellington (S. 357), in dem dieser sich Ende Juni 1830 gegen das Gerede verwahrt, als ob er dem Herzog von Polignac seine Unterstützung gewähre: es sei überhaupt nicht seine Art, sich in die inneren Angelegenheiten anderer Länder zu mischen: „Ich betrachte die Ereignisse; dann beurtheile ich sie im Interesse meines eigenen Landes.“

δ. **Philosophie und Erkenntnißtheorie.** Von Dr. Ludwig Busse, Privatdocent der Philosophie an der Universität Marburg. Leipzig, S. Hirzel. 1894.

Ein geistvolles Buch, das eine hervorragende Begabung für Abstraction und subtile Unterscheidungen verräth. Besonders werthvoll sind die Ausführungen des ersten Theiles, die in ungemein scharfsinniger Weise das Verhältniß der Philosophie zur Erkenntnißtheorie behandeln, die verschiedenen skeptisch-kritischen Standpunkte selbst einer eingehenden Kritik unterziehen, den Skepticismus mit seinen eigenen Waffen schlagen und das gute Recht der Metaphysik ihm und speciell auch dem Transscendental-Idealismus der Kant'schen Vernunftkritik gegenüber in ebenso gewandter wie größtentheils glücklicher Weise vertheidigen. Der zweite Theil enthält die Grundlegung der eigenen philosophischen Anschauungen des Verfassers, die Grundzüge seines dogmatisch-philosophischen Systems. Auch wer hier in wesentlichen Punkten den Ausführungen Busse's nicht beipflichten kann, wird sich durch die Klarheit derselben angezogen und energisch zum Selbstdenken angeregt finden und das Buch nicht ohne vielfache Förderung aus der Hand legen. Zum Schluß sei noch bemerkt, daß die Polemik des Autors bei aller Schärfe und Entschiedenheit eine rein sachliche ist und alle persönlichen Anzüglichkeiten streng vermeidet — ein Vorzug, der in unsern Tagen besonders hervorgehoben zu werden verdient.

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 20. August zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Achleitner. — Grenzerleut'. Bilder aus den Alpen von Arthur Achleitner. Berlin, Verein für freies Schriftthum. 1896.

Allgemeines Künstler-Lexikon. — Leben und Werke der berühmtesten bildenden Künstler. Dritte umgearbeitete und bis auf die neueste Zeit ergänzte Auflage. Herausgegeben von Hans Wolfgang Singer. Vierter Halbband. Frankfurt a. M., Rütten & Loening. 1896.

D'Arbois de Jubainville. — Deux manières d'écrire l'histoire. Par H. D'Arbois de Jubainville. Paris, Librairie Bouillon. 1896.

Berlin und seine Eisenbahnen (1846—1896). Herausgegeben im Auftrage des königlich preussischen Ministers der öffentlichen Arbeiten. Zwei Bände. Berlin, Julius Springer. 1896.

Brandies. — Absonderliche Geschichten. Von Bechtold Brandies. Leipzig, Robert Friese. Separat-Conto. 1896.

Brennende Tagesfragen. — I. Für oder wider das Duell? Von Arnold Fischer. Rostock, C. J. E. Volckmann. 1896.

Croissant-Rust. — Der standhafte Zinnsoldat. Drama von Anna Croissant-Rust. Berlin, Schuster & Loeffler. 1896.

Dougall. — Der Zeitgeist. Von L. Dougall. Autorisirte Uebersetzung von Maria Baumann. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht. 1896.

Duimchen. — Die Kunst. Novellen und Skizzen von Theodor Duimchen. Leipzig, Robert Friese. Sep.-Cto. 1896.

Ertl. — Liebesmärchen. Von Emil Ertl. Zweite Auflage. Leipzig, A. G. Liebeskind. 1896.

Freiherr von Stumm-Halberg und die evangelischen Geistlichen im Saargebiet. Ein Beitrag zur Zeitgeschichte, herausgegeben im Auftrage der Saarbrücker evangelischen Pfarrkonferenz. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht. 1896.

Gerling. — Florian Geyer. Drama in fünf Akten von Wilhelm Gerling. Leipzig, Ernst Wiest Nachf. 1896

Grosse. — Die Formen der Familie und die Formen der Wirthschaft. Von Ernst Grosse. Freiburg i. Br. und Leipzig, J. C. B. Mohr. 1896.

Habenicht. — Grundriss einer exacten Schöpfungsgeschichte. Von Hermann Habenicht. Wien, A. Hartleben.

Jacobowski. — Anne-Marie. Ein Berliner Idyll von Ludwig Jacobowski. Berlin, S. Schottlaender. 1896.

Jahn. — Aus Deutschlands großen Tagen. Erlebnisse eines 24ers im deutsch-französischen Kriege. Eine Jubelgabe von Dr. Hermann Jahn. Zweiter Band. Braunschweig, Albert Limbach. 1896.

Jiolani. — Merkwürdige Leute. Lebensbilder und Skizzen von Eugen Jiolani. Leipzig, Robert Friese. Separat-Conto.

Keidel. — Romance and other studies by George C. Keidel. Number two: a manual of aesopic fable literature. First fascicule. Baltimore, the Friedenwald company. 1896.

Kobell. — Marie Alphonse. Erzählung aus der modernen Gesellschaft. Von Luise von Kobell. München, C. H. Beck. 1896.

Koetsveld. — Skizzen aus dem Pfarrhause in Mastland. Ernstes und Heiteres aus dem Leben eines niederländischen Dorfpfarrers. Von C. E. von Koetsveld. Aus dem Holländischen übersetzt von Pfarrer O. Kohlschmidt. Leipzig, Friedrich Jansa. 1896.

Kretzer. — Die Blinde. Maler Ulrich. Novellen von Max Kretzer. Zweite Auflage. Dresden, Leipzig, Wien, E. Pierson. 1897.

Langmann. — Ein junger Mann von 1895 und andere Novellen von Philipp Langmann. Leipzig, Robert Friese. Separat-Conto.

von der Larpe. — Dora. Novelle von Karus von der Larpe. Dresden, Leipzig und Wien, E. Pierson. 1896.

Lasswitz. — Gustav Theodor Fechner. Von Kurd Lasswitz. Stuttgart, Friedrich Frommann. 1896.

Lippmann. — Die Frau im Communaldienst. Vortrag von Frau Lippmann. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht. 1896.

Masson-Forestier. — Remords d'avocat. Par Masson-Forestier. Paris, Armand Colin et Cie. 1896.

Meyer's Reisebücher. — Rheinlande. Von Ferdinand Hey'l. Achte Auflage. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. 1896.

Müller. — Nordische Alterthumskunde. Nach Funden und Denkmälern aus Dänemark und Schleswig von Sophus Müller. Dritte und vierte Lieferung. Strassburg, Karl J. Trübner. 1896.

Muth. — Deutsche Dichtung in Oesterreich von den Ausklängen der Romantik bis zum Durchdringen des Realismus. Lose Skizzen von Richard von Muth. Wiener Neustadt, Anton Folk. 1896.

Nicolai. — Opfer. Roman von K. E. Nicolai. Leipzig, Rob. Friese. Separat-Conto. 1896.

Ott. — Das Kriegs-Etappenwesen des Deutschen Reiches nebst den Nebenfactoren: militärisches Eisenbahnwesen, Feldtelegraphie, Feldpost und der Organisation der freiwilligen Krankenpflege im Kriege, dargestellt von Adolf Ott. München, C. H. Beck. 1896.

Prinzhorn. — Lieder und Balladen von Robert Burns. Nebst einer Auswahl der Gedichte. Herausgegeben von Wilhelmine Prinzhorn. Halle a. S., Otto Hendel.

Regenhardt. — Die deutschen Mundarten. Auserlesenes aus den Werken der besten Dichter alter und neuer Zeit, herausgegeben von C. Regenhardt. Niederdeutsch. Berlin, C. Regenhardt.

Reinecke. — Die Beethoven'schen Clavier-Sonaten. Briefe an eine Freundin von Prof. Dr. Carl Reinecke. Leipzig, Gebrüder Reinecke.

Renneberg. — Gedichte von Theodor Renneberg. Zweite Auflage. Teutschenthal in Mannsfeld, Selbstverlag. 1896.

Riezler. — Geschichte der Hexenprozesse in Bayern. Im Lichte der allgemeinen Entwicklung dargestellt von Sigmund Riezler. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 1896.

Rückert. — Friedrich Rückert's Werke. Bis zur 12. Lieferung. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf.

Schäfer. — Jakob und Esau. Drama von Wilhelm Schäfer. Berlin, Schuster & Loeffler. 1896.

Schenck. — Viktor Rydberg. Eine biographische Skizze von Ottilie Schenck. Marburg, N. G. Elwert. 1896.

Schillers Werke. — Herausgegeben von Ludwig Bellermann. Kritisch durchgesehene und erläuterte Ausgabe. Sechster Band. Leipzig und Wien, Bibliog. Institut.

Schlossar. — Nikolaus Lenau's Briefe an Emilie von Reinbeck und deren Gatten Georg von Reinbeck 1832 bis 1844 nebst Emilie von Reinbeck's Aufzeichnungen über Lenau's Erkrankung 1844—1846, nach den großentheils ungedruckten Originalen herausgegeben von Dr. Anton Schlossar. Stuttgart, Adolf Bonz & Co. 1896.

Schmarsow. — Zur Frage nach dem Malerischen. Sein Grundbegriff und seine Entwicklung von August Schmarsow. Leipzig, S. Hirzel. 1896.

Schmidt. — Deutschlands koloniale Helden und Pioniere der Cultur im schwarzen Continent. Von Rochus Schmidt. Zweiter Band. Braunschweig, Albert Limbach. 1896.

Schönthan. — Edi und Fredi. Episoden aus dem Leben zweier Musterknaben von Paul von Schönthan. Dresden, Leipzig, Wien, E. Pierson. 1896.

Schubart. — Die Glocken im Herzogthum Anhalt. Von Friedrich Winfried Schubart. Mit dreihundert Abbildungen, gezeichnet von W. Peters. Dessau, Paul Baumann. 1896.

Schwerdtfeger. — Die Heimath der Homanen (Indogermanen). II. Von F. Schwerdtfeger. Cruttinen, Selbstverlag des Verfassers. 1896.

Török. — Neue Klänge. Von Prof. Arpad von Török. Budapest. 1896

Tschiedel. — Aus der italienischen Sagen- und Märchenwelt. Von Dr. Johannes Tschiedel. Hamburg, Verlagsanstalt u. Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter). 1896.

Unold. — Grundlegung für eine moderne praktisch-ethische Lebensanschauung. (Nationale u. ideale Sittenlehre.) Von Dr. Johannes Unold. Leipzig, S. Hirzel. 1896.

Vogt. — La vie d'un homme. Carl Vogt. Par William Vogt. Stuttgart, Erwin Nägele. 1896.

Volksbote. — Ein gemeinnütziger Volks-Kalender auf das Jahr 1897. 60. reich illustrirter Jahrgang. Oldenburg und Leipzig, Schulzesche Hofbuchhandlung, A. Schwartz.

Verlag von **Gebrüder Paetel** in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: Dr. **Walter Paetow** in Berlin-Friedenau.

Deutsche Rundschau.

Herausgegeben

von

Julius Rodenberg.

Zweiundzwanzigster Jahrgang. Heft 12. — September 1896. —

Berlin.

Verlag von Gebrüder Paetel.

(Elwin Paetel.)

Amsterdam, Seyffardt'sche Buchhandlung. — **Athen**, C. Beck. — **Basel**, Georg & Co. Louis Jenke's Buchhandlung. — **Boston**, Carl Schoenhof. — **Budapest**, C. Grill's Hofbuchhandlung. — Friedr. Kilian's königl. ung. Univ.-Buchhandlung. — **Buenos-Aires**, Jacobsen Libreria. — **Bukarest**, Sotschek & Co. — **Chicago**, Koelling & Klappenbach. — **Christiania**, Cammermeyers boghandel. — **Cincinnati**, The A. E. Wilde Co. — **Dorpat**, Theodor Hoppe. E. J. Karow's Univ.-Buchh. — **Kapstadt**, Herm. Michaelis. — **Konstantinopel**, Otto Keil. — **Kopenhagen**, Andr. Fred. Hoest & Sohn, Hofbuchh. Wilh. Prior's Hofbuchh. — **Liverpool**, Charles Scholl. — **London**, Dulau & Co. D. Nutt. A. Siegle. Paul (Kegan). Trench, Trübner & Co., Limited. Williams & Norgate. — **Luzern**, Doleschal's Buchhandlung. — **Lyon**, H. Georg. — **Mailand**, Ulrico Hoepli, Hofbuchhandlung. — **Montevideo**, L. Jacobsen & Co. — **Moskau**, J. Deubner. Alexander Lang. Gutthoff'sche Buchhandlung. — **Neapel**, Heinrich Detken, Hofbuchhandlung. — F. Furchheim. — **New-York**, Gustav E. Stechert. E. Steiger & Co. B. Westermann & Co. S. Zickel. — **Odessa**, Emil Berndt's Buchhandlung. — **Paris**, G. Fischbacher. Haar & Steinert. F. Vieweg. — **Petersburg**, Aug. Deubner. Carl Ricker. H. Schmitzdorff's Hofbuchhdlg. — **Philadelphia**, E. Schaefer & Koradi. — **Pisa**, Ulrico Hoepli's Filiale. — **Porto-Alegre**, A. Mazeron. — **Reval**, Kluge & Ströhm. Ferdinand Wassermann. — **Riga**, J. Deubner. N. Kymmel's Buchhandlung. — **Rio de Janeiro**, Laemmert & Co. — **Rom**, Loescher & Co., Hofbuchh. — **Rotterdam**, W. J. van Hengel. — **San Francisco**, Fr. Wilh. Barkhaus. — **Santiago**, Carlos Brandt. — **Stockholm**, Samson & Wallin. — **Tanunda** (Süd-Austral.), F. Basedow. — **Tiflis**, G. Baerenstamm Wwe. — **Valparaiso**, C. F. Niemeyer. — **Warschau**, E. Wende & Co. — **Wien**, Wilh. Braumüller & Sohn, Hof- & Univ.-Buchh. Wilh. Frick, Hofbuchh. Manz'sche k. k. Hofverlags- & Univ.-Buchh. — **Yokohama**, H. Ahrens & Co. Nachf. — **Zürich**, C. M. Ebell. — Meyer & Zeller. — Albert Müller (Nachf. von Orell Füßli & Co. Sortiment).

Deutsche Rundschau.

Herausgegeben von Julius Rodenberg. — Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin.

Erscheint in Monatsheften von 10 Bogen = 160 Seiten gr. 8° am Ersten eines jeden Monats; der Eintritt in das Abonnement kann mit jedem Hefte erfolgen.

Abonnements-Aufträge übernehmen sämmtliche Buchhandlungen des In- und Auslandes, sowie jedes Postamt und die unterzeichnete Expedition.

Probe-Hefte sendet jede Buchhandlung zur Ansicht; dieselben sind auch gegen Einsendung von 20 Pfennig in Briefmarken gratis von der Expedition zu erhalten.

Insertions-Aufträge werden von den bekannten Annoncen-Expeditionen zum Originalpreise, sowie von der unterzeichneten Expedition entgegengenommen.

Abonnementspreis:

Vierteljährlich 6 Mark.
(Preisliste des Kaiserlichen Postzeitungsamtes pro 1896 Nr. 1786.)
Von der Expedition direkt unter Kreuzband bezogen:
Vierteljährlich 6 Mark 60 Pfennig in Deutschland und Oesterreich-Ungarn, im Weltpostverein 7 Mark 20 Pfennig.

Insertionspreis:

40 Pfennig für die 3-gespaltene Nonpareille-Zeile.

1/12 Seite	. . . .	10 Mark.
1/8 „	. . . .	18 „
1/4 „	. . . .	25 „
1/3 „	. . . .	34 „
1/2 „	. . . .	50 „
1 „	. . . .	80 „

Die Expedition der „Deutschen Rundschau"
(Gebrüder Paetel)
in **Berlin** W., Lützowstraße 7.

Inhalts-Verzeichniß.

September 1896.

Seite

Dringend

wird ersucht, alle zur Besprechung in dieser Zeitschrift bestimmten Verlagswerke **nicht** an den Herausgeber persönlich oder in dessen Privatwohnung zu senden, sondern **ausschließlich und allein:**

An die Redaction der „Deutschen Rundschau",
Berlin W., Lützowstr. 7.

Eine Besprechung **unverlangt eingesandter** Bücher kann nicht gewährleistet werden, doch wird jede Neuigkeit ihrem vollen Titel nach — unter Hinzufügung der Verlagsfirma, des Verlagsortes &c. — nach Eingang in der monatlichen Bibliographie aufgeführt.

☞ **Manuscripte bitten wir nur nach vorhergegangener Anfrage einzuschicken und das Rückporto beizufügen.** ☜



Gebrüder Paetel, Berlin W.

Anfang September d. J. erscheinen in unserem Verlage:

Aus Leben und Praxis.

Ernste und heitere Erzählungen

von

Hans Blum.

Octav. Geheftet 5 Mark, elegant gebunden 6 Mark 50 Pf.

Hans Blum bietet in diesem Bande eine neue Reihe seiner allgemein geschätzten und beliebten kürzeren Erzählungen, in deren Vortrag er Meister ist. Seine Kunst, Erlebnisse aus seiner Juristenpraxis spannend und ohne sensationelle Mittelchen fortreissend darzustellen, bewährt er, wie in seinen früheren Erzählungen aus dem Rechtsleben, auch hier wieder glänzend; in der Entfaltung köstlichen Humors bei Schilderungen origineller Gestalten, denen er auf seinem Lebenswege begegnet ist, zeigt er von Neuem seine liebenswürdige Gabe, Menschen und Dingen ihre komische Seite abzugewinnen. Immer bricht persönliches Erlebniss in diesen Erzählungen durch, und sie gewinnen dadurch einen unmittelbaren Reiz von Frische und Ungezwungenheit, der ihre Lectüre wahrhaft erquickend macht.

Aretin und sein Haus.

Roman

von

Rudolf von Gottschall.

Octav. Geheftet 5 Mark, elegant gebunden 6 Mark 50 Pf.

Mit grosser Meisterschaft rollt Rudolf von Gottschall in seinem neuen Romane Lebensschicksale aus der Zeit der italienischen Renaissance auf. Das Kunst- und Gesellschaftsleben der Tage Karl's V. und Tizian's, in denen ein Dichter vom Range Pietro Aretin's der gefeierte Liebling des Hofes und des Volkes werden konnte, wird in seinem bunt schillernden Glanze überaus reizvoll geschildert, und mit geschickter Steigerung werden von ihm die leidenschaftlichen Kämpfe reiner, poetischer Naturen abgehoben und zu tragischem Ende geführt. Der Roman weckt, zumal einzelne Kapitel aus ihm in feine Beziehung zu gegenwärtiger Zeit und ihren Kunstanschauungen gesetzt sind, von Anfang bis zum Schlusse wachsendes Interesse und darf als eines der vollendetsten und abgeklärtesten Werke des berühmten Dichters gelten.

Berlin W., im August 1896.
Lützowstrasse 7.

Gebrüder Paetel.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Eben erschienen! [191]



Roman

von

Emile Zola.

3 Bände. Preis geheftet ℳ 6.—; in 2 Bände eleg. gebunden ℳ 8.—.

Fast jede Figur des neuen Buches beansprucht typische Bedeutung. jede will ein lebendiges Sinnbild sein, ein Stück Rasse, ein Kapitel Weltgeschichte. Es sind keine Menschen, es sind ganze Geschlechter, die in ihren Vertretern an uns vorüberziehen . . ."
(Neue Freie Presse, Wien.)

„. . . ein Werk, das wahrscheinlich die meisten anderen Bücher des Verfassers überleben wird . . . „Rom" ist alles in allem die beste Arbeit, die Zola geliefert hat." **(The Athenaeum, London.)**

„Rom" ist, von welchem Gesichtspunkte aus man das Werk auch betrachten mag, eine erstaunliche Leistung. **(The Graphic, London.)**

„Von allen Werken Zolas wird „Rom" sicherlich das bedeutendste bleiben." **(Mémorial de la librairie française, Paris.)**

Von **Emile Zola** sind früher in unserem Verlage erschienen:

Das Geld. Roman. 2 Bände. Preis geheftet ℳ 5.—; in 1 Band eleg. geb. ℳ 6.—.
Der Zusammenbruch. (Der Krieg von 1870/71.) Roman. 3 Bände. Preis geheftet ℳ 5.—; eleg. geb. ℳ 8.—.
Doktor Pascal. Roman. 2 Bände. Preis geheftet ℳ 5.—; in 1 Band eleg. geb. ℳ 6.—.
Nanias. Novelle. Preis geheftet ℳ 1.—; eleg. geb. ℳ 1.50.
Lourdes. Roman. 3 Bände. Preis geheftet ℳ 6.—; in 2 Bände eleg. geb. ℳ 8.—.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Vor Kurzem erschien:

Generalregister

zur

Deutschen Rundschau.

Band 41—80. (XI.—XX. Jahrgang.)

Nebst systematischer Uebersicht der Hauptartikel.

Gr. 8°. 20 Bogen. Preis geheftet 7 Mark.
In Originalband der „Deutschen Rundschau" gebunden 9 Mark.

☞ **Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen des In- und Auslandes an.** ☜

☞ **Soeben erschienen!** ☜

Georg Brandes

William Shakespeare.

Komplett in gr. 8°. 1006 Seiten.
Preis broschiert 21 Mk., gebunden 22,50 Mk.
Durch alle Buchhandlungen zu beziehen. [196]

Von

Adalbert Meinhardt

sind im Verlage von

Gebrüder Paetel, Berlin

erschienen:

Das blaue Buch.

Märchen und Skizzen.

8°. Geheftet 3 Mark. Elegant gebunden 4 Mark 50 Pf.

Inhalt: 1. Blau. — 2. Vom Wünschen. — 3. Goldspuren. — 4. Der Sternmagnet. — 5. Das Märchen vom Buche. — 6. Der allererste Weihnachtsbaum. — 7. Das Kätzchen. — 8. Die Prinzessin von Portugal. — 9. Vorfrühling. — 10. Eine Studie. — 11. Leosina. — 12. Litterarisches Märchen.

Heinz Kirchner.

Aus den Briefen einer Mutter an ihre Mutter.

8°. Geheftet 3 Mark. Elegant gebunden 4 Mark 50 Pf.

Reisenovellen.

8°. Geheftet 5 Mark.
Elegant gebunden 6 Mark 50 Pf.

Inhalt: Schloß Volia. — Der Bildhauer von Cauterets. — Frau Antje. — Regatta. — Eine Skizze vom Comersee.

Reise- und Heimaths-Novellen.

8°. Geheftet 4 Mark. Elegant gebunden 5 Mark 50 Pf.

Inhalt: 1. Eifersucht. — 2. Der Lovro. — 3. Geschichte eines Mahagonistammes. — 4. Ein Regentag.

☞ **Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- u. Auslandes.**

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin. — Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg. — Für den Inseratentheil verantwortlich: Albert Vidal in Berlin.


UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 03505 3019





[187]

Berliner Gewerbe-Ausstellung 1896.

„Spreewaldschänke“

verbunden mit dem [195]

Museum für Völkertrachten,

in idyllischer Lage am Karpfenteich, vis-à-vis von Alt-Berlin.

Dunkles Bier der Patzenhofer Brauerei, Berlin.
Helles Bier der Dortmunder Brauerei, Dortmund.



Zu haben in den meisten Conditoreien, Colonial-, Delikatess- und Droguen-geschäften. [188]

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer.“

Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit 12 Jahren erprobt. Mit **natürlichem Mineralwasser** hergestellt und dadurch von minderwerthigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftl. Brochure über Anwendung und Wirkung gratis zur Verfügung. Niederlagen in Apotheken und Mineralwasserhdlg. **Bendorf** am Rhein. **Dr. Carbach & Cie.** [192]



[189]

Special-Kuren. [199]

(Vom 1. October bis 1. Mai keine Kurtaxe.)

Oertliche gegen die Krankheitserreger gerichtete Behandlung

1) Der durch kleinste Organismen hervorgerufenen Haut-Geschwüre (**Ulcus rodens,** Lupus, Rupia, schwärender **Haut-Gummata**).

2) Vergrösserter und verhärteter Drüsen und der Gummiknoten nach eigener, nicht operativer Methode. Nähere Auskunft bezüglich der Wohnung und Verpflegung durch Sanitätsrath **Dr. Peters in Bad Elster.**

La livraison d'*août* de la **Bibliothèque universelle** contient les articles suivants: [197]

I. **Les origines d'une grande guerre. La France et la Prusse en 1870,** par M. *Edmond Rossier*.
II. **Œuvre d'amour.** Nouvelle par M. *T. Combe*. (Sixième partie.)
III. **Un prisonnier du Mahdi. Slatin Pascha,** par M. *Maurice Muret*. (Seconde et dernière partie.)
IV. **Les asiles de buveurs** par le M. Dr. *Châtelain*.
V. **L'impuissance des puissances européennes,** par M. *Ed. Tallichet*.
VI. **Le révérend Ezéchiel Crump.** Nouvelle de M. *Frank-R. Stockton*.
VII. **Chronique parisienne.**
A propos de centenaire de la *Bibliothèque universelle*. — De l'indécence en littérature. — Un début tapageur: Ernest La Jeunesse. — Un livre nouveau.
VIII. **Chronique italienne.**
A la campagne. — La *mezzadria* toscane. — Les examens et le monde universitaire. — L'enseignement religieux dans les écoles. Inaugurations.
IX. **Chronique allemande.**
L'Allemagne à l'exposition de 1900. — Le code civil voté. — Revendications et protestations des f mmes allemandes. — Ernest Curtius. — Les représentations de Bayreuth en 1896. — Un congrès international de psychologie physiologique.
X. **Chronique anglaise.**
Le beau temps. — Alpes du Caucase et de la Nouvelle-Zélande. — La nouvelle loi sur l'éducation. — *Expériences d'un critique*. — *L'atome tout-puissant*. — *Une femme de qualité*. — Mort de Mme Beecher-Stowe et de sir Augustus Harris.
XI. **Chronique russe.**
Les désordres à Saint-Pétersbourg et en province. — Nécessité de l'instruction primaire. — Le manifeste et la tolérance religieuse. — Le manifeste et l'impôt foncier. — Un parallèle entre la jeunesse de 1870 et celle de 1896. — En commémoration de la mort d'Ostrovski. — Récentes publications.
XII. **Chronique scientifique.**
La liquefaction et la solidification de l'air: méthode nouvelle. — Le splanchnomètre: mesure des dimensions des organes sur le vivant. — Huitres et fièvre typhoide. — Utilisation des forces naturelles. — Les canons en cuir. — La conservation des viandes par le froid. — Alcool et combustibles. — Tramways à gaz. — La plus grande courroie de transmission. — Théorie de la vie.
XIII. **Chronique politique.**
Température. — L'insurrection en Crète. — Crise italienne. — L'impôt en France. — Ce qui se passe en Amérique. — L'Angleterre en Afrique. — Le triple referendum en Suisse et la campagne contre la banque d'etat. — Les étatistes aux abols. — Initiative pour l'expropriation des chemins de fer. — Le boycottage de la bière. — Nécessité d'une politique nouvelle.
XIV. **Bulletin littéraire et bibliographique.**

In unserem Verlage erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Bilder aus dem Berliner Leben.

Von **Julius Rodenberg.**

Dritte wohlfeile Ausgabe.

Drei Bände. 8°. XII und 875 **Seiten.**

In 2 Bände gebunden 6 Mark.

Inhalt: Erster Band. Vorwort. I. Die letzte Pappel. — II. Sonntag vor dem Landsberger Thor. — III. In den Zelten. — IV. Die Kreuzberg-Gegend. — V. Das Werden und Wachsen unserer Stadt. — **Zweiter Band.** I. Die frühen Leute (Wintermorgen in Berlin). — II. Der Frühling in Berlin. — III. Der Norden Berlins. — IV. Im Herzen von Berlin. — **Dritter Band.** Unter den Linden.

Rodenbergs Bilder aus dem Berliner Leben sind wegen der Mannigfaltigkeit ihres Inhalts, nicht minder auch, weil sie Alt- und Neu-Berlin mit überzeugender Treue darstellen, längst eines der beliebtesten und meist geschätzten Bücher über die Reichshauptstadt. Die wohlfeile Ausgabe bildet eine Erinnerungsgabe von bleibendem Werth für alle diejenigen, die Berlin selbst durchstreift haben und nun an der Hand eines feinen Humoristen und liebenswürdigen Poeten erneute Wanderungen durch die Hauptstadt in ihrer Entwicklung während der letzten Jahrzehnte antreten wollen.

Berlin W. 35,
Lützowstr. 7.

Gebrüder Paetel.

Verlag von

Gebrüder Paetel in Berlin W.

Briefe

von

Ferdinand Gregorovius

an den

Staatssecretär

Hermann von Thile.

Herausgegeben

von

Herman von Petersdorff.

Mit einem Bildnis
von Ferdinand Gregorovius.

Gross-Octav. 17 Bogen.

Geheftet 6 Mark.
Elegant gebunden 8 Mark.

Talleyrand.

Eine Studie

von

Lady Blennerhassett,

geb. Gräfin Leyden.

Gross-Octav. 35 Bogen.

Geheftet 12 Mark.

Elegant gebunden 14 Mark.

Berlin W., im August 1896.
Lützowstr. 7.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin. — Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg. — Für den Inseratentheil verantwortlich: Albert Vidal in Berlin.



